BD. SYSTEM DER ERZIEHUNG

Friedrich Heinrich Christian Schwarz

Digitized by Google

f 06

יהוה

INSTITVTIO THEOLOGICA
AMD OVER. FVNDATA MDCCCVIII.
Ps CXIX. 160.
כדבר
הבינני
JOH XVII. 17.
ὁ λογος
ὁσος
αληθεια
ἐστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΣΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

136.105
#6 54

Digitized by Google

Erziehungslehre

von

Fr. H. Chr. Schwarz,

Doctor der Theologie und Philosophie, Großherz. Badenscher Geheimer Kirchenrath und ord. Professor der Theologie zu Heidelberg.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

System der Erziehung.

Zweite, durchaus umgearbeitete, verbesserte Auflage.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen.
1829.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Erziehung des Menschen überhaupt.

1. Ihr Begriff.

Die Geschichte der Erziehung spricht uns den Begriff derselben aus, den wir in wenigen Worten ausdrücken: Die Erziehung ist die sich entwickelnde Menschheit. Deutlicher gedacht sagen wir damit: 1) sie ist das Werk der göttlichen Vorsehung, denn es ist das Walten der ewigen Weisheit, von welchem das Menschengeschlecht Daseyn, Fortdauer und Vollendung hat; 2) sie ist die Entwickelung des Göttlichen in dem Menschen, denn der ewige Geist erschuf ihn nach seinem Ebenbilde, und darin gab er ihm sein Wesen; 3) sie ist eine aus sich selbst hervorgehende Entwickelung, denn der endliche Geist erwächst als freies Wesen, indem er seine Kraft aus dem Kleinsten des Keimes bis ins Unendliche hin entfaltet; 4) sie ist Entwickelung der Menschheit, die durch ihre Individuen hindurchgeht, in der Zeitfolge neben und nach einander, von den Eltern auf das Kind, von Generation zu Generation, von Volk auf Volk, vom Ganzen auf den Einzelnen, und von diesem wieder aufs Ganze, von der Vorwelt auf die Nachwelt bis aufs Unabsehbare hinaus, denn die Menschheit ist kein abstracter

Begriff, sie lebt in unzähligen Menschen, die nach den Gesetzen des Raumes und der Zeit und der geistigen Kraft als ein großer Organismus zu einem Ganzen zusammenwirken und sich ins Unendliche fortbewegen. Fassen wir diese Momente also bestimmt zusammen, so geben wir zum Voraus den Begriff der Erziehung: sie ist die durch ihre Individuen hindurch aus sich selbst ihr Göttliches unter Gottes Waltung entwickelnde Menschheit *).

2. Ihre Nothwendigkeit.

Auch diese ist durch die Geschichte bewiesen. Denn von Anfang sind Kinder erzogen worden und sie werden es immerfort, und überall und noch ehe man darüber denkt, ob es nöthig sey oder nicht **). Es liegt ein Naturgesetz zum Grunde, und es gebietet auch unserer

---

*) Von zwei genialen Schriftstellern setzen wir, als vorläufig, folgende Winke hierher: J. P. Fr. Richter, (Levana) „Zum Ziele der Erziehungskunst, das uns vorher klar und groß vorstehen muß, ehe wir die bestimmten Wege dazu messen, gehört die Erhebung über den Zeitgeist. Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen, denn diese thut es ohnehin unaufhörlich und gewaltsam, sondern für die Zukunft, ja oft noch wieder die nächste.“ G. Forster, (Ansichten v. Rhein): „Es ist eine leichte Kunst, Maschinen aus Menschen zu schnitzen, aber die menschliche Natur in ihrer Würde zu lassen, und Kräften, die eine höhere Hand schuf, und in die einzelnen Keime legte, zu ihrer vollkommnen Entwickelung behülflich zu seyn, anstatt ihnen Fesseln anzulegen: — das ist die große Kunst, wozu die wenigsten Erzieher Geduld, Billigkeit und Selbstverläugnung genug besitzen. Anstatt den Zögling den freien Gebrauch seiner Anlagen zu lehren, wollen sie immer nur, daß er sie nach ihrer Art gebrauchen soll. Ich behaupte sogar, daß wenn ein solches Unding, wie ein vollkommnes System möglich wäre, die Anwendung desselben bei der Pädagogik für den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andre werden müßte.“

**) Witzig und geistreich auf das Rechte hinführend fängt die Levana an Cap. 1. „Wichtigkeit der Erziehung, Cap. 2. Schulrede gegen ihren Einfluß, Cap. 3. Schulr. für denselben.“

Digitized by Google

Freiheit als Gottes Gesetz. Denn wie alles Gesetzliche Allgemeinheit und Nothwendigkeit in sich schließt, so bringt auch hier nicht nur die menschliche Natur es mit sich, daß immer das jüngere Geschlecht auf irgend eine Weise in seiner Entwickelung auferzogen wird, sondern die Vernunft macht es auch zum Gegenstande des Nachdenkens, und zur heiligen Pflicht, daß das auf die beste Weise geschehe.

1) Physisch nothwendig ist die Erziehung, denn sie macht sich von selbst. So wie das Kind geboren ist, so ist es von diesen Eltern und unter diesen Einflüssen geboren, und erwächst unter diesen Umgebungen, Anregungen, Einwirkungen u. s. w. und so wird es gerade dieser Mensch, und von andern Eltern und unter andern Umständen von Zeit, Ort, Einfluß ꝛc. ist ein anderer Mensch geworden. Auch bedarf das Kind von seiner Geburt an des Schutzes, der Nahrung, der Pflege, also wenigstens der mütterlichen Versorgung, um nur leben zu können. Wenn also auch gar nichts absichtlich geschieht, so geschieht doch viel von selbst, und schon das ist Erziehung; ja sie ist auch da, wo anscheinend gar nichts, außer der Lebenserhaltung geschieht, weil da die Vernachlässigung nur anderer Einwirkung Raum macht, wornach das Kind sich entwickelt. Dahin gehören die Beispiele von Menschen, die unter Thieren, oder ohne menschliche Gesellschaft erwachsen sind. Daß die Natur erzieht, sehen wir übrigens an allem, was sie hervorbringt. Sie treibt das Gewächs zu seiner Entfaltung unter dem Einflusse von Nahrung, Luft, Licht u. s. w. und mit organischer Aneignung dessen, was eindringt; sie *zieht* die Pflanze aus dem Keime herauf, sie zieht durch ihre verborgene Macht den Baum in die Höhe. Daher entlehnen wir auch aus dem schönen Gewächsreiche den Ausdruck *auferziehen*, um ihn für das edelste Wesen der Erde und dessen edelste Thätigkeit zu einer höheren Bedeutung zu erheben. Und so bezeichnen wir

wie das Hervorgehen der wachsenden Theile in der Pflanze, auch das Hervordringen der Kraft in dem Kinde als ein Entwickeln und Entfalten.

Und daß selbst die Natur durch etwas erzieht, das dem Bewußtseyn und der Absicht in den Erzeugern nahe kommt, beweisen die Thiere, vielleicht alle der vollkommneren Art, manche augenscheinlich. Der Singvogel läßt sich hören, und „wie die Alten sungen, zwitscherten die Jungen;" vielfach bemerkt man, wie einer seinen Gesang andern nachbildet. So kreiset der Raubvogel über dem Neste, wenn die Jungen flügge sind, damit sie ihre Flügel zum Aufschwunge versuchen. Das Thier auf der Erde führt seine Jungen, sobald sie können, heraus, geht, läuft, springt ihnen vor, lehrt sie spielend etwas erhaschen, läßt sie ihre Nahrung suchen und finden. Selbst der Löwe scheint nur unter den Löwen sein rechtes Gebrülle zu lernen, wie man aus dem schwächeren der im Behälter aufgezogenen schließen will. Noch mehr beweiset die sogenannte Thiersprache ein absichtliches Wirken der Thiere in ihrer Art auf einander, wornach sie sich gegenseitig bestimmen und also auch ihre Kräfte entwickeln und üben. So erzieht schon die Natur durch Trieb und dunkles Bewußtseyn; und so ein Mensch den andern, die Eltern nothwendig das Kind.

Aber in dem Menschen erzieht auch die Freiheit, die Vernunft, die Pflicht, und das nach einer höheren Nothwendigkeit. Die Natur führt ihn zum Bewußt- und Freiwerden, und hiermit gewinnt er Willkühr, Absicht, zweckmäßige Thätigkeit. Der blinde Trieb der Kindheit verwandelt sich in Selbstbewußtseyn, und unter der Einwirkung vernünftiger Wesen zum Gebrauche der Vernunft, zur Besonnenheit, zum Denken, Erkennen, Fühlen, Wollen, Handeln. Und so wird jeder nur unter Menschen Mensch. Aber er wird es nur in dem Grade vollkommner, als er von solchen umgeben ist, die gebildeter sind, und ihn vernünftiger erziehen, wenn auch

Digitized by Google

noch nicht gerade mit absichtlichem, doch mit eindringendem Einflusse. Weil nun das die Bestimmung eines jeden einzelnen Menschen ist, daß er zur möglichsten Vollkommenheit, zur Gottähnlichkeit gelange, und weil dieses nur unter der erziehenden Einwirkung von andern geschehen kann, weil es ferner die Bestimmung der Eltern ist, in ihrem Kinde ein Kind Gottes zu warten, zu pflegen, zu bilden, und so ihren Naturtrieb zu vergeistigen, und in eine vernünftige Befolgung des göttlichen Willens zu verklären, und weil endlich jeder Mensch in seinem Einflusse auf den andern selbst seine Gottähnlichkeit beweisen soll, dieses aber nicht besser als durch die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu derselben Bestimmung geschehen kann: so erkennen wir es als Gottes heiligen Willen, daß das Kind erzogen, als eine Erhebung des Naturgesetzes in das Freiheitsgesetz, daß die Jugend zur vernünftigen Bildung entwickelt, als eine große Pflicht der Menschheit gegen sich selbst, daß sie von Geschlechte zu Geschlechte im Ganzen und Einzelnen durch Einsicht und Absicht zu ihrer Vollkommenheit durch sich selbst angeregt und angeleitet werde. So liegt uns denn die moralische, oder geheiligte Nothwendigkeit der Erziehung unbezweifelt vor. Wer nach weiteren Beweisen fragt, mag sich nur die Begriffe Bestimmung, Menschheit, Gottes Gesetz deutlich machen, und wer dann noch jene Nothwendigkeit nicht anerkennt, müßte folgerichtig auch die Idee der Gottähnlichkeit aufgeben. Bis weiter hinauf geht hier nicht unsere Lehre; wir setzen also diese Idee voraus, und den in derselben begründeten Glauben, auch an die Möglichkeit der Erziehung. Diese spricht sich ohnehin auch in unserer inneren, wie in der gesammten äußeren Erfahrung aus, welche durch die uns vorliegende Aufgabe, so Gott will, vermehrt und bestätigt werden soll.

Hiernach zeigt sich, wie den Menschen die Natur und die Freiheit erzieht, indem jene in diese ein- und

übergeht, wie sich also unser vorläufiger Begriff der Erziehung erklärt, als die durch sich selbst in ihren Individuen sich entwickelnde Menschheit, die nämlich so zur Vernunft, Freiheit, Gottähnlichkeit, und das durch Gottes Geist gelangt, und hierin zur höchsten Bildung eben recht frei und recht aus sich selbst, aus ihrem wahren Wesen zu ihrer unendlichen Würde fortschreitet *).

3. Ihre Verschiedenheit.

Sobald man zu dem Nachdenken gekommen ist, um für einen gewissen Zweck den jungen Menschen zu erziehen, so sucht man auch die Mittel, welche die dienlichsten seyn möchten, und es wird ein absichtliches Geschäft. Werden Zweck und Mittel folgerichtig für die Erziehung durchdacht, so ergiebt sich ein eignes Verfahren in derselben. Es lassen sich hiernach mehrere Erziehungsarten auffinden, welche sich hauptsächlich nach dem Erziehungszwecke bestimmen. Um nicht ins Unendliche zu gehen, erwähnen wir nur die folgerichtigen, und unter diesen diejenigen, welche etwas bewirken wollen, das aus dem Menschenleben hervorgeht. Sie lassen sich am einfachsten classificiren, wenn wir vorerst die einseitigen von den allseitigen abtrennen, und so dann weiter nach einem in den Natur liegenden Theilungsgrunde. Die einseitigen suchen entweder das Einzelne,

*) Kant, Pädag. v. Anf. „Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß.“ J. P. Fr. Richter, Lev. Vorr. „Ueber die Erziehung schreiben, heißt beinahe über alles auf einmal schreiben. — Alle Kräfte, womit die Völker arbeiten und glänzen, waren früher als Keime unter der Hand des Erziehers dagewesen.“ — Kant, Anthropol. (S. 321; auch Pädag. S. 22 fg.) setzt das Erziehen in Cultiviren, Civilisiren, Moralisiren, und erinnert, daß der, welcher erziehen soll, immer selbst noch der Erziehung bedürfe, daß also immer Abweichungen und Einlenkungen in diesem Geschäfte statt finden.

das Individuum, oder das Allgemeine, die Erziehungsweise für Mehrere, wo nicht für Alle. Jene theilen sich hiernach weiter ab, ob man das Kind zum Zwecke an sich macht, oder zum Mittel für etwas anders; diese sind verschieden je nach dem Ziele, das man mehr oder weniger allgemein dem heranwachsenden Geschlechte vorsteckt. Wir könnten auch nur geradezu die Geschichte befragen, doch ziemt es sich den Ueberblick so zu ordnen, daß uns kein System von einiger Bedeutung entgehe; und bei näherer Betrachtung finden sich eben auch nicht sehr viele.

I. Die einseitigen Erziehungsweisen.

A. Für den einzelnen Zögling.

a) Das Kind wird als Mittel behandelt.

Diese Weise der Erziehung hat schon den Namen Abrichtung, und hiermit ihr Urtheil erhalten. Der Mensch wird da wie ein Thier angesehen, und wie der Hund dressirt. Allerdings kann der Zweck, so verwerflich er auch ist, vollständig erreicht werden, eben darum, weil er auf etwas Einzelnes losgeht, und diesem alle Kraft des Kindes aufopfert. Daher lassen sich auch hier Regeln geben, wie für die Hunde-, Pferde-, Falken-Abrichtung, wie für die Blumisterei, das Baumbeschneiden ꝛc., die so sicher sind, wie alles, was sich auf richtige Naturbeobachtung gründet; und das gemeine Volk weiß dieses recht gut, gleichsam instinctmäßig zu treffen. Denn da wird doch der Knabe und das Mädchen so geschickt zugerichtet, wie es keine höhere Erziehung vermag; nicht nur zu den Hausarbeiten, sondern auch zu allerlei Thun und Treiben, zum Schwatzen, Betteln, Lügen, Stehlen u. s. w., und wir dürfen nicht blos an die Sparta-

nischen Knaben denken, welche das diebische Erschnappen und Verheimlichen als Nationaltugend erlernten *), sondern auch an die heutige Jugend insbesondere in großen Städten, wo Lug und Betrug doch als Laster anerkannt sind **). Die Pagenerziehung, deren wir bei den Persern und Römern gedachten ***), war gerade nicht besser, wenn gleich scheinbarer, und auch sie erscheint uns in jetziger Zeit unter verfeinerten Formen. Kommen die Abrichter zu deutlichen Grundsätzen, so wissen sie ihre Kunst so zu lehren, daß es nicht fehlen kann, z. B. gebt dem Kinde nichts zu essen, gebt ihm Schläge, bis es seinen Dienst geleistet, dann gebt ihm etwas für seine Gaumen- oder sonst Sinnenlust †), bis es euch alles recht macht; oder sucht sein Talent zu der Sache zu ermuntern und zu üben, flößt ihm Ehrgeiz ein u. dgl. m., und so fahrt mit Festigkeit fort, nach einiger Zeit wird das alles zu des Kindes Natur, und ihr werdet euch über seine Geschicklichkeit verwundern. Solche Kunstverständige lachen auch gewöhnlich über die Thorheit derer, welche besser für die Kinder zu sorgen meinen, und doch meist ihren Zweck verfehlen.

Der Bauer erzieht so seinen Knaben zum Pfluge,

---

*) Gesch. d. E. I. S. 289.

**) In London leben, nach einem Berichte des Geistlichen am Newgate-Gefängniß, an 15,000 Knaben, zwischen 8 — 12 Jahren vom Diebstahle, (also ungefähr der vierte Theil aller Knaben dieses Alters in London!) — das setzt doch eine sorgfältige Abrichtung voraus. Und erfahren wir nicht auch Aehnliches bei Bettelkindern unter uns, die so mißbraucht werden? — So ist es auch mit Kindern bei Seiltänzern u. dgl. herumziehenden Leuten, welche oft sogar gestohlen sind.

***) Gesch. d. E. I. unter jenen Völkern.

†) Man möchte hier auch das Beispiel des unglücklichen Heinrichs IV. des Deutschen Kais. anführen, den zuerst der Erzbisch. von Cölln durch Härte, dann der Erzb. von Bremen durch Sinnlichkeitsdienst zurichtete. So wurde der junge Dion (Corn. Nep. Dion 4.) verdorben. Aber wie viel giebt es der feineren Beispiele!

der Schuster zum Leisten, der Schreiber zur Feder, und so geht es bis in die höheren Stände hinauf*), wo es den Eltern nur darum zu thun ist, daß ihnen die Kinder nützen, dem Vater der Knabe zum Handdienste, der Mutter das Mädchen zum Hausdienste. Das ist die gemeinste Erziehungsweise, und man wird vergeblich dagegen predigen oder schreiben, so lange sie in das ganze Leben verflochten bleibt. Wie es z. B. bei den alten Aegyptern war, hatte sie wenigstens nicht diesen Widerspruch mit unsern edleren Grundsätzen.

b) — als Zweck.

Wer etwas mehr auf sein Kind hält, will doch, daß etwas aus ihm werde; er will ihm wohl. Nun kommt es darauf an, was er für dessen Bestes hält, ob ein Wohlleben, oder gutes Fortkommen in der Gesellschaft, oder Trefflichkeit. So giebt es da dreierlei Erziehungsweisen, die nicht zu rechnen, wo man sie vermischt und alles haben will, aber darum nichts recht erreicht.

1) „Ich lasse mein Kind seiner Jugend froh werden, sie ist ja die Rosenzeit des Lebens, und vor allem sie werde nicht verloren. Ich sorge nur dafür, daß es keinen Schaden nimmt, gebe ihm die nöthige Gewöhnung und Anweisung, daß es an Leib und Seele gesund bleibe, und denke darauf, wie ich ihm Vermögen erwerbe oder eine Lage verschaffe, in welcher es einst nach seinem Vergnügen leben kann. Mögen Andere sich abmühen mit allerlei Ideen für ihre Kinder, und diese quälen mit vielem Lehren und Moralisiren; das alles hilft doch nichts und ich fahre so am besten mit meiner Erziehung.“ Das ist die Sprache, die freilich nicht gerade laut wird, aber in der Art, wie die Kinder der Reichen und Vornehmen meist behandelt werden, sich genugsam äußert. Tritt da

*) I. S. 136. 150.

etwa ein Hauslehrer ein, so hat er mit jedem Tage neue Ursache sich zu betrüben, da er doch irgend etwas Besseres aus den Kindern bilden möchte, und da seine Vorstellungen vielleicht gut, aber mit stillem Lächeln aufgenommen, nicht aber befolgt werden, denn die Eltern wissen zu gut, was sie wollen, und die Kinder lassen sich das zu gern gefallen *).

2) Eltern, Vormünder, und wer nur Kinder zu versorgen hat, also auch die Vorsteher von Waisenhäusern u. dgl., haben nichts angelegentlicheres zu thun, als daß die Söhne und Töchter in der Welt ein gutes Fortkommen finden, oder, wie man sagen pflegt, ihr Glück machen. Was will man auch anders? Die Schriftsteller haben ihre hochfliegenden Ideen, und so träumen sich die, welche ihnen folgen, eine Welt, wie sie nicht ist, und ihre Kinder, die sie darnach erziehen, machen sie nur unglücklich. Gescheidte Leute denken anders und fangen es klüger an; sie gewöhnen ihr Kind für die Menschen, wie sie nun einmal sind, und lehren sie den Forderungen, welche das Leben an sie macht, so entsprechen, daß sie in alle Verhältnisse, in welche sie eintreten, und die man ihnen so gut wie möglich verschafft, auch gut einpassen, und also eine Harmonie in der menschlichen Gesellschaft gewinnen, welche vernünftiger ist, als jene schwärmerische einer längst verschollenen Zeit der Pythagoräer und Andrer. Jeder Mensch lebt in seiner

*) Doch lasse man nicht das Gute unbeachtet, welches in dem Frohsinne des Kindes besser zu gedeihen pflegt als in dem entgegengesetzten Klima. „Und was ist Wärme für das Menschenküchlein? Freudigkeit. — Sollen sie etwas anders haben? Einen traurigen Mann erduld' ich, aber kein trauriges Kind. — Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüste geführt würde; oder seht einen Schmetterling nach dem Ausreißen seiner Vierflügel kriechen als Raupe: so fühlt ihr, was ich meine. — — Heiterkeit ist zugleich Boden und Blume der Tugend, und ihr Kranz. — Die lieben Kinder sollen ihr Paradies bewohnen ꝛc." Levana.

Zeit, und man kann ihm und seiner Umgebung keine größere Wohlthat beweisen, als wenn man ihn dafür erzieht, daß er darin unangefochten, bequem, glücklich zu leben wisse *).

Diese Denkart erfährt man insbesondere in der Classe der Gebildeten, höheren oder niederen Standes; es ist die der civilisirten Cultur. Darum können auch Lehrer und Erzieher darauf rechnen, daß sie mit derselben überall am ersten ihr Glück machen. Sie erscheint übrigens in vielfachen Formen, bald gemeiner, bald vornehmer, wie sie sich nach der Verschiedenheit der Lebensweise, der Nationen, der Verfassungen, der Stände u. s. w. gestaltet. Man möchte sie wohl als die dermalige Europäische Erziehungsweise bezeichnen. Die pädagogischen Schriften der neueren Zeit sind auch meist darauf berechnet, und selbst solche, die einen höheren Gesichtspunkt haben, werden von dem größeren Publicum doch meist für jene Zwecke benutzt, welches auch darum, weil sie mehr enthalten als das Gewöhnliche, recht gut geschehen kann.

3) Wer aber etwas Höheres sucht, wird die Anlagen des jungen Menschen erforschen und ihn frühe genug zu der Bestimmung führen, worauf ihn dieselben hinweisen, und so wird er denselben zu seiner Trefflichkeit möglichst ausbilden. Das läßt sich auch recht gut bewirken, wenn man die Mittel verständig wählt, und beharrlich anwendet. So sehen wir Musiker, Maler, Gelehrte dieses oder jenes Faches, Sprachgeübte, Handfertige, und in diesem oder jenem geschickte Leute aus den Händen von Erziehern kommen, die auf das einfache Ziel nur ernstlich losgehen. Ja selbst solche Beispiele fehlen nicht, wo der junge Mensch wider seine Natur zu einer gewis-

*) Savoir vivre; savoir faire: darin faßt die Französische Lebenspraxis auch eine Menge von Erziehungsmaximen zusammen.

sen Vollkommenheit gebracht zu seyn scheint*). Das ist wohl im gemeinen Leben meist der Fall, wo man etwa noch jenen höheren Zweck vor Augen hat. Der Knabe muß häufig das Fach wählen, das gerade dem Vater gefällt, und worin er schon zum Voraus seinen Sohn sich hervorthun sieht; des Vaters eigene Eitelkeit ist oft dabei im Spiele, ehrenwerth ist er aber dann, wenn er dem Talente, das in ihm selbst durch ungünstige Umstände unterdrückt worden, in seinem Sohne Genüge zu leisten glaubt.

Welche Art von Vortrefflichkeit auch beabsichtigt seyn mag, so verwechsele man sie nur nicht mit jener ächten, auf welche die allseitige Erziehung alles Ernstes dringt. Der Unterschied ist, daß die einseitige nicht sowohl auf den Wink der Natur achtet, als vielmehr einer Liebhaberei dient, manchmal sogar des Kindes selbst; und, mag sie sich sogar mit dem Grundsatze beschönigen, daß es besser sey, Eins recht zu erstreben, wäre es auch nicht das Rechte, als in Vielerlei die Kraft zu zersplittern, so geht sie doch nicht auf den Grund und das Wesen der wahren Bildung ein. Auch beweiset sie sich gewöhnlich taub gegen die Erinnerungen der Lehrer. Auf jeden Fall ist es aber eine Cultivirung der edleren Art.

B. Für die Gesellschaft.

Die Erziehung erweitert sich aber auch auf eine Vielheit der jungen Leute, die sich zusammen finden, auch wohl auf das ganze heranwachsende Geschlecht, welches

---

*) Invita Minerva; vielleicht aber mehr anscheinend, indem das wirkliche Talent vielleicht von dem Zöglinge selbst aus Trägheit oder Zerstreuungssucht oder Widerspenstigkeit u. dgl. zurückgehalten worden. Das mochte wohl der Fall bei Raphael Mengs gewesen seyn, den sein Vater durch Schläge und andere solche Mittel zum Erlernen der Malerei zwang, und der ein großer Künstler wurde, welcher den Vater übertraf.

durch sie zu einer gewissen Denk- und Lebensweise gebracht werden soll. Zwar lassen sich die vorhergehenden Systeme in ihren Mitteln so ziemlich mit diesen verbinden, insofern die Einzelnen das Gemeinsame der Gesellschaft theilen, aber der Gesichtspunkt ist hier doch ganz anders, und verändert auch sehr das Verfahren. Wir haben hier weiter so abzutheilen: das Gemeinsame, wozu das Kind erzogen wird, ist entweder eine bestimmte Gesellschaft, oder es ist etwas der Menschheit an sich. Im ersteren Falle kann das Kind erzogen werden für das Haus, für den Staat, für die Kirche, oder für diese drei Vereine zugleich. Beispiele dieser Verfahrungsarten sehen wir in dem Patriarchalischen Leben, in der Nationalerziehung alter Völker, in der klösterlichen des Mittelalters, und in der späteren der Jesuitenschulen, und zwar theils für die einfachen Vereine, theils für mehrere zugleich; von letzterer Art bei den Israeliten und alten Aegyptern. Aber erst die vollendete Idee der Erziehung kann uns hierin befriedigen. Daher stellen wir weiter nicht solche Systeme auf, noch weniger die, wo man Kinder für andere beliebige Verbindungen erziehen will, welches ohnehin das Schlechte und Nichtige an der Stirne trägt und nichts anderes ist, als ein Abrichten. Was uns aber als eigenes System hierin vorsteht, ist die wahre Volks- und National-Erziehung, welche jedoch keine einseitige ist, und also in der Folge von uns genauer betrachtet werden muß.

Das Allgemeine, für welches man erziehen will, kann auch jenes der zweiten Art seyn, und hiervon haben wir jetzt zu reden. Es liegt in dem, was man in der Menschheit vorzugsweise als die dem jungen Geschlechte zukommende ansieht. Das ist nun immer eine Beziehung, in welcher dasselbe heranwachsen soll, entweder die zu Gott, insbesondere die christliche, oder zu dem menschlichen Geiste da, wo er als ideal erscheint, oder zu dem wirklichen Menschenleben, also entweder als Pietät, oder

Humanität, oder Realität; und so haben wir genau jene drei Systeme, mit welchen sich die Geschichte der neueren Zeit in ihrer ersten Periode schloß. Hier bleibt uns nur noch übrig, sie in ihrer Strenge aufzustellen, gesetzt sie wären auch nie so in der Wirklichkeit vorgekommen. Wir lassen sie nach den bekannten Benennungen folgen.

a. Das pietistische Erziehungssystem.

Das Kind gehört Gott an, bringt aber einen bösen Hang mit auf die Welt, und ist also von Gott abgewandt. Die Erziehung soll es zu ihm zurückführen. „Was heißt Kinderzucht? Eine heilige, priesterliche Methode, den Kinderseelen von ihrer Wiege an nichts anderes wissen zu lassen, als daß sie für den Heiland da sind, und ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie Ihn kennen, Ihn haben, Ihm dienen, mit Ihm umgehen, und ihr größtes Unglück, waserlei Art von Ihm getrennt zu seyn. Daher der Kinder größte Strafe die seyn muß, nicht beten, nicht singen, nicht in die Stunden gehen dürfen, und sonst nicht gestraft werden; eine Fühlung im Gemüthe haben, daß man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im äußeren Menschen, daß mans übel habe" *). Einen eigenen Willen darf der Mensch nicht haben, sondern dem göttlichen soll er sich ganz unterwerfen, also brich dem Kinde seinen Willen, er ist von Natur böse, damit der Geist Gottes ihn umschaffe, die Wiedergeburt so frühe als möglich, und der neue Mensch in ihm erstehe, der nach Gott geschaffen ist; aber wache fortwährend über den jungen Menschen, lehre ihn selbst über

*) Zinzendorf, theol. Bedenken 1742. Man kann dieses Verfahren nicht tiefer und folgerichtiger angeben; verstehe man nur z. B. das letztere, die Strafweise. — Wie dagegen die neuere und neueste Ansicht von der Unschuld des Kindes und der himmelreinen Herrlichkeit der menschlichen Natur contrastirt, wissen wir wohl. Ob man aber mit dieser Ansicht besser erzogen hat?

sich wachen, und führe ihn zur strengen Selbsterkenntniß seiner nie ganz ausgetilgten Sündhaftigkeit, zur Selbstverläugnung und zur Ergreifung der Gnade.

Eine folgerichtige Erziehung verlangt dabei äußere Einrichtungen, um von allem Zerstreuenden und den weltlichen Sinn Reizenden entfernt zu halten, um in frommer Gesellschaft der Gleichgesinnten zu leben, so auch zu lernen, und um die besondere und gemeinsame Andacht zu üben, u. s. w. A. H. Franke hatte das im Waisenhause zu Halle (Anfangs) mit psychologischer Jugendkenntniß ausgeführt, Zinzendorf in einer größeren Weise zu Herrnhuth, in dessen Anstalten aber diese Seelenkunde langehin vermißt, und in neueren Verbesserungen erst benutzt wurde. Alle diese Anstalten haben durch den Erfolg die sichere Wirksamkeit dieser Erziehungsweise dargelegt, aber auch die Nachtheile, die kaum zu vermeiden sind, bemerken lassen. Heuchelei, und nicht blos Kopfhängerei, mönchisches, linkisches Wesen, geistlicher Stolz, und Verbildung bis zur Carricatur sind die Folgen eines allzufolgerichtigen Verfahrens in der Denkart, welche aus dem völlig willenlosen Kinde ein Gotteskind zu machen wähnt *).

---

*) Schon Augustinus konnte dahin führen, indem er sagt: „die Seele hat sich im Körperlichen befangen, und begehrt oder verabscheut nur dasjenige heftig, was vermöge der Außenwelt auf sie einfließt; auch kennt sie nicht mehr ihr inneres Wesen; sie bedarf also Unterricht und Zucht.“ Wenn man dieses weiter ins Mönchische treibt, wie z. B. der edelsinnige Vincentius von Beauvais, so kommt man eben so irre, als wenn man die neuplatonischen Ansichten von dem Gefängnisse der Seele zur Grundlage der Erziehung machen wollte. Die Verbesserungen der klösterlichen Erziehung, wie wir sie z. B. von Gaert Groote rühmten, zeigen, wie man früher diese Abirrungen fühlte, und die Freigeisterei, welche auf die pietistische Schule folgte, beweiset, wie solches Extrem leicht in sein entgegengesetztes umschlägt. Nichts ist wichtiger, als eine psychologische Behandlung der Kinderseele, welches Franke besser einsah als seine Nachahmer. Denn ist es wahr, was Young

Aufs Aeußerſte getrieben, würde dieſe Erziehungsweiſe dem Kinde ſeine Natur ausziehen wollen, um ihm eine fremde einzuſetzen, ihm alſo gar keinen frohen Augenblick gönnen, denn je mehr Kampf, deſto mehr Gewinn, das Roſenlicht, das doch der Herr der Natur der Jugend zuſtrömen läßt, ihnen verfinſtern, grauſam jede ſeiner Freuden in Qual vergiften, überall nur mit Züchtigungen kommen, nie mit dem Sonnenblicke der Liebe, ihm die Erde zum Jammerthale machen, den Zögling in einen Züchtling, und alſo in einen widerſpenſtigen, ſklaviſchen, tückiſchen, bitteren, lügenhaften, gleißneriſchen Menſchen verkehren, wo es ihr nämlich gelingen ſollte, und nicht Gott es beſſer mit dem armen Kinde fügte. Hiermit legt ſich die Unnatürlichkeit dieſes Syſtems völlig vor Augen, ſein Widerſpruch mit ſeinem Zwecke.

b. Das humaniſtiſche Erziehungsſyſtem.

Die Menſchheit trägt ihr Weſen in dem Geiſte, dieſer aber hat ſeine Vollendung in den Geiſteswerken der Griechen und Römer erreicht, welche alſo auch das höchſte Bildungsmittel für uns bleiben. Dort ſind die Idealien niedergelegt, auf welche die ſpätere Zeit immerfort zurückſchauen muß, wenn ſie nicht ſinken ſoll, und wie der Künſtler bei jenen claſſiſchen Völkern ſeine ewigen Muſter findet, ſo der, welcher ſeinen Geiſt zur höchſten Stufe entwickeln will. Das kann aber nur vermittelſt der Sprache geſchehen. Ueberhaupt iſt die Sprache der

---

in ſeinen Thoughts of Night (ch. 3.) hart genug ſagt: „Gott hat allen andern Weſen außer ſich ſelbſt den ſcheußlichen Anblick erſpart, ein nacktes Menſchenherz zu ſehen;“ wie dürften ſich es Menſchen erlauben, dem Kinde in ſeiner Seele das Teufelsbild vorzuhalten? Das müßte ärger das ganze Leben verfinſtern, als ein ganzes Heer von Geſpenſtern, und doch würde es nicht zur Selbſterkenntniß, ſondern zum tiefſten Unwahrſeyn führen, alſo gerade dem böſen Feinde das Kind zuweiſen.

einzige Weg der Vernunft, und je mehr Sprachen man erlernt, desto mehr wird uns in dem Inneren aufgeschlossen*). So dient auch schon das Studium unserer Muttersprache. Denn im Sprechen prägt sich der Begriff aus, und in diesem lebt der Geist als in dem Seinigen, weßhalb das Wort sein Abbild ist, und in dem Worte eine Welt gewonnen wird. Die Sprache ist das Geheimniß der Bildung. Aber keine Sprache in der Welt kann dem Geiste einen solchen Reichthum aufschließen, als jene beiden classischen; sie führen also am sichersten und tiefsten in die Humanität ein, und ihre Erlernung ist die beste Erziehung der Jugend**).

---

*) Wie der Ostgothische König Dietrich sich naiv soll geäußert haben, da er vier Sprachen verstand, er habe vier Geister in sich. Man erzählt aber auch diese Anekdote, natürlich gebildeter, von Karl V.

**) Melanchthon, theils nach dem Geiste seiner Zeit, theils aus der damals noch neuen und großen Erfahrung der wiederhergestellten alten Literatur, nannte die humanistischen Lehrer Praeceptores Germaniae; ihm selbst gebührte dieser Ehrenname vor allen, und er hat ihn erhalten. Die Einseitigkeit trat indessen immer stärker hervor, und so entstanden die Streitigkeiten über den Vorzug der Alten und Neuen, wovon in unserer Geschichte geredet worden (Perrault. Swift.). Aus anderm Grunde hat man in neuerer Zeit gegen den Humanismus gesprochen, nämlich ausgehend von der Meinung eines Fortschreitens, welches sich von allem Alten losmachen müsse, und dahin nunmehr gekommen sey, daß die Quelle des Alterthums nicht mehr einströmen dürfe, sondern die reinere unserer aufgeklärteren Zeit, und daß jedes Volk sich aus sich selbst und aus seiner Sprache bilden müsse, wie ja die Griechen auch gethan; so sey das Nibelungenlied jetzt statt des Homers zum Schulbuche zu machen; u. dgl. m. Einige Aeußerungen von Pestalozzi gegen den Verf. dieses lassen vermuthen, daß seine Denkart dieser nahe kam. „Man solle," meinte er, „ja die Jugend die großen Menschen des Alterthums nicht blos sehen lassen, sondern machen, daß aus ihr auch solche Menschen werden, die Alten aber seyen auf ganz anderm Wege so classisch geworden, als man es in unsern Schulen treibe." So persiflirte er das Modewerden des Griech. Studiums zu Paris, (1810): „sie werden die Antiken

Wer das zum Aeußersten ausführt, hält hauptsächlich auf das Grammatische, und statt dasselbe zur Bedingung für das Philologische zu machen, wendet er es herum und macht dieses zum Mittel für jenes. „Denn," sagt er, „nur schulgerechtes Einlernen übt den Schüler zum Eindringen, und nur durch den Buchstaben, selbst im buchstäblichen Sinne, dringt er wirklich ein. Auch ist das die wahre Uebung der sittlichen Kraft*). Auf dem dornigen Wege der Grammatik erstarkt die jugendliche Seele, um den Geist der Alten zu erfassen, sonst ist und bleibt alles Spielerei oder eitler Schein. Mag denn auch immer der Knabe seine Plage fühlen, desto besser**), das Feuer stählt das Eisen; mag auch das Aemuliren und Certiren Haß erwecken, wer recht haßt, beweiset Charakter***), und darin ist mehr Gutes als in eurer Weichheit und Freundlichkeit; mag auch der Knabe in diese oder jene Unart gerathen, das geschieht auf anderem Wege auch, und er wird doch besser wie die andern, denn er lebt in dem Herrlichsten, was der menschliche Geist nur je aufgestellt hat." Wollte man entgegnen: „Also haltet ihr einen Grammatikalfehler für die größte Sünde?" so würde der steife Schulrector antworten: Rem acu tetigisti.

---

in Porzellanfigürchen zum Aufputzen verwandeln!" und er wollte nicht, daß Knaben schon zu den Classikern geführt würden. Man sieht hier unter einem gegründeten Tadel doch die Tendenz durchblicken, welche die Bildung in reiner Entwicklung des jetzigen Menschen sucht.

*) Niethammer, Streit des Philanthrop. und Human., welches Werk wir in dem vor. Th. wie billig rühmlich anführten, neigt sich doch so ziemlich auf diese Seite. Gern stimmen wir jedoch in das Urtheil der Vorr. zur 2ten Aufl. der Levana ein: „Seiner schönen Feindschaft gegen die jetzige Zeit, welche durch Naturgeschichten, Bertuchische Bilderbücher, und andre Sachregister des Auges die Lehrstuben zu Alpen macht, wo die Pflanze mager und klein, und deren Blume übergroß getrieben wird." —

**) Per aspera ad astra.

***) Exempla (hujus odii) sunt odiosa.

Daß hiermit die Einseitigkeit sich offenkundig macht, und daß sie sich auch geschichtlich in Pedantismus, in den bitteren Controversen um Lesarten u. dgl. gezeigt hat, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

c. Das philanthropistische Erziehungssystem.

Das Menschenleben ist nun einmal, wie es ist, und wir müssen uns so gut wie möglich hinein finden. Will man es durch Erziehung verbessern? — wohl! Aber dann thue man es nur auf die rechte Weise, und wolle die Welt weder mit Frömmlingen noch mit Alterthümlern bevölkern, was man doch kaum in einem Schulzimmer vermag. Die Jugend werde also für ihre Zeit und Umgebung, damit allerdings auch für eine bessere Zukunft erzogen; denn wir sind ja im raschen Fortschreiten begriffen. Vieles Wissenswürdige liegt uns schon vor, vieles wird noch in unsern Kindern reifen; sie sollen sich aufs Beste der Früchte bemächtigen, welche in dem Reichthume von Kenntnissen bereits gewonnen sind, und immer neue im Leben gewinnen, auch selbst hervorbringen lernen. Ist wirklich Böses in dem Menschen, so kann es nur im Unverstande und in der Unwissenheit liegen; die Aufklärung ist also das einzige Mittel, um überall zu bessern. Der Weg zum Herzen geht nur durch den Kopf; diesen bauet nur bei der Jugend an, und lehrt sie selbst denken, dann wird es besser werden!

Das war die Predigt in den Kirchen wie auf den Gassen seit Basedows Zeiten. Anfangs hielt man noch an einer gewissenhaften Erlernung des vorhandenen Materials, bald aber gab man einem anderen Zweige dieser Erziehungsweise das Uebergewicht. Jene wollten überall nur Sachkenntnisse, und lehrten daher diese nur recht zu vertheilen, damit der Zögling während seiner Lernzeit sie sich alle aneigne. Denn alle Kenntnisse, ohne Unterschied, sind gut, sind Wahrheiten und müssen also schon an sich

nützen; nur sie haben reellen Werth. Laßt nur die jungen Leute Realien erlernen, so viel sie nur können, so werdet ihr sie zu aufgeklärten, guten, nützlichen Menschen auf dem richtigen Wege bilden. So sprachen die meisten Erziehungslehrer jener Zeit*). Doch fühlten manche das Unabsehbare aller dieser Atome**), der sogenannten Kenntnisse, und folgerichtiger wählten sie nur die nützlichen aus, indem sie ihrer Erziehungsweise das Gemeinnützige zum Ziele steckten. „Der Erfinder des Spinnrades ist mehr werth als der Dichter der Ilias“ ***).

---

*) Das ist die durch das Campische Revisionswerk hindurch gehende Theorie; der Titel schon enthält die Anmaßung eines Obergerichts über geschlossene Akten — und das der Erziehung!

**) Trapp, Vers. einer Pädag., suchte anschaulich darzulegen, wie viel zu lernen, und wie alles in Portionen zu vertheilen sey; für die Sprachen bleibe kaum einige Zeit übrig, und jede, die der Zögling erlernen solle, sey ein Hinderniß mehr für den Unterricht und die Erziehung zum Bessern. Giebt man nur 1 Jahr für die dürftigen Anfangsgründe einer Sprache, so bedarf man, da doch etwa 6 Sprachen müssen erlernt werden, dafür schon 6 Jahre; und nimmt man die Schulzeit zu 10 Jahren an, so bleiben nur 4 J. für die Realien, und deren sind es doch so viele! Wären es auch nur 10 Fächer von Sachkenntnissen, so käme nicht einmal ½ J. auf Ein Fach; man bedenke also! Gesetzt, ihr gebt dem Sprachunterrichte wöchentlich 32 Stunden, so sind das jährlich 1600 St. und, die 6 Jahre hindurch zusammen 9600 Stunden; eine verlorne schöne Zeit in dem schönsten Lebenstheile, denn es kommt doch dabei für die Sprachen nur etwas höchst dürftiges heraus. Dagegen werden dann den so wichtigen Realien nur 640 Stunden jährlich, also wenn man sie auch den 10 Jahren zutheilt, 6400 St. vergönnt, so daß auf jede Wissenschaft wöchentlich nur 1¼ St. und im ganzen Schulverlaufe nur 64 Stunden kommen. — Diese Atomistik hatte ein Seminarlehrer in der neueren Zeit noch völlig zugespitzt, da er den Unterricht nach Portionen (in Dosen? oder Ellen?) vertheilte, auf den Tag 20, und nun rechnete, wie viel kommen auf das Jahr, die Feiertage abgezogen? Facit: 600 Portionen!

***) So Campe. Obgleich Salzmann in diese Erziehungsweise im Ganzen eingetreten war, so ist doch bei ihm alles gemil-

Noch folgerichtiger wurde diese Gemeinnützigkeit der Kenntnisse auf das leichtere und veranschaulichte Erlernen derselben, und so weiter auf die Gesetze der Seelenlehre zurückgeführt, und so kam man auf die Bildung der Seelenkraft selbst, theils als Vermögen der Anschauung, theils als Verstand. Jeder Zögling werde rein aus sich selbst entwickelt. So spricht der Pestalozzianismus. Die formale Bildung, die eigentliche negative Erziehung, ist die wahre, und gehört der Aufklärung an.

Aber noch folgerichtiger wird dieses alles, wenn man auf den tiefsten Grund des Geistes zurückgeht, also auf die Willensthätigkeit. Diese lasse man dem Kinde frei, und das vom frühesten an. Denn nur durch Freiheit kommt Freiheit. Und darin allein erwächst Sittlichkeit, Charakter, Verstand und Aufmerksamkeit, kurz alles, was eine vernünftige Erziehung bezweckt; nur dann bringt man nichts Fremdes in das Kind, nur dann entwickelt es sich rein aus sich selbst, und gewinnt sein wahres Selbst, und nur dann wird die Jugend für die Welt und die fortschreitende Aufklärung erzogen, und das als ein nach Leib und Seele gesundes und kräftiges Geschlecht *).

---

dert, und das Beste der Mangel an Consequenz dieser Einseitigkeit; sein Blick ins Leben war freier und reiner.

*) Verschiedene Systeme sind aus derselben Wurzel erwachsen, und sie bekämpfen sich selbst, in wiefern sie nicht ganz folgerichtig sind, einen Rousseau Basedow, und diesen Pestalozzi. Gegen sie alle spricht Niethammer, Streit des Philanthr. u. Hum. sehr gründlich, bald mehr gegen diese, bald mehr gegen jene Form; z. B. „Sodann, haben wir denn mit unserm Allesleruen den bösen Dämon des Pedantismus wirklich ausgetrieben, oder ist er nicht mit mehr als sieben andern bösen Geistern zurückgekehrt? Der Männer Pedantism. wurde sonst doch noch durch der Frauen unverkünsteltes Gemüth und ihren freien Sinn gemildert: aber jetzt?“ — und wie die Sucht, die Kinder recht bei Zeiten vernünftig zu machen, gerade das Entgegengesetzte bewirkt, ist trefflich entwickelt S. 279 fgg. — Die schlimmste Folge dieser Erziehungsweise zeigt sich noch in dem Widerwillen, womit die Ju-

Wirklich sieht man das alles einzeln ausgeführt, aber die abentheuerlichen oder eingebildeten, die anmaßenden, oberflächlichen, ausschweifenden Jünglinge sind genugsam als die Opfer dieses heillosen Systems erschienen. Stellen wir seinen Grundsatz nackt hin, so heißt er: die größte Sünde ist der Unverstand; je mehr der Mensch denkt und die Welt kennt, desto vortrefflicher ist er; das höchste Ziel der Bildung ist die Klugheit.

Vielleicht ist gerade dieses in unserer Zeit so ziemlich das herrschende System. In England, Frankreich, Deutschland und andern Ländern oder auch nur Städten auf gleicher Culturstufe legt es sich ziemlich laut unter der gebildeteren Classe vor, ja diese wird sogar meist hiernach so genannt. Nur ist man selten streng consequent, und wir setzen ein Gott sey Dank hinzu. Die Schärfen schleifen sich im Leben selbst ab, und in den meisten Gemüthern mildern sich die Grundsätze, schon durch das Vielfache, was auf die Erzieher selbst immerfort einströmt, und sie gewissermaßen noch erzieht. Daher neutralisirt sich so vieles in ihrer Wirksamkeit, daß man der Erziehung, nämlich dieser, mit allem Rechte eine Unmacht zuschreibt. Sie zeigt aber dagegen ihre starke, mitunter traurige Macht, in dem Grade als man ein System streng befolgt, und je niedriger dieses ist, um so gewaltiger. Wir sehen, daß diejenigen, welche Kinder dressiren, fast durchaus das erreichen, was sie wollen, schon weniger diejenigen, welche sie cultiviren,

---

gend Zurechtweisungen verachtet, wie selbst jene von einem Joh. v. Müller bei wenigen, außer seinem Bruder, Eingang gefunden: „Bescheidenheit, mein Freund, Bescheidenheit ist die schönste der Tugenden eines Jünglings; unternimm nicht zu früh diese wichtigen Dinge zu beurtheilen, traue deinen Einsichten nicht allzuviel, und sprich nie anders als mit Ehrfurcht von allem, was sich auf Religion bezieht.“ — So lasen wir vor etwa 30 Jahren in der Vorrede eines jungen angehenden Schriftstellers: „ich kenne nicht die Bescheidenheit, diese Scheintugend!“

doch gewöhnlich auch sie, noch weniger aber diejenigen, welche nach einem der drei angegebenen Systeme sie für etwas Allgemeines bilden, d. h. sie civilisiren, zwar unter diesen die Philanthropisten, vornehmlich die der neuesten egoistischen Formen noch am ersten. Aber wir bemerken auch bei etwas tieferem Blicke, daß das, worauf sie zur Erreichung ihres Zweckes am meisten rechnen können, in einem jener einseitigen Gesichtspunkte besteht.

II. Unbestimmte Erziehungsweisen.

Im gemeinen Leben nun vermischt sich alles, und es ist eine der seltensten Erscheinungen, wo man auf eine jener Verfahrungsweisen in irgend einer bestimmten Form trifft; schon selten genug in unserer abgeschliffenen Culturwelt, wenn eine etwas hervorsteht*). Was

*) Wir können das nicht besser zeigen, als mit der witzigen und wahren Schilderung der Levana (1. B. S. 55.) „Wenn man die heimliche Uneinigkeit z. B. eines gewöhnlichen Vaters als einen Studienplan und Lectionskatalog der sittlichen Ausbildung ans Licht zöge — so würde er etwa so lauten: „in der ersten Stunde muß dem Kinde reine Moral gelesen werden, von mir oder dem Hofmeister," in der 2ten: „mehr unreine od. angewandte auf eignen Nutzen," in der 3ten: „siehst du, daß es dein Vater so macht?" in der 4ten: „du bist noch klein, dieß aber schickt sich nur für Erwachsene," in der 5ten: „die Hauptsache ist, daß du einmal in der Welt fortkommst und etwas wirst im Staate," in der 6ten: „nicht das Zeitliche, sondern das Ewige bestimmt die Würde des Menschen," in der 7ten: „darum erdulde lieber Unrecht und liebe," in der 8ten: „wehre dich aber tapfer, wenn dich einer angreift," in der 9ten: „tobe nicht zu sehr lieber Junge," in der 10ten: „ein Knabe muß nicht so still sitzen," in der 11ten: „du mußt deinen Eltern mehr folgen," in der 12ten: „und dich selber erziehen." So versteckt sich der Vater durch den Stunden- und Postwechsel seiner Grundsätze die Unhaltbarkeit und Einseitigkeit derselben." — Und so sehen wir denn auch diese 12 Klimakterien des Tages, wie sie auch mögen durch einander laufen, mit dem Tode

schroff einschreitet, dringt durch, was in alles hineinrankt, wird ein Spiel der Wellen, und so ist es mit der modernen Erziehung. Es fließt alles mit dem Strome dahin. Darin sind denn auch die Einwendungen, die man gegen die Wirksamkeit der planmäßigen macht, nur allzusehr gegründet, aber das sollte uns vielmehr zu dem wahren und festen Systeme hinweisen, das in hoher Einfalt aus alter Zeit in die ganze noch werdende Menschheit fortwirkt und bleibend bildet.

Wenn man das in einer sogenannten negativen Erziehung finden wollte, welcher man die positive gegenüber stellte, so war man schon darin irre, daß man Untrennbares schied. Denn das that nur die Abstraction, und griff daher im Leben alles falsch. So wenig nämlich irgend eine Kraft blos von einer negativen Seite, d. i. in sich selbst zurückgezogen, besteht, oder von einer blos positiven Seite, d. i. nur aus sich herauswirkend, und nicht auch von außen ergriffen, und so wie die Physiker nur von zwei solchen Polen einer Kraft reden: so ist auch keine Erziehung möglich, welche durch Nichtsthun, durch Nichteinwirken auf das Kind dasselbe bilden möge, so wenig als die, welche durch Allesthun, durch ein immerfort absichtlich einströmendes Bilden das Kind gestalten will, obgleich bald dieser bald jener Pol vorherrschen mag*). Wäre jenes möglich, so würde aus dem Kinde

---

solcher Erziehung endigen. — Jenes ganze Cap. gehört hierher, da es weiter von der „so oft und schnell wechselnden Regentschaft der Halbgötter," von dem Erziehen der Kinder „zu schönen Steh-Maschinen, zu Seelen-Weckern, welche man so lange nicht auf das Rollen und Tönen stellt, als man Ruhe begehrt," von dem Abrichten zu Spinn-Rechenmaschinen ꝛc. u. dgl. bürgerlichen Brauchbarkeit mit tiefblickenden Winken redet.

*) Wir lassen auch hier die Levana das Rechte in ihren deutungsreichen Worten sagen (S. 62.): „Eine rein-negative Erziehung, wie die Rousseausche nur zu seyn scheint, widerspräche sich und der Wirklichkeit so sehr, als ein organisches Leben voll Wachs-

ein selbstständiger, von allen andern, ja von Gott und der Welt losgerissener Gigant, der seine Positivität zwischen Himmel und Erde entwickelte. Das wäre das höchste Ziel für das obige egoistische Erziehungssystem; man legt es daher der Rousseauschen Idee vorzugsweise bei, und die neueste Zeit hat sich ihm zugeneigt, obgleich auch bei edleren Pädagogen aus Opposition gegen das arge Treiben mancher positiven Erzieher *). Denn diese wollen alles in oder aus dem Zöglinge machen, ihm wo möglich ihr Ebenbild einprägen, und gelänge es ihnen, alle junge Leute zu Abdrücken ihres Modells zu formen, was würde aus der Welt werden **)? Der Herr der Natur und der Menschheit hat dafür besser gesorgt. Alles dieses Thun und Treiben ist eitel. Nur mögen diejenigen, welche die negative Erziehung anpreißen, bedenken, daß sie den positiven Theil derselben dem Zufalle, den Natur-

---

thum und Reizmittel; sogar die wenigen eingefangenen wilden Waldkinder genossen positive Erziehung von den reißenden und fliegenden Thieren um sich her. Nur der Kinder-Sarg könnte eine negative Winkel- und Fürstenschule und Schulpforte vorstellen."

*) So hat der Verf. dieses manche kennen gelernt, und auch mitunter das Gelingen ihres mehr negativen Erziehens selbst gesehen. Auch erzählte ihm einst Niemeyer ein Beispiel von einer adeligen Familie, wo man die Kinder gehen ließ, und er selbst Augenzeuge war, wie sie vor den Gästen das Fleisch vom Tische nahmen und unter dem Tische verzehrten; und es gab gute Menschen. Fast dasselbe sah der Verf. dieses, und das sogar eine Plünderung des Tisches mit Leckereien, heimlich, an fremdem Orte, und — dennoch zeichneten sich diese Kinder, nachdem sie zu gesunden und kräftigen Menschen erwachsen waren, auch als gute, rechtliche, verständige aus. Solche Erfahrungen sind das Kreuz der Erziehungslehrer, wenn man die von dem Mißrathen der Kinder, welche man nach dem durchdachtesten Plane behandelt, entgegensetzt. Aber folgt daraus das Nichtsthun? Erkenne man doch überall das Einseitige.

**) „Jeder will den andern nach seinem Ebenbilde erziehen;" rügt Göthe (Meist. Lehrjahre). Dasselbe Herder: „Nur Dreischrittseher in der Menschenkenntniß wollen Alles nach Einer Theorie, Alles nach Einer Form behandelt haben."

trieben des Kindes, so daß in der Regel da nur die Leidenschaften ihr freies Spiel treiben, und also dem bösen Principe ohne weiteres überlassen. Kommt nun doch etwas Gutes heraus, so sind sie das wahrlich am wenigsten sich selbst schuldig, es sey denn wie der Müßiggänger, der das große Loos gewinnt, sie sind es vielmehr der guten Natur ihres Kindes, sie sind es dem Glücke schuldig, und mögen es Gott verdanken. Eben so mögen es die, welche positiv alles Mögliche thun, es nicht ihrem Verdienste zuschreiben, wenn ihr Kind nicht allzufolgsam, kraftlos, ein Schwächling wird *).

Die Unklarheit über den wahren Zweck der Erziehung in seiner Vollständigkeit hat noch einige andere Systeme hervorgebracht, welche zwar die gesellschaftliche Bestimmung des Zöglings nicht außer Augen setzen, aber ihn doch auf andere Art vereinzeln, so daß sie ihn nach den Gemüthsvermögen ꝛc. gleichsam zerstückeln; eine Folge der modernen Psychologie, die aber zu gutem Glücke schnell veraltet ist **); zum Theil auch einer einseitigen Ansicht mancher Aerzte. Denn um von den letzteren

---

*) So singt Pindarus: „Wer Gelerntes nur hat, ist ein schwächlicher Mann.“

**) J. Fr. Herbart, Psychologie als Wissensch. II. 1827. S. 534. „Erscheint einmal der menschliche Geist als ein Aggregat von Seelenvermögen, so muß die Lehre von der Bildung derselben auch ein Aggregat von Rücksichten, von Bedenklichkeiten und Warnungen, von Rathschlägen allerlei Art werden; bei denen man fürchtet, eins über dem andern zu vergessen oder zu verletzen, und nirgends solche Stützen findet, auf die man sich mit einiger Zuversicht lehnen könnte.“ Daher nennt dieser Philosoph, der auch in der Reihe der vorzüglichen pädagog. Schriftsteller steht, die Seelenvermögen in solcher Beziehung „Undinge“ und redet vorher von der falschen Wirkung der Psychologie auf die Pädagogik, welcher sie ihre Seelenvermögen, und damit das sinnlose Problem aufdrang, die einzelnen Vermögen sowohl als deren Gesammtheit zu stärken, und mit allerlei Fertigkeiten auszurüßen. So ungefähr wie man die Gliedmaßen ꝛc. (S. 528 fg.)

zuerst zu reden, sie geht von dem Grundsatze aus, daß der Geist und somit der ganze Mensch hauptsächlich von dem Körper abhänge, und das auch in der Entwickelung von Kindheit auf. Gesundheit, Stärke, Gewandtheit des Leibes, diese drei Stücke des körperlichen Wohlseyns, seyen also vor allem in Bedacht zu nehmen, und so lange die geistige Thätigkeit diesem Gedeihen im Wege stehe, müsse man die jungen Leute nur physisch erziehen. Manche Aerzte äußerten sich nun weiter dafür, daß bis zum zurückgelegten 14ten Lebensjahre noch von keinem Schullernen die Rede seyn dürfe. Schwerlich ist jedoch wohl jetzt noch irgend einer der Meinung, da man besser bedenkt, daß eine so naturgemäße geistige Erregung, wie sie in der neuesten Methode liegt, sogar der Gesundheit zusagt, und daß der Körperkraft über die Geisteskraft das Uebergewicht geben, so viel heißt, als durch Ueberkraft der Thierheit die Menschheit zerstören. Sowohl physisch als moralisch erfolgt daraus Unheil. Selbst die Alten, namentlich die Spartaner, suchten den Leibesübungen ein Gegengewicht zu geben, daß sie nicht in wildes Wesen ausschlügen *).

*) Daher die μουσικὴ neben der γυμναστικὴ, s. I. S. 252. 297. 298. 316. 368. und weiter in den ausdrücklichen Lehren Platons ꝛc. gegen das θηριώδες der Athleten. Und Heinrich der Finkler suchte die verwilderte Körperkraft seiner Deutschen durch den geistigen Einfluß der Gesetzlichkeit und Ehre in seinem Turnierwesen zu zügeln. Allerdings rief die mönchische Erziehung vom entgegengesetzten Extreme zu diesem auf, nicht minder die Verweichlichung einer neueren Zeit in der Französischen, welche man durch lächerliche Anekdoten persiflirte, z. B. wie es einem Professor der Rhetorik zu Paris immer übel geworden, wenn er an eine schöne Stelle Homers kam. Rousseau's einer Satz: Plus le corps est foible, plus il commande: plus il est fort, plus il obeït; un bon serviteur doit etre robuste, muß nur in seinem Sinne verstanden, und durch den andern erklärt werden, welcher vereinigt haben will: la force du corps et celle de l'ame, la raison d' un sage et la vigueur d' un athlete. (Mens sana in corpore sano, und beides im Höchsten.)

Die Seelenvermögen hat man in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft abgetheilt, und hiernach nicht nur besondere Regeln für die Behandlung eines jeden derselben angegeben, sondern auch bald dieses, bald jenes in der Erziehung vorgezogen, wenigstens der Zeit nach *). Aber auch schon dieses widersprach der tieferen Seelenlehre, indem es durch abstracte Begriffe zerspaltete, was die Natur in höchster Einfachheit vereinigt hat. Nicht minder ist die Zerspaltung des Gemüths in seine drei Vermögen, da man sie in das Leben einführen wollte, diesem wie der Wissenschaft, z. B. in der Sittenlehre, nachtheilig geworden. So meinten denn auch viele Eltern und Erzieher noch immer, daß man vorzugsweise auf das Gefühl halten müsse, während andre nur auf Bildung des Verstandes, noch andere auf Moralisirung des Willens dringen. „Ist ja das Gefühl das Erste, Wichtigste, Heiligste!" sagen die ersten; „Nein, entgegnen die andern, nur durch den Kopf geht der Weg zum Herzen." — „Ueberseht nur nicht die Willenskraft, von welcher beides und alles im Menschen anhebt!" rufen die dritten; und jede Meinung ließ sich zu einer scheinbaren ausmalen. Die Hauptsache führt sich auf die oben angegebnen Erziehungssysteme zurück, besonders was das Willens- und das Erkenntnißvermögen betrifft; wir hören hier nur noch auf die erste Meinung. „In dem Gefühlvermögen bewegt sich das wahrste und innerste Leben; Lust oder Unlust legen die Begehrung an, diese die Neigung, diese die Gesinnung; ist jene rein und edel, so ist es die ganze Seele. Nichts geht ja doch über ein gutes Herz. Wird also aus schönen Seelen der Blüthen-

*) J. H. G. Heusinger, Vers. e. Lehrb. d. Erz. 1795 ist in diese Abtrennung gerathen, indem er die erste Jugendperiode dem Sinne, die 2te dem Verstande, die 3te der Vernunft zugewiesen, welches nur Mißbegriffe veranlaßt, denn schon in Sinn und Gefühl soll das Kind zu einem verständigen und vernünftigen Wesen gebildet werden.

staub in die reine Kinderseele bringen, dann wird diese auch zum Denken des Wahren, zum Wollen des Guten befruchtet, und ein lichtes Leben erschließen. Das Gefühl ist die Knospe, der Gedanke die Blüthe, die Handlung die Frucht. Das Göttliche im Gefühl ist die Liebe *); ohne sie ist auch das Handeln kalt und schlecht, das Denken falsch und leer. Das fromme Gefühl ist also der Geist der wahren Erziehung." — Nach einer andern Ansicht ist es das Gefühl für das Schöne, und die ästhetische Erziehung ist die einzige, welche zum Ziele der Menschheit führt **). — Nur erinnert zu bald das un-

---

*) Der liebenswürdige Erziehungslehrer in der Levana läßt überall das Göttliche der Liebe bilden, und zwar nicht ohne einen gewissen Glauben an die Unverdorbenheit der menschlichen Natur. Das bringt ihn sogar zu folgender Ueberschätzung vorerst von Rousseau's Emile (Vorr. zur 1ten Aufl.) „In keinem Erziehungswerke vorher war Ideal und Beobachtung (?) so reich und schön verbunden, als in dem seinigen. Er wurde ein Mensch (?), dann leicht ein Kind (?), und so rettete und deutete er die kindliche Natur. Basedow wurde sein geistiger (?) Verleger und Uebersetzer (?) in Deutschland, diesem Lande der Pädagogopädieen — der Erziehung zu kindlichen Erziehern — und der Kinderliebe, und Pestalozzi ist nun der stärkende Rousseau des Volks." Selbst sein schöner und fruchtbarer Gedanke von dem Idealmenschen (I. S. 66 fgg.) „der in einem Anthropolitäen auf der Erde ankommt, und welchem man nur die Steinrinde von vielen Gliedern wegzubrechen habe, daß sich die übrigen selber befreien können, dieß ist oder sey Erziehung;" muß berichtigt werden, wenn man das Kind nicht einseitig sehen und nicht — verziehen will.

**) Schiller ist der erste Sprecher und in gewissem Sinne Erfinder dieser Idee. Seine Briefe über die ästhet. Erziehung erschienen zuerst in den Horen, 1ter Jahrg. Er nimmt 3 Grundtriebe an: Sachtrieb, Formtrieb, Spieltrieb; der erste ist der niedere, der 2te der höhere, der 3te der vermittelnde, also auch der bildende. Diesen nun beschäftigt und erhebt das Schöne; man umgebe also das Kind schon von der Wiege an mit schönen Formen, u. s. w. Allein ganz übersehen ist da vorerst die Entwicklung der Natur, nach welcher das Kind erst späterhin fähig ist, das Schöne als Schönes zu fassen; wird ja doch dieser Sinn vorzugsweise dem

artige Wesen des Menschenkindes, daß diese wie jene eine Erziehung nur unter Paradieseskindern wäre. Denn gerade die man so zu liebevollen, reinen edlen Menschen bilden will, werden gewöhnlich am meisten selbstsüchtig, und dann entweder herrisch, widerspenstig, auch wohl boshaft, oder weichlich, gleißnerisch, unwahr, eingebildet, u. s. w. *)

Wohin wir uns etwa sonst noch wenden mögen, um die rechte Erziehung zu finden, so werden wir auf die Vereinigung des Guten, was nur einseitig seinen Werth verliert, zurückgewiesen und also leicht zu einer Vorliebe für eine Nationalerziehung wie bei den Alten gebracht. Aber das führt ebenfalls leicht auf Irrwege für unsere Zeiten und Völker. So ist es auch, wenn wir das Heil blos in der Familienerziehung suchen. Allerdings führt uns diese richtiger. Denn wie in der Natur das väterliche und das mütterliche Princip zu aller Bildung zusammen wirkt, so auch für das Menschenkind. Das kindliche Gefühl wird da auf die natürlichste Weise ein frommes, und eröffnet die heranwachsende Kraft sowohl der Religion in deren himmlischer Einfalt, als der Cultur, in deren jetziger Vielseitigkeit.

---

höheren Lebensalter zugeschrieben, wo die Ruhe und Kälte ihn ganz frei läßt, wie bei einem Sokrates. Aber die Verwilderung des Sachtriebes, d. i. der Genußsucht ꝛc., ist noch ein weiteres heilloses Uebel dieser einseitigen Behandlungsweise. Wir haben des ästhetischen Geschwätzes, sogar von Knaben, genug in unsern Zeiten gehört, und der Dünkel anmaßender Halbgebildeten, welche mit ihren Lobpreißungen der Schauspiele, der Sängerinnen ꝛc. oder Kritik, auch der Dichter, selbst alle Zeitungen füllen, hat eben keine tröstlichere Zeit gebracht, und den Begriff der Bildung vielmehr niedergehalten und verfälscht.

*) Auch in diesem Hinblicke theilten wir im 1ten B. (Gesch. d. Erz.) S. 102 fg. die Verse aus den Pers. Dichtern Firdussi u. Hatifi mit, wo in schönen Bildern zugleich diese Wahrheit ausgesprochen wird; nicht das Land oder der Pfau des Paradieses vermag den schlechten Baum oder das schlechte Ei zu verwandeln.

Die elterliche Bildung geht alsdann auf das Kind über, und bringt es um so weiter für seine weltbürgerliche Bestimmung. Sind nur die Eltern, wie sie seyn sollen, so kann es an der besten Erziehung der Kinder nicht fehlen, und so ist diese allerdings in der häuslichen zu suchen *).

Aber ist nicht die sittliche Erziehung die höchste, die einzig wahre? Wohl; nur fragt sich, welche ist sie? die Spartanische? die Pythagoräische? die Athenische? die Israelitische? die mönchische? die humanistische? die Philanthropistische? ꝛc. ꝛc. Jede will es seyn; sogar vielleicht die der Diebswinkel in London, oder der Dressirinstitute hier, da, dort. Das Wahre ist, daß nur diejenige den Namen der sittlichen verdiene, welche die wahrhaft bildende ist; und diese eben suchen wir **). Wer sie

---

*) Das erkennen auch die neuesten Erziehungsschriften mehr und mehr an; vornehmlich gehört dahin die Levana; z. B. I. S. 51. „Vater, Mutter, Geschwister und ein Paar Zu-Menschen sind des Kindes fortbildende Welt und Form.“

**) Man glaubte damit abzukommen, wenn man die Pädagogik von der Ethik begründen ließ; aber da möchte leicht der Fall auch umgekehrt gelten, namentlich nach den ehemaligen Moralsystemen. Wir erinnern nur an Schleiermacher, Grundlin. einer Kritik der bisher. Sittenl. 1803, worin der scharfe Kritiker unter anderm nicht unrichtig bemerkt (S. 458.) „Auch läßt sich leicht weissagen, daß wenn ein solcher ꝛc. eine von diesen abgeleiteten Wissenschaften einzeln bearbeiten wollte, wie jetzt Schwarz angefangen hat mit der Erziehungslehre, er entw. von selbst ꝛc. nicht eine streng wissenschaftliche Form wählen wird, oder diese nicht wird festhalten können, sondern sich genöthigt sehen, bei jedem einzelnen Gegenstande und vielleicht öfter in die Ethik zurückzugehen, und diese selbst zerstückelt mit hervorzubringen“ — Wer die Bestimmung des Menschen zum Principe macht, hat recht, aber eben sie wollen wir erforschen. Auf hohle Phrasen von Freiheit, Recht, Pflicht, Schicklich, Sittlich ꝛc. antworten wir übrigens: ländlich, sittlich! „Einem jeden dünken seine Wege rein, aber Jehovah macht das Herz gewiß“ ꝛc. Sprüchw. 16, 2. und Joh. 8, 36. — Wir verweisen auf den 1ten B. der 1ten Aufl. dieser Erziehungslehre,

in der christlichen sucht, der wird sie wohl finden; sie ist es, welche wir darlegen wollen; denn sie einigt das Persönliche des Kindes mit dem, was das Haus und die Nation, ja die ganze Menschheit verlangt.

Die Geschichte legt es offenkundig dar, wie mit dem Christenthume ein neues, und das höchste, also einzig wahre, Bildungsprincip eingeführt worden; es liegt in der Erlösung des Menschengeschlechts, durch die göttliche Heilsanstalt. Das führt nun zwar unmittelbar darauf, daß der Erzieher von dem Verderben des menschlichen Herzens ausgehen, und das Kind als ursprünglich sündhaft behandeln müsse, aber es nimmt doch auch etwas Gutes in ihm an, und eine Wirksamkeit des göttlichen Geistes, in deren Dienste die Erziehung stehen solle, indem sie sorgfältig der Entwicklung der reinen Natur folgt. Und so weiset die theologische Ansicht ebenfalls auf die psychologische zurück, und es hat sich sowohl die finstre Erziehung der Pietisten, als die liberale der Egoisten und Rationalisten, jede in ihrer Einseitigkeit, von nachtheiligem Erfolge gezeigt. Wir finden auch unter der Jugend der Christen darin gerade keinen Unterschied, ob sie von Augustinianern oder Pelagianern erzogen worden, sondern es kam nur übrigens auf die Behandlung an. Alle empfehlen Selbsterkenntniß, und selbst Rousseau verlangt von dem Erzieher sowohl als von dem Zöglinge mehr Demuth, als es das Zeitalter hören mochte

Auch schließt die christliche Erziehung jene Geistesbildung in sich, welche wir an den Griechen bewundern und erhöht sie noch; denn was schwingt höher den Geist in sein wahres, ewiges Leben, als das Christenthum?

---

die Bestimmung des Menschen, in Briefen an erziehende Frauen, welches Buch der Verf. auch noch jetzt als vorbereitende Lectüre zu dem vorliegenden der 2ten Aufl. ansieht.

In seiner Richtung der Gottähnlichkeit stets bewegt und bewegend, treibt er zu der Wissenschaft, der Kunst, den reinsten Idealen mit der stärksten Kraft. Der Glaube des Christen hält fest an dem Ewigen, in ihm lebt die Treue fort und fort, und aus seinem ewig frischen Stamme erschließt die Menschheit ihre unverwelklichen Blüthen. Wie? das zu erforschen ist unsere Aufgabe.

Von welchem Religionsglauben auch der seyn mag, der erziehen will, als ein heiliges Geschäft wird er es doch übernehmen, und also gewissenhaft sich darüber belehren, was in demselben zu thun oder nicht zu thun sey. Solchem erbietet sich denn dieses Buch in seiner weiteren Lehre als Führer.

Zweiter Abschnitt.

Vorbegriffe.

1. Bildung einer Kraft.

1.

Bilden heißt nach einer Idee darstellen. Die Natur bildet, indem sie entwickelt; die Kunst bildet an dem Stoffe, den sie von der Natur nimmt.

Aus dem Keime entsteht das Gewächs und entfaltet sich, und so in seiner Weise das lebendige Wesen. Die Lilie sproßt und erhebt sich zur Blüthe aus der Zwiebel, das Füllen bringt schon den Gebrauch seiner Glieder mit aus Mutterleibe, das erfolgt blos durch die Naturkraft. Der Künstler denkt eine Idee und will sie ausführen; er wählt dazu den Marmor, um ihm eine bestimmte Gestalt zu geben, oder bringt Umrisse und Farben auf die Leinwand, oder seine Vorstellungen in ein Gedicht. Der Erzieher giebt dem Kinde Richtung und Uebung für das Leben.

2.

Kraft ist Grund einer Wirksamkeit. Die Natur erzeugt und entwickelt die Kraft; die Kunst bildet sie, indem sie darauf so wirkt, daß diese selbst auf eine bestimmte Weise wirke.

3.

Das Bilden der Natur ist Raum erfüllendes Darstellen durch Schöpfungskraft, d. i. das Erzeugen und Entwickeln der Kraft nach ihrem Urbilde, das als Idee in Gott, dem unendlichen Geiste, gedacht wird.

4.

Das Bilden der Kunst ist das Darstellen einer Wirksamkeit in der Kraft, welches durch einen endlichen Geist geschieht.

5.

Der bildende endliche Geist ist selbst ein Werk des unendlichen, d. i. der höchsten Vernunft und Weisheit.

6.

Gott allein schafft, und bildet also von Grunde aus. Alles Gebilde, was nicht Göttliches enthält, ist nichtiger Schein, Wahn, Götzendienst, und muß wieder verschwinden. Das Göttliche ist allein das Ewige, und nur in ihm verwirklicht sich die Idee.

7.

Je mehr unser Bilden göttlich ist, d. i. je mehr es nach dem Urbilde der Kraft, durch die Natur, nach dem erkannten göttlichen Willen geschieht, desto mehr wahre, bleibende Bildung wird bewirkt.

8.

Der Anfang, worin eine Kraft entsteht, ist die Erzeugung; sie ist uns, wie alles Erste, unbegreiflich. Die Natur erzeugt, und so bringt sie die Naturwesen hervor, und durch sie andere, gleichartige.

9.

Die erzeugte Kraft wird auch entwickelt von der Natur; und so wie die Menschen als Naturwesen ihres

Gleichen erzeugen, so haben sie auch Theil an der Entwicklung des Erzeugten. Aber als Gottähnliche Wesen entwickeln sie die göttliche Idee in demselben, in soweit das Göttliche in ihnen selbst wirkt. Dieses ist das Bilden im engern Sinne, wie wir es hier verstehen.

10.

Alle Bildung einer Kraft bezieht sich also auf eine Entwicklung ihrer Natur. Diese geschieht zwar ohne jene, doch nur bis auf einen gewissen Grad: jene ist unmöglich ohne diese, da sie in einer Einwirkung auf diese besteht, wornach diese in einer bestimmten Weise, nämlich zur Darstellung der Idee, erfolgt. Sie muß also genau dem Entwicklungsgange der Natur nachgehen. Daher muß die Pädagogik vorerst von der Psychologie und Anthropologie Unterricht nehmen.

11.

Die Kraft wirkt aus sich selbst; durch die Bildung erhält sie eine bestimmte Wirksamkeit.

12.

In der Reihe der Naturdinge finden wir die Kräfte von verschiedenem Grade, wie sie aus sich selbst wirken; manche ihrer Natur nach mehr, manche weniger. Jene sind auf einer höheren Stufe. Je mehr eine Kraft aus sich selbst wirkt, d. h. je weniger sie einer andern Naturkraft angehört, und je weniger sie sich also leidend verhält, desto höher steht sie, und je mehr sie ihre Wirksamkeit entwickelt hat, um desto stärker ist sie.

13.

Die Natur, als die gedachte Einheit der hervorbringenden und sich entwickelnden Kräfte, bietet eine Stufenleiter dar, welche wir zwar nach unsern Begriffen ab-

gränzen, die aber so vielfach in einander übergehen, daß manche Naturwesen in der Mitte zu schweben scheinen. So unterscheiden wir die anorganischen und die organischen, unter diesen wieder die vegetativen und lebenden Wesen. Die geistigen können wohl, wie der Mensch, zugleich in der Natur leben, aber der Geist selbst steht doch über derselben *).

Der Stein, die krystallisirte Form, die Zoolyten, die organische Feuchtigkeit, die Mollusken, die Conferven, die Flechten, die Zoophyten, die Würmer, die Insecten ꝛc. das Säugethier — wie vielfach verschlungene Stufen!

14.

Die organische ist die aus sich selbst (dem Keime) hervorgehende, auf sich zurückwirkende, und in sich hervorbringende, sich entwickelnde (wachsende) Kraft. Ein organisches Wesen ist ein Ganzes, dessen Theile nothwendig für das Ganze gehören, indem sie für dasselbe und für einander wirken, und jeder durch die Gesammtwirkung besteht und gedeiht. Die Kraft dieses Ganzen erscheint in 3 Richtungen, 1) als Erregbarkeit (incitabilitas,) zugleich Empfänglichkeit, als ein Insichaufnehmen (intus suscipere); 2) als gegenwirkende Kraft (reagens), im Widerstande sich selbst festhaltende und herauswirkende; 3) als in sich bildende (vis reproductiva, plastica), wodurch sich der Organismus entwickelt, gestaltet, wächst, und das sowohl intensiv, erstarkend, als extensiv, im Raume, und protensiv, seine Zeit dauernd und sich erhaltend. So auch das leben-

*) Hiernach können wir nicht der Philos. der Erziehungswissensch. von J. J. Wagner beistimmen, wenn sie den Stein $=a$, das Thier $=a^2$, den Menschen $=a^3$ setzt; aber auch nicht den Physiologen, wenn sie ihre für das Naturwesen des Menschen hochwichtige vergleichende Anatomie und Physiologie der Thiere ꝛc. auch in das geistige Wesen hinüberziehen wollen. Den Weltorganismus u. dgl. überlassen wir den Naturphilosophen.

dige Wesen, da die Lebenskraft die noch tiefer liegende und uns noch unbegreiflichere Naturkraft ist, in welcher die Momente der organischen höher erscheinen.

Die Unterscheidung von Sensibilität und Irritabilität ist als leicht irre führend von Physiologen aufgegeben worden.

15.

Je weniger erregbar eine organische Kraft ist, desto näher ist sie dem todten Stoffe: aber sie kann auch aus sich selbst erregt werden, und je mehr erregbar sie auf diese Art ist, um desto unabhängiger ist sie von andern, und um desto höher steht sie; so das Thier über der Pflanze, der Mensch über dem Thiere.

16.

Nimmt auf ihrer Stufe das Bedürfniß der äußeren Erregung so ab, daß ihre innere zunimmt, so gewinnt sie an Stärke; so gegen seine Kindheit der Jüngling, gegen diesen weiter der Mann.

17.

Da die Erregbarkeit die Eigenschaft ist, sich durch Reize zur Thätigkeit bestimmen zu lassen, so sind diese, als das Erregende (incitamentum, stimulus,) theils äußere (Reizmittel), theils innere, diese physische oder psychische, jene physische aber auch chemische (auflösend oder verbindend) und mechanische (ganz von außen wirkend).

18.

Immer stärkerer Reizmittel bedürfen, ist ein Beweis von Schwächerwerden: dagegen von Stärkerwerden, wenn sie schwächerer bedarf, um erregt zu werden, und sich also selbst mehr erregt, mehr zur Abhängigkeit blos von sich selbst gelangt.

19.

Bewirken, daß eine Kraft immer stärkerer Reizmittel bedarf, heißt sie schwächen; wenn man sie aber gewöhnt, den Stärkeren ihre Stärke entgegen zu setzen, d. h. sie zu vertragen mit Unabhängigkeit, so heißt das sie abhärten. Dagegen schwächt sie auch die Gleichgültigkeit gegen Reize, wenn sie nämlich an Erregbarkeit verliert. Man nennt das ein Abstumpfen.

Der treffliche Brief der Pythagoräerin Theano, den wir I. S. 330. fgg. mittheilten, kann diese Begriffe gut erläutern.

20.

Bewirken, daß sie schwächeren Reizmitteln unterliegt, und also weniger Reize vertragen kann, heißt ebenfalls sie schwächen. Dieses ist das Verwöhnen oder Verweichlichen. Sowohl Weichlichkeit als Stumpfheit der Kraft ist Schwäche, und sowohl Widerstand (Festigkeit) als Erregbarkeit ist Stärke. Das Gewöhnen ist das Erregen durch dieselben Reize, so daß diese durch ihr öfteres Wiederkehren aufhören Reize zu seyn und in unsere Natur übergehen (consuetudo fit altera natura).

21.

Die Vollkommenheit einer Kraft ihrer ursprünglichen Natur nach, in der Stufenleiter der Wesen besteht in ihrer Höhe; ihrer Entwickelung nach, in ihrer Stärke.

22.

Bildung einer Kraft findet insofern statt, als man sie vervollkommnen kann. Dieses ist aber nur darin möglich, daß man sie verstärkt; denn alle Bildung bezieht sich auf Entwickelung (10.), und über die Natur hinaus; also erhöhen die Kraft, kann sie nicht, außer in dem geistigen Wesen, sofern es über der Natur in der Freiheit steht.

23.

Die Kraft wird durch öftere Wirksamkeit, d. h. durch Uebung, stärker, also fester zugleich und erregbarer; und je höher sie steht, desto mehr erregt sie sich selbst.

Die Gesundheit des Organismus ist der Zustand, worin die Geschäfte desselben mit Leichtigkeit von statten gehen, und alles mit Wohlbefinden gedeiht (εὐφορία).

24.

Da die Stärke der Kraft um so größer ist, je schwächerer Reizmittel sie bedarf, und um so stärkere sie doch zugleich vertragen kann, so besteht ihre Tugend, wenn man dieses Wort nach einem alten Sprachgebrauche allgemeiner nehmen will, in der Vereinigung ihrer leisesten Erregbarkeit mit ihrer festesten Gegenwirkung.

Leise Erregbarkeit allein ist Einseitigkeit; eben so ausschließlich fester Widerstand; nur die Vereinigung von beidem ist reale Vollkommenheit, und das eine für sich gerade darin Tugend, als diese Vereinigung mit dem andern darin erscheint. So ist nach Aristoteles ἡ ἀρετὴ ἕξις ἡ βελτίστη, ὑπὸ ἐνδείας καὶ ὑπερβολῆς φθειρομένη.

25.

Die Bildung sucht in der Kraft ihre leiseste Erregbarkeit zugleich mit ihrem festesten Widerstande, d. h. ihre Tugend, und in dieser ihre ganze Vollkommenheit, ihr Höchstes, zu entwickeln.

26.

Da sowohl Mangel an Reiz als Ueberreiz schwächt (19. 20. 23.), so gewöhnt die wahre Bildung stetig sowohl an Ertragung der stärkeren Reizmittel als an Erregung durch die schwächeren; sie härtet ab ohne abzustumpfen, sie macht erregbarer, ohne zu verweichlichen.

Die Stärke der Reizmittel ist relativ. Das Licht, die Muttermilch, die Luft hören allmählig auf, so stark dem Kinde

zu seyn, als sie es ihm vom Anfange waren; denn da waren sie es mehr, als für den Erwachsenen Glanz, Würze, Wind und Wetter sind. Dafür treten dann naturgemäß stärkere ein. Auf der andern Seite müssen aber die stärkeren den schwächeren weichen; wo das Kind körperlich fühlen mußte, soll der Jüngling durch ein Wort innigst erregt werden, aber mit Besonnenheit.

27.

Die Entwickelung einer Kraft ist ein Heraustreiben aus sich selbst zu ihrer Vollkommenheit. Also liegt in ihr ein Trieb zum Erregtwerden und Widerstehen, beides in seiner Vereinigung; und dieser Trieb ist um so stärker, je vollkommener die Kraft ist. Die Erregbarkeit in ihr ist nämlich nichts Ruhendes oder Passives, nicht etwa bloße Receptivität, gleich einer Form, sie ist freilich in ihrer Qualität uns unbegreiflich, und nur gleichsam als ein Erregtseynwollen vorzustellen. So auch die Festigkeit; gleichsam ein Widerstehenwollen, und in beidem ist die Tugend ein Entwickeltseynwollen; nichts anderes ist das Streben nach Vollkommenheit.

Dem analog, was Virgilius singt: Terrae vere tument et genitalia semina poscunt. (Georg. II. 324.), ist es, was Lessings Lehrer von diesem Schüler sagte, er verlange doppeltes Futter.

28.

Die Kraft, welche der Bildung bedarf, will um so mehr gebildet seyn, je größer ihre Tugend ist; und je mehr sie darnach sich sehnt, desto empfänglicher ist sie der Bildung. Der Mangel an dieser Krafterscheinung ist die Trägheit, bestimmter: die Kraft ist träge, d. h. sie versagt sich (sich) selbst.

29.

Die Entwickelung einer Kraft, ihr Beginnen von ihrer Entstehung bis zu ihrer Vollkommenheit ist ihr

Werden; indem sie vollkommen, und also gebildet wird, erreicht sie ihre Bestimmung.

30.

Der in ihrer Natur liegende Grund, der ihr Werden hervorbringt, heißt der Trieb; indem sie aus demselben hervorgeht, wächst sie nach innen, erstarkend, und nach außen, wenn sie körperlich ist, im Raume, wenn geistig, in der Wirksamkeit sich ausdehnend: dieses erfolgt in der Zeit. Jede Kraft hat hierzu von der Natur ihren Bildungstrieb (nisus formativus; bei Hippokrates τὸ ἐνορμῶν?) wornach sie zu ihrem Höchsten strebt, und zu ihrer Entwickelung, bis sie dieses erstrebt hat, ist ihr von der Natur ihre Zeit angewiesen.

II. Bildung der Menschenkraft.

1.

Die Menschenkraft entwickelt sich als Geist in einem lebendigen Leibe auf der Erde. Der Geist steht auf der hohen Stufe, wo eine Fortbildung ins Unendliche Statt findet. Auch der Mensch, der Geist im irdischen Leibe, ist einer immer größeren Vollkommenheit fähig, als die gegenwärtige ist, und das Werden und Streben zu seiner Bestimmung wächst mit derselben.

2.

Die Entstehung einer Kraft ist der unerklärbare Uebergang aus 0 in 1, im Anfange von ihrem Seyn ist sie unendlich klein, und im unmerklichsten Grade ihrer Erregbarkeit, so daß sie scheint aus einem ganz passiven Zustande herauszutreten, unerachtet doch schon in ihrem ersten Beginnen ihre Thätigkeit anhebt, die sich dann in ihrer Entwickelung immer mehr zeigt.

3.

So tritt jede Kraft durch den allmächtigen Willen des Schöpfers in dem Ganzen der Natur aus vorherwirkenden Kräften; von welchen sie erzeugt wird, hervor.

4.

Die Menschenkraft entsteht in der Zeugung durch die Eltern; ihre erste Entwickelung erscheint zwar pflanzenartig, weiter als Thierleben; dann als Vernunftwesen in der Willkühr, im Selbstbewußtseyn, endlich in der freien Selbstthätigkeit, aber sie ist von dem Anfangspunkte ihres Daseyns an Menschenkraft, in Trieb und Entwikkelung zugleich geistig, und also wesentlich von jeder andern auch der vollkommensten Erdorganisation verschieden.

Schon in ihrem Beginnen die Kraft eines Geistes, ist sie eine Zeit lang noch als solche verhüllt, weil sie nicht anders in die Wirklichkeit eintreten kann. Darum ist das Leben des Kindes im Mutterleibe so wenig Pflanzenleben, als nach der Geburt Thierleben.

5.

Das Wesen einer Kraft bleibt dasselbe ihr ganzes Werden hindurch, von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Größten; ihr Daseyn ist Entwickelung und Fortdauer in der Zeit. Und da jedes daseyende Wesen ein bestimmtes, von jedem andern unterschiedenes ist, so ist die Entstehung eines Menschen nicht das Beginnen eines Geistes überhaupt, sondern dieses und keines anderen Geistes.

6.

Das, wodurch das existirende Wesen dieses bestimmte ist, heißt das Individuelle desselben, und das Erste, Bleibende, woraus sich die Individualität entwickelt, das Naturell.

7.

Die Entstehung der Individualität liegt uns in dem Unbegreiflichen der Schöpfung, die Entstehung des Naturells ist uns also ebenfalls unbegreiflich, folglich auch, wie sich die Bildung mit der Individualität innigst verbindet.

8.

Da der Geist bestimmt ist, sich ins Unendliche zu entwickeln, so entwickelt er sich auch als individueller, d. i. als gerade dieser Geist ins Unendliche: aber das Naturell hat dem Menschen gewisse Grenzen gezogen. So ist auch der menschliche Geist an sein Organ, den Leib, in diesem zunächst an das Hirn für das Erdenleben gebunden.

9.

Das Göttliche ist in dem Menschen in die Endlichkeit eingetreten, also beschränkt. Da sich nun der Geist ins Unendliche entwickelt, so ist er im steten Kampfe mit dem Endlichen begriffen, um immer freier von den Schranken zu werden, oder sie zu erweitern.

Die ganze Entwickelung des Kindes macht dieses anschaulich.

10.

Demnach erscheint der Grundtrieb der Menschenkraft in ihrer Entwickelung vorerst und im Ganzen, als wolle er alles zu einem Endlichen machen, d. i. als scheidend, sondernd, gestaltend (Sinn und Verstand) allein durch diesen wirkt, genauer betrachtet, der höhere Trieb zum Unendlichen hin, durch die gestaltete Welt hindurch (Vernunft).

11.

Die Entwickelung des Menschen erscheint uns also als das Heraustreten aus einem ungeschiedenen Zu-

stande, so daß sich allmählig mehr und mehr herausscheidet und gestaltet. Und da die Endlichkeit eines Geistes es mit sich bringt, daß er sich im Wahrnehmen einer Außenwelt entwickelt, so muß diese dem Menschen allmählig aus einem Chaos hervortreten, bis zu ihrem vollkommensten Zustande und seinem Selbstbewußtseyn, wo er sich in seiner Freiheit findet.

Dieses geschieht im gewöhnlichen Zustande des Kindes hauptsächlich durch den Gesichtssinn. So wird ihm die Welt gleichsam vor seinen Augen geschaffen, bis er sich selbst darin findet.

12.

Während die Entwickelung in einem Einzelnen begriffen ist, verhält sich hierin die Kraft im Kampfe mit sich selbst (10.); sie will nämlich mit diesem Einzelnen fertig und darin frei werden, um endlich im Ganzen frei zu seyn; in diesem Kampfe ist sie noch mehr passiv, von dem Eindrucke ergriffen, gleichsam befangen. Die Kraft befindet sich damit in einem gereizten Zustande, und tritt von einem in den andern.

So ist das erste Sehen ein gereizter Zustand der Kraft im Sehen, während als sie aus diesem Zustande sich frei macht, befindet sie sich noch im Hören in demselben, u. s. w., bis endlich alles von den Sinnen sich geschieden und gestaltet hat; und in allen ihren Zweigen tritt sie nicht eher aus dem gereizten Zustande, bis mit Vollendung der Jugend; dann hat sie sich zu dieser Freiheit entwickelt, aber in anderer Hinsicht dauert ihr Kampf noch fort.

13.

Je mehr Höheres (Göttliches) in dem Menschen, desto stärker treibt es ihn zum Unendlichen, d. h. desto eifriger ist sein Streben. Je mehr er sich in dem Endlichen befestigt, desto weniger entwickelt er das Göttliche in sich.

14.

Dieses Streben ist das Treffliche des Menschen, sein angestammter und zugleich selbsterworbener Adel; es entwickelt sich in dem Naturell. Das ist also die Tugend des Menschen (I. 24.); ihre Entstehung liegt im Unbegreiflichen (II. 7.).

15.

Die Tugend des Menschen äußert sich in der Vereinigung der leisen Erregbarkeit mit dem festen Widerstande (I. 24.), d. i. in dem Streben zum Unendlichen, das in beiden Eigenschaften der Kraftstärke erscheint.

Nichts Einseitiges im Menschen ist Tugend, z B. das Zartgefühl des Gewissenhaften so wenig, als die Beherztheit des Tapferen, wenn jedes ohne Beziehung auf das andere ist.

16.

Je mehr Tugend in dem Menschen von Kindheit an, desto mehr Sehnen und Streben nach Entwickelung, folglich nach Bildung; er wünscht und will gebildet seyn, und strengt sich dazu an.

17.

Die Fähigkeit zu einem größeren oder geringeren Grade, und zu einer bestimmten Art der Bildung, liegt in dem Unbegreiflichen der Entstehung des Naturells: aber sie wird durch die Tugend verstärkt, und bei einem geringeren Grade der Tugend geschwächt; so steht beides in der innigsten Wechselwirkung; auch davon bleibt uns das Erste unbegreiflich.

18.

Die Bildungsfähigkeit, die im Naturell liegt, heißt Anlage (altd. Anaburt). Die Anlagen des Menschen

sind gut, denn er kommt von Gott. Die Anlage in vorzüglichem Grade pflegt man Talent zu nennen.

19.

Die Bildung eines jeden Menschen setzt also Anlagen und Tugend voraus, und sie versucht, wie weit sie sich entwickeln wollen. Sie läßt es an nichts fehlen; denn sonst könnte das Streben des Menschen zurücksinken, gleichsam wie das Gewächs in der Kälte oder Dürre dahin schmachtet.

Das Kind nicht bilden, wenn es fähig dazu ist, heißt die edelste Pflanze in Gottes Garten verschmachten lassen.

20.

Wir finden in der ganzen organischen und höheren Natur bei der Entwickelung der Kraft zwei Hauptrichtungen, in welche sich der unbekannte Grundtrieb, indem er hervorwirkt, zu zerspalten scheint, d. h. polarisirt nach dem † und — Punkte, nämlich jenen Drang nach Erregung (ὀργᾶν) und einen Drang bildend herauszuwirken, darzustellen (σπαργᾶν). Die Kraft wirkt also empfangend und zeugend, d. i. nach innen und nach außen, in beidem gleich thätig aus sich selbst, in keinem mehr passiv als in dem andern.

21.

In der lebendigen Natur entsteht so die Zweitheilung der Geschlechter, so auch bei dem Menschen Weib und Mann. Hieran nimmt der ganze Mensch, auch der Geist Theil.

22.

Aber auch in jedem Geschlechte wiederholt sich dieses Naturgesetz; in dem Manne sowohl als in dem Weibe unterscheidet sich die geistige Richtung bald mehr nach innen, bald mehr nach außen.

23.

Diese vorherrschende Tendenz ist aber in jedem Geschlechte durch das Geschlechtliche besonders bestimmt, so daß die mehr empfängliche Richtung des Knaben doch ganz anders als dieselbe bei dem Mädchen und eben so die mehr erzeugende in beiden Geschlechtern verschieden erscheint.

Wären wir in unserer Cultur nicht so vielfältig von der Natur abgeirrt, so würde es nicht so viele geistig gebildete Weiber ohne Weiblichkeit, und so viele geistig gebildete unmännliche Männer geben.

24.

Auch muß in jedem Momente der Entwickelung der Bildungstrieb in dieser Zweitheilung erscheinen, als erregt seyn wollend (thätig empfangend), und als bilden wollend (thätig herauswirkend); denn dadurch ist er eben der Trieb einer sich entwickelnden Kraft.

Die bekannte Scheidung in Receptivität und Spontaneität hat jene ganz gegen die Natur in eine Passivität verwandelt, und nur Irrungen veranlaßt.

25.

Da indessen in jedem Menschen seiner Natur nach eine Richtung vorherrscht, so giebt es zwei Classen: in der einen hat die Empfänglichkeit, in der andern der nach außen wirkende Trieb, — dort gleichsam der negative, hier der positive Pol — das Uebergewicht; hier ist mehr Hervorbringen, dort mehr Insichaufnehmen.

Im gemeinen Leben nennt man manchmal die positiven Naturen Realisten, die negativen Idealisten.

26.

Auch die Entwickelung in jedem Menschen durchläuft diese zwei Momente, so daß zuerst das Empfangen,

dann das Herauswirken, worauf ein drittes folgt, welches beides einigt.

Z. B. das Sehen des Kindes: 1. es empfängt den Lichtreiz; 2. es verarbeitet ihn in sich zu einer Vorstellung; 3. es sieht freier hin, da in ihm etwas geworden ist, wodurch seine Sehkraft freithätiger wirkt. Dieses letztere Moment ist nur nicht in allen gleich stark; auch die beiden ersteren sind verschieden im Grade. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit jeder einzelnen Bewegung, worin die Kraft sich entwickelt, mit jedem einzelnen Lernen ꝛc.

27.

Die einzelnen Naturen (Naturelle) der Menschen unterscheiden sich, je nachdem diese Momente vorherrschen; so auch die Entwickelungsgeschichte im Ganzen und in jedem einzelnen Zweige.

28.

Ist die Entwickelung noch in dem ersten Momente begriffen, so befindet sich die Kraft noch am meisten gebunden; in dem zweiten Momente erscheint sie am meisten im gereizten Zustande (II. 12.); in dem dritten wird sie frei.

29.

Die Bildung eines Menschen muß genau seiner Natur in dieser ihrer Entwickelung angemessen seyn, wenn sie nicht mehr verderben als fördern soll (I. 10.).

Hieraus folgt unter andern, daß man das Kind, welches sich schon in einem gereizten Zustande befindet, nicht zugleich in einen andern gereizten setzen soll.

30.

Worin eine Kraft gebildet ist, das muß ihr Eigenthum geworden seyn.

Z. B. die Körpergewandtheit ist das Zeugniß für die rechte gymnastische Uebung! der gute Vortrag eines Musikstücks für

die musikalische; der wissenschaftliche Eifer für die Schul-, die gute Geschäftsführung für die Universitätsbildung ꝛc, und das edle Betragen des Menschen in allen seinen Verhältnissen für die Bildung überhaupt.

31.

Die Bildung des Menschen muß den Geist zum Höheren führen, denn sie befördert das Streben.

Daher besitzt z. B. der Mann, welcher es dabei läßt, was er auf dem Vorbereitungsinstitute gelernt hat, nur den Schein der Bildung. Die Chinesen sind mehr krystallisirt als humanisirt.

32.

Die Bildung macht frei und allseitig, denn sie fördert die vollständige Entwickelung der Kraft in ihrem Wesen.

Darum würdigt Beschränktheit und Einseitigkeit, als das Entgegengesetzte solcher wahren Bildung, jeden Menschen herab; auch das Kind, das sich sklavisch geberdet, kann nicht gefallen.

33.

Also: je mehr Allseitigkeit und Freiheit in der Einfalt des Wesens, desto mehr Bildung. Dieses ist die wahre Norm für alle Prüfungen des gebildeten Menschen.

Die wahre (innere) Freiheit wohnt nur in der Bildung; ohne sie ist die äußere Freiheit ein bloßer Schein, der zerstörend wirkt. Die Geschichte bietet eine Reihe solcher Zerstörungen dar, die Staaten mochten frei heißen oder nicht, weil man so wenig von innerer Bildung ausging. Diese ist die Sache des weisen Gesetzgebers.

34.

Mangel an Bildung ist Rohheit; Ausbruch der Kraft ohne Bildung, d. i. ihrer Bestimmung zuwider,

ist **Wildheit**. Beide lügen die Freiheit, jene als Frechheit, diese als Gebundenheit.

Das Kind ist roh, wenn die Bildung bei seiner Entwikkelung etwas versäumt hat; der Wilde ist zwar roh, aber der Rohe nicht gerade wild, obgleich gewöhnlich, weil die Kraft in ihm doch gern auf irgend eine Weise hervorbricht.

35.

Nur der Schein der Bildung, **Gebildetheit**, ist da, wo etwas Gewordenes ist, das gut in die Augen fällt, aber ohne lebendiges Streben und ohne innere Aneignung (I. 21.).

So herrscht z. B. in unserer feineren Welt meist Gebildetheit, so ist es bei dem Mädchen, das mit seiner Musik, bei dem Jünglinge, der mit seinen Kenntnissen nur figuriren will; oder bei dem Gelehrten, der sich immer in der neuesten Lehre (die eben darum wechselt), gefällt. Das ist der Götzendienst der Mode ꝛc. So wiederholen sich die Metamorphosen in Lorbeerbäume, Pappeln, Blumen, Bildsäulen, oder gar in Affen.

36.

Die **Cultur** entreißt der Rohheit und verhütet die Verwilderung, denn sie macht also das Bestehen der Menschen neben einander möglich, ohne welches es gar keine Bildung gäbe; und so ist sie die erste Stufe, um die Menschheit zu entwickeln.

37.

Führt die Bildung von der Bestimmung ab, unter dem Scheine einer vollkommneren, also der Natur zuwider, so ist sie **Verbildung**.

Z. B. das Weib, welches etwas darein setzt, nicht den Mann zu lieben; der Mensch, welcher nur aus Grundsatz, nie aus Gefühl handeln will; der Knabe, der wie ein Buch spricht; Schnürbrüste u. dgl.

38.

Geht die Bildung über die Bestimmung hinaus, so ist sie Ueberbildung. Eine planlose und unvollkommene Bildung wird entweder über- oder verbilden, und eigentlich nur cultiviren.

Z. B. die Entwöhnung des Mädchens von häuslichen Geschäften durch Lectüre! die ehemalige überspannte Empfindsamkeit, und die jetzige überspannte ästhetische Kritisirerei bei dem weiblichen Geschlechte. Die planlose Gelehrtenbildung, worüber die des Menschen verwahrloset wird; oder die Vernachlässigung der Körper- oder der Geistesbildung, einer über der andern; die Aufklärerei, welche über der Bearbeitung des Verstandes das Herz verwildern läßt ꝛc.

39.

Die Ausbildung eines Wesens besteht in seiner vollendeten Entwickelung zu seiner Bestimmung, so daß sein Urbild in dem Individuum erscheint. Der Mensch ist also ausgebildet, wenn er allseitig entwickelt, und hierin seine ganze Kraft frei geworden ist.

Darauf deutete die ἀρμονία, καλοκἀγαθία und humanitas der Alten hin; wir haben sie aber tiefer zu fassen.

III. Erscheinungen der Kraft in dem Menschen.

1.

In jedem Menschen ist nur Eine Kraft, Ein Geist im Leibe; dadurch ist er Ein Wesen.

Da man trennen und vom Einzelnen zum Einzelnen fortgehen muß, um zu lehren, so reden wir wohl von einzelnen Kräften in dem Menschen, aber nie dürfen wir vergessen, daß wir eigentlich in allem diesem nur Eine Kraft in verschiedenen Erscheinungen sehen.

2.

Da diese Eine, die Lebenskraft, in jedem Menschen zwei Hauptrichtungen hat, die eine nach außen, die andre nach innen: so unterscheiden wir vorerst die Leibeskraft und die Geisteskraft.

Das, worin beides vereinigt ist, das eigentliche Wesen des Menschen, liegt uns im Unbegreiflichen, aber wir erkennen beides im unmittelbaren Bewußtseyn; so ist sich der Mensch ein Räthsel und zugleich dessen Selbsterklärung.

3.

Selten ist die Kraft eines Menschen in beiden Richtungen gleich stark; wenn ihr Gleichgewicht einmal gestört ist, d. i. wenn sich der Leib oder der Geist im krankhaften Zustande befindet, so leidet sie im Ganzen. Die Stärke und Harmonie von beiden gehört zur menschlichen Vollkommenheit.

4.

Der Geist ist das einfachste Wesen, und was man als einzelne Kräfte desselben unterscheidet, sind Abstractionen blos im Denken, um auf gewisse Erscheinungen im Geiste hinzuweisen und sie unter allgemeine Begriffe abzutheilen. Diese Begriffe haben aber keine Realität, sondern sind blos ein leeres Fachwerk.

Nur die gewöhnliche Täuschung nimmt die Abtheilungen der Geisteskräfte oder Gemüthsvermögen als wirklich im Wesen des Geistes vorhanden an, indem sie das Denken über dieses Wesen mit demselben selbst verwechselt.

5.

Wir können in der Natur nur Zustände unterscheiden, nämlich eben den, wo wir unterscheiden, (erkennen), das Bewußtseyn, im Gegensatze von dem, wo wir von uns nichts wissen, der Bewußtlosigkeit.

6.

Der Wechsel zwischen Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit liegt in unserer Natur, und so müssen wir wachen und schlafen.

Vielleicht geht dieser Wechsel, nur unbemerkt, in jedem Lebensmomente wie eine Wellenbewegung des Lebens vor.

7.

Je weiter vom Bewußtseyn entfernt, desto ähnlicher dem Vegetiren, wie bei dem Embrio und in dem tiefen Schlafe; doch ist überall auch darin das Menschliche. Je mehr Bewußtseyn, desto mehr erscheint das Geistige.

8.

Die Thätigkeit des Geistes, welche er in sich erkennt, heißt Handeln, geht sie zugleich nach außen, Wirken. Aber da auch der bewußtlosen Thätigkeit das geistige Wesen zum Grunde liegt, so ist auch in jeder die freie Selbstbestimmung vorhanden bis zum unendlich kleinen Grade zurück, wo sie uns im Dunkel entschwindet.

9.

Das Empfangen eines Eindrucks mit dem Gefühle des Hingebens an denselben nennen wir ein Empfinden; ist es aber mit dem Gefühle eines Hinstrebens nach dem Gegenstande, oder einem Wegwenden von demselben verbunden, ein Begehren oder Verabscheuen. Es ist aber nie bloßes Hingeben, sondern immer mehr oder weniger zugleich Hinstreben oder Wegwenden.

10.

Unsere Thätigkeit bei dem Eindrucke des Gegenstandes besonders gedacht heißt Vorstellen, der Eindruck als Zustand in uns besonders gedacht heißt Fühlen; aber in der Natur ist keins ohne das andere.

11.

Nehmen wir in dem Vorstellen ein Aeußeres auf, oder bearbeiten wir dagegen ein Inneres, so ist jene Thätigkeit Sinnenwahrnehmung, diese Einbildungskraft.

12.

Das mit Bewußtseyn verbundene Thätigseyn bei dem Vorstellen nennen wir Denken. Aber es ist nur eine im Denken selbst gesonderte Aeußerung der Gesammtkraft.

13.

Das Begehren oder Verabscheuen mit Bewußtseyn (mit Denken) nennen wir Wollen. Auch dieser Thätigkeit liegt etwas Tieferes zum Grunde, dasselbe, was auch in dem andern vorkommt.

14.

Wenn wir so Denken und Wollen ausgeschieden haben, so fassen wir alles Uebrige, was noch im Bewußtseyn vorkommt, unter dem Namen des Gefühls zusammen, als das Unmittelbare im Bewußtseyn. Auch nennen wir die Tiefe, worin Denken, Wollen und Fühlen vereinigt sind, gleichsam die Wurzel, das Gemüth.

15.

Hiernach stellen wir logisch ein dreifaches Vermögen des Gemüths in uns auf, nämlich das Vorstellungs-, Begehrungs- und Gefühlvermögen; indem wir so in jedes noch etwas aus dem bewußtlosen Zustande, das ihm entsprechen soll, mit aufzunehmen meinen.

16.

In der ganzen Geistes- oder Gemüthsthätigkeit äußert sich die Freiheit, weil sie zu dem Wesen des

Geistes gehört, welches Vernunft ist. Freie Selbstbestimmung kommt also in unserm ganzen geistigen Leben vor. Weil aber dieses mit dem leiblichen verflochten ist, so entschwindet sie uns in vielen Zuständen, und die Grenze der Naturnothwendigkeit und Freithätigkeit in uns bleibt uns verhüllt.

17.

Man theilt das Erkenntnißvermögen weiter ab 1) in seiner negativen Richtung (Receptivität) als Sinn, 2) in seiner positiven (Spontaneität) Verstand, 3) beides zusammen Einbildungskraft, und diese a) reproductiv Gedächtniß, b) productiv (schöpferisch) Phantasie.

18.

Der Sinn erscheint im Allgemeinen als Vermögen der Anschauung, und scheidet sich in den inneren und in den äußeren; der letztere ist theils der Gesammtsinn, d. i. das Vermögen, die Eindrücke, von außen zu empfinden, theils die besondern Sinne, deren man gewöhnlich fünf unterscheidet (manche sechs), durch welche wir vermittelst ihrer Organe die Außenwelt wahrnehmen. Jeder dieser Sinne giebt eine eigne Weltanschauung, sie zusammen unsere vollständige; ihre Form, welche unserm Geiste anerschaffen ist, für die Außenwelt ist der Raum, für diese und unser inneres Leben die Zeit.

19.

Der Verstand ist im Allgemeinen das Vermögen zu denken, und wird da auch oft mit Vernunft als gleichbedeutend genommen, als Vermögen der Begriffe. Er wird indessen weiter eingetheilt 1) in Verstand im eng. S. als Vermögen, das ursprünglich durch Anschauung oder weiter durch Abstraction Gegebene zu denken, 2) in Urtheilskraft, als Vermögen, etwas unter einen Begriff zu fassen oder einen Begriff auf etwas an-

zuwenden, 3) als Vernunft im eng. S. als das Vermögen der Ideen, oder Uebersinnliches (Gott) zu denken, zu überlegen, zu schließen, das Ganze im Begriffe zu erfassen, u. s. w.

20.

Da wir von den verschiedenen Aeußerungen der Geisteskraft reden müssen, so müssen wir uns auch bald dieser bald jener Ausscheidung der Begriffe bedienen, mit dem Zutrauen, daß in dem, der uns hört, die in uns liegende Anschauung, die wir dabei im Sinne haben, so viel möglich auch entstehe. Es sind einzelne Zustände, die wir damit bezeichnen.

21.

Die Einheit im Gemüthe, d. i. die Zusammenstimmung von Denken, Fühlen und Wollen in dem Innersten des Gemüths, ist die innere Wahrheit. Denn was in dem Willen mit Bewußtseyn sich zeigt, ist dasselbe, was auch sonst, auch im bewußtlosen Zustande, in dem Geiste wirkt, und z. B. in dem Verstande als Grundsatz vorkommt, oder im Gefühle liegt, das Wesen des Menschen. Der Mensch ist wahr, er ist er selbst, wenn er in seinem Denken oder Wollen nicht sein Wesen in Widerspruch mit sich selbst setzt. Er ist innerlich unwahr, in wiefern er Fremdes annimmt, ohne es in sich selbst aufzunehmen und das nun für Seiniges hält; er ist äußerlich unwahr, wenn er es für Seiniges oder das Aeußere für ein Inneres ausgiebt, wo es im Innern doch anders ist.

Daraus ist zu erklären, warum Lehre und Leben so oft sich widersprechen, und warum so viele Menschen inconsequent leben; es fehlt der Bildung an Wahrheit.

22.

Jeder Mensch ist von dem andern verschieden, und in jedem äußert sich jenes Allgemeine der Kraft auf

individuelle Weise. Wir können diese Einzelnheiten unter gewisse Classen bringen, wie es bei den Naturproducten geschieht, in wiefern nämlich der Mensch auch unter den Naturgesetzen steht.

Nicht nach den sogenannten Racen, wie die physische Anthropologie, hat die pädagogische die Menschen einzutheilen, sondern im Gesichtspunkte der Bildung, je nach der natürlichen Richtung der sich entwickelnden Kraft.

23.

Es ist also eine Abtheilung der Naturen (Naturelle), die wir versuchen müssen. Da nämlich kein Mensch der vollkommene ist, so wird bald dieses, bald jenes im Naturell vorherrschend seyn. (II. b. 25.)

24.

Die Naturelle unterscheiden sich vorerst nach den beiden Hauptrichtungen, sodann in jeder derselben nach dem Verhältnisse der Stärke, worin die eine zu der andern steht. Wir ziehen diese Eintheilung der bekannten nach den Temperamenten vor, theils weil sie nicht wie diese einen mehr krankhaften Zustand bezeichnet, theils weil sie in dem Kinde und seiner Entwicklung sich nachweisen lassen.

25.

Wir möchten die mehr heraus wirkenden Naturen wohl die positiven, und die mehr in sich gekehrten die negativen nennen, wenn es nicht gewöhnlich mißderstanden würde. Aber wir sind auf jeden Fall hier um Worte verlegen, weil jedes im gemeinen Leben anders und oft mehrfach gebraucht wird. Also muß es uns erlaubt seyn, sie nur durch Annäherung des Sprachgebrauchs zu trennen, jene die aufgeweckten, diese die stillen. Die aufgeweckten Naturen sind bei größerer Stärke des

Widerstandes die festen, oder der Erregbarkeit, die lebhaften, und ebenso die stillen theils die sanften (weichen), theils die innigen Naturen. Die Sprache des gemeinen Lebens hat noch viele Worte, welche annähernde Begriffe, oder von Uebergängen und Mischungen angeben. Dahin gehört, wenn man von energischen, heftigen, durchsetzenden, stürmischen, oder von ruhigen, kalten, trockenen, harten, von jovialen oder tiefen, von raschen oder ängstlichen, von feurigen oder empfindsamen, von empfindlichen, hitzigen ꝛc. Menschen redet. Aber die Sprache scheidet das Naturell nicht rein von Charakter, Talent und Bildung oder Gewöhnung aus. Die verschiedenen Nationen und Sprachen haben auch hierin unübersetzbare Eigenthümlichkeiten.

26.

Das Naturell kündigt sich schon in dem Kinde an; aber es verbindet sich auch frühe damit, was Angewöhnung oder Vernachlässigung wirkt. Dadurch wird die Erkenntniß des Naturells aus seinen übrigens sicheren Zeichen erschwert.

27.

Den genialen und talentvollen Menschen ist freilich vieles schon angeboren, was in andern erst durch Bildung erworben werden muß, und ihre Anlagen kommen der Bildung zuvor, dennoch müssen auch sie gebildet werden, ihrer Natur entsprechend, um alles in sich, z. B. ihr Feuer, zu veredeln, sonst verwildern sie.

So läßt es sich von vielen Dichtern, Helden und andern großen Menschen in der Geschichte bestimmt nachweisen, wo es ihnen an Erhebung zu ihrem Urbilde gefehlt hat, und das aus Verwahrlosung von Seiten der Erziehung. —

28.

Jedes Naturell bedarf der Bildung, um dasselbe so

viel möglich gegen Einseitigkeit zu verwahren, und etwa die gegenüber schlummernden Anlagen zu wecken. Und so ist in jedem der beiden Geschlechter die Behandlung verschieden.

29.

Unser Versuch einer Classification der Naturelle läßt sich noch weiter in Unterarten ausführen, und durch die Ansichten im gemeinen Leben bestätigen; er zeigt sich besonders in der Erziehung von solchem Nutzen, daß wir ihn nicht aufgeben können.

Dagegen hatte man die sogenannten Temperamente von Aristoteles her; wie wenig ist damit ausgemacht! Wußte doch selbst ein Leibnitz nicht zu sagen, wie er von sich bekennt, was er für ein Temperament habe. — Eben so bedenke man, wie wenig damit gesagt ist, wenn es so gewöhnlich heißt: „das Kind hat gute Anlagen;" diese hat, so Gott will, jedes, aber welche?

30.

Die Zeit, in welcher sich die Anlagen des Geistes zugleich mit dem Leibe entwickeln, ist die Jugend. In ihr kommen jene Momente nach einander als vorherrschend zum Vorscheine. Daher giebt es drei Perioden der Jugend, die aber ohne scharfbestimmbare Grenzen in einander hinüberfließen.

31.

Diese 3 Perioden der Jugend sind:

1) Das Alter der vorherrschenden Erregbarkeit, als Empfänglichkeit; die Kindheit, infantia; d. i. das auffassende Alter; gleichsam sein (mystisches) dunkles Zeitalter.

2) Das Alter der vorherrschenden Gegenwirkung, als Lebhaftigkeit eines gereizten Zustandes, worin die Thätigkeit auf allen Seiten hervorbricht. Das Kna-

ben- und Mädchenalter, pueritia, oder das spielende; gleichsam des Menschen mythisches Lebensalter.

3) Das Alter der vorherrschenden Energie, indem sich Erregbarkeit und Gegenwirkung gegenseitig zum Gleichgewichte verstärkt; und Talent und Charakter im gereizten Zustande befindet. Das Jünglingsalter, adolescentia, oder das treibende; das heroische Lebensalter.

Nach dieser regulativen Idee läßt sich alle Entwickelung beurtheilen. So ist auch das dreifache: 1. der Zustand vor der Geburt, 2. das Leben selbst, 3. der freigewordene Geist jenseits. Die Pflanze repräsentirt jene 3 Alter, 1. in den Wurzelblättern, 2. in dem Hervortreiben zur Gestaltung, 3. in dem Aufschießen zur Blüthe.

32.

Die Anlagen müssen sich hiernach in den verschiedenen Jugendperioden verschieden zeigen, sowohl was das Naturell als das Talent und Genie betrifft.

So wird z. B. manchmal ein Kind für dumm gehalten, welches doch vorzüglichen Verstand entwickelt; so wird aus denen, die frühe schon sehr bestimmt sind, oft nicht so viel, als aus denen, die länger unbestimmt bleiben.

33.

Die Kraft durchläuft in ihrer Entwickelung von ihrem niedrigsten Zustande continuirlich alle Stufen bis zu ihrem höchsten (II. 4.); also die Menschenkraft von der Bewußtlosigkeit bis zum Selbstbewußtseyn in reifer Besonnenheit, d. i. mit Beendigung der Jugend.

34.

Das Alter der Kindheit endigt sich mit dem Selbstbewußtseyn, d. h. wenn das Kind denkt: Ich. Es begreift folgende Stufen unter sich: 1. das Kind als Säugling; 2. das unmündige, 3. das verständige Kind, Knabe und Mädchen.

35.

Das Göttliche in dem Menschen, das Streben zum Unendlichen, entwickelt sich theils im Verhältnisse des Menschen, zu der Welt, theils zu Gott, im Ganzen als Liebe, nach dem hohen Sinne dieses Wortes, wo es die Quelle alles Herrlichen in dem Menschen bezeichnet, indem es ihn mit Gott verbindet, und in dem Bildungstriebe für das Geistige. So ist sie die wahre Kraft des Menschen, die Tugend selbst, sein ewiges Leben.

36.

Dieser Bildungstrieb des Kindes entwickelt die Kraft zu ihrer Vollkommenheit dem Naturell in seinen Anlagen, und so auch dem Lebensalter gemäß. Das Ziel ist das Urbild, welches als das göttliche Ebenbild in ihm erscheinen soll.

37.

Der heranwachsende Mensch soll dahin gebildet werden. Die Wirksamkeit der Eltern oder anderer Menschen, welche dieses bezweckt, heißt die Erziehung. Sie vereinigt alles Einzelne der Bildung, und bezieht sich hiermit in jedem Punkte auf die Naturentwickelung (I. 10.).

38.

Das Erste, was man erforschen muß, um erziehen zu können, ist wie sich der Mensch von Anfang an seine Jugendzeit hindurch entwickelt, wobei man zugleich in dem Gewordenen die Vorzeichen des Werdenden beobachtet. Hierauf betrachtet man alles das, was bildend einwirkt, zugleich auch das, was die Verderbnisse hindert oder heilt. Dann folgt die Verbindung von allem diesem zu dem gesammten Geschäfte des Erziehers. Unser System ist also durch die drei Abtheilungen auszuführen: 1. Entwickelung, 2. Bildung, 3. Erziehung.

Erſte Abtheilung.

Entwickelung.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Das Allgemeine.

1. Das Menschengeschlecht.

Die organische Kraft der Erde hat sich in unzählbaren Gewächsen entfaltet, und in den noch nicht ausgezählten Thierarten mit ihren zahllos erwachsenden Individuen zu der Lebenskraft gesteigert, welche in dem Menschen ihr Höchstes auf unserm Planeten erreicht hat. Aber dem Menschen hat der Ewige von seinem Geiste eingehaucht, und so wurde die höchste und vollkommenste Erdorganisation das Organ des Vernunftwesens, als Herrn der Erde. Das ist der Mensch.

Die Verwandtschaft mit den Thieren und Gewächsen kann uns hier nicht irren; sie war für den Bewohner und Besitzer der Erde eben so nothwendig, als das Ebenbild Gottes, die Vernunft. Die Anthropologie darf auch schon blos als Physiologie, d. i. als die Lehre von dem menschlichen Organismus, nicht das Geistesleben etwa nur nebenbei berücksichtigen, sondern sie muß vielmehr in demselben den tieferen Lebensquell des menschlichen Organismus erkennen. Denn so wie jeder Einheit ist, so noch mehr das Leben, d i. die aus sich heraus und in sich zurück mit Empfindung und Bewegung wirkende Kraft; und vollends ist im geistig organischen Leben die höchste Einfachheit. In ihm hat das in allen Theilen verbundene Ganze, welches durch und mit denselben wechselseitig bedingt ist, den wirkenden Grund aller seiner körperlichen und geistigen Thätigkeiten. Das nun

ist das Leben des Menschen. Dieser allgemeine Gedanke muß sich uns nun weiter für unsern Zweck entwickeln.

So steht also der Mensch zwar in der Reihe der Thiere, und obenan, allein er steht da als ganz eigenes, unendlich höheres Wesen, bestimmt, auf die ganze Thierwelt und Erdenschöpfung herabzuschauen. Edelsinnig hat ihn daher einer der Naturgelehrten von höchster Weihe, Linné, in seiner Naturgeschichte obenan gestellt, als Geschlecht und Gattung, ohne Unterarten, einzig in seiner Art, mit der Benennung Homo sapiens.

Indessen überhebt uns das nicht der Blicke in seine thierisch-organische Natur; ja die neueren Fortschritte, besonders durch die vergleichende Anatomie, müssen uns auch für unsern Zweck zu statten kommen, und zwar schon für die Lehre von der Entwickelung, dann aber auch selbst bei der Bildung. Nur haben wir uns hier auf folgendes Wenige zu beschränken.

Der Mensch vereinigt in sich die einzelnen Vollkommenheiten der Naturwesen, wie der Brennpunkt die Stralen *). Aber eben darum ist er nicht aus diesen Einzelnheiten zusammengesetzt, und sie lassen sich nicht als solche in ihm aufzeigen, sondern er trägt sie, zur Einheit verklärt, in einer höheren Beschaffenheit in sich. Löwe, Stier, Adler ꝛc., Eiche, Rose, Veilchen ꝛc. haben ihre Trefflichkeiten und Schönheiten, welche in dem Menschen nicht nachzuweisen sind, aber die eigenthümliche Schönheit und Trefflichkeit des Menschen findet doch in allem diesem ihr Analogon, ihr Symbol, und ihre Ausstralung zu einer in ihrer Art vollendeten Einzelnheit, während er in seinem menschlichen, d. i. geistig-organischen Wesen die höhere Vollendung der Gesammtheit besitzt. Er steht

*) Wir verweisen in allem diesem auf die beiden Werke, die man immer von Zeit zu Zeit lesen sollte: Herder, Ideen zu einer Philos. der Geschichte der Menschheit; und: Kant, Anthropologie.

so als der Mikrokosmus in dem Mittelpunkte der ganzen Schöpfung und gerade weil er nicht die Stärke des Löwen, das Auge des Falken, die Nase des Hundes, die Gewandtheit der Schlange, die schnellen Füße des Rehes, die Flügel des Adlers u. s. w. besitzt, so ist ihm in dem Gleichgewichte etwas viel Besseres geworden, die schöne Menschengestalt, in welcher die vernünftige Seele wohnt. So steht er vor dem Thiere da, auch dem stärksten, Ehrfurcht gebietend *), als ein Gott. Die Eigenschaften und Gestalten der Thiere sollen ihn nur auf sein edleres Wesen, zugleich warnend **), hinweisen.

Der Mensch ist das einzige viergliederige lebende Wesen, das zum aufrechten Gange bestimmt ist, und zwar durch die Natur selbst, nicht etwa erst durch Gewöhnung. Denn Menschen, im verwilderten Zustande sind ohnehin nicht in ihrem natürlichen; aber auch sie kommen auf allen Vieren lange nicht so gut fort, als selbst der Affe. Der Schwerpunkt des Menschen fordert den aufrechten Gang, und sein ganzes Knochengebäude ist auf diesen eingerichtet. Die zwei Füße wollen stehen und gehen, die zwei Arme haben eine leichtere und größere Beweglichkeit schon am Schultergelenke, sie wollen mit den Händen greifen und mit den Fingern, dem Organe des Tastsinns ***), fühlen und arbeiten, womit kein Thier versehen ist, und

---

*) Wenn der Mensch in seiner Kraft das Thier ansieht, so hat es, im natürlichen und nicht gereizten Zustande eine Art von Respekt vor ihm, wie selbst bei Löwen die neuesten Beispiele bestätigen.

**) Der Affe — Simia, quam similis turpissima bestia nobis! — ist ein Zuruf an den Menschen, dessen Gestalt die Natur in ihm nachahmt, und dessen Thun er selbst nachäfft: erhebe dich zur Menschenwürde, sonst bist du das häßlichste Thier! Er ist noch jung, der Orang-Utang, als junger Pongo, dem Menschen am ähnlichsten. Ueberhaupt ist das Thierreich dem Menschen als Spiegel seiner niedern Natur aufgestellt.

***) Galenus nennt die Hand das Organ aller Organe.

womit der Mensch bei der Kraft in den Armen vielerlei, Schweres und Feines, leicht und ausharrend verrichten kann. Das Haupt ruht mit seiner Grundfläche auf der Wirbelsäule, bei aufrechter Stellung, gerade im Schwerpunkte. Dieses insbesondere zeichnet den Menschen schon durch das Würdevolle vor dem Thiere aus. Es erhebt sich in jenem schönen Ovale, das dem Künstler Muster bleibt, in dem wohlgemessenen Verhältniß zu der ganzen Körperlänge, und oben wölbt sich die Stirne, als der Gedankentempel. Die Verhältnisse in den Gesichtstheilen stehen ebenfalls der Kunst als bewundernswürdig vor. Eben auch hier zeigt sich ein scharfer Unterschied von den Thieren durch den von Camper bestimmten Gesichtswinkel, welcher für die ideale Schönheit 95° — 100° beträgt, und bei den wirklichen Menschen von 95° nur bis etwas unter 70° herabsinkt, dagegen bei keinem Affen bis zu 70° steigt; die andern Thierschedel weichen noch viel weiter ab.

In dem Kopfe befindet sich das Gehirn bei dem Menschen zugleich als das Seelenorgan eines Geistes ausgezeichnet; und weil das Uebergewicht desselben über die Nerven und das Rückenmark, welche jedoch ebenfalls zum Seelenorgane gehören, viel größer ist, als bei jedem Thiere, so mußte auch der Schedel im Verhältniß zum Gesichte größer, und jener Gesichtswinkel bei dem Menschen der größte seyn. Die Thiere haben noch Zwischenkieferknochen, wovon sich nur bei dem Embryo im Anfange einige Spur findet. Die Nerven sind bestimmt durch ihre Empfindungskraft Eindrücke aufzunehmen und zu jenem Centralpunkte herein-, so wie durch ihre Spannkraft von diesem aus nach den einzelnen Theilen herauszuführen. Auch sie sind für das vernünftige Wesen zu seinem Empfinden, Bewegen, Erkennen und Wollen genau eingerichtet, und sie dienen hauptsächlich vermittelst des Gehirns dem geistigen Leben. So lange dieses nun auf der Erde besteht, ist es auch an sein Organ, besonders

an sein nächstes gebunden. Es entwickelt sich also mit dem Gehirne, leidet mit demselben, unterliegt durch dasselbe manchen Zuständen, z. B. dem Wechsel von Wachen und Schlafen, und erlischt auch mit seinem Organe, wohlgemerkt als Erdenleben; denn der Geist trägt ewiges Leben in sich, das nach diesem fortdauert und nur als irdisches erlöschen kann*).

Die articulirte Sprache hat der Mensch vor allen Thieren voraus, sie gehört mit der Vernunft recht eigentlich zu seinem Wesen, und kein Thier hat die Anlagen zur Stimme wie der Mensch. Wenn gleich z. B. der Papagei Worte nachbilden kann, und die Gesangvögel in lieblichen Tönen erfreuen, so ist doch der Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge bei weitem vollkommener, und einzig zum eigentlichen Sprechen und Singen eingerichtet, und auch dem Taubstummen bleibt noch eine dem Thiere unerreichbare Geberdensprache. Die körperliche Natur des Menschen in der aufrechten Gestalt wie in der Sprache zeigt sich so recht als ein Organismus für den Geist, als hätte der Geist selbst ihn für sich gebildet; sie ist seine Erscheinung auf der Erde.

Auch hat der Mensch darin einen physischen Vorzug vor den Thieren, daß er in jedem Klima fortkommen und seine Natur behalten kann**). So hat er sich

---

*) D. Galls Gehirn- und Schedellehre hat sich so vollständig widerlegt, daß sie keiner Berücksichtigung hier mehr bedarf. Die Hypothese des berühmten Albertus d. Gr. könnte sich allenfalls noch eher halten, wenn er das Gehirn so abtheilt, daß er vorn die Nerven der 5 Sinne, als das commune sensorium, sich vereinigen läßt, hinter diesem aber der Einbildungskraft ihren Wohnsitz anweiset, dann die Mitte den Begriffen, die Stelle weiter hinten dem Gedächtnisse u. s. w. — Sömmerring hat, nicht ohne eine gewisse Zustimmung Kants, gezeigt, daß in einem Fluidum der Hirnhöhlen die Vermittlung zwischen Geist und Körper vorgehen könne.

**) Sogar in Hitze und Frost kann der Mensch mehr, als vielleicht irgend eine Thierart, wenigstens durch so viele Grade hindurch,

auf der ganzen Erdkugel verbreitet und acclimatisirt, was selbst bei dem an ihn so ganz hingewiesenen treuesten Thiere nicht der Fall ist; denn auch der Hund artet aus; nirgends aber sein Herr.

Endlich ist auch der Mensch nicht schwächer als das Thier, denn seine Muskelkraft ist einer weit stärkeren Uebung fähig, wodurch er, obwohl bei geringerer Muskelstärke, doch eine überwiegende Gewandtheit und Ueberlegenheit gewinnt; freilich bedarf er des Verstandes zum Gebrauche derselben. Er nimmt ein Werkzeug, das Menschenhände gemacht haben, legt es an, ein fester Blick seines Auges, ein leiser Druck seines Fingers, und siehe dort noch in weiter Ferne, liegt das reißende Thier, dessen Speise er sonst geworden wäre, oder das scheue, welches ihm zur Speise dient.

So weit die Vergleichung des menschlichen Körpers mit dem thierischen bis jetzt gekommen ist, hat sie von allen Seiten die Vorzüge des ersteren, als des einwohnenden Vernunftwesens würdig, mehr ins Licht gesetzt*). Manches zwar, was man früher dem Menschen allein zuschrieb, hat sich auch bei Säugethieren gefunden, z. B. das Hymen bei mehreren Arten derselben in ihrer Jugend, auch bei einigen, besonders bei den Affen, die Menstruation, das Unbestimmte in der Begattungszeit bei Haus-

---

aushalten, nämlich von etwa — 30° bis + 45° Reaum. Man hat sogar Beispiele, daß Leute eine noch viel größere Hitze ertrugen; so Blagden 100° sieben Minuten lang, und ein Mädchen noch länger, in einem Backofen. Die Wärme des Menschen selbst ist in der Regel gleichförmig, wo er sich auch befinde, etwa 29° in der Mundhöle und Hand; doch bei jungen Leuten stärker, auch nach den Nationen wohl verschieden.

*) Noch ist sie mehr vergleichende Anatomie als Physiologie, wird sie noch mehr zur letzteren, und geht dann auf die Lebensfunctionen tiefer ein, so möchten auch die periodischen Verhältnisse nicht unbedeutend erscheinen.

thieren, neben der periodischen Bestimmtheit bei den andern, welche auf die künftige Ernährung der Jungen berechnet ist: allein desto schärfer hat sich der Unterschied in wichtigeren Punkten herausgestellt. Die so frühe und rasche Entwickelung des Thierjungen zu seiner Vollendung weicht ebenfalls der vorzüglicheren, langsameren des Kindes, wie wir seines Ortes sehen werden. Dahin gehört auch das weit vielfachere Variiren der Individuen unter den Menschen, so daß man eben darum häufigere Unregelmäßigkeiten unter ihnen, als unter den Thieren findet. Diese nämlich sind mehr an ihre einzelne Form, und in dieser fester an das Naturgesetz gebunden. So mögen sich wohl im Thierreiche alle mögliche Formen des Erdenlebens in unendlich vielen Zusammensetzungen finden, der Mensch aber, als der Centralpunkt, ist leichter einer Abirrung auch im Physischen ausgesetzt; und eben das weiset ihn nur um so dringender darauf hin, die Humanität durch das Moralische festzuhalten.

Noch möchten wir die Hoffnung wagen, daß die vergleichende Physiologie, wenn sie einmal tiefer in die Lebensfunction eindringt, auch hierin den Menschen auf höherer Stufe sehen wird. Ist doch z. B. jedes Thier fast nur durch den Magen bestimmt. Wie ganz anders muß sich die Thätigkeit im Nervensysteme des Menschen zeigen, da er mit den Sinnen anders empfindet und beobachtet! Das Herz- und Blutsystem hat gewiß auch sein Eigenthümliches bei ihm, das auf eine höhere Bestimmung hindeutet. Schon die Verhältnisse der Blutumläufe könnten dafür interessant werden, und wenigstens etwas über die größere Vielfachheit der kranken Zustände unter den Menschen erklären.

2. Entstehung des Menschengeschlechts.

Wir halten uns auch hier an die heilige Urkunde. Die Naturforschung mag in ihrem freien Gange bald zu dieser bald zu jener Hypothese sich neigen, es sind doch immer nur angenommene Meinungen, gegen welche andere mit demselben Rechte auftreten, und keine hat sich noch so wie die Mosaische Schöpfungsgeschichte bewährt. Darum bleiben wir auch bei der Abstammung Aller Menschen von Einem Elternpaare *). Zwar ist uns nicht unbekannt, was manche Physiologen der neuesten Zeit noch stärker, als frühere Geschichtsforscher, dagegen einwenden, aber keiner hat uns überzeugt, denn dieselben Gründe, womit der eine 3 oder 4 und mehrere Urstämme annimmt, widerlegen den, der nur 2 annimmt, und umgekehrt; sie bestreiten also gegenseitig ihr Princip, so daß auch hier alle Aufklärung nur ein Hypothesen-Zwielicht giebt.

Die Theorie des Naturgelehrten Blumenbach von fünf sogenannten Menschenracen ist von dem Philosophen Kant mit der Verschiedenheit angenommen worden, daß dieser nur auf vier solche Racen zurückgeht, nämlich die weiße kaukasische, die schwarze der Neger, die Olivenfarbe der Hindostaner, und die Kupferfarbe der Amerikaner **), und sie zugleich dadurch auf Einen Stamm zurückführt, daß er die Möglichkeit zeigt, wie unter gewissen Umständen ein im Hauptstamme schlummernder Keim sich als in den Zeugungen beharrlich entwickele. Wo dieses statt gefunden, nennt er die Gattung Race; wenn sich aber die entwickelte Eigenthümlichkeit zwar fortpflanzt, jedoch

---

*) Wir verweisen hierbei auf die Einl. zu der Gesch. d. Erz. S. 28 fgg.

**) Rudolphi, Physiol. nimmt auch 4 an, unter dem Namen species, Stämme, weil er die Abstammung von einem Paare verwirft, statt des Hindostan. setzt er aber den Mongolischen. Blumenbach hat die Kaukasischen, Amerikanischen, Mongolischen, Malayischen, Aethiopischen, diese 5 aufgestellt. Andre nehmen mehrere, Andere wenigere an.

leicht wieder erlischt, so bezeichnet er sie nur als Varietät.

Die Verschiedenheit der Menschen ist nicht blos in der Farbe, sondern auch im Schedel, im Haare, in der Ausdünstung ꝛc. selbst in den auf dem Menschen lebenden Parasiten zu finden. Der Farbe nach sind sie weiß, schwarz, braun, gelb, roth, und das bringen die Kinder schon mit auf die Welt, wenigstens einen Fleck auf der Haut, der sich bald ausbreitet. Die Haare sind bei den Nordeuropäern gelblich oder hellbraun, weicher und feiner, bei den Südeuropäern schwarz oder braun, härter und minder fein, bei den Hindus fein und kurz, bei den Amerikanern und Mongolen dick und struppig, bei den Negern wollig und flockig. Die Amerikaner haben wenig Haare am Barte und sonst am Körper; diesen ähnlich die Mongolen und meisten Negerstämme. Die Muskelstärke scheint bei den Europäern und Mexikanern am stärksten, bei einigen Mongolischen und Malayischen Völkern am schwächsten zu seyn. Die Länge ist bei den Patagonen am höchsten, nämlich 6 bis 7 Fuß, bei den arktischen Hochländern, den Lappen und Eskimos, am niedrigsten, welche kaum 5 Fuß groß sind. Alle sind der Bildung fähig, und gerade hierin ist der Unterschied nicht sehr bedeutend. Mehr ist er es in Absicht der Schönheit. Die alten Griechen, die Georgier, die Mingrelier haben hierin im Ganzen den Vorzug; die Südseebewohner und die Neger an der Westküste von Afrika sind ziemlich schön; die Europäischen Nordländer sind kräftige Gestalten; die häßlichsten sind die Papus in Südindien. Die Verschiedenheit des Schedels macht auch die Gesichtsbildung verschieden.

An die Race reihet sich der Volksschlag an, d. i. die am längsten und zwar in einer ganzen Nation beharrliche Varietät; an diese weiter die den Geschlechtern eigenthümliche, der Familienschlag. So giebt es

Nuancirungen in der Gegend, in den Wohnorten ꝛc. bis ins Unendliche.

Wenn nun so von dem ersten Elternpaare, oder von Noah an die Abstammung des Menschengeschlechts historisch verfolgt wird, so finden sich die Verzweigungen der Hauptvölker, und von diesen weiter bis zu den heutigen einzelnen vielen Völkern wohl einmal richtig auf. Die Vermehrung und Verbreitung derselben ist bis jetzt so weit gekommen, daß man die dermalige Bevölkerung über die ganze Erdkugel hin auf 1000 Millionen schätzt *). Ob, nach Aristoteles **) die Generationen der Menschen in Familien und Völkern bald zu-, bald abnehmen, wie die Feldfrüchte nach Jahrgängen, nur nach größeren Perioden, verdiente Untersuchung. Gewiß ist es, daß die Natur, wie sie Mannigfaltigkeit liebt, eine unbestimmbar vielfache Individualisirung der Menschen angelegt hat. Hierauf sich beziehend führt Kant den schönen Gedanken von Shaftesbury an, „daß in jedem Menschengesichte eine gewisse Originalität, gleichsam ein wirkliches Dessein, angetroffen werde, welche das Individuum als zu besondern Zwecken, die es nicht mit andern gemein hat, bestimmt auszeichnet, ob zwar diese Zeichen zu entziffern über unser Vermögen geht, wie jeder denkende Porträtmaler bestätigen kann.“ Suche also in deinem Kinde

---

*) Manche nehmen, man weiß nicht recht warum, von der runden Zahl abgehend, 907 Millionen, Andre noch bestimmter 883,070,000, noch Andere ebenfalls allzubestimmt 705,879,600 an. Jene 1000 Millionen pflegt man zu vertheilen 170 nach Europa, 550 nach Asien, 150 nach Afrika, 130 nach Amerika und Südindien.

**) Rhetor. 2, 15. wo Aristot. bemerkt, daß vorzügliche Familien eine Zeit lang vorzügliche Männer hervorbringen, dann wieder in die Gemeinheit zurücksinken; daß manchmal lebhafte, vorzügliche Anlagen in Unsinn bis zur Tollheit ausarten, wie die Nachkommen des älteren Dionysius, des Alkibiades ꝛc., und daß von Männern wie Kimon, Perikles, Sokrates, oft einfältige schwache Menschen kommen.

sein göttliches Urbild zu schauen, wenn dir seine Erziehung gelingen soll *). Kant fährt fort: „Was ist nämlich die Wahrheit, die man manchem Porträt ansiehet, bei manchem vermißt? Ohne Zweifel die bestimmte Proportion eines der vielen Theile, des Gesichts zu allen andern, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgestellten Zweck enthält, auszudrücken. Kein Theil des Gesichts, wenn er uns auch unproportionirt scheint, kann in der Schilderei mit Beibehaltung der übrigen abgeändert werden, ohne dem Kennerauge, ob es gleich das Original nie sah, in Vergleichung mit dem von der Natur copirten Portrait, so fort merklich zu machen, welches von beiden die lautere Natur, und welches Erdichtung enthalte."

(Darein setzt auch Lavater den Genius der Physiognomik, daß man aus jedem Zuge den ganzen Menschen erkenne, weil ihn nur dieser Mensch so haben kann. Zum Höchsten hätte es dieser Genius gebracht, wenn er in den Eltern schon das Naturell der Kinder vorausSähe.)

„Die Natur hat also eine unendliche Mannigfaltigkeit gestiftet, und verhütet durch die treibenden Anlagen dazu die Zusammenschmelzung, indem sie zugleich doch

*) Auch der fromm in die Menschennatur blickende Erziehungslehrer Sailer (über Erziehung ꝛc.) stimmt uns bei, wenn er sagt: „Dieß Ueberwiegende (der individuellen Anlage) ist eine Art Prädestination, die dem Erzieher und dem Zöglinge, die der Familie, der Schule, und jedem Freunde der Jugend dreimal heilig seyn soll; heilig, damit der Zögling nicht, wider den Ruf der Natur, gerade dazu gebildet oder genöthigt werde, wozu ihn die Natur nicht gemacht hat; heilig, damit dem Ueberwiegenden vielmehr Bahn gemacht werde, sich selbst auszubilden; heilig, damit dieses in seiner vorherrschenden Ausbildung nicht der universalen der Menschheit nachtheilig werde." Und Lavater sagt (wie Sailer anführt): „Jedes Menschenindividuum hat eine Anlage, die ausgebildet denselben Menschen zum unentbehrlichen und unersetzlichen Gliede an dem Leibe der menschlichen Gesellschaft machen würde."

auch durch das Beharrliche und das Zurückschlagen des Erzeugten die Ausartung verhütet. Zu jener Absicht hat sie vermuthlich in dem cultivirten Menschen den Abscheu wider die Vermischung naher Blutsverwandte sich mit entwickeln lassen. So wird es immer neue Individualitäten geben, unbeschadet der Art."

„Je beharrlicher der Charakter des Menschenschlages ist, desto gewisser wird ein halbschlächtiges Kind erzeugt, d. i. ein solches, welches beiden Eltern nachartet, z. B. vom Neger und Weißen der Mulatte, von zweien oder mehreren Nationen, wie zur Zeit der Völkerwanderung in Italien, ein Mittelschlag. Bei dem cultivirteren Volke scheinen dagegen die Kinder mehr auf die Eine Seite der Familie zu arten, und die Natur scheint sich hier überhaupt in mannigfaltigen Variirungen zu gefallen, als ob in der Cultur der Mensch auch als Naturprodukt freier würde."

---

3. Entstehung des einzelnen Menschen.

Ein heiliges Dunkel bleibt auch hier; so wie alles Erste in der Natur tief verhüllt liegt, und Sinn und Verstand nicht bis dahin eindringt. Man mag da wohl vermuthen und meinen, aber erkennen und begreifen das Entstehen eines lebenden, eines geistigen Wesens, das kommt dem erschaffenden Geiste selbst zu, und dem endlichen ist es nur gewährt, den Gesetzen nachzuforschen, durch welche das Geschöpf in seinem Werden sich entwickelt.

Wir sind uns unser selbst bewußt, und vereinigen mit unserm leiblichen geistiges Leben. So wissen wir unmittelbar, daß der Mensch unendlich mehr ist, als jedes Naturwesen um ihn her. Wir sind göttlichen Geschlechts. Unsere Entstehung ist nicht die der Pflanze, nicht die des Erdenwurms, es ist die einer lebendigen Erdorganisation, in welcher ein Geist wohnt.

Allerdings müssen wir so weit wie möglich zurückgehen, um die Entwickelung des menschlichen Wesens vom frühesten an aufzufinden, weil die Bildung in ihren Anfängen erkannt werden soll. Auch dürfen wir die Erforschungen der Physiologen nirgends aus den Augen lassen, damit wir uns gegen Irrthum und Einseitigkeit sichern; selbst Vermuthungen dürfen wir nicht verschmähen, da wo das Gebiet der Hypothesen angeht. In diesem nun liegt die Entstehung eines Naturwesens wie der Mensch ist; wir gehen also hier von derjenigen Hypothese aus, welche unter allen der Menschenwürde und Einheit in unserm Denken am meisten zusagt. Es ist der Gedanke: der Geist bildet seinen Körper sich selbst*); von Anfang noch in seinem dunkeln Zustande, aber so, daß er allmählig zum Selbstbewußtseyn erwacht.

So nun entsteht der Mensch, nach den Gesetzen der animalischen Fortpflanzung, das Kind wird von Mann und Weib erzeugt, welche ebenfalls so von ihren Erzeugern abstammen, und so alle Menschen bis auf das erste Elternpaar zurück; dieses war denn dazu erschaffen, das ganze Menschengeschlecht in unabsehbarer Reihe von Generationen als Eine Familie hervorzubringen.

Wie ein neuer Organismus durch die Vereinigung von zweien, wie aus diesen beiden ein drittes Leben hervorgebracht wurde, bleibt übrigens ein Geheimniß der Natur. Daher wird man ihr auch nie auf den Grund kommen, wie sie es mit der Fruchtbarkeit halte, wie sie Väterliches und Mütterliches durch die sogenannte Kreuzung einige, wie sie ein Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts entstehen lasse. In allem diesem verhüllt die

*) Wenn man will, so läßt sich diese Hypothese, welche der Physiolog Stahl vorlängst aufgestellt, aber auch in neuester Zeit ihre Anhänger gefunden hat, und von Rudolphi in Schutz genommen worden, schon als eine Idee bei Platon auffinden. — Vgl. übrigens Bestimm. des Menschen in Briefen ꝛc. 10ter Br.

Natur ihr Heiligthum *). Nur im Allgemeinen läßt sie sich wohl Einiges ablauschen, aber auch das noch unsicher, nämlich Folgendes:

Ein vollkommenes Kind setzt gewisse Vollkommenheiten der Eltern in der Organisation und Lebens- auch Geisteskraft voraus; beide Erzeuger müssen ausgewachsen und reif seyn. Schon die Pflanze muß ihre Größe und Blüthenentfaltung erreicht haben, wenn sie Früchte bringen soll, und das Thier bedarf ebenfalls seine Reife zur Begattung, noch vollständiger gewissermaßen als die Pflanze. Noch mehr erfordert die Mannbarkeit (pubertas) des Menschen eine völlige Ausbildung des Organismus in allen seinen Theilen.

Zwar ist nicht immer die Vollendung des Wachsthums erforderlich, welche bei dem Manne erst mit zurückgelegtem 25ten, äußerlich erfolgt ist, während sich die innere Befestigung erst viel später vollendet, aber nicht selten ist der Mann schon vor dem 20ten, die Jungfrau vor dem 16ten Lebensjahre mannbar, wenn gleich, Naturseltenheiten ausgenommen, nicht vollständig entwickelt. Auch lehren nicht wenige Erfahrungen, daß verstümmelte Eltern wohlgestaltete Kinder erzeugen, und daß bei weitem nicht alle innere Gebrechen forterben.

---

*) Die Geheimnißkrämereien über willkürliche Erzeugung von Knaben und Mädchen, u. dgl. sind schon längst verworfen, und nie bestätigt. Schon ältere Physiologen, wie J. Riolanus Anthropogr. II. p. 183. Ph. Ad. Böhmer Obss. rarior. t. I. widerlegen sie. Die Vorstellung des Hippokrates (durch seinen Schüler Polybius) war folgende: „In dem Weibe, wie in dem Manne, befinde sich für das Kind sowohl das Männliche, d. i. das Kräftigere, als das Weibliche, d. i. das Schwächere; fiele nun der Ueberschuß auf jenes, so werde ein Knabe erzeugt, umgekehrt ein Mädchen. Da man die Erfahrung habe, daß Weiber, die sonst Knaben geboren, von andern Männern Mädchen zur Welt gebracht hätten, so folge, daß bald in dem einen, bald in dem andern Geschlechte das Kräftigere oder Schwächere vorherrschend sey. Die Chinesischen Aerzte lassen das Geschlecht von dem Vater abhängen, Gesch. d. Erz. S. 70.

Das Leben soll in seiner Fülle von beiden Erzeugern auf das Erzeugte ausgehen; und so ist die Gesundheit der Eltern Erforderniß. Aber auch hierin zeigt die Erfahrung Ausnahmen; oft sieht man gesunde und starke Kinder, die von kränklichen Vätern oder Müttern entsprossen sind. Die vielfache Abirrung unserer Cultur, die Ueberreize u. dgl. erklären das wohl, indessen ist doch die Gesundheit sowohl der Eltern als des Kindes durch jede Ueberspannung der Natur gefährdet. Daß gesunde Eltern durch Kindererzeugung ihre Lebenskraft verzehren, läßt sich nicht behaupten, denn es giebt alte Väter *) und alte Mütter vieler Kinder. Im Ganzen genommen ergiebt sich nur, daß das Naturgesetz der Reife und der Mäßigung beobachtet seyn will. Hierzu kommt denn das Gesetz der Sittlichkeit, welches Heilighaltung des Ehestands und der bürgerlichen Verhältnisse verlangt. Ueberall soll das Naturbedürfniß den höheren Gesetzen untergeordnet seyn.

Daher sollen auch von geistiger Seite die Eltern eines Kindes würdig seyn, das sich als ein Vernunftwesen entwickle. Es ist nicht Thier, so wenig als Pflanze, es soll also von seinem Beginnen an von dem höchsten Lebensquelle durchdrungen, es soll ein Kind edler, geheiligter Liebe seyn **).

So ergiebt sich denn als Wille des Herrn der Natur, der den Menschen nach seinem Bilde schuf: Die Erzeugung des Kindes soll nur in den Jahren der Reife,

---

*) Man kann das Beisp. von Th. Parr in England anführen, der noch in seinem 113ten Jahre wegen unehlicher Schwängerung Kirchenstrafe leiden mußte, und noch später zu einer 2ten Heirath schritt; er wurde über 152 J. alt. Auch werden Frauen, die über 20 mal geboren haben, wenn auch nicht in der Regel, doch manchmal sehr alt; aber auch Personen ledigen Standes.

**) Nicht was eine schlechte Euphemie Kind der Liebe nennt, und eigentlich Kind der Brunst heißen sollte, ist hier gemeint; das sind oft Wildlinge.

in gesundem Zustande, nach sittlich-bürgerlicher Ordnung der Ehe, und durch geheiligte Liebe statt finden *).

Allein wie die Menschen einmal sind, findet sich nirgends das Vollkommene, und selten auch das günstige Zusammentreffen. So werden auch manchmal Kinder wahrer Liebe dennoch von Kindern uneinig gestimmter Eltern an physischen oder geistigen Kräften übertroffen. Nur so viel steht fest, daß ein vollkommenes Erdenleben überall ein Leben der Liebe seyn würde. Und so steht denn als göttlicher Wille auch das fest, daß die freieren Wesen die Naturgesetze beachten sollen, ohne sich zum Thiere herabzuwürdigen. Die Veredelung der Gewächse und auch mancher Thierarten bleibt immer noch etwas viel Niedrigeres, als das, worauf es in der Individualisirung der Menschen ankommt. Das Verwerfliche, die Erzeugung betreffend, ist kurz im Allgemeinen Verfrühung des Geschlechtstriebes, unschickliche Aufreizung und Befriedigung, unsittliche Gemüthsstimmung, alles Absichtliche, und überhaupt was mit Unreinigkeit der Seele verbunden ist, und worin freilich die jetzige Cultur vielfach zu klagen giebt **). Daher versündigen sich auch

---

*) S. Bestimmung d. Menschen, 14ter Br. Die edlere Geschlechtsliebe erblüht nicht vor der Zeit und außer der sittlichen Ordnung.

**) Von den Indern S. 56 fg. — Persern S. 90. — Israeliten S. 192 fg. — Griechen an mehreren Orten: Spartaner S. 272 fg. — Pythagoräer S. 326 fg. — Athener S. 348 fg.; s. auch bei Platon und Aristoteles S. 400. 415. Ueberhaupt kommt bei den Griechen manches darüber vor, nämlich 1) man heirathe nicht aus Wollust, sondern um Kinder zu erzeugen, 2) man erzeuge sie nicht in Trunkenheit oder Uebersättigung, Müßiggang u. dgl., 3) man beobachte alles, was gesunde, schöne und gute Kinder erwarten läßt. — Zur Zeit des Aristoteles war es Volksglaube, daß wenn der Nordwind wehe, der Beischlaf eher fruchtbar sey. „Wenn du wüßtest, daß ein schwarzer Gedanke von dir, oder ein glänzender selbstständig sich losrisse aus deiner Seele und außer dir anwurzelte, und ein halbes Jahrhundert lang seine Giftblüthen oder

schlüpfrige Schriften schon durch die Eltern an den künftigen Kindern. Leider bringen auch die Verhältnisse der Civilisation in den meisten Ländern viel Trauriges darin mit sich. Nicht nur in asotischem Leben, sondern auch in verfeinerten Genüssen nagt ein Wurm an der Blüthe der Menschheit, ehe sie noch hervorbricht; und solchem Fluche wehrt nur der Engel, der die Ehe und das Haus heiliget.

Die Entstehung des Menschen ist etwas, das zugleich nach höheren Gesetzen, als denen der Erdorganisationen erfolgt. Das ist von alten Zeiten her gefühlt worden. Wir bemerkten in der Geschichte der Erziehung die Vorstellungen der Inder, Mager, Aegypter, Israeliten und Griechischer Philosophen *). Hier können wir noch aus der neuen Naturkunde siderische Verhältnisse angeben,

---

seine Heilwurzeln triebe und trüge: o wie würdest du frömmer wählen und denken! Aber weißt du denn das Gegentheil so gewiß?“ J. P. Fr. Richter, Levana.

*) S. Gesch. d. Erz. S. 50 fgg. 86. 88 fg. 144. 193. 309.

Wir setzen hier noch folgendes hinzu. In der Indischen Lehre kommt vor: die Menschenseelen befanden sich in der Seele Bramas, der sie mit Demuth in Gott (in der idealen Welt) schauete, und sie dann erschaffen konnte. Sie leben wie der Funke von dem Funken entzündet durch Gottes Geist. Sie bestehen aus einem Höheren, Mahat, und einem Niederen, Khsetranya, auch Ivatman genannt, d. i. dem Lebensgeiste — (man denkt bei jenem an Platons λογιστικὸν, λόγος, νοῦς, bei diesem an das θυμοειδές); wozu denn der aus den natürlichen Elementen bestehende Leib, Bhutatman, kommt. Der erste Mensch kam aus Bramas zergliedertem Leibe. In der Magischen Lehre heißt es: Die Urbilder aller Dinge befinden sich in Ormuzd, und gehen als reine, geistige Wesen aus ihm durch sein lebendiges Wort hervor; das sind die Feruer; sie sind das Belebende der Natur, und so hat jedes Geschöpf seinen Feruer. Auch jede Menschenseele hat den ihrigen, welcher über ihr, die mit der Materie verwickelt ist, als ihr höheres Selbst (Genius, Schutzgeist) waltend schwebt. — Die Platonische Lehre giebt den Ideen in Gott schöpferische Kraft, womit sie Menschenseelen geworden sind, wovon sich die besseren hienieden an das reinere Vorleben erinnern.

welche den Zusammenhang der tellurischen Organisationen mit denselben, und das besonders in Beziehung auf den Menschen, in bestimmten Zahlen bezeichnen, deren wir ebenfalls schon in der Geschichte gedachten.

Die Siebenzahl, welche in der Natur auf der Erde uns überall begegnet, findet sich auch in den Mondsphasen und sonst am Sternenhimmel mehrfach, so z. B. sind $50\frac{1}{2}$ Mondjahre = 49 Sonnenjahren; sie findet sich aber auch in der Eintheilung des menschlichen Leibes, in Entwickelungsperioden desselben, in Krankheiten, u. s. w. Auch die Dreizahl, Sechszahl, Neunzahl, nicht minder die Zweizahl und Fünfzahl findet sich vielfach in astronomischen Verhältnissen so wie in Erdorganisationen und in dem Menschen. Besonders merkwürdig ist, daß nach der Zahl der Erdenjahre in dem großen Weltjahre (Fixsternjahre), welches aus 25,920 Umkreisungen der Erde um die Sonne besteht, wenn man es in $52\frac{1}{2}$ Weltwochen theilt, auf jede solche Wochen $496\frac{3}{4}$ Erdenjahre kommen, also auf einen großen Welttag ($\frac{497}{7}$) 71 unserer Jahre, auf die große Weltstunde $2\frac{3}{4}$ Jahre, und auf deren Minute 18 Erdentage und sofort auf die Weltsekunde $7\frac{1}{5}$ Erdenstunden. Nun ist aber gerade die Zahl $497\frac{1}{4}$ im Durchschnitte, also beiläufig jene des Weltjahres, auch die Zahl, wie vielmal das Blut im Körper des erwachsenen Menschen innerhalb 24 Stunden umkreiset; und das gewöhnliche Lebensalter der Menschen, 70 bis 80 Jahre*), kommt der Zahl der Jahre in einem Welttage ganz nahe. So ist uns (Ephemeren) nur Ein Lebenstag im großen Weltjahre beschieden! Dabei ist bemerkenswerth, daß an jedem unserer Tage, d. i. während jeder Erdumdrehung um ihre Axe, gerade so viele Blutumläufe in unserem Körper als Erdumläufe um die Sonne in der Woche des Weltjahres statt finden. Auch machen $496\frac{3}{4}$ synodische Monate 40 Jahre, welches die Culminirung

*) Ps. 90, 10. sagt dieses Ziel schon aus alter Zeit.

des menschlichen Lebens ist *). Jeder Blutumlauf ist also beiläufig $\frac{1}{140}$ einer Secunde im großen Fixsternjahre.

Wo der Horizont in blauer Ferne verschwindet, da denkt sich die Phantasie ihr eigenes Land jenseits der Berge, und so ist es auch hier. Der Mensch, die kleine Welt, führt das Dunkel seines Ursprunges gern auf das ganze Weltall zurück, denn er fühlt sich, und das mit Recht, als einen Bruder der Sonne **). Doch wir finden ihn ja auf kürzerem Wege. Der Geist kommt von Gott, in dem wir leben, weben und sind. Darum wurde schon im Judenthume die Entstehung des Menschen

---

*) Aus G. H. Schubert, Ahndungen einer allgem. Gesch. des Lebens, Th. II. B. 2. 1821. Die interessantesten Zusammenstellungen aus der Astronomie, Naturkunde, dem Menschenleben, z. B. auch in den Perioden der Völkergeschichten (wie 600, 1200 ꝛc.) überraschen in diesem geistreichen Werke um so mehr, weil sie von bestimmten Thatsachen ausgehen. Dort sagt der geniale Verf: „In der ganzen sichtbaren Welt zeigt Alles auf Eins hin. Sterne und Pflanzen und Thiere scheinen auf den Menschen als auf einen sichtbaren Schlüssel zum Geheimnisse des Daseyns hinzudeuten, der Mensch aber, ein Bild dessen, der ihn gemacht hat, deutet auf diesen hin.“ Wie schön und wie wahr! — Dort findet man auch Belehrung über die Aegyptische Hundssternperiode, die sich 4320 nach Ersch. d. W. (130 n. Chr.) endigte, und über das 3te Gottesjahr, Sal Chodai, der alten Perser, zu 1440 Erdenjahren. — Von den heiligen Naturzahlen s. Gesch. d. Erz. S. 71. 82 fg. 86. 100 fg. 103. 140. 154. 312. 330. 338. 416. 425. 453. 520.

**) „— die Erde — der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch!
— — — — — — —
Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Stralen zusammenströmten!“

Klopstock.

so unmittelbar auf Gott bezogen *), daß der Begriff: „Kinder sind eine Gabe des Herrn," den der τεκνοποιΐα völlig verdrängte; und so muß es noch vielmehr die christliche Erkenntniß halten.

Auch die Zeit der Erzeugung hat die Natur nur dem Thiere bestimmt. Wenn gleich in unserm Himmelsstriche die meisten Kinder in dem Januar geboren werden, wie man bemerkt haben will, und also der Mai der Monat Hymens zu seyn scheint, so fragt sich doch, ob hierin nicht die Lebensart der Menschen vieles thut, und ob es in jedem Klima so ist; auch werden eben so vorzügliche Kinder im Herbste und Sommer als im Winter und Frühling geboren. Die Periode von Monat zu Monat, worin die Natur das Weib dem Manne versagt, ist immer nur kurz, und noch ist es unbestimmt, ob vor oder, wie Hippokrates meint, unmittelbar nach derselben die Empfängniß am glücklichsten sey.

Genug, Bildung und Liebe des verbundenen Paares sichert am ersten seinen Wünschen Erfüllung. Schönheit des Körpers berechtigt weniger dazu, schöne Kinder, als edler Sinn Kinder guter Art zu hoffen. Die Güte der Anlagen ist indessen ins Unendliche verschieden, und in keiner Generation erschöpft.

---

4. Forterben der Anlagen.

Das Erzeugte hat vieles von dem Vater, vieles von der Mutter, vieles von dem beiderseitigen der sogenannten Kreuzung, und doch dabei sein Eigenthümliches. Man hat von alten Zeiten her hierin beobachtet, vermuthet, gemeint, ist aber mit allen dem nicht weiter gekommen, als um desto zuverlässiger behaupten zu können,

---

*) S. Philo, über die Beschneidung; die er sinnreich darauf deutet.

auch hierauf liegt ein Dunkel. Wohl aber sehen wir Aehnlichkeiten in Gesicht und Gestalt, Stimme, Talent, Gemüthsart — kurz in den Anlagen mit beiden Eltern, bald mehr mit dem Vater, bald mehr mit der Mutter. Nur scheint es uns gänzlich versagt, tiefer und bis auf Gesetze der Natur hierin einzuschauen. Auch was man über die Mischung der sogenannten Temperamente von den beiden Eltern gemeint hat, beweiset sich immer wieder als nichtig. Doch wollen wir einige Meinungen hören. Denn daß Einfluß der Eltern statt finde, den wir ein Forterben nennen, ist unläugbar. Die Eltern selbst könnten die besten Beobachtungen darüber anstellen, wären sie nur aufmerksam und hierzu gebildet, dabei unbefangen, wir möchten noch wegen der Selbsterkenntniß hinzufügen, auch christlich genug. Regeln lassen sich übrigens nicht angeben.

Hippokrates ging von der Hypothese aus, das σπέρμα werde aus dem ganzen Körper ausgeschieden, und da es von beiden geschehe, so gleiche auch das Kind beiden Eltern, und nie weder einem allein, noch keinem von beiden, doch demjenigen am meisten, von welchem am meisten komme; so könne die Tochter manchmal mehr dem Vater, der Sohn mehr der Mutter ähnlich seyn. Wenn es kleine und schwache Kinder von großen starken Eltern gebe, so könne Krankheit, und wenn sie verstümmelt wären, Stöße der Mutter Ursache seyn; die Vollkommenheit der Kinder von verstümmelten Eltern komme daher, weil diese doch gesunde Bestandtheile in sich hätten.

So weit es die Anatomie vertrug, hat sich diese Vorstellungsart auch in der Lehre mancher Neueren eingefunden. Buffon hat sie erneuert, indem er hinzusetzt, die Natur habe sich vorbehalten, innere Modelle (was heißt das?) und Abdrücke in den Erzeugern zu machen. Haller hat diese Hypothese hinlänglich in ihrer Unhaltbarkeit gezeigt; auch Bonnet. Aber dieser bestreitet die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern mehr als

recht ist, und nimmt dagegen an, daß schon in dem ersten Keime die verschiedene Formung der folgenden bis in ihre ins Unendliche variirende Mannigfaltigkeit aller Individuen enthalten gewesen sey. Krankheiten könnten wohl anerben, aber übrigens hinge die Familienähnlichkeit weit weniger von den Eltern unmittelbar ab, als man dächte, vielmehr von dem ersten präformirten Keime. Denn da wird ein Prästabilismus angenommen, wornach in dem ersten Menschen alle enthalten waren, so daß alles Erzeugtwerden nur ein Evolviren eines der Keime ist, die in unendlicher Vielheit, einer in dem andern, involvirt sind. Hier bleibt die Frage unbeantwortet: Wozu denn die beiden Geschlechter? Ist da nicht die Zeugung eine leere Formalität? Ist die Fortpflanzung nicht edler in den Gewächsen? Wie erklären sich die Bastarde? u. dgl.

Besser ist die Theorie von einer Epigenesis vermittelst eines den ererbten Keim immer neu modificirenden Bildungstriebes, nach Blumenbach; Georg Forster, Sömmerring und Kant haben jeder auf seine Art diese Lehre ausgebildet. Man denkt sich da, daß immer ein neuer Keim durch die Vereinigung der beiden Geschlechter hervorgebracht werde, wozu in jedem etwas vorgebildet war, und daß dieses Erzeugte also ein wahres Product, nicht wie in dem Präformationssysteme ein Educt sey. Aber auch hier bleibt manches unerklärt. Also am Ende? Tiefe der Natur und der Allmacht.

Lavater hat zwar in seiner Physiognomik*)

*) Die Physiognomie ist die Erscheinung des Geistigen in dem Körperlichen nach seiner Individualität. Man glaubte darüber Regeln aufzufinden, und so entstand eine Art Wissenschaft, die Physiognomik, welche besonders der treffliche Lavater in neueren Zeiten geistvoll und mit umfassender Sorgfalt bearbeitet hat. Aristoteles kann auch hier als der Gründer gelten, nach ihm gab es mehrere Schriftsteller in dieser sonderbaren Kunde: Polemon, Adamantius, Johannes ab Indagine (von der Nachfor-

(beſ. Fragm. 9. Verſ. 4.) dem Beobachtungsgeiſte manche Winke gegeben, aber wenig beſtätigt ſich. Wahr iſt es, was er ſagt: „Aehnlichkeit zwiſchen Eltern und Kindern iſt hundertmal auffallend. — — Die Familienphyſiognomieen ſind ſo unleugbar als die Nationalphyſiognomieen; ſie bezweifeln, hieße die Sonne am Himmel bezweifeln, ſie ganz erklären wollen, hieße das unauflösliche Geheimniß des Daſeyns erklären.“ Die Beobachtungen aber, die der geiſtreiche Mann anführt, geben wenig Zuverläſſiges. Wahr iſt es auch, daß die Kinder gemeiniglich erſt mit den Jahren die Aehnlichkeit mit Vater oder Mutter in der Phyſiognomie entwickeln; auch oft ſogar in der Handſchrift; auch bemerken wir beſonders bei Bauern, daß der Sohn gegen das Jünglingsalter hin dem Vater auffallend ähnlich wird; vermuthlich wegen Gleichförmigkeit der Lebensweiſe und Beharrlichkeit in alter Sitte, die weniger durch Cultur geſtört wird.

Daß die Söhne vom Vater die Begehrungs- und Gefühlsanlagen vermittelſt des Herzens-, Blut-, Muſkeln, Knochen-Syſtems, und von der Mutter die intellectuellen Anlagen vermittelſt des Hirn- und Nerven-Syſtems erbten, haben auch Manche gemeint! Aber wie vielfach verſchlingen ſich die Anlagen von den beiden Eltern zu ganz veränderten neuen! — Doch, wir hören weiter den berühmten Phyſiognomiſten.

„Es giebt gewiſſe Geſichtsformen und Geſichtszüge, die ſich ſehr lange fortpflanzen, und andere, die gar bald

---

ſchung?) ꝛc. bis auf Dalla Porta, der die Ariſtotel. Idee der Vergleichung mit Thierphyſiognomieen ſinnreich ausführt, und zuletzt Lavater, der ſeine Phyſiogn. Fragmente noch weiter beſcheiden nur Verſuche nennt. Schreiber dieſes hat in ſeinen jüngern Jahren dieſe Schriften durchforſcht, ohne weitere Ausbeute in dem Gewirre von Meinungen und Widerſprüchen zu gewinnen, als daß es keine beſtimmte Regeln giebt, ſondern daß nur der Geſammteindruck, den ein Menſch macht, die Chiffre iſt, die dem geübten, eindringenden Blicke das Innere andeutet, nur andeutet.

wieder sterben. Diejenigen zu bestimmen, von denen man doch mit der größten Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, daß sie sich fortpflanzen werden, wäre eine Untersuchung, die in die geheimnißvolle Lehre von der Bildung der Frucht gewiß Licht bringen müßte. Die schönsten und häßlichsten Gesichter, die, welche man nämlich gemeiniglich dafür erklärt, sind nicht die, welche sich am leichtesten forterben, so auch nicht die mittelmäßigen und unbedeutenden, aber die großen und kleinlichen Gesichtsformen erben sich sehr leicht, und oft sehr lange fort."

„Eltern mit den kleinsten Nasen bekommen Kinder mit den größten und ausgezeichnetesten. Aber selten umgekehrt. Hat ein Vater oder eine Mutter eine sehr starke, d. h. stark geknochte Nase, so wird gewiß (?) eins von ihren Kindern etwas davon erben, und sie wird sich so leicht nicht mehr aus der Familie vertilgen lassen; besonders wenn sie sich auf die weibliche Descendenz pflanzt; es kann seyn, daß sie sich viele Jahre incognito hält, aber über kurz oder lang wird sie sich hervorthun müssen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrem Stammvater wird sich besonders einen oder zween Tage nach dem Tode zeigen." — (Das Saftige des Fleisches, das Schwammige des Zellengewebes, und das Unvollendete der Knochen halten in der Kindheit die Darlegung der Grundform auf.)

„Hat die Mutter außerordentlich lebhafte Augen, so kann man beinahe sicher seyn, daß die meisten (?) Kinder ihr diese Augen aberben werden, denn die Mutter imaginirt sich und spiegelt sich in nichts mit solcher Verliebtheit hinein, als in ihre eigenen Augen. Der physiognomische Sinn für die Augen ist bis auf jetzt noch viel allgemeiner, als der für die Nasen und die Gesichtsform. Werden sich die Frauenspersonen einmal vermessen, die Physiognomik der Nasen und der Gesichtsformen, so wie die ihrer eigenen Augen, zu studiren, so ist zu erwarten, daß diese dann nicht weniger auffallend erblich seyn werden als jene." (In der Einbildungs-

kraft vereinigt sich nämlich die geistige und organische Wirksamkeit.)

„Kurze und gewölbte Stirnen erben sich sehr leicht, aber nicht lange fort, und es mag auch hier gelten, quod cito fit, cito perit."

„Starke und ausgezeichnete Lippen sind einer der erblichsten Gesichtstheile."

„Es ist eben so gewiß, und eben so unerklärlich, daß gewisse frappante Physiognomieen von den fruchtbarsten Personen durchaus ohne ähnliche Nachkommenschaft untergehen: so gewiß und unerklärlich es ist, daß gewisse andere niemals aussterben."

„Nicht weniger merkwürdig ist, daß eine väterliche oder mütterliche starkgezeichnete Physiognomie sich bisweilen in den unmittelbaren Kindern gänzlich verliert, in den Kindeskindern" (oft auch in späteren Nachkommen) „vollkommen wieder zum Vorschein kommt." — (Man hat schon längst bemerkt, daß die Kinder häufig auf die Großeltern zurückschlagen, und daß dieses nothwendig sey, wenn nicht das menschliche Geschlecht von Generation zu Generation neue Eigenthümlichkeiten annehmen, und die alte Natur und Form bis zur gänzlichen Ausartung ablegen soll. Kant giebt darüber wichtige Winke *). Es scheint, daß die elterlichen Keime,

*) Dieser Philosoph sagt in seiner Anthropologie S. 313. „Die Natur hat statt der Verähnlichung, welche sie in der Zusammenschmelzung verschiedener Racen der Menschen beabsichtigte, sich gerade das Gegentheil zum Gesetz gemacht, z. B. bei den Weißen anstatt in ihrer Bildung die Charaktere beständig und fortwährend einander sich nähern zu lassen, wo dann endlich nur ein und dasselbe Porträt, wie das durch den Abdruck eines Kupferstiches, herauskommen würde, — vielmehr in demselben Stamme und gar in der nämlichen Familie, im Körperlichen und Geistigen ins Unendliche zu vervielfältigen. Zwar sagen die Ammen, um einem der Eltern zu schmeicheln: das hat dieß Kind vom Vater; das hat es von der Mutter; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menschenerzeugung längst erschöpft seyn würden, und da die Fruchtbarkeit

welche in den Kindern nicht vollständig zur Ausgeburt gekommen, in den Enkeln als die kräftigsten hervortreiben. Immer ist es wünschenswürdig, wohlgetroffene Bildnisse von den Ahnen für die Familie aufzubewahren; die wahrgenommene Aehnlichkeit in den neuen Familiengliedern könnte den forschenden Erzieher zu manchem Resultate führen.)

„Unter allen Temperamenten erbt sich keines so leicht fort, als das sanguinische, und mit demselben der Leichtsinn. Wo einmal sich der Leichtsinn in eine Familie hineingepflanzt hat, da braucht es viel Arbeit und Leiden, viel Fasten und Beten, bis er wieder weg ist. Das melancholische Temperament des Vaters erbt sich leicht fort durch die natürliche Besorgniß der Mutter, daß es sich forterben werde; wohl verstanden, erbt sich nur dann leicht fort, wenn in einem entscheidenden Momente die Mutter von entscheidender Furcht plötzlich befallen wird, erbt sich weniger leicht fort, wenn die Furcht mehr anhaltend und überlegt ist. Wenn das cholerische Temperament durch beide Eltern sich einmal in eine Familie heftig hinein gearbeitet hat, so kanns vielleicht Jahrhunderte währen, ehe es sich wieder temperirt. Phlegma erbt sich nicht so leicht fort, selbst wenn Vater und Mutter phlegmatisch sind, denn es giebt

---

in Paarungen durch die Heterogeneität der Individuen aufgefrischt wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde.“ (?) (Wir dächten vielmehr das Menschenleben ins Pflanzenreich versetzt.) „Die Natur hat Vorrath genug in sich, um nicht, der Armuth ihrer Formen halber, einen Menschen in die Welt zu schicken, der schon ehemals darin gewesen ist“ (welche Armseligkeit die Lehre von der Seelenwanderung annimmt); „wie denn auch Nahheit der Verwandtschaft notorisch (?) auf Unfruchtbarkeit hinwirkt. — Die Vermischung eines Brünetten mit einer Blonden macht nicht etwa aschfarbe Haare“ ꝛc. — Schon die Alten haben das Zurückschlagen auf die Vorfahren bemerkt, z. B. Virg. Aen. 5, 571. — Dardanidae, veterumque agnoscunt ora parentum. Im Deutschen kommt ähnlich von Ahne.

gewisse Lebensmomente, wo der Phlegmatische mit ganzer Kraft und Seele wirkt, eben weil er sehr selten so wirkt; und diese Momente können und müssen wirken." (Doch immer nur wenige Beobachtungen, auf die so wenig begründete Temperamentslehre bezogen!)

„Nichts aber scheint sich so leicht fortzuerben, als Geschäftigkeit und Fleiß," (bestätigende Erfahrungen genug in Nationen, Ortschaften und Familien!) „wofern diese in der Organisation und dem Bedürfnisse Veränderungen zu bewirken ihren Grund haben. Es dauert lange, bis von einem fleißigen und geschäftigen Ehepaare, dem nicht nur Nahrung, sondern Geschäftigkeit an sich Bedürfniß ist, kein emsiger Descendent mehr übrig ist, zumal da die emsigsten Mütter zugleich die fruchtbarsten sind." (Die Erfahrung scheint hier manches zu bestätigen; ist nicht Kleinheit, Emsigkeit und Fruchtbarkeit oft zusammen? Daß es sich auch mit der Beweglichkeit und Gesprächigkeit so verhalte, beweiset unter andern die Französische Nation.)

„Es ist die ausgemachteste Erfahrungssache (?), daß man in der Gemüthsart besonders der jüngsten Kinder frappante Aehnlichkeiten mit der Gemüthsart ihres Vaters, ihrer Mutter, oder beider zugleich wahrnimmt"*). „Es werden Züge und Bildungen geerbt; es werden moralische (?) Dispositionen geerbt."

„Je mehr die eigentliche Liebe in der Brust der Eltern lebt, je mehr reine, treue, sanfte Herzlichkeit, je mehr wechselseitige Liebe des Vaters und der Mutter ungezwungen und natürlich zusammenfließen, welche wech-

*) Da müßten wohl die ältesten Kinder mehr den Voreltern ähneln, und dieses Zurückschlagen abnehmen bei den folgenden Kindern? — Ja, man müßte da folgern, je ähnlicher die ältesten den früheren Ahnen seyen, desto mehr Kinder hätten die Eltern noch zu erwarten. Aber das alles sind ebenso unrichtige Folgerungen, als sie auf unrichtigen Beobachtungen beruhen; denn da finden sich keine bestimmte, der nicht eine andre entgegen stünde.

selseitige Liebe und Theilnehmung schon wieder einen gewissen Grad von Einbildungskraft und Gestaltempfänglichkeit voraussetzt: desto mehr werden die Gesichtsbildungen der Kinder aus den Gesichtszügen der Eltern zusammengesetzt scheinen "

Entschiedner ist das Forterben physischer Beschaffenheiten und auch mancher Krankheiten, z. B. der venerischen, der Drüsenübel, u. s. w.

Einige Fragen entstehen hier, deren Beantwortung schwer ist.

Ob wohl die wahre Liebe Verbindungen machen kann wie zwischen Weißen und Negern, oder andern verschiedenen Menschenarten? — Man kann zwar äußerlich Beispiele aufzeigen, aber sind sie zuverlässig? Ferner: Ob es mehr die Gleichheit des Stoffes und der Form ist, was die Liebenden anzieht, oder die Verschiedenheit? oder vielmehr: welche Mischung von Gleichartigem und Ungleichartigem? Denn das Anziehen ist hier doch geistig und zugleich physisch, und analog den chemischen Wahlverwandtschaften. Die Peripatetiker der neueren Zeiten meinten mit der Sache fertig zu werden, wenn sie sagten: „Wir setzen die Sympathie der Elemente in eine gewisse Uebereinstimmung und Beziehung der Dinge, die ähnliche Eigenschaften haben, so wie wir hingegen den Haß und die Feindschaft, die sich zwischen den Dingen befinden, die einander zuwider sind und verabscheuen, Antipathie nennen." Aber das sind Worte und weiter nichts. Der große Galiläi, einer der vertrautesten Freunde der Natur, antwortete jenen und allen solchen Lehren: „Diese Art zu philosophiren hat viel Aehnliches mit einer Manier zu mahlen, deren sich einer meiner Freunde bediente. Er schrieb mit einem Stifte auf die Leinwand: Ich wollte, daß hier ein Springbrunnen wäre, hier eine Diana ꝛc. — er überließ hernach dem Maler die Sorge — und schmeichelte sich, es selbst gemalt zu haben."

Ferner: Ob die Menschen durch Vermischung der Stämme, Nationen ꝛc. einen edleren Schlag hervorbringen? Woher die schönsten Nationen geworden sind? Ob z. B. die Griechische Schönheit durch Vermischung der Hellenen mit den Pelasgern, oder durch das Hellenische allein sey erzeugt worden? Aber die Spartaner waren ein vorzüglich schöner Menschenschlag, und sie hatten sich als Dorier im reineren Stamme gehalten *)!

Die Entstehung des Kindes ist der Anfang eines werdenden Wesens, welches seine Anlagen zunächst von seinen Eltern, vermittelst dieser von seiner Familie, durch diese von seiner Nation, weiter hinauf von seinem Stamme und ursprünglich vom ersten Elternpaare mitbringt. Der Moment seiner Entstehung ist auch der Anfang seiner Entwickelung. Es beginnt damit ein Menschenleben. Fassen wir es nach der würdigsten Ansicht aus dem Bewußtseyn unseres geistigen Wesens, so tritt ein Geist in das Erdenleben ein, um sich in demselben zu der höheren Stufe des jenseitigen helleren Lebens zu entwickeln. So wie er nun in dieses Erdenleben eingetreten ist, so hat er sich als Seele mit einem irdischen Organismus vereiniget, und ist dessen Gesetzen für das Erdenleben unterworfen: Entstehen, Aufblühen, Hinsterben. Zuerst ist er ein werdendes Kind, im Mutterleibe, als Embryo, aber sich zum Einzelwesen entwickelnd; dann wird er geboren und durchläuft die Jugendzeit bis zu seiner vollständigen Entwickelung; von diesem Punkte der Reife an geht er dem Greisenalter und natürlichen Tode entgegen, so daß man sein Leben zugleich als ein Sterben ansehen kann, bis den Geist die höheren Regionen aufnehmen.

Wir haben hier also seine Entwickelung zu betrachten, 1) vor der Geburt, 2) nach der Geburt die Jugendzeit hindurch.

*) Gesch. d. Erz. S. 255. 262.

Zweiter Abschnitt.

Das Besondere.

I. Vor der Geburt.

Das werdende Kind.

1. Lebensanfang.

Von dem Momente der Empfängniß an beginnt das Leben eines neuen Wesens; dieses Erste, der Anfang unseres Daseyns, liegt im tiefen Dunkel. Wer begreift die Entstehung des Pflanzenkeimes? wer des belebten Punktes im Ei, das erst nach seiner Trennung von dem mütterlichen Organismus, oder auch das sogleich mit derselben lebendig geboren wird, wie das Kind? Und wer begreift nun vollends diesen Lebensanfang eines geistigen Wesens, der ebenfalls mit dem Unendlichkleinen anhebt? Wer den Anfang der Gestaltung? Genug, daß wir wissen, sie soll eine menschliche werden, und so wie nur irgend der Anatom mit bewaffnetem Auge sie bemerken kann, so deutet sich schon die Anlage zu der Gestalt nicht des kriechenden, schwimmenden, fliegenden, vierfüßigen Thieres, sondern die edlere aufrechte, die des Menschen an, und das weiter im Mutterleibe erfolgende Werden ist ein Wachsen zu diesem Urbilde, gleichsam ein Sehnen aus tiefer Nacht zum Lichte der menschlichen Natur*).

*) Der Verf. läßt bei dieser Ausg. die genauen Angaben über den Embryo weg, welchen hauptsächlich Sömmerring Icones

Von dem ersten Beginnen an ist so die Individualität eines werdenden Menschen angelegt, eine göttliche Idee wird wirklich, und dieses Wirklichwerden tritt in immer bestimmterer Gestaltung hervor, indem der sich entwickelnde Organismus, ähnlich der Pflanze, aus der Mutter seine Nahrung zieht. Das Flüssige wird nach und nach fest, der vorgebildete Keim tritt in seine Umrisse hervor und erhält innerlich Kraft, um selbstthätig zu wirken. Auf diese Weise steigert sich die Menschenkraft schon in dem Gebilde des Fötus, bis das Kind geboren wird.

---

2. Der Embryo.

Gedeihet dasselbe gesund und ungestört im Mutterleibe, so gewinnt es auch seine rechte Gestalt. Ist aber die Entwickelung durch irgend einen krankhaften Zustand geschwächt, oder gehemmt, oder einseitig gerichtet, so tritt ein früheres Absterben des Fötus, oder sonst ein zu frühes Abgehen ein, oder es kommt eine Mißbildung zur Welt. Oefters ist der Abortus eine Fürsorge der Natur, insofern nämlich der Lebenskeim des Kindes zu schwach, oder die Gestalt zu entstellt wäre; denn man bemerkt, daß unter den unzeitigen Kindern beinahe der 4te Theil

---

Embr. hum. 1799 zum Grunde lagen, weil er sie nur zum Bereiche des ärztlichen Anthropologen, nicht zu dem des pädagogischen gehörig findet, und verweilet lieber bei der weiteren Entwickelungsgeschichte des Kindes, da wo sie mehr unmittelbar der Erziehungslehre dient. Den berühmtesten Physiologen von Haller an haben wir nicht nur Beobachtungen, sondern auch Ideen zu verdanken, welche das Physische betreffen; so könnte aus Ackermanns Vorlesungen und aus Tiedemanns Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns 1816 manches hier angeführt werden; und das auch die weitere Jugendentwickelung betreffend, wohin ganz besonders gehört die schöne Monographie S. Th. Sömmerring, Tabula baseos encephali 1798.

(bestimmter wie 29 : 7) von letzterer Art sind; auch will man bemerkt haben, daß die meisten weiblich seyen.

Es ist wohl denkbar, daß die Leibesfrucht während ihrer Entwickelung ein störendes Princip in sich aufnehme, und die Muttermähler oder Beispiele von dem sogenannten Versehen der Schwangeren lassen sich nicht so geradehin abweisen*): aber auf jeden Fall scheint doch eine ursprüngliche Fehlerhaftigkeit zum Grunde zu liegen.

Die Zeit, welche dem Kinde zu seiner Entwickelung im Mutterleibe bestimmt ist, besteht in 9 Sonnen- oder bestimmter 10 Mondsmonaten, jeden zu beinahe 28 (= 4×7) Tagen gerechnet; doch steht sie nicht so ganz fest; manches Kind wird nach 39—40 Wochen, manches nach 42, auch wohl noch später, geboren; besonders scheint die spätere Zeit mehr bei Knaben statt zu finden. Es giebt auch Fälle, die nicht ganz selten sind, daß nicht völlig ausgetragene Kinder, von 8, von 7, ja auch wohl von 6 Monaten nicht nur lebendig geboren werden, sondern auch gesund und mit zunehmender Lebenskraft. Genau bestimmt man die Zeit auf 39 Wochen 6 Tage oder 279 Tage im Ganzen. Indessen hängt das von so vielfachen Umständen ab, daß jede Angabe schwankend bleibt.

Schon in dem ersten Mondsmonate legen sich Fasern, Häute, Gefäße ꝛc. an, und die Gestalt wird bemerkbar, und zwar der Kopf als fast vollkommener Zirkel

---

*) Es ist bekannt, daß mehrere der angesehensten Physiologen sie läugnen, und das mit wichtigen Gründen, ob mit entscheidenden? Wohl wird gezeigt, daß in den meisten Fällen, wo man Muttermähler finden wollte, die den Gegenstand, an welchem die Mutter sich versehen, aufzeigten, die Einbildungskraft das meiste thun mußte, um sie gerade so zu finden; wie auch daß bei Säugethieren und Vögeln Mißgeburten vorkommen, die man doch keinem Versehen zuschreiben kann, Naturspiele von entfernten Aehnlichkeiten. Indessen müßte man alle Glaubwürdigkeit der Menschen aufgeben, wenn man sie so ganz verwerfen wollte; und dazu berechtigt doch nie das Unerklärliche.

und die Hälfte des Ganzen (das etwa 5 Linien lang ist), die Augen als Puncte, der Mund, die Ansätze zu den Gliedmaßen; in dem 2ten und 3ten formt sich alles noch mehr und erscheint auch die Knochenbildung, die Anlage zum Ohre und zur Nase, die Mundspalte, die Erhöhung des Augapfels, einiges von Gesichtszügen, die Brust, der Bauch, die Geschlechtstheile, die Arm- und Schenkelglieder, Füße und Hände mit den Ansätzen zu den Zehen und Fingern, im Ganzen die Menschengestalt bis zur Größe von etwa 2 Zoll; auch ist jetzt schon das Geschlecht des Kindes kennbar.

So wird schon im Frühesten die bestimmte Gestalt und in derselben das Geschlecht und die Individualität des Kindes unter dem Einflusse der Mutter angelegt.

In dem 3ten Monate formt sich schon das menschliche Angesicht; der Mund und die Augen schließen sich, die Nase tritt bestimmter hervor, das äußere Ohr ist vorhanden, der Kopf neigt sich an dem Halse in sanftem Umrisse des Scheitels, der bei dem Mädchen am meisten ausgerundet ist; das Kind hat schon seine individuelle Physiognomie. Die Gliedmaßen werden ausgebildeter, die Arme verhältnißmäßig größer, die Finger tiefer gespalten, die Hände und noch mehr die Füße sind über einander geschlagen; Herz, Gefäßsystem, Eingeweide u. s. w. sind gebildet und zwar zum Theil so, daß die Eigenthümlichkeit des Menschen auch im Innern erscheint; die Lunge ist noch klein, dafür aber die Leber und die Brustdrüse verhältnißmäßig groß; Gehirn und Nerven werden erkennbar und die Knochen fest. Die Größe kommt wohl über 3 Zoll. Bis zu Ende des 5ten Monats kommt sie über 8, und wenn das Kind ausgestreckt würde, vielleicht über 10 Zoll. Bis dahin tritt alles seinen Proportionen näher; der Kopf bleibt aber immer noch bedeutend größer nach Verhältniß. An ihm haben nunmehr die verschiedenen Schedelstücke, welche späterhin zusammenwachsen, ihre Knochenkerne gewonnen. Die Gehörknöchelchen, die

kleinsten des menschlichen Körpers sind schon jetzt beinahe zu ihrer Größe und Härte gelangt. Die Milchzähne zeigen ihre Anfänge, und auch die bleibenden liegen schon in den Kinnladen verborgen. Das Drüsensystem waltet noch stärker vor, besonders die Brustdrüse; Muskeln, Sehnen und Bänder formen sich; die Gefäße sondern ihre verschiedenen Säfte, und so wird auch die Röthe des Blutes nach und nach bemerkbar. Das Kind fängt an sich zu bewegen, und um diese Zeit verspürt gewöhnlich schon die Mutter das neue Leben unter ihrem Herzen. Knabe und Mädchen sind nunmehr in der ganzen Gestaltung verschieden; die Brust und die Schultern des ersteren sind breiter ꝛc. Mit Ende des 5ten Mondsmonats ist nun die Hälfte der Schwangerschaft um, d. i. des Gesammtlebens, worin sich das Kind mit der Mutter befindet, und der mütterliche Einfluß auf dasselbe wirkt zugleich mehr zur Selbstständigkeit seiner inneren Natur.

So ist in dem 6ten Monate das Kind in seiner bestimmten Gestalt vorhanden, welche sich zu ihren schönen Verhältnissen mehr und mehr ausbildet, während die inneren Theile erstarken und meist in ihre Lebensthätigkeit, wie bei dem gebornen Kinde, eintreten. Die Haare und Nägel wachsen hervor. Der Körper bewegt sich vielfach, und hat wohl schon mehr und weniger dunkele Empfindnisse in einem Wechsel von Wachen und Schlafen. So gedeihet das Kind weiter im 8ten, 9ten und 10 Monat, und wächst von etwa 1 Fuß bis zu der ausgestreckten Länge von etwa $6\frac{1}{2}$ Fuß und zur völligen Reife.

---

3. Perioden seiner Entwickelung.

Das Leben des Kindes im Mutterleibe hat den bemerkbaren Zeitabschnitt, wo es aus seinem Dunkel zur Selbstbewegung erwacht, vermuthlich schwächer schon vorher, ehe sie die Mutter gewahr wird, welches gemeiniglich um die Hälfte ihrer Schwangerschaft geschieht, bis-

weilen schon mit 18 Wochen, oft später. Nicht selten irrt sich indessen die Schwangere, indem sie irgend etwas anderes für die Bewegung des Kindes hält, oder sie übersieht *). Mit dieser freithätigen Bewegung des Kindes beginnt seine zweite Periode vor der Gburt. Die erste gab ihm Anlage, Gestaltung, Befestigung der Theile, die zweite giebt ihnen die Ausbildung zum Ebenmaße, Stärke, Reife, und vermehrt die willkührliche Bewegung und dunkle Empfindung. Man könnte die erste Periode als das Vorbild des ganzen Jugendlebens, die zweite als die des kräftigen Alters bis zur Geburt zur höheren Welt sich vorstellen.

Der Wachsthum des Kindes ist in den erste Wochen bei weitem am stärksten. Etwas stärker als in dem zweiten Monate ist er in dem dritten; zu Anfang des vierten Monats läßt er wieder etwas nach, nimm aber gegen das Ende desselben wieder zu bis zum sechste Monate. Von diesem an bis zur Reife scheint das Kind verhältnißmäßig am wenigsten zu wachsen. Im ganzen

---

*) Da die meisten Abortus in den dritten oder vierten Monat fallen sollen, so ist ein sorgfältiges, diätetisches Verhalten, auch wohl Befolgung besonderer ärztlicher Vorschriften, während dieser Periode für die Schwangere um so wichtiger. Daß es Zeichen gebe, ob ein Knabe oder Mädchen zu erwarten sey, hat zwar selbst Hippokrates behauptet, indem er angiebt, der erstere bewege sich schon als 3 monatlicher, das letztere erst als 4 monatlicher Embryo, aber weder seine Gründe noch die Erfahrung entscheiden. So bestätigen sich auch nicht die übrigen Zeichen, die einen Knaben ankündigen sollen: Röthe der Schwangern im Gesichte und Richtung der Warzen nach oben, das Mädchen dagegen werde durch deren umgekehrte Richtung und Gesichtsblässe angezeigt. In neueren Zeiten will man für den letzteren Fall mehr Uebelkeit und Unbehaglichkeit während der Schwangerschaft gefunden haben, und als Zeichen eines Knaben mehr Ekel vor manchen Speisen mehr Gelüsten, auch Ohnmachten, besonders in der ersten Schwangerschaft, und einen rothen Streif vom Nabel zum Magen hend. Aber das alles ist höchst unsicher.

ist er stärker vor der Geburt als nachher. Denn die Mittelgröße des neugebornen Kindes ist 18 Pariser Zoll, (aus dem Unendlichkleinen), und von da bis gegen das Ende des dritten Lebensjahres wird es nach Beobachtungen etwas mehr als $\frac{3}{4}$ so groß (= 242 : 331); von diesen Puncte bis zum Ende des 25sten Jahres um etwas mehr als noch einmal so groß (= 331 : 727), also in Ganzen bis zur Beendigung des Wachsthums = 242 : 727, d. i. beiläufig wie 1 : 3, d. i. beinahe zweimal so groß.

Die Verhältnisse einiger Theile sind in ihrem Wachsthume folgende: Der Kopf ist im Anfange größer als der Rmpf, erst bei dem dreimonatlichen Embryo etwa dem Rumpfe gleich. Dieser wird größer, die Größe des Kopfes scheint also abzunehmen. Ein viermonatlicher Embry wog 15 Loth 14 Gr., sein Hirn war $\frac{1}{7}$ des ganzen Krpers; das Hirn des reifen Kindes, von etwa 6 Pfund, wiegt etwa 26$\frac{1}{4}$ Loth. Der Gehörgang und der Augapfl nehmen weniger zu, da beides um so größer verhältißmäßig ist, je jünger der Embryo. Der Mund ist ebenfalls frühzeitig sehr groß, und so einiges andere. Das Agesicht ist verhältnißmäßig um so kleiner, je jünger der Embryo ist.

Vr der Geburt ist ein zwiefaches Wurzeln und diesem ähnlich nach der Geburt zu bemerken: das unbestimmte, allgemeie des ganzen Körpers in dem umgebenden Elemente, ud das bestimmte, welches nach einem gewissen nährenden Soffe mittelst dazu eigens eingerichteter Organe sich hinwendet Das letzte zeigt sich nach der Geburt ebenfalls zwiefach. Vielleicht ist auch diese Lebensthätigkeit schon vorher analog, da in der Natur nirgends ein Sprung angenommen werden kann. Denn so zeigt sich eine Aehnlichkeit der Leber mit der Lunge in der Verdoppelung des Blutumlaufes. Da ein doppelter Kreislauf erfordert wird, so ist das Hauptorgan des Umtreibens, das Herz, nicht inlänglich; vorher wird es mittelst der Le-

ber durch die Mutter; und nachher durch das Athmen der Lungen unterstützt; dort und hier erhält es einen doppelten Kreislauf und verstärkte Erregung. Der Kreislauf durch die Leber macht in dem Herzen nur ein einfaches Ein- und Ausgehen nöthig, welches durch eine Oeffnung (die eiförmige) statt findet. Diese verwächst, seltene Fälle ausgenommen, sogleich nach der Geburt, und hierauf wird alsobald der kleine Kreislauf mit in das Herz verlegt, da die Lunge in das Geschäfte eintritt. Dieses ist die stärkste plötzliche Veränderung, welche in dem Menschen vorgeht; mit derselben fängt sein Erdenleben an. Doch auch hier ist kein so ganz unvorbereiteter Uebergang.

Der Blutumlauf ist vor der Geburt noch nicht der des freien menschlichen Organismus. Daher sind auch die Arterien und Venen noch nicht so geformt, wie sie bleiben. Diejenigen paarweisen, welche nachmals in der Größe merklich von einander abweichen, sind in dem ungebornen Kinde noch einander gleich, z. B. die rechte Kopf- und Schlüsselbein-Arterie wird mit der Geburt gemeiniglich größer als die linke, oder führt wenigstens mehr Blut nach dem Kopfe, weil das Blut aus dem Herzen stärker hineinströmt, und beide aus einem Stamme entspringen. Hieraus ergiebt sich, daß die rechte Seite des Kopfes etwas mehr genährt wird, und daß der rechte Arm von Natur bestimmt ist, etwas stärker und kräftiger zu werden als der linke. Aber im Mutterleibe ist es noch nicht so. Von der rechten und linken Wirbelarterie ist es wenigstens ausgemacht, daß sie vor der Geburt gleich sind, daß aber nachmals die rechte die größere wird. — Das Kind hat bei der Geburt mehr kleine Blutgefäße als der Erwachsene; man sieht also, daß die Erziehung noch einigen Einfluß auf Naturanlagen haben kann, nämlich auf die Bestimmung der Blutgefäße und des Kreislaufes, wovon nicht wenig abhängt. — Je kleiner verhältnißmäßig die Theile des Kindes in

Mutterleibe sind, desto größer die Arterien, und umgekehrt. Manche Aeste schließen sich nach der Geburt, z. B. der Kanal aus der Lungenarterie in die Aorte.

Mit diesen Veränderungen müssen sich allerdings auch eigene Bestimmungen in der innersten Kraft des Kindes ergeben, und, weil die Verzweigungen der Blutgefäße und mehrere Theile sehr variiren, auch in seiner Individualität. Denn auch das Seelenorgan steht damit in Verbindung und mit diesem das Eigenthümliche in dem Empfinden, Begehren ꝛc., kurz in der ganzen Anlage.

Die Zweitheilung der Natur erscheint auch an dem Kinde. Paarweise sind die Gliedmaßen gleich gegenüberstehenden Knospen an dem Stamme hervorgewachsen, und so verzweigen sie sich weiter an Händen und Füßen. Der Daumen und die große Zehe stehen den andern Extremitäten gegenüber, nur daß in ihnen der theilende Trieb sich abschließt und in den übrigen vier Fingern und vier Zehen noch zweimal fortsetzt, dann aber von weiterem Hervortreiben sich zurückzieht.

Man sollte daher auch Zwillinge als die gewöhnlichen Geburten ansehen; auch haben Physiologen die Meinung, daß gewöhnlich zwei Embryonen entstehen, aber schon frühzeitig das eine verschwinde. Indessen erscheint die einfache Geburt als Naturgesetz, jedoch nicht als strenges. Denn die Zahl der Zwillingsgeburten soll sich (in manchen Ländern) zu den einfachen wie 1 zu 70 verhalten; die der Drillinge wie 1 zu 6500. Man hat Exempel von noch mehrfacheren Geburten *). Es giebt Zwillinge von tüchtiger Körperstärke und ausdauernder Lebenskraft. Ob sonst ihre Individualität eine besondere Bestimmtheit erhalte, läßt sich wohl nicht beobachten.

*) So kennt der Verf. eine gesunde, starke Mutter vieler blühender Kinder, welche einmal Vierlinge, freilich nur kurzlebende, geboren.

4. Einfluß der Mutter.

Die Gestaltung und Individualisirung beginnt von dem ersten Momente an, und was auch in diesem von dem Vater auf das Kind übergehen mag *), so ist es doch die Mutter, als deren Theil gleichsam das werdende Wesen sich bildet. In ihr wurzelt und gedeiht dieser neue Organismus, und das nicht als ein vegetativer, nicht als ein blos animalischer, sondern von Anfang an zugleich als ein geistiger. So wird das Kind als der Mutter zugehörig in seinem ersten Werden entwickelt, gestaltet, individualisirt. Ihr Einfluß ist durch tägliche Erfahrung entschieden, und zwar als sehr wichtig. Daß er der erste sey, welcher die Individualität bildet, läßt sich nicht läugnen, wie er es sey, wird wohl stets unter dem Schleier verhüllt bleiben, den kein Sterblicher aufdeckt. Grund genug zur gewissenhaften Sorgfalt für das werdende Wesen, sowohl von der Mutter selbst als von den Menschen um sie her. Denn außer der Ernährung findet noch in der Vereinigung der bildenden Kraft der Mutter und des Kindes eine geheime Wirksamkeit statt. Je früher, desto tiefer; da werden die ersten Anlagen und Richtungen gebildet **).

Das Verhalten der Mutter ist also gewissen Re-

---

*) Die Hypothese, daß die plastische Kraft im Gehirn liege, zuerst in dem des Erzeugers, dann in dem der Schwangeren, endlich auch in dem des Kindes selbst, wird schon durch die Fötus ohne Gehirn oder auch Kopf, und selbst bei Thieren genugsam widerlegt.

**) „Der Seelenblitz, denn wir Leben nennen, — schlägt ein in die Körperwelt. — In diesem Ur-Nu, wenn anders schon Zeit ist, da erst hinter ihm der Puls die erste Secunde anschlägt, hat sich der unsichtbare Ich-Stral zum Farbenspectrum seiner körperlichen Erscheinung auf einmal gebrochen; die Anlagen, das Geschlecht, sogar das Abbild des mütterlichen und väterlichen Gesichts sind mit unsichtbaren Strichen entschieden.“ — „Und welche Secunde ist die wichtigste im ganzen Leben? — Die erste, wie die Aerzte beweisen.“ Levana.

geln unterworfen, die sich aber nicht alle bestimmt aufstellen lassen, weil zugleich die Freiheit einer edlen Mutter dabei ihre Rechte behauptet. Die bestimmtesten sind etwa folgende:

1. Eine heitere, ruhige Stimmung der Mutter ist sicher die beste, damit das neue Wesen fröhlich entstehe und gedeihe.

2. Die Mutter denke über nichts zu viel nach, sey nicht zu ernsthaft, unterhalte einen leichten Sinn, und keine zu feierliche Stimmung während der Schwangerschaft!

3. Sie lebe mehr in sanften und süßen Gefühlen, am natürlichsten im Genusse zärtlicher Liebe; aber dabei in frommer Kraft als Gattin, Hausfrau und in jedem sittlichen Verhältniß.

4. Sie suche Zerstreuungen der ruhigeren Art, durchaus nicht rauschende Vergnügungen oder sorgenvolle Belustigungen: die Unterhaltungen der gefühlvollen Freundschaft, der schönen Natur, der sanften Musik, etwa an ihrem Klavier, der frohgeschäftigen Häuslichkeit, und vornehmlich mit lieben Kindern, sind für ihr werdendes Kind von himmlischem Einflusse.

5. Sie fange an ihr Kind zu lieben; sie stelle sich es unter mannigfaltigen schönen Gestalten und Umgebungen vor, wie sie es gern in der Zukunft sehen möchte *). Und in dieser Liebe erhöhe sich die zu ihrem Gatten. Denn die Liebe ist die göttliche Bildungskraft.

6. Da sie vermuthlich im Anfange noch ungewiß wegen der Schwangerschaft ist **), so befolge sie die Vorschriften, als wenn sie davon gewiß wäre, und wird sie davon gewiß, so sey sie desto froheren Muthes.

---

*) Man lese die schöne Stelle in Wielands Oberon, 8tes B. 53 fg.

**) Das Ausbleiben der Menstruation, Unbehaglichkeiten ꝛc. sind zwar die gewöhnlichen, aber nicht immer sicheren Zeichen.

7. Ihre Diät, die allerdings vorher wohlgeordnet seyn soll, bleibe sich gleich in Absicht der Luft, Witterung, Kleidung, Bewegung, Speise ꝛc. ohne Aengstlichkeit. Sie folge ihrem Appetite, wenn er nicht vorher der Appetit des verwöhnten Mädchens war; sie kleide sich jederzeit mehr der Natur als der beengenden oder erkältenden ꝛc. Mode gemäß; u. s. w.

8. Nur folgende nothwendige Einschränkungen dabei: Keine Bewegung bis zur Ermattung, keine heftige, kein Springen, kein erschütterndes Fahren, kein Reiten, kein Bücken, wenigstens kein anhaltendes, kein Reichen in die Höhe, keine Anstrengung.

9. Fern seyen auch alle Affecte und Leidenschaften von ihr. Die Verdorbenheit in der gegenwärtigen Cultur erklärt sich schon größtentheils aus dem niederen weltlichen Sinne, aus dem sorglichen und verdrießlichen Wesen, aus den Affecten und Leidenschaften der gewöhnlichen Mütter. Die Frauen sollten schon darum erst selbst gut und hold werden, um holde Kinder zur Welt zu bringen.

Die Einrichtung der hehren Mutter Natur selbst giebt diese Regeln an die Hand. In dem süßen Selbstvergessen der Liebe läßt sie das Kind erzeugt werden, und nun will sie nicht, die nirgends von ihrem Gesetze der Stetigkeit abgeht, daß die liebende und geliebte Gattin in das ernste Denk- und Sorgenleben gerathe. Nicht einmal auf die künftige Pflege des Kindes soll sie jetzt anders als mit Freuden denken, und gar nicht darum bekümmert seyn; sie vertraue dem himmlischen Vater, es wird ihr und ihrem Kinde zur Zeit nicht an dem fehlen, was sie bedarf. Von jeder, die keine ganz unwürdige Mutter seyn will, kann man erwarten, daß sie fern von Haß, Geiz, Buhlerei, Stolz, von jeder lasterhaften Gesinnung sey; dann ist sie auch entfernt davon, eine solche unselige Eigenschaft ihrem Kinde einzupflanzen. Die Töchtererziehung sollte beizeiten dafür sorgen, daß die künftigen Mütter unter anderm nicht dem Er-

schrecken unterworfen seyen, wodurch sie ohnehin unmittelbar leiden; es läßt sich darin mehr thun, als die Trägheit glauben will. Man weiß Beispiele, daß edle Frauen sich noch in späten Jahren durch festen Vorsatz diese Schwäche abgewöhnt haben. Ueber den Beischlaf der Schwangeren läßt sich im Allgemeinen nichts bestimmen. Wo ein edler Sinn ist, da ist auch die wahre Keuschheit, und nur eben da ist wahre Liebe möglich. Die Mäßigkeit ist dann mehr eine freie Wirkung der veredelten Natur als ein Regelwerk. Von denjenigen aber, welche der Zucht selbst noch bedürfen, kann hier nicht die Rede seyn.

10. Eine verständige Frau fürchtet sich vor keinem sogenannten Versehen *); sie fürchtet überhaupt nichts für ihr Kind; es ruhet im Schoße der ewigen Güte.

11. Die an eine gute Lebensordnung gewöhnte Frau wird kein kindisches Gelüsten empfinden; hätte sie aber einmal einen besondern Appetit, so scheint auch die Natur dessen Befriedigung zu wollen, und der Volksglaube, daß hier Versagungen dem Kinde nachtheilig seyen, ist wenigstens nicht ganz abzuweisen; gewiß aber ist Selbst-

*) Häufige Erfahrungen beweisen, daß vernünftige Frauen keine Uebel der Art erfahren. Wir führen ein Beispiel aus etwas früherer Zeit an, welches der berühmte Theolog Joh. Gerhard (geb. 1582) von seiner Mutter erzählt. Sie wurde, als sie mit ihm hochschwanger war, auf das Gesicht und den Oberleib mit einem Knittel unvorsichtiger Weise geworfen, und war nun besorgt, das möge dem Kinde am Leben oder durch ein Muttermahl schaden; aber die Besorgniß blieb ganz ungegründet. Aehnliches wird von Chyträus erzählt, auch von Scriver (s. dessen Seelenschatz III. 11, 22.) Man möchte es fast zur moralischen Maxime machen, kein Versehen u. dgl. zu statuiren. Daran erinnert unter andern folgendes schauderhafte Exempel. Im J. 1826 ermordete zu Friedewalde in Pommern (laut der Berl. Zeitung) eine Mutter ihre 4 Kinder in dem Wahne, sie habe diese That verüben müssen, um die Kinder noch zu rechter Zeit aus der Welt zu schaffen, ehe sie Diebe würden; denn das müßten sie werden, weil sie selbst während der Schwangerschaft mehrere Diebstähle begangen habe.

beherrschung und reiner Sinn der Schwangeren gedeihlicher für das Kind.

12. Sie sey nie launisch, und nie verdrußvoll oder kränkend gegen die Menschen umher, am wenigsten gegen den Erzeuger der neuen Welt, die in ihr sich bildet, auch in dem unbehaglichsten Zustande nicht. Jede widrige Gemüthsstimmung kann nicht anders als nachtheilig für ihr Kind werden; es nimmt dann schon frühe jene widrige Gestalt des Verdrusses an. In diesem Falle ist der Gatte verpflichtet, zum Besten des Kindes und der kindischen Mutter, ihrer Laune nicht nachzugeben, und wenn sanfte Vorstellungen nichts helfen, gar nicht darauf zu achten

13. Stilles angenehmes Sinnen, Lustwandeln in freundlicher Natur, hin und wieder Anblick schöner Gemälde und anderer Kunstschönheiten, Besuchen heiliger Orte, öftere Erhebung des Herzens in der Andacht *), und liebende Menschen umher, das läßt auch Gutes für das Kind hoffen. Nur müssen es wahre Gefühle für das Schöne, Gute, Heilige seyn, denn alles Gesuchte und Gemachte im Gemüthe ist todt an sich, zergeht vor der Natur, und läßt als Falschheit der Gesinnung nicht gerade einen guten Einfluß erwarten. Was in das In-

*) Der Gebrauch der Spartaner, den Schwangeren Bilder schöner Gestalten hinzuhängen, ist in unserer Gesch. d. Erz. S. 275 fg. bemerkt. Heinse sagt: „Eine Fromme, die alle Morgen die schönen himmlischen Figuren an den Wänden im Tempel mit inniger Freude schaut, kann kein häßliches und böses Kind gebären.“ — Es wollte Nikolai auf seinen Reisen im südlichen Deutschland in katholischen Ländern mehr Madonnengesichter gesehen haben, wenn nicht das Vorurtheil aus ihm sah! — Auch könnte ein plötzlicher Eindruck, eine Ueberraschung Einfluß haben. Lavater bemerkt: „Tugend und Laster ꝛc. im weitesten Sinne haben viel mittelbare Folgen auf die schöne oder häßliche Bildung der Kinder ꝛc., daher hat manches guterzogene noch so viel Widriges (?) in seiner Gesichtsbildung behalten.“ Doch möchten wir das nicht so als ausgemacht annehmen.

nerste der Natur wirken soll, muß als lebendige Natur und als Wahrheit wirken. So ist auch Platon zu verstehen, daß die Schönheit die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott sey, daß sie der Seele das lauterste Gefühl ihres Daseyns gebe, und sie an ihre Göttlichkeit, an ihre Schöpfungskraft erinnere.

14. So wie die Gesegnete das Aufleben ihrer Leibesfrucht verspürt, so ist ihr das ein Aufruf zu einer hohen Freude; mit einem Dankgebete sollte sie diesen glücklichen Moment feiern. Wer sie auch sey, wie auch ihre Lage sey, sie soll Mutter werden; sie trägt Gottes herrliches Geschöpf unter ihrem Herzen; Gott will dessen Vater seyn, sie sey also sorgenlos und fröhlich. Sie soll mit Freudigkeit an ihr Kind denken. Und sie mag das um so mehr, da sie jetzt die beschwerlichste, wie auch die gefährlichste Periode eines zu frühen Abganges überstanden hat. Auch kann sie von jetzt an gemeiniglich stärkere Erschütterungen vertragen, als in den ersten Monaten; nur seyen sie ruhig froher Art, und sie ziehe wegen ihrer Naturbeschaffenheit den Arzt dabei zu Rathe.

15. Während dieser beiden Monate scheint das Empfindungsvermögen des Kindes seine bestimmtere Richtung zu nehmen, die Neigungen scheinen sich zu begründen, indem sich die Organe des Empfindens, Gehirn und Nerven, entwickeln und selbst das Anstoßen der Gliedmaßen an etwas Widerstehendes der inneren Thätigkeit dunkele Gefühle erregt; hiermit ist auch das geistige Leben etwas freier geworden, so daß sich die Anfänge der Neigungen und der dahin gehörigen Associationen anlegen, und das bildende Geistesvermögen mit seinem Organe, dem Gehirne, in Thätigkeit tritt. Schon diese Möglichkeit ist genug, um der Mutter Sorgfalt auf ihre eigenen Neigungen zu empfehlen. Was hilft nachher alles Keifen, Strafen und Erziehungs-Flickwerk, wenn sie während dieser Periode in die Seele ihres Kindes Krankheitsgift eingegossen hatte? Sanftmuth ist die

innerlich wie äußerlich bildende Kraft des Weibes; zur Milde, zu heiterer Stirne, zu freundlichen Blicken ist das Weib berufen. Fehlt es daran der Schwangeren, so muß es ihr Kind, und also auch sie selbst, wahrscheinlich irgend einmal entgelten.

16. Sie sey aber auch nicht ängstlich, wenn sie nicht viel das Leben des Kindes verspürt; sie frage etwa den Arzt, und sie wird von ihm hören, daß das innere Gedeihen auch minder bemerkt vor sich gehen könne, und man überhaupt von diesem innern Leben und Weben des neuen Geschöpfes zu wenig wisse, um sich deßhalb gerade zu beunruhigen. Vielmehr lebe sie in stillem Verkehr mit demselben, und lächle wohl schon mit ihm, als sähe sie es auf ihrem Schoße liegen. Wenn irgend etwas wohlthätig in die zum Leben erwachende Seele einströmt, so ist es der Seelenhimmel der Mutter, die sich vorbildend mit ihrem Lieblinge unterhält. Wallet die heilige Macht der Liebe in ihren Adern, so führt der geheime Zug der Sympathie *) frohes Aufleben auch in

*) Eine Sympathie der Freudigkeit ist schon vor Alters beobachtet worden, vgl. Luk. 1, 44. Die der Traurigkeit ist aus der düsteren Gesichtsmiene eines unglücklich abgegangenen Kindes zu vermuthen, so wie sich im Gegensatze auch heitere Physiognomieen bei Frühgeburten zeigen; beides findet man von 6 monatl. Leibesfrucht in Sömmerring Icon. etc. dargestellt. Zugleich ein Beweis, daß in dieser Zeit schon die Physiognomie des Kindes angelegt ist, also auch das Naturell, und zwar unter Einflusse der Mutter. — Ob schon eine Art von Hören, da die Gehörknöchelchen so frühe ausgebildet sind, oder eine Art von Sehen, da sich die Augenlieder schließen, vielleicht auch, im Wechsel vom Schlafen und Wachen, eröffnen, im Kinde vor der Geburt durch analoge vorbereitende Reize vorgehe? die Frage ist wegen der Blind- und Taubgebornen nicht ganz unnütz. Man will von Kindern wissen, die in Mutterleibe Stimme von sich gegeben; so meldete man einst in Frankreich von einem, das im 8ten Monate 3—4 mal des Tages so geschrieen habe, daß man es vernehmlich habe hören können, wobei der Leib der Mutter jedesmal sehr aufgetrieben worden (war sie etwa Bauchrednerin?)

die Adern und das ganze Wesen des Kindes, und so mögen solche geweihete Mütter wahrhaft guter Hoffnung seyn. Ihr Einfluß während der Schwangerschaft ist zwar noch nicht wirkliche Erziehung, aber, dem Vorleben des Kindes entsprechend, doch Vorbereitung.

Das Kind reift zur Geburt, und der Bildungstrieb bringt in demselben und zugleich in der Schwangeren eine dunkele Sehnsucht hervor, welche sich endlich physisch in den Wehen äußert, worin diese Mutter wird.

II. Nach der Geburt.

Die Jugend.

Diese Zeit ist die der Entwickelung von der Geburt an bis zum vollendeten Organismus, d. i. bis zu dem beendigten fünf und zwanzigsten bei dem männlichen, und achtzehnten Lebensjahre bei dem weiblichen Geschlechte, im Ganzen das erste Drittheil von dem Menschenleben. Die Jugend ist wegen dieser längeren Zeit ein Vorzug des Menschen vor den Thieren.

Sie ist von der Natur in drei Perioden durch merkliche Veränderungen abgetheilt. Die erste ist die Kindheit (infantia), die zweite das Knaben- und Mädchenalter (pueritia), die dritte das Jünglingsalter (adolescentia). Die erste hat das Aeußerste ihrer Beendigung mit dem vollkommneren Selbstbewußtseyn und dem freien Gebrauche des Körpers und der Sprache, gegen Ende des dritten Lebensjahres; die zweite mit dem Eintritte der Pubertät, gegen Ende des vierzehnten, wo denn die dritte beginnt. Hiermit verbindet sich die allgemeine Eintheilung der menschlichen Lebensperioden

nach den Jahrsiebenden, indem die Kindheit in weiterem Sinne sich erst mit dem 7ten Lebensjahre verläuft *).

Die Jugend ist die Zeit der Erziehung; wir müssen also die Entwickelung nach ihren Perioden vorerst kennen lernen, ehe wir eigens die Bildung betrachten. Da indessen die Gränzen von beiden überall in einander fließen, so können wir diese beiden Abtheilungen nicht ganz scharf aus einander halten, und müssen in jener ersten Periode vieles von der Bildung zu der Entwickelung mit befassen, dagegen in den beiden folgenden Perioden einiges, was sich in dem Knaben ꝛc. entwickelt, zugleich als solches aufführen, das durch Bildung kommt. Zuerst ist es immer das Physische, was wir zu betrachten haben, und dieses vorzugsweise in der Periode der Kindheit, in welcher wir vornehmlich die Naturart kennen lernen; in der folgenden Zeit sehen wir dann weiter auf die Gemüthsart und auf die Gesinnung.

*) Vgl. Ansichten des Alterthums s. in dem 1ten B. (Gesch. d. Erz.), hierzu die Einl. zu diesem 2ten Bande.

Erste Periode.

Die Kindheit.

1. Das neugeborne Kind.

Das reife Kind wird geboren. Mit diesem Momente erfolgt eine ganz neue Erregung der Menschenkraft, nachdem diese hinlänglich dazu vorbereitet worden; das neue Geschöpf hört nun auf, ein Theil der Mutter zu seyn, wird ein selbstständiges Ganzes, und kommt nun erst eigentlich auf die Welt. Es ist eine plötzliche Veränderung in dem Kinde, nachdem, in dem regelmäßigen Zustande, sie auch bei der Gebärerin nur wenige Augenblicke dauert. Alsobald fangen die neuen Lebensverrichtungen des Neugebornen an.

Mit denselben beginnt eine von dreifachem Reize erregte ganz neue Kraftäußerung. Das Licht, die Luft und die Erschütterungen im umgebenden Elemente, dringen auf das Kind noch während seiner Geburt ein, als äußere Mächte, und empfangen es, als die ihm noch chaotische Welt. Sogleich aber scheidet ihm diese ein dreifacher Reiz, nämlich:

1. der Lichtreiz, indem das Licht als solches auf dessen Organ, die Augen, eindringt, d. i. von Anfang in der bestimmten Weise, wie nachmals die Lebenszeit hindurch;

2. der Luftreiz, indem die Luft in ihr Organ, die Lunge eindringt, ebenfalls in der bestimmten Weise, fortwährend die Lebenszeit hindurch;

3. der Lautreiz, oder wie ihn einer der ersten Physiologen nannte, der Schallreiz, welcher durch die Erschütterungen der Atmosphäre einwirkt, und sich später insbesondere für den Gehörsinn eignet.

Nicht Eins allein, gewöhnlich auch nicht nach einander, nur etwa dem Grade nach wirkt der eine Reiz anfänglich stärker als der andere. So wird die Thätigkeit des Menschenlebens aufgeregt.

Warum gerade diese Reize *)? und was würde erfolgen, wenn sie nicht zugleich einträten? Eine wichtige Untersuchung der vergleichenden Physiologie wäre zu wünschen auf die Frage, worin sich die Wirkung dieser Reize bei dem Kinde von der bei dem Thierjungen unterscheide. Die Blindgebornen sind keine Widerlegung gegen den ersten Lichtreiz. Denn erstens, dieser Reiz kann durch die Augendeckel wirken, wie es wenigstens bei einem Thiere, das unter der Erde mit geschlossenen Augen leben soll (Mus typhlus Pallasii), wahrscheinlich ist, weil es sein Lichtorgan doch nicht umsonst hat. So ist auch zweitens selbst in dem Falle, daß das Innere der blindgebornen Augen zerstört wäre, der Lichtreiz nicht gerade als aufgehoben anzusehen, da er doch vielleicht durch die äußeren Theile auf die Sehnerven einwirkt, wenn gleich mit etwas verschiedener Modification. Und warum sollte die Natur die Augen so groß und so frühzeitig im Mutterleibe gebildet haben, wenn sie nicht den Lichtreiz zum Leben nothwendig fand; so daß man bezweifeln möchte, ob je ein Kind, das mehr als einen nur ganz geringen Grad von Leben gehabt, mit zerstörten Sehnerven geboren worden. Unläugbar ist es übrigens, daß auch außer

*) Die Naturphilosophie mag hier an die Causalmomente des Raums und der Zeit denken, so daß das Licht die in der Zeit unendliche Natur sey, die das Streben hat, im Raume endlich zu werden, und der Laut eben diese im Raume unendliche Natur mit dem Streben in der Zeit ewig zu werden; Licht und Laut, Blick und Stimme des Ewigen. Doch wohin geräth da die Phantasie!

dem Sehorgane das Licht auf den Menschen seinen Einfluß hat. Sollte indessen jener Reiz auf die Augen als eigentlicher des Lichtes gänzlich fehlen, so würde etwas anderes an seiner Stelle die Kraft auf bestimmte Weise anregen, oder vielmehr, die Kraft würde sich sogleich in eine andere Richtung bestimmen, und zwar dahin, wo sie in dem regelmäßigen Zustande noch ungeschieden bleibt, wie in dem Tastsinne, wobei vielleicht das Licht nicht einmal ganz unwirksam ist. So wie das Kind freithätig den Lichtreiz ins Auge aufnimmt, durchdringt seine Sehkraft den Sehnerven und den ganzen Bau des Auges.

Auf die neue Erregung muß alsobald eine verhältnißmäßige Gegenwirkung erfolgen, wenn das Kind nicht durch den Eindruck aufgerieben werden soll. Denn was sich ganz leidend gegen Eindrücke verhält, hat nicht einmal organische Kraft; wäre aber die Entgegenwirkung zu schwach, so würde sie dem überwältigenden Reize unterliegen, und Ohnmacht oder Krämpfe würden dann dieses Mißverhältniß ankündigen: wirkte dagegen die Kraft zu stark entgegen, so wären jene nicht mehr Reizmittel, und es bedürfte anderer zur Erregung. Also muß die Kraft im gesunden Zustande von innen dem Eindrucke gerade so stark entgegen kommen, daß dieser aufgenommen und zu ihrer Entwickelung verarbeitet werde. Mit der Geburt sind demnach sogleich jene Momente der sich bildenden Thätigkeit bemerkbar, das Empfangen des Eindrucks, und das Entgegenwirken gegen denselben, dann sogleich darauf die neuentwickelte Wirksamkeit. Wäre in den Augen die Empfänglichkeit größer als die Gegenwirkung, so würde die Sehkraft unfehlbar entweder betäubt oder schnell zerarbeitet werden; auf ähnliche Art würde bei einem solchen Uebergewicht die Lunge aufgerieben, und bei dem atmosphärischen Eindringen das ganze Leben schnell aufgelöset werden *), wenn sich die Kraft nicht von innen,

*) Nach einer Ansicht neuerer Physiologen, welche das Leben für einen Verbrennungsprozeß hält, alsbald im Auflodern aufgehen.

dem Organe, gemäß widersetzte, und die Reize vielmehr zu ihrer Stärkung aufnähme. Jenen wirkt sie also zur unmittelbaren Unterhaltung des Lebens, und zugleich zur Entwickelung, d. i. Stärkung ihrer selbst in dem neugebornen Kinde entgegen:

dem Lichtreize — es sieht;
dem Luftreize — es athmet;
dem Lautreize — es schreiet.

Dieser letztere scheint der stärker ergreifende zu seyn, indem er das Kind im Ganzen aufregt, so daß es sich aus Leibeskräften widersetzt, und in solcher Gesammtthätigkeit sich gleichsam festhält in den eindringenden Wogen der Außenwelt. Das scheint des Kindes erster Schrei zu sagen.

Sehen, Athmen, Schreien, das sind die drei ersten Lebensäußerungen des neugebornen gesunden Kindes; sie fallen so ziemlich in Einen Moment zusammen. Aus ihrer Stärke, einzeln und mehr noch vereint, läßt sich daher auch einigermaßen auf die Stärke der Kraft schließen. Wenigstens für den Anfang zeigt ein lautes Schreien mehr Gegenwirkung, mehr eine energische Natur an, als ein schwaches Wimmern. Je nachdrücklicher das Kind die Luft auf den ersten Einzug wieder ausstößt, und je selbstthätiger es sie hierauf wieder einzieht: um desto mehr Stärke seiner Respiration; und da hierin die Hauptäußerung des neuen Lebensprozesses vorgeht, so ist alsdann überhaupt die Lebenskraft um so stärker. Ein ruhiges, gleichmäßiges Aus- und Einathmen ist wohl das erste Hauptzeichen innerer Festigkeit; nur ist es sehr schwierig, dieses genau zu beobachten.

Das Sehen ist hier noch kein bestimmtes Sehen, noch lange kein Hinsehen auf etwas, noch kein Auffassen des Einzelnen: es ist jetzt nur noch eine Thätigkeit, mit welcher das Auge dem Lichtreize entgegen tritt. Bei diesem ersten Elemente der Vorstellung kommt viel darauf an, ob das Auge matt erlischt, oder lebhaft um sich schaut.

Auch diese Beobachtung ist schwierig, aber wichtig. Blickt man in die kleine Eröffnung des Auges wie in eine dunkele Tiefe, und ist es dann, als ob uns ein inneres Licht daraus entgegen käme, mit einem Worte, sieht das Kind munter in den Tag hinein, so deutet das vielleicht auf die geistige Kraft des Kindes. Nur läßt sich im entgegen gesetzten Falle nicht auf das Gegentheil schließen, weil das Auge, unbeschadet der inneren Sehkraft, schwach oder fehlerhaft seyn kann. Wenigstens ist es die gewöhnliche Meinung, daß aus den Augen eines Menschen seine Denkkraft erkannt werde, und gewiß ist auch unter allen physiognomischen Zeichen keines sicherer, als die Art, wie jemand aus den Augen sieht; Verstand, wie Dummheit oder Verwirrung legen sich dadurch an den Tag. Die Sprache, schon im Wort das Einsehen, ist es nicht allein, was uns auf den Zusammenhang der Denkkraft mit der Sehkraft hinweiset. Beobachtet man das Thierjunge gegen das neugeborne Kind in seinem ersten Sehen, so zeigt sich da ein unendlicher Unterschied. Wer da nicht schon die lebendige Verkündigung des Vernunftwesens erkennet, dem hat weder der Himmel noch die Erde etwas zu sagen.

Da die Gefühle sich gemeiniglich in der Brust äußern, wie z. B. bei dem Seufzen und der Beklemmung, und da alle Affecte (Leidenschaften), wie die Aerzte bemerken, mehr oder weniger auf sie wirken; so gäbe das einigen Grund, das erste Zeichen der Gefühlsanlage in dem Athemholen des Kindes zu finden, allein das sind immer nur sehr entfernte Vermuthungen.

Das Schreien des Kindes könnte etwa auf seine Willenskraft hinweisen. Denn in den Stimmwerkzeugen legt sich in der Folge am meisten der Wille dar; und wenn ein Kind in die Unart des ungeberdigen Schreiens geräth, so zeigt es darin gerade dasselbe, was es nach einigen Wochen durch Sträuben beim Waschen, nach etwa drei Jahren durch Umsichschlagen oder Schelten, und nach

achtzehn Jahren durch ungeſtüme Heftigkeit zeigen wird. So erſchien uns öfters in dem Schreien des neugebornen Kindes etwas, das entweder Feſtigkeit des Widerſtandes, oder Energie des Durchſetzens, oder Schwäche, oder Nachgiebigkeit ahnden ließ.

Dieſe Vermuthungen können zur Entdeckung einer Zeichenlehre, die man noch gar nicht hat, und doch ſo ſehr zur Erziehung bedürfte, hinführen. Man mißverſtehe ſie nur nicht, und dehne ſie nicht zu weit aus. Ein krankhafter Zuſtand des Organiſmus kann ſogleich bei der Geburt den reinen Ausdruck des Geiſtes trüben, unterdrücken, entſtellen, und unauflösliche Verwickelungen darin anſpinnen, welche nachmals überhaupt den phyſiognomiſchen Regeln im Wege ſtehen. Auch vergeſſe man nicht, daß es nur Eine Kraft ſey, welche in dem Denken, Fühlen und Wollen vorkommt, und daß dieſe ſich in dem neugebornen Kinde noch am wenigſten in jene Richtungen ſcheidet und ſondert. Erſt von jetzt an beginnt ſie in Verſchiedenes herauszuwachſen. Daher fließt allerdings auch der Ausdruck des Gefühls mit dem des Verſtandes in den Augen zuſammen, und umgekehrt der des Verſtandes mit jenem in dem Athmen, z. B. bei der Aufmerkſamkeit; ſo auch beides in dem Schreien, und was in dieſem ſich zeigt, legt ſich mehr oder weniger auch in jenen beiden dar. Dieſe Aſſociationen erwachſen nicht nur aus dem gemeinſchaftlichen Stamme jener Richtungen der Kraft, ſondern verſchlingen ſich nun auch, bei dem beſtimmteren Sondern, immer mannigfaltiger in einander, ja das ganze Leben iſt das fortlaufende Geſchäft dieſer Verſchlingungen. Nur wird dieſe oder jene Richtung die vorherrſchende in dem Individuum ſeyn, und das muß ſich in dem erſten und kleinſten Beginnen ſchon darlegen, wie in der höheren Geometrie ſich ſchon aus dem Unendlichkleinen der Linie der Kreis, oder die Ellipſe, oder welche Linie es ſonſt iſt, zu erkennen giebt. Als Verſuche zu einer ſolchen Differential- und Integral-

rechnung, oder vielmehr als Hinweisungen zu solchen Versuchen, sehe man diese und die in der Folge gegebenen Bemerkungen über solche Zeichen an. Gewiß muß es sich frühzeitig schon entscheiden, ob das Kind zu den mehr empfänglichen oder zu den mehr herauswirkenden Naturen gehöre, je nachdem es mehr im Blick und sonst Ausdruck des Gefühls, oder der entgegenstrebenden Kraft darlegt, die sich besonders im Schreien äußern wird. Die auf Erregung erfolgte stärkere Thätigkeit, die von innen herauskommt, insbesondere in dem freien Umsichschauen, möchte doch wohl auch eine stärkere Seelenkraft ankündigen.

---

2. Neuer Zustand des Organismus.

Das Kind ist nunmehr ins Erdenleben eingetreten, wo nicht mehr, wie wohl vorher, der Mond seine Entwickelungsperioden hauptsächlich zu bestimmen scheint, sondern die Sonne durch die Tage und das Jahr. Schon das, daß es nun unter der Sonne lebt, muß eine große Veränderung in seiner Lebensthätigkeit hervorbringen, und zwar in Verbindung mit jenen andern neuen Erregungen, so daß nun der ganze Organismus neue Bestimmungen erhält; nämlich:

1. Die Haut wirkt, als einsaugendes und ausdünstendes Organ, auf ähnliche Art wie vorher in dem Uterus, nunmehr in der umgebenden Luft. Diese Lebensverrichtung scheint mit dem Athmen in besonderer Verbindung zu stehen.

2. Die Bewegungen der Gliedmaßen, des Kopfes und des ganzen Körpers werden freier und vielfältiger erregt.

3. Gehirn und Nerven sind den Einwirkungen äußerer Dinge ausgesetzt; eine Bewegung des ersteren, welche

an den Fontanellen zu fühlen ist, steht mit der Respiration in genauem Zusammenhange.

4. Die Eindrücke auf die Nerven überhaupt, die Empfindungen, oder vielmehr die Anfänge derselben, sind anders als bisher, und nicht mehr so dunkel; es fangen sich darin an einzelne Arten zu scheiden, wie z. B. sogleich die Gesichtseindrücke.

5. Der Blutumlauf ändert sich beträchtlich; der kleinere Kreislauf, welcher mit dem größeren verbunden ist, wird erweitert, nachdem der mit der Mutter verbundene aufgehört hat. Die Luft dringt durch die Mundhöhle ein in die Lunge, welche durch dieses neue Reizmittel sogleich zum Wiederausstoßen derselben aufgeregt wird, und sich nunmehr erweitert; so erhalten die Blutgefäße darin Raum sich auszudehnen, und sogleich füllen sie sich mit Blut, welches durch die Lungenarterie aus dem nahen Herzen zuströmt. Allein mit dem Ausathmen verengert sich dieser Raum wieder, und das Blut wird durch die in die Lungenvene führenden Blutgefäße, da es in die Arterien nicht zurücklaufen kann, wieder heraus getrieben. So geht es denn nunmehr während des ganzen Lebens im Wechsel fort. Dieser neue Lauf des Blutes hat sogleich die Folge, daß es nicht mehr wie vorher aus einer Herzhöhle in die andere unmittelbar strömt, und daß also die vorher dazu bestimmte Oeffnung sogleich anfängt zuzuwachsen; seltene Fälle ausgenommen, wo sie noch lange, manchmal bis in spätere Jahre, offen bleibt. Der Puls schlägt noch ungezählt vor der Geburt, sogleich nach derselben aber bemerkt man ihn gewöhnlich in einer Minute 140 Mal. — Die Brustdrüse, welche im Mutterleibe ausgezeichnet groß war, wächst nun nicht weiter mehr fort, und verschwindet allmählig.

6. Das Blut bekommt durch die Berührung mit der Luft in den zarten Gefäßen der Lunge eine veränderte Beschaffenheit. Die Luft oxygenirt es, und nimmt ihm das ausgeathmete Kohlengas ab. Und so tritt auch die

Atmosphäre in dieses unmittelbare Verhältniß mit dem Lebensprozesse, und führt eine Art Unterhalt (aura pabulum vitae) zu; sie empfängt das Kind gleichsam mütterlich mit ihrer Nahrung und Wärme.

7. Der Magen entwickelt in sich und den ihm zugehörigen Theilen ebenfalls eine neue Lebensthätigkeit; es entsteht der Nahrungstrieb, und äußert sich bis in den Organismus des Mundes, welcher nun auf geschehenen Anreiz sogleich die Bewegungen zum Saugen macht. Diesem kommt der mütterliche Naturtrieb und Wille entgegen, überhaupt die menschliche Sympathie *), und sucht diesem Bedürfnisse des Kindes abzuhelfen. Daß das Kind, wie durch einen Instinkt geleitet, doch vielleicht mehr mechanisch, die eine Hand auf die Brust, woran es saugt, legt, ist sehr gut, da es den Zufluß der Milch befördert. Es saugt Speise ein. Hierdurch werden nun mit einem Male die Verdauungs- und Chylificationswerkzeuge (Saugadern ꝛc.) in Thätigkeit gesetzt; der verarbeitete Nahrungssaft wird in die Lungenarterie geführt, und in der Lunge und weiterhin in Blut verwandelt.

8. Gewöhnlich sogleich nach der Geburt leert sich die angefüllte Blase aus; das Kind harnt. Die Blase füllt sich wieder, und so wird das Harnen Naturtrieb. Eben so geht gewöhnlich, nur meist erst nach dem Speisegenusse, der ersten Muttermilch, der Stuhlgang weg; der Darmcanal reiniget sich, und da es immer wieder Excremente giebt, so beginnt auch hier ein neuer Naturtrieb.

Alles dieses zusammen genommen muß nun eine völlig neue Bestimmung im Ganzen der Kraft hervorbringen. Blutumlauf, Ernährung durch den Magen ꝛc. sind etwas

*) Die Sagen von Kindern wie Romulus und Remus dehnen diese Sympathie mit dem Kinde auf das Thier, sogar auf das reißende aus.

ganz Neues, so auch das Sehen, Athmen, Schreien. Alle innere und äußere Theile des Leibes werden stärker, und verändern auch zum Theil ihre Farbe. Das Empfinden und Bewegen, so wie alles, was näher oder entfernter den Geist betrifft, ist jetzt anders als im Mutterleibe, das helle Leben hat begonnen. Und so ist das Kind ein für sich bestehendes geistig-organisches Ganze geworden. Mit der Geburt fängt es eigentlich an als Mensch zu leben.

---

3. Die wichtigsten Erscheinungen in dem menschlichen Lebensprozesse, in ihrer Beziehung auf das Geistige.

a) Das Athmen.

„Sollte nicht die unangenehme Empfindung der Angst, wenn man nicht ausathmen wollte," meinte ein berühmter Physiolog *), „nur etwas Gleichzeitiges mit einer Veränderung im Körper seyn, aus welcher die Nothwendigkeit des Athemholens hervorgeht? Sollte nicht der Wille nur das Vermögen haben, auf das Athemholen mitzuwirken, ohne deßhalb regelmäßig die Ursache desselben zu seyn? — Bei jedem Ausathmen schwillt das Gehirn, in welchem das Blut sich häuft, an, und geräth in einen Zustand von vermehrter Reizung. Diese Anfüllung erregt nur dann, wenn sie fortdauert und an Ueberreizung gränzt, das Gefühl von Beängstigung, wenn sie aber gesundheitsgemäß ist, gar keine Empfindung in der Seele. Das gereizte Gehirn wirkt zurück, und durch diese Rückwirkung entsteht das Einathmen, nicht als Folge der Empfindung und Willkür, sondern unmittelbar als

---

*) Reil. Nach Rudolphi, Physiol. athmete ein Mann, bei 64—65 Pulsschlägen in Einer Minute 14—14½ mal, ein anderer bei 72 Pulsschlägen 18 mal, ein dritter 19 mal.

Folge der Veränderung, Reizung, Thätigkeit des Gehirns. Beim Einathmen entschwillt das Gehirn, der Zustand der Reizung desselben hört auf, und mit demselben auch seine Wirkung in den Respirationsmuskeln. Diese erschlaffen, und so erfolgt das Ausathmen."

Durch diese so natürliche Erklärung ergiebt es sich zugleich, warum bei dem zweiten und allem folgenden Einathmen die Muskelbewegung stärker als bei dem ersten, so wie es nöthig ist, erfolgt. Was den Willen bei dem Athmen betrifft, so läßt sich dieses genauer so bestimmen, daß es in dem neugebornen Kinde noch keine eigentlichen Willensbewegungen giebt, sondern daß sie in jenen ersten Lebensmomenten mit den physischen Regungen noch Eins sind; so wie die Blätter und Blüthen im Keime, wie die Gehirnorgane im Embryo, wie die Gesichtswelt in dem ersten Sehen. Daher ist das Athmen durch die Gesammtwirkung der ungeschiedenen Kraft zur physischen Nothwendigkeit des Lebens gleichsam befestiget; nur in etwas geringerem Grade, mithin nur etwas mehr dem Willen unterworfen, als der Schlag des Herzens, welcher in der frühesten Erregung des Lebensprozesses begann, und so das Erste und Nothwendigste des Lebens wurde. Sofern der Geist sein Organ bildet, können wir auch von ihm sagen, daß er zuerst den Herzensschlag zur unentbehrlichsten Lebensthätigkeit machte, und nachmals eben so die Respiration; mit dem Athmen beginnt er erst das eigentliche Menschenleben. In diesem muß sich wohl die Lebensverrichtung der Willkür nähern, weil sich mit dieser Stufe die Kraft freier entwickelt, als vorher in der Function des Herzens. Das Gehirn mag wohl das Organ seyn, worin sich das Tiefere von beidem vereinigt, aber in der Lunge verbindet sich die Wirkung von beidem, und das im gewöhnlichen Zustande stets vereinigt, also ohne bestimmtes Wollen. Da sich nun das Willensvermögen sowohl im Empfangen als im Herauswirken äußert, so ist es auch bei allen ersten Erscheinungen des Fühlens

in seinen Anfängen aufzusuchen. Einigermaßen begreiflich wird es hiernach, warum sich gerade diese Erscheinungen von Anfang an mit Veränderungen in den Lungen für das ganze Leben associiren, so wie sie hier folgen.

b) Das Gähnen.

Es ist ein stärkeres Einathmen, worauf ein längeres Ausathmen folgt; es wird durch einen langsameren Kreislauf des Blutes bewirkt; denn da entsteht eine unbehagliche Schwere und Schläfrigkeit, und hierdurch wird ein kräftigeres und langsameres Einathmen erregt, welches mehr Blut in die Lunge zieht, und also den Kreislauf beschleunigt. Theils ist es Folge der Ermüdung, weshalb das Kind nach den ersten Athemzügen gemeiniglich gähnt, theils Mangel an Reiz, weshalb der Lebensprozeß, vermuthlich durch das Gehirn, sogleich selbst einen Reiz macht. Wegen des ersteren wird das Gähnen Zeichen der Schläfrigkeit, wegen des letzteren associirt es sich mit der Langenweile. In der frühesten Kindheit ist ein häufiges Gähnen natürlich, nachher zeigt es im gesunden Zustande Schwäche oder Ermüdung an.

c) Das Seufzen.

Ein langsames, tiefes, hörbares Ein- und Ausathmen, eine zwar nicht so langsame, aber tiefere Einathmung, als das Gähnen, worauf ein stärkerer Ausstoß der Luft erfolgt. Es entsteht, wenn das Blut nicht recht in die Lungen kommen will, und man also gleichsam nicht genug zu einer lebhaften Respiration aufgeregt wird. Daher geschieht es, wenn man sich so vergessen hat, daß der Athem beinahe stehen blieb, daß man in dem Augenblicke, als man wieder zu sich selbst kommt, seufzt; so auch bei dem Erwachen aus Ohnmachten. Auf solche Art wird das Seufzen von allem bewirkt, was das Blut mehr zum Herzen hintreibt, oder darin zurückhält, folglich von den Empfindungen, die am tiefsten wirken,

und gleichsam an das Leben greifen. Es ist daher der Ausdruck des tiefen, aber ruhigen Schmerzes. Zugleich ist es auch die Erleichterung desselben, denn es bringt das Blut wieder vom Herzen weg, und verschafft im eigentlichsten Sinne der Brust Luft. Da es nun aber auch Zeichen der Selbstvergessenheit und Ermüdung ist, so verräth es nur unter Umständen tiefes Gefühl und leise Erregbarkeit, aber auf jeden Fall, wenn es oft erfolgt, Mangel an Widerstand, Hingebung.

Wäre vielleicht in jedem Lebensmomente, in jedem Athmen ein Verlieren und ein Wiederfinden seiner selbst? so würde die Gehirnbewegung, womit die Respiration verbunden ist, die sich verlierende Kraft immer wieder neu erregen, und nur bei einem längeren Verlieren sich der Seufzer erzeugen. Und hängt das nicht mit der Anlage zum Tacte zusammen?

d) Die Beklemmung und Bangigkeit.

Beides ist vereint, wenn der Athem stocken bleibt. Alsdann muß nämlich das Gefühl entstehen, als wolle der Lebensprozeß aufhören, und man müsse dagegen kämpfen; also ein Gefühl des Druckes und Unterliegens, ein ganz eigenes Gefühl des Sehnens und Nichterwirkens; man will, und will, und kann immer nicht; es geht immer weiter ans Leben, und das Selbstbewußtseyn wird doch mit dem Gefühle des Wollens auch immer lebhafter angeregt. Dieses Gefühl nennen wir Angst; sie ist also immer mit einem Stocken des Athems associirt. Aengstliche Kinder verrathen wohl eine innige Natur von leiser Erregbarkeit, und ermangeln vielleicht der Kraft im Herauswirken.

e) Das Weinen.

Ein starkes Einathmen, worauf abgebrochene Aus- und Einathmungen erfolgen, und wobei zugleich ein Ergießen der Thränen erregt wird, auch eine ganz eigene

Gesichtsmiene entsteht; bei Kindern und Weibern gewöhnlich laut. Etwas stärker, und krampfhaft, mit etwas verändertem Zustande der Stimmritze, durch das Niederschlagen des Kehldeckels, wird es Schluchzen (singultus). Andrang des Blutes und Störung in seinem ordentlichen Laufe scheint überall dabei wirksam zu seyn. Das Weinen drückt auf diese Weise den ruhigen Schmerz noch stärker aus, und verschafft ihm noch mehr Erleichterung als das Seufzen. Denn so wie die Thränen fließen, kommt das Blut wieder in sanfteres Strömen zurück; der Thränenreiz in der Nasenhöhle zieht neue Thränen nach, und so wird der Schmerz allmähliger, aber sicherer gemildert, als durch den einzelnen Athemstoß der Seufzer; er wird im eigentlichen Sinne durch das Weinen besänftiget. Fließen nun keine Thränen mehr zu, so endiget sich das Weinen, wenn die Brust dabei stark angegriffen worden, mit einem Schluchzen. Vieles Weinen zeigt Sanftheit des Gemüthes an, eine empfängliche, eben nicht tiefe Natur von leiser Erregbarkeit, mit einigem Widerstande. Das Weinen aus Bosheit erzeugt sich erst durch Verdorbenheit, wenn sich der Boshafte zum vermeinten Widerstande zu schwach fühlt. Da die Erscheinung des Weinens sich zugleich in den Gesichtsmienen und Augen darlegt, so zeigt es Gefühle an, woran das Denk- und Willensvermögen mehr Antheil hat, als bei den vorhergehenden. Dieses ist nicht sowohl ein Zeichen von vorzüglicher Stärke dieser Vermögen, als vielmehr von Oberflächlichkeit des Gefühlvermögens, welches nämlich nicht die Kraft von der Aeußerung in jenem Vermögen ab- und in sich hineinzieht. Daher associirt es sich auch bei Erwachsenen von tiefem Gefühle mit Verstandesvorstellungen, z. B. mit bitterem Unwillen.

Die Thränen ergießen sich aus dem Thränensacke über den Augapfel, wenn äußere Trockenheit und innerer Zufluß der Säfte Statt findet. Sie entstehen eben sowohl durch angenehme Reize, als durch unangenehme.

In geringerem Maße machen sie das schwimmende Auge, welches also eine Stimmung zu sanften Gefühlen anzeigt.

f) Das Lachen.

Es grenzt in allen seinen Aeußerungen nahe an das Weinen, besonders in der damit verbundenen Lungenthätigkeit. Der Unterschied ist, daß der Zwerchmuskel bei dem Lachen in lebhafte Bewegung kommt, daß in schneller Folge das Ein- und Ausathmen, und auf eine schallende Weise geschieht, daß es gewöhnlich durch angenehm reizende Vorstellungen entsteht, und daß die Gesichtsmienen und Augen einen eigenen Ausdruck der Freude haben. Da es in der Brust so wenig von dem Weinen verschieden ist, so liegt sein erster Grund da, wo die Kraft noch unbestimmt, ob angenehm oder schmerzlich, erregt wird; allein mit der Zeit tritt es als Gegensatz des Weinens hervor, gleichsam als dessen Nebenzweig bei dem Hervorwachsen der Gefühle, behält also jenes Gemeinsame, aber bestimmt sich durch den verschiedenen Ausdruck. Da mäßiges Lachen einer der gedeihlichsten Zustände ist, und übermäßiges, nicht ungeberdiges, welches in Schreien ausartet, in einige Erscheinungen des Weinens übergeht, z. B. daß die Thränen kommen, so sieht man, daß das Gefühl bei dem Lachen nicht so tief eingreift, als bei dem Weinen. Der Erwachsene, welcher gern lacht, hat eine zugleich empfängliche und lebhafte Natur, von leiser Erregbarkeit und ziemlichem Widerstande, alles dieses im Gleichgewichte, keines tief und stark; der gemeine gesunde Mensch. Aber das Kind zeigt durch sein Lachen, daß sich sein Inneres noch nicht bestimmt hat, nur im Allgemeinen Gesundheit und leise Erregbarkeit; es kommt nun darauf an, ob sich damit zugleich Ernst entwickelt. Von der erregbaren Natur eines gemeinen oberflächlichen Menschen ist wohl das Sprichwort hergenommen: Wer gern lacht, der weint auch gern.

Das Lächeln ist das Lachen in geringerem Grade mit bloßem Ausdrucke in Mienen und Augen.

g) Das Schreien (vagitus, Wimmern).

Der allgemeinste und erste menschliche Ausdruck bei der stark erregten und gleichsam aus ihrem Gleichgewichte gebrachten Kraft. So ist schon der erste Schrei des Kindes bei der Geburt, und so ist es bei jeder solcher Stimmthätigkeit. Das Athmen und der Blutumlauf hat einen Anstoß erhalten, dem die innere Kraft alsobald einen Ausstoß entgegensetzt, gleichsam um alles wieder in gleichförmigen Gang zu bringen, und die damit verbundene stärkere Anstrengung der Lungen und der Luftröhre bringt einen Laut hervor. Es ist etwas anderes als das Weinen, mit welchem es nur die gemeine Unachtsamkeit verwechseln kann. Da in dem Schreien die Freithätigkeit am ersten erscheint, so ist es, wo es häufig vorkommt, das Zeichen eines lebhaften Naturells, worin sich mehr Gegenwirkung als Hingebung findet, und nach Umständen mehr leise Erregbarkeit oder mehr fester Widerstand. Es associirt sich mit allen starken Eindrücken, welche störend ergreifen, und die Kraft zum augenblicklichen Widersetzen aufregen, nämlich:

1) Mit der Angst und dem Schrecken; im ersteren Falle als ein sich fortziehender eigener Laut, in dem letzteren als ein plötzlicher mit Auffahren. Die schreckhafte Stimmung ist der Natur eigen, welche mit ihrer Lebhaftigkeit ein Gefühl der Schwäche verbindet, und solche Kinder scheinen leise und starke Erregbarkeit zu verrathen.

2) Mit der Freude; einfaches, lautes Aufjauchzen, etwa mit aufspringender Bewegung. Wo schon der angenehme Eindruck so tief anregt, da ist auf Lebhaftigkeit des Gefühls zu schließen, auf eine erregbare Natur in glücklicher Mischung.

3) Mit dem Schmerze; ein unruhiger Ton, bald

heftig, bald schwach, feiner und greller, gewöhnlich mit Weinen verbunden. Ein Kind, das auf solche Art viel schreit, zeigt mehr Erregbarkeit als festen Widerstand, und wenn ihm die Thränen dabei nicht leicht kommen, wenig Innigkeit.

4) Mit dem unbefriedigten Triebe, nämlich der Nahrung, als ein Ausdruck des Entbehrens und Verlangens, — die Mütter kennen es wohl — oder der Langenweile, als ein faules, eintöniges, abgestoßenes, abgesetztes, einmal schwächeres, dann wieder stärkeres Schreien; dieses zeigt träges Hingeben an; oder endlich, wenn schon Unarten da sind, des Aergers und Erboßtseyns; ein grober, widerlicher Ton, gewöhnlich mit Ungeberdigkeit begleitet. Dieses letztere Schreien ist aber oft das Zeichen eines krankhaften Zustandes, bei widernatürlicher Reizbarkeit, doch hat sicher auch die Willensthätigkeit einigen Antheil daran.

5) Endlich ist auch das Schreien manchmal ganz Absicht; dann ist es nicht mehr freie Naturäußerung, sondern etwas Gemachtes. Hiervon wird bei der Sprache die Rede seyn.

Der erste Schrei des Kindes ist von allem diesem der gemeinschaftliche Keim *).

---

*) Der erste Schrei des Kindes wurde von Alters her gern als eine Klage über das Leben auf Erden, oder doch als Schmerzensausdruck angesehen. Etwas von Unlust möchte auch wohl in der gewaltigen Erregung durch die neuen Lebensreize liegen, aber daneben liegt auch sogleich die Lust im Gefühle der neuerwachenden Kraft, ein frohes Lebensgefühl. Warum sollte man ihn also nicht mit demselben Rechte als einen Freudenschrei ansehen, womit das Kind die Welt begrüßt? Auf jeden Fall ist er Naturzweck für das hülflose Geschöpf, als „ein Zuruf an die mütterliche Zärtlichkeit.“ Wohl läßt sich dagegen erinnern, wie Kant in seiner Anthropol. (S. 325. N.) bemerkt, daß das Schreien im rohen Naturstande dem Kinde die größte Gefahr bewirken, einen Wolf, ein Schwein ꝛc. herbeirufen könne, und das in dem Momente, wo die entkräftete

h) Das Zittern.

Eine überall entstandene Unordnung im Blutumlaufe, eine allgemeine Störung des Gleichgewichts, wobei die Kraft in allen Fibern zur Wiederherstellung der Ordnung aufgeregt wird; also ein wiederholt krampfhafter Zustand. Es associirt sich mit fieberhaften Blutbewegungen, und ist dann ein Zeichen von Krankheit, oder mit der Empfindung der Kälte, als Zeichen, daß die Körperkraft nicht stark genug ist, ihr Widerstand zu leisten; oder mit stark-angreifenden Gefühlen. Wer auf die letztere Art viel zittert, welches in der frühesten Kindheit wohl nie der Fall ist, zeigt die stärkste Empfindlichkeit bei der größten Schwäche des Widerstandes, denn sonst würde die Kraft den Eindrücken nicht ein so tiefes störendes Eingreifen verstattet haben.

Das Niesen und das Räuspern sind, obwohl natürliche Lebensthätigkeiten, jedoch mehr oder weniger dem Willen unterworfen.

Mutter, statt zu helfen, in dieselbe Gefahr käme; auch kündige kein Thier bei dem Geborenwerden seine Existenz laut an; man müsse also annehmen, daß es im frühesten Naturstande noch gar nicht statt gefunden, und erst mit dem Anfange des häuslichen Lebens, wer weiß, durch welche entwickelnde Ursachen, eingetreten sey; woran sich der Gedanke anschließe, ob nicht dieser 2ten Epoche eine dritte durch eine Naturrevolution folgen dürfte, wo Affen sich zum Gebrauche der Hände, Stimmorgane ꝛc. und so zum Verstande sich entwickelten. Allein diesem letzteren widerspricht die vergleichende Anatomie, und das erstere, der ursprüngliche Naturstand, kann auch in günstiger äußerer Lage gedacht werden. Uebrigens meint dieser Philosoph, „das Geschrei, welches ein kaum gebornes Kind hören läßt, habe nicht den Ton des Jammers, sondern der Entrüstung u. des aufgebrachten Zornes (!) an sich, nicht weil ihm etwas schmerzt, sondern weil ihm was verdrießt, vermuthlich darum, weil es sich bewegen will, und sein Unvermögen dazu fühlt, gleich als eine Fessel, wodurch ihm die Freiheit genommen wird.“ (Oder Platonisch, die Psyche in ihrem Gefängnisse?).

i) Der Tact.

Die bisher aufgezählten Erscheinungen der Menschennatur führen auf diese, welche überall bestimmt zu seyn scheint, um die Gleichförmigkeit in der Lebensthätigkeit zu behaupten, und die so zuerst in der Gleichförmigkeit des Athmens vorkommt. „Die Vorstellung von dem Zeitmaße," urtheilt der tiefsinnende Hemsterhuys, „ist vielleicht die erste von allen unsern Vorstellungen, und geht sogar der Geburt voran; denn es scheint, daß wir sie einzig den auf einander folgenden Wallungen des Blutes in der Nachbarschaft des Ohres verdanken."

Käme aber der Tact blos von den Wallungen des Blutes, so müßte er sich auch bei den Thieren finden. So weit er physisch ist, findet er sich auch da allerdings, und so in jedem Organismus, denn auch im Wachsen und in allen stetigen Thätigkeiten zeigt sich eine gewisse Abmessung in kleineren oder größeren Zeittheilchen; aber das Psychische ist doch im Tacte die Hauptsache, und das Gefühl des Zeitmaßes ist blos dem Menschen eigen *); bei den Thieren ist nur etwas Tactähnliches. Schon jene Wallungen lassen auf etwas Tieferes in der thierischen Natur schließen. Sind doch damit eben so regelmäßige Hirnveränderungen verbunden, wie wir bei dem Athmen sahen: und sollten diese nicht in dem menschlichen Gehirne auch zu dunkeln Vorstellungen Stoff geben, und mit einer bestimmten Weise der geistigen Thätigkeit im Innersten zusammenhängen? Diese mag es also seyn, was in uns den Tact hervorbringt, Anfangs bewußtlos, bis endlich zur deutlichen Vorstellung der Zeit und ihres Maßes. Die Natur zeigt in der Regelmäßigkeit des Pulsschlages ein Gesetz, das sie auch höher hinauf, wohin wir nicht mehr sehen können, wird befolgt haben; also bei Wesen, die sie höher stellte, über das Thierische,

*) Wie man hiernach auch sagen mochte: der Mensch ist das Thier, welches rechnen kann.

auf eigene Weise, bis zu der Harmonie der Sphären und den Zahlenverhältnissen der Natur hinauf. Das Fließende in der Natur ist die völlige Hingebung an die stetige Bewegung, ihm steht das Ruckweise als das Widerstehen in dem Strome entgegen; von jenem giebt der sanfte Bach das Bild, von diesem der über Steine stürzende, noch mehr das aufgereizte Thier. Je mehr Hingeben an die äußere Einwirkung, desto mehr Hinfließen in Passivität, je mehr Gegenstoß, desto mehr Unterbrechung des Aeußeren, und desto stärkerer Widerstand. In dem Thiere ist dieser schon ein Ausdruck einer Seelenthätigkeit, in dem Menschen einer höheren, freithätigen Willenskraft. Je mehr sich also der Mensch dem bewegten Strome überläßt, desto weniger Selbstständigkeit und Freiheit: je mehr er darin sich festhält und entgegen wirkt, desto mehr Energie; mit jenem beginnt die Kindheit, mit diesem endiget die Jugend. War der Eindruck so übermächtig eingedrungen, daß er die Kraft mit fortgerissen hatte, so muß sie sich nun mit einem Gegenstoße wieder behaupten, wie wir an jenen Erscheinungen bemerkten. Je mehr passiv also die Kraft ist, um desto mehr wird die Gleichförmigkeit des Lebens gestört, desto bemerkbarer die Gegenwirkung, als erzwungen, d. i. destomehr erfolgt sie ruckweise. So bei den affectvollen Menschen; und darum ist ihr Zustand würdelos.

Soll daher die Kraft der Erregung angemessen und stärker werdend sich entwickeln, so muß das Herauswirken nur im Unendlichkleinen ruckweise seyn; sie muß gleichsam aus sich selbst herausströmen. Aeußerer Einfluß und innerer Erguß vereinigen sich alsdann in jedem Momente zu einem fließenden, aber kräftigen Leben. Der Lebensstrom fließet dann gleichsam in schöner Wallung dahin. Seine Richtung ist schon im Unendlichkleinen gegeben, als die schöne Wellenlinie, ohne Ecken und Regellosigkeit. So soll es doch wohl bei dem Wesen seyn, das in der organischen Natur verbunden ein höheres Leben entwickelt.

Jenes Unendlichkleine nun in dem ruckweisen Gegenwirken, das mit dem Fließenden zusammenfällt, ist der Tact, und so entwickelt sich in demselben das geistige Leben. Seine Entstehung ist da, wo Natur und Freiheit zusammentreffen, also für uns im Unbegreiflichen.

Am reinsten erscheint der Tact in der reinen Synthesis des Denkens, welche ist = 1 + 1 + 1 --- und so liegt er allen Vorstellungen zum Grunde. Er ist gleichsam die Seele aller freien Thätigkeit. Wenig Tact in dem Anschauen ist Hingeben, worauf sich z. B. die bekannte Flatterhaftigkeit der lebhaften Kinder gründet; dagegen durch den Tact wird die Anschauung des Kindes erst wahre Anschauung und ein Geschäft der Bildung: dieses Tactmäßige ist nichts anderes als die Aufmerksamkeit. Das eine Extrem, wo die Kraft zu lange in dem einzelnen Punkte der Anschauung verweilt, wo sie also in dem Denken stockt, ist der Starrsinn; das andere, wo sie von dem Strome der Eindrücke fortgerissen wird, ist der Blödsinn. Dort ein Erstarren im Festhalten, d. i. Aufhören der Erregbarkeit: hier gar kein Festhalten, d. i. Aufhören des Widerstandes, beides Unterliegen der Kraft. Die Aufmerksamkeit ist die beidem entgegengesetzte Stärke, also in dem Kinde das erste Zeichen freier Thätigkeit; sie fängt schwach an, aber sie muß in ihrer fortgehenden Entwickelung schon das Gesetz zeigen, wornach sie mit Beendigung des Jünglingsalters in die freieste Besonnenheit *) übergeht.

Der erste Zustand in jedem Bildungsgeschäfte ist so beschaffen, daß der äußere Eindruck mehr oder weniger überwältigend erscheint, als nachher; das ist es, was wir den gereizten Zustand nannten. Der Natur nach ist das Jugendalter im Ganzen ein gereizter Zustand, worin aber eine Richtung der Kraft nach der andern frei

*) Die σωφροσύνη der Alten, auf welche sie also mit Recht so sehr hielten.

wird. Dagegen lassen sich auch große Naturen denken, welche nie diesen Zustand erfahren, sondern immer augenblicklich den Eindruck beherrschen, als wären sie schon im voraus damit fertig. Das ist die Größe, es sey nun des Talentes oder des Charakters, und hat sie sich zur Selbstbeherrschung und Seelenharmonie erhoben, so wird darin Friede mit der Natur außer uns und in uns gewonnen, und die großen Seelen fühlen denselben tief und wirken stark. Daher ergießt sich auch bei dem Genie alles, was von ihm ausgeht, in fließender Natürlichkeit. So bei dem Maler in Umrissen und Farben, bei dem Musiker in den wundersam vereinten und wechselnden Tönen, bei dem Dichter in Rhythmus und wohl auch in Reimen. Solches Fließen, worin sich Gesetz und Freiheit vereint, giebt überall ihren Darstellungen die schöne Form.

Hieraus erklärt es sich auch schon, daß selbst die körperliche Arbeit leichter wird, wenn man Tact hineinbringt, und daß der talentvolle Naturmensch bei starken Empfindungen in einen Rhythmus ausbricht *). Daß die Kinder so gern singen und tanzen, scheint auch hiermit zusammen zu hängen.

Alle diese Erscheinungen sind solche, worin sich unmittelbar die geistige Kraft in dem Organismus darlegt: gleichsam die mittleren in der menschlichen Natur. Andere liegen theils unter ihnen, theils über ihnen als zwei Endpuncte; jene mehr aus dem Thierischen der Menschennatur, diese mehr aus dem Göttlichen hervorgehend. Zu jenen des niederen Lebens gehören hauptsächlich das Nah-

*) Der Mythus von Orpheus; die Musik bei den Alten s. Gesch. d. Erz. S. 514 fgg. Die Musik wirkt geistig und körperlich zugleich auf die Psyche, denn sie hat auch ihre eignen Erregungen in dem Organismus.

rungsgeschäft, der Schlaf, und das Verhalten gegen krankhafte Anfälle. Aber sie stehen nichts desto weniger in der genauesten Verbindung mit dem geistigen Leben, und daher auch unter dem Einflusse des Willens, wie z. B. die Befriedigung des Hungers, die Ausleerungen, das Räuspern, meist auch das Niesen, u. dgl. Auf der anderen Seite sind die Erscheinungen des Göttlichen ebenfalls mit dem Organischen verflossen. Diese sind nämlich die Aeußerungen der höchsten Kraft in der Geisterwelt, welche von der Gottheit ausgeht, und zur allgemeinen Harmonie hinwirkt, der Liebe. Sie offenbaret sich frühzeitig am reinsten in der Freundlichkeit. Je mehr abhängig der Mensch vom Nahrungstriebe, desto thierischer: je mehr Wirksamkeit jener himmlischen Kraft, desto göttlicher; in der Mitte steht der Trieb nach Vorstellungen, dessen Nichtbefriedigung die Langeweile ist. Da dieser Trieb sich zuerst im Sehen darlegt, so wechselt bei dem neugebornen Kinde die Befriedigung des Nahrungstriebes, das Sehen, das Schlafen. Der Schlaf nimmt im Anfange die meiste Zeit des Daseyns weg; die Nahrung befriediget den Trieb intensiv stärker, das Sehen aber länger, und so halten sich die beiden Richtungen des Grundtriebes so ziemlich das Gleichgewicht, so daß der geistige Trieb sich immer stärker entwickelt, und allmählig das Uebergewicht bekommt. Das zeigt sich denn in dem Auge des neugebornen Kindes, bis es bald noch schöner im Lächeln und bestimmter in der Freundlichkeit erscheint.

Die erste Kindheit. Der Säugling.

a) Erste Lebenswoche. Es wird Licht.

Das gesunde Kind entwickelt sich in den ersten acht Tagen so schnell, daß es bis etwa um ein Viertel sei-

nes Gewichts und um ein Zwölftel seiner Länge zunimmt *). Würde es jede Woche so fortfahren, so hätte es nach 4 Monaten schon die gewöhnliche Menschengröße; und dem Gewichte nach würde es noch früher dem Zustande des Erwachsenen gleich kommen. Diese verhältnißmäßig größere Zunahme der Schwere als der Ausdehnung kommt vermuthlich in der ersten Lebenswoche von der neuen Ausfüllung des Darmkanals und der neuen Nahrung.

Die Verhältnisse des Kopfes und der Gliedmaßen wären noch durch mehrere Beobachtungen auszumitteln. So viel weiß man, daß der Kopf am wenigsten nach Verhältniß an Ausdehnung zunimmt.

Das Kind bewegt in den ersten Tagen die Arme gleichförmiger, dann mannigfaltiger, und endlich einen unabhängig von dem andern. Die Füße bewegt es lange nicht so geschwind und stark, und behält sie noch anfänglich, am meisten die Kniegelenke, über einander geschlagen, so daß das Zappeln derselben in dieser Periode eine ungewöhnliche Anstrengung verräth.

Das Saugen wird ihm in den ersten acht Tagen zur süßesten Gewohnheit, da es instinctartig geübt wird. Hierin fängt sich seine Bekanntschaft mit der Mutter an zu bilden. Wenn aber Darwin glaubt, durch die so früh und so lieblich eingedruckte Vorstellung von der Mutterbrust bilde sich auch der Geschmack für die Wellenlinie als Schönheitslinie, so ist viel dagegen einzuwenden, unter andern, daß ja das Kind, wenigstens in seinen ersten Monaten, noch keine Vorstellungen von Um-

*) Also z. B. von 6½ ℔ Gewicht bis zu 8 ℔; von 18 Zoll Länge der gewöhnlichen Mittelgröße, bis zu 19½ Z. Bei der Geburt variirt das Gewicht sehr, da Kinder von kaum 3 ℔ zur Welt kommen und manche über 10 ℔, je nachdem die Ernährung im Mutterleibe war; hiernach muß denn wohl die Zunahme nach der Geburt bei jenen viel stärker, bei diesen geringer seyn. Auf ähnliche Art verhält es sich mit der Größe, da auch gesunde Kinder sehr klein auf die Welt kommen, die dann schneller wachsen.

rissen erhält; nicht zu gedenken, daß es Menschen von regem Schönheitssinne giebt, die nie an einer Mutterbrust lagen, und daß die Natur sich überall in jenen Linien, folglich auch in dem von ihr geweihten Sinne eines Menschen gefällt *). Auch ist derselbe der Meinung, der Geruchsinn ziehe und binde das Kind so stark an diesen duftenden Quell seiner ersten Nahrung. Sollte der verhältnißmäßig in dem Kinde so große Riechnerve als Grund dieser Meinung dienen, und wollte man hiermit noch die Meinung eines neuen Naturforschers verbinden, daß die Nahrung nicht sowohl durch den Geschmack als durch den Geruch empfunden werde, und den Thieren darum sogar der Geschmacksinn abzusprechen sey: so steht diesem entgegen, daß der Geruchsinn doch jetzt im Uebrigen noch nicht wirke, und so wenig, als das Ohr, noch zur Zeit, zu seinen eigenthümlichen Perceptionen bestimmt sey, da das Kind noch keine Gerüche unterscheidet. Die verhältnißmäßig ansehnliche Größe dieses Nerven entscheidet so wenig für seine Wirksamkeit, als die auch verhältnißmäßig jetzt so große Ausdehnung der Hirnmasse das Kind jetzt schon zu einem denkenden Menschen macht; auch sind ja noch andere Nerven zum Riechen wirksam. Und was bedarf es dieses einzelnen Bandes, um das Kind an seine erste Nahrungsquelle zu ziehen, da seine ganze Natur von dem Magen bis zum Blute und Nervengeiste daran gewöhnt wird, und das Saugen sich mit seiner ganzen Lebensthätigkeit associirt?

Man bemerkt öfters, daß die Kinder nach dem Saugen etwas von der Milch ausspeien. Unerachtet das

*) „Der Busen der Mutter, dieser Quell von süßer, wohlduftender Nahrung, dieses weiche Kissen, war der erste Gegenstand der kindlichen Liebe; der weibliche Busen und alles, was in seiner Form Aehnlichkeit damit hat, erweckt daher auch in der Folge vorzüglich wieder unsere Liebe, und so ist die Wellenlinie der Schönheit zuerst aus dem Tempel der Venus genommen.“ Darwin, Zoonomie ꝛc.

nach dem gemeinen Sprichwort nicht nachtheilig seyn soll, es auch einen vorzüglichen Appetit des Kindes und Ueberfluß der Muttermilch verrathen mag, so scheint es doch oft eine Folge von dem äußeren Drucke auf den Bauch und Magen durch die Nabelbinde oder Wickelschnur zu seyn; man mache also dem Kinde diese bei dem Säugen los.

Der Abgang durch die unmerkliche Ausdünstung und die andern Wege hat keine bestimmte Regel, als daß jene ununterbrochen vor sich gehen, und sich nie in Schweiß verwandeln muß, wenn das Kind gesund seyn soll.

Der Schlaf ist in den ersten acht Tagen der gewöhnlichste Zustand des Kindes. Er nimmt nun jeden Tag unmerklich ab, der Abnahme der Nächte nach der längsten vergleichbar, so daß gegen das Ende dieser Woche das Kind in 24 Stunden doch noch wenigstens 18 schläft. Eine aufmerksame Mutter weiß dann genau die Zeit zu treffen, wann es aufwacht, um gesäugt zu werden, denn gemeiniglich erwacht es mit diesem Bedürfnisse. Der Schlaf ist ihm ein Mittel auch zur Geistesentwickelung, weil sich das Gehirn darin stärket. Die saugenden Bewegungen des Mundes während des Schlafes geben die erste leise Anzeige des Träumens.

Das Schreien ist nicht nothwendig, manche Kinder hört man gar nicht. Die Bewegungen werden im gesunden Zustande immer häufiger und lebendiger. Die Farbe wird von Tage zu Tage frischer und schöner, und das Kind im Ganzen voller.

Der Gesichtssinn dringt am frühesten hervor. Anfangs scheinen sich die Augen gleichsam mechanisch nach dem Hellen zu wenden, aber bald bemerkt man die Freithätigkeit darin. Ja, dieses eigene Menschliche, oder ich möchte lieber sagen Himmlische in den Augen des Kindes,

leuchtet schon in den ersten Lebensstunden hervor. Wer an der höheren Natur des Menschen zweifelt, oder wer sich des Engels im Menschen erfreuen will, der schaue dem neugebornen Kinde in die Augen. Mit jedem Tage entfaltet sich die Seele darin mehr, bald ist die Aufmerksamkeit des Kindes in dem Sehen unverkennbar, und schon am Ende dieser Woche bemerkt man nicht selten ein freies Hinsehen. In dem ersten Sehen geht der Keim der Vernunft, des Verstandes wie des Willens am deutlichsten hervor; und wäre darin nicht das Freithätige der Aufmerksamkeit zu finden, so wüßten wir nicht, wo und wann sonst. Von dieser ersten Association mit der innersten Thätigkeit rührt es wohl her, daß die Blicke eines Menschen das Bedeutungsvolleste in seiner Physiognomie sind.

Jetzt sieht aber das Kind noch blos in den Glanz des Lichts, gleichsam wie in ein Lichtmeer, ohne Unterscheidung der Umrisse und des Grades. Doch könnte es vielleicht schon jetzt zur Unterscheidung des letzteren kommen, wenn man etwa sähe, daß seine Blicke vom Helleren zum minder Hellen zurückgingen. Dieses muß freilich schon im ersten Sehen einigermaßen anfangen, denn würde die Sehkraft nur immer zum mehr Hellen hingezogen, so folgte sie passiv der Reizung; und in dem stärkeren Lichtreize müßte immer der vorhergehende Eindruck des schwächeren erlöschen. Kurz, dann wäre die Kraft in einem hingegebenen Hinfließen begriffen, ohne Festhalten und inneres Verarbeiten, und es käme keine Anschauung zu Stande. Da indessen die Sehkraft jetzt noch in ihrem Beginnen ist, so ist sie nur mehr dem Reize hingegeben als selbstthätig, d. h. sie ist noch in ihrem gereizten Zustande, hinsichtlich des Lichtgrades; denn um Formen zu unterscheiden, dazu muß sie noch viel mehr frei werden, zur selbstthätigeren Aufmerksamkeit.

Neben dem Gesichtssinne entwickelt sich der Tastsinn, aber nur bei den Blindgebornen mit einer größe-

ren Stärke, die ihnen den Mangel des Sehens einigermaßen erſetzt. Daß der Geſchmackſinn ſich ebenfalls innerhalb der erſten acht Tage ausſcheide, glaubte man aus manchen widrigen Aeußerungen der Kinder bei Arzneien abnehmen zu können: allein das iſt noch ſo wenig eigentliche Geſchmacksperception, als der Reiz zum Erbrechen in dem Magen des Erwachſenen Geſchmack iſt. Doch ſind in dieſen Erregungen die erſten Anfänge des Schmeckens anzunehmen, die im natürlichen Zuſtande von der Muttermilch hervorgelockt werden. Dieſer Sinn liegt jetzt immer noch mit dem des Geruchs in ſeiner tiefen Vereinigung. Von dem Gehörſinne zeigt ſich wohl in den ſeltenſten Fällen jetzt ſchon eine Spur.

Man kann ſich die Entwickelung der Sinne auf folgende Art vorſtellen. Nachdem vor der Geburt alle Empfindung oder Vorſtellung ein völlig Unbeſtimmtes war, wie in Eins verfloſſen, ſo ſchied ſie ſich ſogleich mit der Geburt. Da war die erſte ausgeſchiedene Richtung der Geſichtsſinn: ihr gegenüber ſtand noch alles Uebrige ungeſondert, und machte den Geſammteindruck auf das Kind, der in Verbindung mit dem Athmen den erſten Schrei erregte. In dieſem Uebrigen ſcheidet ſich nun immer weiter Eins der andern ungeſonderten Empfindung gegenüber aus, gleichſam wie wechſelsweiſe hervorſproſſende Blätter. Nach dem Geſichtsſinne kommt nämlich der Gehörſinn hervor, nach dieſem entwickelt ſich aus der übrigen Geſammtempfindung der Taſtſinn; und da noch immer in dem Triebe die ſcheidende Kraft fortwirkt, ſo trennt ſich endlich noch Geſchmackſinn und Geruchſinn. Daher fünf Sinne. Der Geſichtsſinn iſt die erſte, beſtimmte Richtung des Vorſtellungsvermögens; in den Augen muß alſo die hervorbringende Geiſteskraft ſich zuerſt offenbaren. So iſt es in dem gewöhnlichen Falle wahr: das äußere Licht entzündet in dem Menſchen das innere Licht.

Dem Geſichtseindrucke macht die übrige ungeſonderte

Empfindung einen Gegensatz, und zieht die im Sehen nach außen dringende Kraft wieder in das Kind selbst zurück. Gesicht und Gehör führen zwar beide nach außen und in die Ferne, allein das Hören bildet doch mehr in dem Inneren, und hält jenem Streben in die Ferne durch die innere Gestaltung der Gehöreindrücke ein Gegengewicht. Vielleicht macht dieses innere Festhalten vermittelst des Gehörsinnes die Aufmerksamkeit, und folglich auch das Hinsehen erst vollkommen. Doch ist in diesen beiden Sinnen mehr Tendenz nach außen, in den noch ungesonderten übrigen dagegen nach innen, bis der Geruchsinn ebenfalls wieder etwas mehr nach außen führt. In dem Tastsinne liegt nämlich offenbar die Tendenz, die Eindrücke nach innen verfließen zu lassen, weßhalb er auch nun nichts weiter ausscheidet. Auf ähnliche Art verliert sich in dem Geschmacksinne die Kraft in den Eindruck. Darum nennen wir diese beiden letzten die niedersten; denn das Geistige geht nicht nur darin bis zur Bewußtlosigkeit über, sondern auch das Thierische bis zur Empfindungslosigkeit, so daß das ganze Innere gleichsam darin verschwimmt. In jenen beiden obersten, den ersten in der Entwickelung, vielleicht eben darum den ersten, formt und bildet die Kraft immerfort, und hat sie einmal nun zu den unterscheidenden bildenden Sinnen gemacht; der Geist gewinnt sich selbst darin. So wie die Empfindungskraft ihre andern Organe entwickelt, wird sie schwächer und findet ihre Grenzen. Gesicht und Gehör bleiben immer ihre stärksten, vollesten Tendenzen. In den außerordentlichen Fällen, wo die andern Sinne das Uebergewicht haben, findet ja auch das gemeine Urtheil einen thierischen Menschen.

Da in dem Blindgebornen die Kraft nicht durch das Sehen vorweggenommen wird, so entwickelt sie sich stärker und bildender, als bei den Sehenden, in dem Getaste. Denn daß gutsehende Personen sich ein solches unterscheidendes Tasten durch Uebung erwerben könnten,

steht zu bezweifeln, da es bei jenen gewiß etwas ganz eigenes ist. Ist etwa umgekehrt bei scharffühlenden Personen eine natürliche Schwäche des Gesichts vorhanden?

An Taubstummen will Eschke den Tastsinn schärfer bemerkt haben, welches mit unserer Ansicht zusammenstimmt. Sie werden von den Tönen, die sie nicht hören, gerührt, indem sie diese desto stärker fühlen. Indessen bemerken doch auch guthörende Personen an sich, daß gewisse Töne auch außer dem Ohre auf den ganzen Körper wirken. Ob die Taubstummen nicht etwa mehr Schärfe der Augen haben? Ueberhaupt sollte man über das Verhältniß der Sinnenstärke, abgesehen von der Uebung derselben, noch sorgfältige Beobachtungen anstellen. Eine vollkommene Menschenkraft wird freilich in allen Sinnorganen ihre Schärfe zeigen, jedoch immer im Sehen und Hören die meiste, im Tasten und Schmecken die mindeste: allein da das Vollkommenste nirgends existirt, so ist anzunehmen, daß entweder an den oberen Sinnen oder an den unteren die vollkommenste Schärfe fehle. Und wäre diese Schärfe auch in allen äußeren Sinnen vorzüglich, wie es etwa bei sogenannten wilden Nationen der Fall ist, worüber man indessen noch nicht genugsam gründliche Beobachtungen hat, so würde wohl an der inneren Kraft des Geistes der Mangel seyn.

Giebt es jetzt schon Zeichen von dem Inneren?

Das Geistige des Kindes erscheint jetzt freilich noch sehr unbestimmt, und die körperliche Gesundheit ist das Meiste, was man aus seinen Aeußerungen erkennen kann, wenn nämlich alle natürlichen Verrichtungen in ihrer Ordnung sind, und das Kind gedeihet. Doch ist auch schon einiges über seine Geisteskraft aus leisen Spuren wenigstens zu vermuthen.

Vor allen Dingen beobachte man seine Augen, denn nirgends ist die Seele so sichtbar. Es ist etwas schon in den ersten Blicken des Kindes, das sich aber nicht be-

schreiben läßt, woran man den Verstand, nämlich als Anfang der Aufmerksamkeit, erkennt.

Würden sie nirgends einen Augenblick weilen, und scheint es, als wollten sie gar nichts festhalten, so könnte überhaupt dieses eine Element der Aufmerksamkeit fehlen, und jene Geistesschwäche zu besorgen seyn, die man Blödsinn nennt; doch kann man, selbst wenn jener Mangel entschieden wäre, noch nicht daraus unterscheiden, ob das Kind einen Ansatz habe blödsinnig oder blödsichtig zu werden. Im entgegengesetzten Falle, wenn die Blicke starr stehen, nicht von der Stelle wollen, ließe sich der entgegengesetzte Starrsinn besorgen. Doch ist auch hier noch nicht ausgemacht, ob jenes unbewegliche Festhalten das Kind mehr als starrsichtig oder als starrsinnig ankündige.

So viel ist gewiß, daß diese Fehler in den ersten Blicken, wenn sie bleibend sind, die Entwickelung der Aufmerksamkeit hindern.

Zwischen jenen beiden Hauptfehlern giebt es nun Zwischenstufen. Ist der Blick gewöhnlich unstät, so könnte das Zerstreutheit besorgen lassen; aber es kann auch eine vorübergehende körperliche Schwäche zum Grunde liegen.

Ist der Blick stier, d. h. mechanisch auf das Helle geheftet und ihm folgend, so möchte man wenig Geistesthätigkeit vermuthen, und wo nicht Stumpfsinn oder Schwachsinn, vielleicht doch weniger Fähigkeit zu freier Gestaltung der Eindrücke als zum Auffassen vermuthen, wenn nicht auch hiervon ein physisches Uebel die Ursache seyn könnte.

Gute Zeichen sind jedenfalls ein ruhig bewegter aber lebhafter, eben so ein fester Blick, beides ohne jene Fehler. Noch besser ist es, wenn sich Lebhaftigkeit und Festigkeit zugleich in den Blicken zeigt, und wenn das Auge, seine Farbe sey dunkel oder hell, etwas Tiefes hat, indem es sich umsieht, von dem hellen Gegenstande an-

gezogen wird, ihn fixirt, dabei an Schärfe und Lebhaftigkeit zunimmt, aber eben so leicht sich, auch auf einen andern Anreiz eines schwächeren Lichtes, von demselben wegbewegt; und wenn gegen das Ende der ersten Woche die Augen sich mit Freithätigkeit nach etwas bewegen, ohne gerade von stärkerer Helligkeit dazu gereizt zu seyn. Wo sich dieses alles vereinigt, da ist leise Erregbarkeit mit festem Widerstande in der Kraft vereinigt, und es kündigt sich in der Aufmerksamkeit das Geistige schon vorzüglich an, besonders, wenn man dabei ein zunehmendes Feuer in den Blicken des Kindes bemerkt, als wolle die Seele selbst herausdringen, welches aber für die Gesundheit bedenklich seyn möchte.

Wenn das Auge im Sehen nicht leicht ermüdet, so läßt sich anhaltende Geisteskraft vermuthen: aber wenn es leicht ermüden sollte, so läßt sich darum nicht auf das Gegentheil schließen, denn es könnte Augenschwäche seyn.

Im Ganzen leuchtet aus allen diesen guten Zeichen vornehmlich gute Verstandesfähigkeit hervor; nur daß man diese jetzt noch weniger als nachmals von den andern Richtungen der Geisteskraft getrennt denken darf.

Auch die Wirkungen des Lautreizes läßt jetzt einiges vermuthen. Erschrickt z. B. das Kind leicht bei einem Schalle, wie man nicht selten schon in den ersten Tagen bemerkt, so ist das eine Reizbarkeit der Nerven, welche körperliche Schwäche seyn kann, aber auch eine innere leise Erregbarkeit der Kraft anzeigt. Auf ähnliche Art ist aus der stärkeren Empfindung des Kalten oder Nassen doch wahrscheinlich mehr organische Schwäche, als eine frühe und leise Erregbarkeit des Tastsinnes zu vermuthen. Gleichgültigkeit dabei könnte dagegen auf Stumpfsinn deuten, besonders wenn damit das oben angegebene Zeichen in den Blicken verbunden wäre.

Bleibt das Kind still und ruhig bei dem Waschen, so könnte das unter den letzteren Umständen Stumpfsinn

verrathen; bei den übrigen guten Zeichen aber verräth es eine sanfte Natur.

Gewöhnlich aber wehrt sich das Kind bei dem Waschen, und das zeigt immer eine thätige Natur an. Wehrt es sich stark, so ist viel Spann- und Muskelkraft da, wahrscheinlich keimt da auch vorzügliche Stärke der Willenskraft. Schreiet es dabei mehr als es sich wehrt, so ist eine gewisse Schwäche da, entweder in dem Körper oder in der Seele: schlägt es mehr um sich als es schreit, so hat der Körper Stärke.

Vieles Zappeln und Bewegen der Gliedmaßen überhaupt im gesunden Zustande ist ein Zeichen von vorzüglicher Spannkraft der Nerven und Thätigkeit der Muskeln: vieles Schreien im gesunden Zustande zeigt viel Widerstand. Beides, Zappeln und Schreien, zumal vereinigt, deutet auf eine energische Natur, wenn übrigens das Kind die guten Zeichen in seinen Augen hat; außerdem, z. B. bei unstäten Blicken, ist entweder geistig oder körperlich etwas Fehlerhaftes zu besorgen.

Die Art, wie das Kind die Mutterbrust begehrt, darf nicht unbeachtet bleiben; Begehrlichkeit dabei, wenn es übrigens gesund ist, scheint auf eine lebhafte Natur überhaupt zu deuten, Ruhe und Stille dabei, auf eine ruhige. Gewiß ist das ein vorzüglich gutes Zeichen, wenn das Kind nicht gerade nach der Brust schreit, aber sie mit voller Begierde genießt, nach hinlänglicher Befriedigung sich ruhig wegnehmen läßt, auch wohl dabei einschläft, und während des Saugens durch einen vorgehaltenen Lichtreiz darin etwas unterbrochen und zum Sehen hingezogen werden kann. So muß es wohl bei solchen Menschen gewesen seyn, die nachmals mit Feuer und Kraft etwas ergreifen, von nichts beherrscht werden, und für alles offene Sinne behalten.

Vieles Schlafen ist eher von guter als schlimmer Bedeutung; vielleicht sammelt sich da mehr künftige Geistesstärke, als bei sehr wachen Kindern. Nur ist zu

wünschen, daß sie nach dem Erwachen sogleich munter sind, und nicht düster bleiben, denn das könnte Stumpfsinn verrathen. So ist auch behagliches ruhiges Daliegen das beste Zeichen eines guten körperlichen Gedeihens, und folglich auch guter Behandlung. Doch muß es zuweilen auf Erregungen seine Gesichtsmienen verändern, und wenigstens in seinen Augen Geist verrathen, wenn man nicht wegen Stumpfsinn besorgt seyn soll. Geht es aber leicht und schnell von der gewöhnlichen Gesichtsmiene in die veränderte, und von dieser wieder leicht und schnell in jene über, so offenbart sich darin viel Beweglichkeit eines rührigen Geistes.

Die schönste Erscheinung in dem Angesichte des Kindes ist, wenn ein heiteres Wesen in allen seinen Veränderungen hindurchblickt, und wenn schon jetzt das Hinsehen nach dem Lichte es merklich erheitert. Wenn sich ein Paar senkrechte Runzeln über der Nase zwischen den Augen bei dem Betrachten zusammenziehen, so kündigt das Aufmerksamkeit an, und wenn sie sich in jenes heitere Wesen auflösen, zugleich Freundlichkeit. Beinahe möchte man hieraus schon Edles weissagen.

Beobachtet man diese ersten Aeußerungen der Menschenkraft scharf und vollständig, verbindet und vergleicht man sie, und thut man dieses mit geübtem praktischen Blicke: so wird man im Stande seyn, schon einiges Urtheil über das Naturell des Kindes zu fällen, und die künftigen Winke der Natur über seinen Bildungsgang desto besser zu verstehen. Denn es ist etwas in dem Menschen, was sich vom frühesten an in ihm offenbart, und unter allen Umständen immer wieder zum Vorscheine kommt, eben das, worin sich derselbe Mensch als Derselbe zeigt. Und in der Aeußerung des Erwachsenen die erste Regung des Kindes, so wie umgekehrt in dieser jene zu sehen, dahin führt doch am Ende die Kenntniß des Individuums. Für den Kenner giebt es da einen gewissen Totaleindruck, der sich nicht in Regeln bringen

läßt, welcher die reinste physiognomische Beurtheilung des neuen Menschen begründet. Wer sich der Erziehung widmet, sollte daher Wochenkinder studiren. Da erzeugen sich ihm vielleicht prophetische Blicke.

---

b) Die ersten fünf Monate.

Das Chaos scheidet und formt sich.

Die körperliche Zunahme gelangt bis gegen 13 — 15 Pfund im Gewichte, und bis gegen 2 — 2½ Par. Fuß in der Länge. Würde das Kind so fortwachsen, so müßte es in dem 2ten Jahre schon über das Gewicht, und in dem 3ten über die Länge des Erwachsenen hinauskommen. So erwächst das Säugethier, und so gäbe es keine Jugend zum Einsammeln unendlich vieler Eindrücke, überhaupt keine Entwickelung der Menschenkraft. Das immer langsamer werdende, wenn auch nicht gleichförmig abnehmende, Fortwachsen gehört zur Entwickelung des Geistes.

Die Knochen und Muskeln werden fester; die eiförmige Oeffnung zwischen jenen Herzhöhlen verwächst während dieser Periode gewöhnlich ganz; die Brustdrüse wächst neben der erweiterten Lunge, und die Leber neben den erweiterten Verdauungswerkzeugen nicht mehr verhältnißmäßig fort; die Blutgefäße führen etwas mehr Blut nach dem rechten Arme, und auch der rechte Lungenflügel fängt gewöhnlich an, sich etwas zu vergrößern; mit den Nerven wird das Gehirn wirksamer, und entfaltet aus seinem weicheren Zustande mehrere seiner Organe. — Das Zahnen fängt bei vielen jetzt an.

Das Kind bekommt mehr und mehr Lust an Bewegungen, so daß es zu Ende dieser Periode gelernt hat, nicht nur die Arme mannigfaltig zu bewegen, sondern auch

die Füße streckt und beugt, als wollte es gern stehen, den Kopf festhält, und vielleicht im Stande ist, sammt diesem auch den Oberleib aufrecht zu halten. Es gewinnt so ziemlich freien Gebrauch der Hände, versucht die unteren Gliedmaßen, und bemüht sich zu sitzen.

Auch bekommt es mehr und mehr Lust an der Sinnenthätigkeit. Der Gesichtssinn gelangt vom Auffassen des Lichtglanzes bis zum Unterscheiden der Farben und Umrisse, und wird also frei. Dabei entwickelt sich das Gehör mit andern Seelenthätigkeiten, insbesondere mit der Aufmerksamkeit, bis zum Anfange der Sprache.

Das Sehen zeigt von der zweiten Woche an mitunter deutlich etwas von Aufmerksamkeit, in der folgenden noch deutlicher, und mit der fünften Woche ist gemeiniglich das freie Hinsehen auf Lichtpuncte oder vielmehr Lichtkreise entschieden *). Das Kind bekommt dabei seine Augen immer mehr in seine Gewalt, und wendet sie frei von einem hellen Puncte auf den andern. Immer weniger erscheint es abhängig von dem Lichtreize, und immer selbstthätiger verhält es sich bei den verschiedenen Graden der Helligkeit. Diese beginnt es nun allmählig zu unterscheiden, eben darum, weil es den Eindruck freier festhält. Vermuthlich erweitert sich auch sogleich im Anfange sein Gesichtsfeld allmählig, so daß es statt der ersten kleinen nun schon größere Lichtkreise sieht. Darin

*) „Desmonceaux, lettres sur la vue des enfans naissans (1775) behauptet nach seiner Erfahrung, daß einige Kinder mit Einem Monate, andere mit 5, mit 6 Wochen oder darüber die Gegenstände sähen, und ich habe ebenfalls die Zeit sehr verschieden gefunden, in der Kinder nach glänzenden und leuchtenden Gegenständen zu sehen anfangen. Unglaublich aber scheint es, was er von ein Paar, angeblich viel zu spät gebornen, Kindern erzählt, welche gleich nach der Geburt das Licht mit ihrem Auge begierig aufgesucht haben.“ Rudolphi, Physiol. Dis fand Verf. dieses fast immer; und wegen des Sehens der Kinder im ersten oder zweiten Monate möchte er nur fragen, was es heißen solle? denn Lichtpuncte oder Lichtkreise sehen heißt noch nicht Gestalten sehen ꝛc.

unterscheidet es dann nun weiter die helleren und schwächeren Puncte; auch achtet es auf die Bewegung von jenen, weil der bewegte Punct mehrfach reizt, an verschiedenen Stellen des Sehehäutchens. Es verfolgt das bewegte Licht mit den Augen, doch aber auch hierin freithätig, und zu dem schwächeren Lichtreize zurückkehrend. Hierdurch gelangt es dazu, vorerst die mehreren Puncte in dem Gesichtsfelde gegen einander zu fixiren, und bald nachher die Lichtflecken, und so fängt es an Einzelnes gegen Einzelnes abzugrenzen und in Umrissen zu sehen. Gegen das Ende dieser Periode fängt es endlich auch an die grelleren Farben zu unterscheiden, nämlich die dem Lichte am nächsten kommen, die gelbe oder brennend gelbrothe zuerst, dann die rothe, im Gegensatze der dunkleren, worin es aber auch nun bald Grün und Blau herausstieht. Der Farben- und Lichtwechsel in dem Gesichtsfelde spannt seine Aufmerksamkeit immer mehr, und da es zugleich damit die Umrisse deutlicher unterscheiden lernt, so fängt es gegen das Ende des 5ten Monats an, bestimmte Flächen, also Formen zu sehen. Noch aber sieht es nicht das Körperliche der Gestalten, da es noch nichts von Nähe und Ferne weiß *). — Vielleicht ist die Mutterbrust die erste unbestimmte Fläche, das Menschenauge aber die erste Form, welche das Kind sieht, und das Menschenangesicht die erste Gestalt.

Von der eigentlichen Thätigkeit des Gehörsinnes entdeckt man wohl in der zweiten Lebenswoche einige Spur, als wahres Aufmerken in dem Hinsehen, wenn der Lautreiz zugleich das Gehör aufregt. Diese Association

*) Man wird zu einer Vergleichung der Gesichtswelt, wie sie dem Kinde entsteht, mit der Schöpfungsgeschichte, wie sie in den 6 Tagen erfolgt ist — es ward Licht, es schied sich der obere und untere Kreis, es stellten sich die Formen und Farben in den Gewächsen dar, es erscheinen die verschiednen Lichter, es bewegen sich die Vögel in der Luft, die Welt steht gestaltet da — fast unwillkürlich geführt.

zwischen Sehen und Hören, die, so wichtig sie ist, doch noch zu wenig beachtet worden, erwächst nun mit jedem Momente zu einer lebhafteren Seelenthätigkeit. Sie erweckt jenen höheren Grad der Aufmerksamkeit, den man gemeiniglich unter Achtsamkeit versteht, worin nämlich Hinsehen und Hinhören sich wechselsweise verstärken. Ersteres wird alsdann zum wahren Anschauen, und mit der Zeit zum Betrachten, das letztere giebt alsdann das Horchen; und in diesem regen Achten liegt der Keim vom Gehorchen sowohl, als von der eigentlichen Achtung, denn es ist immer die freie Hinwendung gegen andre Wesen mit einem Fügen nach ihnen, und einem gewissen Grade von Selbstvergessen, der künftigen Selbstverläugnung.

Von jetzt an müssen sich also auch erst eigentlich Gesichts- und Gehörvorstellungen, jede als eigene bleibende Vorstellungen in der Seele niederlegen. Die erste Aufmerksamkeit für das Ohr wird zuerst durch das Auge, außer bei Blindgebornen, und die schärfere für das Auge durch das Ohr aufgeregt, und in der hin und her wirkenden Erregung dieser beiden Sinne erschließt sich der innere Sinn für alle Organe. So werden wir darauf hingeführt, daß es im gewöhnlichen Zustande das Licht ist, das den Keim des ganzen Erkenntnißvermögens hervorlockt.

Im Anfange ist das Hören nur ein dunkles Auffassen des Schallreizes durch das Ohr. Allmählig unterscheidet es, auf ähnliche Art wie das Sehen, den stärkeren und schwächeren Laut, und endlich die Töne, doch vielleicht im gewöhnlichen Falle diese etwas später als das Auge die Farben. Gegen das Ende dieser Periode scheint die Aufmerksamkeit zwischen diesen beiden Sinnen beinahe das Gleichgewicht zu halten; doch ist das Gehör noch am meisten im gereizten Zustande. Aber in ihnen beiden wird die Kraft eher frei als in den andern Sinnen. Der Geschmackssinn fängt sich mittlerweile auch an

aus seinem gebundenen Zustande zu entwickeln. Aber es läßt sich schwerlich etwas mehr daran erkennen, als ein Gereiztwerden von angenehmen und widrigen Reizen. Bei dem Geruchsinne tritt die Reizung der starken Gerüche noch später ein, und zu allerletzt unter allen Sinnenwahrnehmungen die Unterscheidung der Wohlgerüche und das freie Weilen dabei. Der Tastsinn bleibt immer noch der Sitz ungesonderter Eindrücke. Da das Kind mittlerweile die Versuche wiederholt, mit den Händen hierhin und dorthin zu reichen, wo seine Augen hinsehen, so fängt es endlich an, den gesehenen Gegenstand zu betasten.

Gegen die 3te Woche hin schimmert schon auf dem Angesichte des Kindes jene neue, holde Erscheinung hervor, welche sich gegen die 6te Woche deutlich zeigt, das Lächeln; gegen die 10te Woche ist es als derselbe Ausdruck wie bei dem Erwachsenen völlig entschieden.

Wochenkinder verziehen zwar öfters, vornehmlich im Schlafe, die Gesichtsmuskeln wie zum Lachen, aber dieses ist nichts weniger als ein Lächeln; man hat vielmehr Grund, alsdann Krämpfe in seinem Unterleibe zu vermuthen. Indessen wäre es doch möglich, daß, wenn diese Miene die Folge von dem Nachlassen solcher Krämpfe wäre, sich eine Association damit entspänne, die mit einer plötzlichen Aufregung behaglicher Empfindungen dieselben krampfhaften Bewegungen verbindet, welche bei dem Lachen sich besonders einfinden, und durch den Zwerchmuskel die Brusthöhle und Kehle erschüttern.

Das eigentliche Lächeln ist dagegen ein Ausdruck des Frohseyns, und die erste bemerkbare Erscheinung der Liebe. Mit der Gesichtsmiene verbindet sich daher auch ein ganz eigener Glanz der Augen und eine Achtsamkeit des Blickes, etwas Himmlisches, denn wie will man es anders bezeichnen? Der Blick des Kindes ist alsdann auf eines

Menschen Angesicht gerichtet, und wird von dem Gleichartigen dazu erregt; wenigstens scheint im Anfange das Lächeln nicht anders vorzukommen. Es ist das Erste der Freundlichkeit. So wie nun die Aufmerksamkeit nichts anders ist, als die geistige Freithätigkeit in Beziehung auf den äußeren Reiz, eben so ist die Freundlichkeit das Höchste des Geistes, die Liebe, in Beziehung auf den Gegenstand der Aufmerksamkeit. Eins entwickelt sich aus dem andern, wenn weder die Erregung von außen, noch der himmlische Keim in dem Kinde fehlt.

Darwin erklärt das Lächeln auf folgende Art: Der Schließmuskel des Mundes wird durch das anhaltende Saugen müde und schlaff; dadurch kommen die gegenwirkenden Gesichtsmuskeln in die sanfte Bewegung, die man bei dem Lächeln und der Freude bemerkt; und weil nun das Kind nach der Befriedigung seines Magens froh wird, so bildet sich die Association, daß jedesmal jene Gesichtsmiene bei der sanften Freude durchs ganze Leben hindurch erscheint. Allein so müßte es ja auch bei dem Thiere vorkommen. Nein, zum eigentlichen Lächeln ist noch etwas ganz anderes erforderlich; denn erstens kommen jene Züge, wie schon gesagt, mehr im Schlafe vor; zweitens sieht man sie selten nach dem Saugen in den ersten Monaten, vielmehr ergießen sich alsdann nicht selten Thränen in die Augen, welches doch kein Charakter des Lächelns ist; drittens fehlt der freundliche Ausdruck in den Augen als die Hauptsache ganz dabei. Die von Darwin beschriebene Gesichtsmiene ist also, wenn wir auch noch das Menschliche darin, das er unbemerkt gelassen hat, zusetzen wollen, vielmehr die der heiteren Ruhe.

Der Gegensatz des Lächelns ist die ruhige, unbedeutende Miene. Das Weinen kommt viel später zum Vorscheine, und ist im natürlichen Zustande so selten, daß manche Kinder vielleicht gar nicht während dieser Periode weinen. Der berühmte Italienische Dichter Tasso soll

in seiner ganzen Kindheit nicht geweint haben. Gewiß muß es immer eine merkwürdige Veranlassung seyn, welche dem Kinde die erste Schmerzensthräne auspreßt; es beginnt damit bei ihm eine trübe Epoche.

Die erste Stimmäußerung war ein Schrei, womit sich das Kind dem starkeindringenden Reize widersetzte. Jetzt wird sie ein mehrfaches Schreien, so wie der Reiz mehrfach wurde, wie wir oben bemerkten. Aber sie scheidet sich auch in mehrere Laute. Und weil das Kind diese in seine Gewalt bekommt, so wird auch darin seine Kraft frei, und fängt damit an zu spielen, welches gemeiniglich gegen die 6te oder 8te Woche zuerst bemerkt wird. Nichts anders als ein solches Spiel mit der Stimme ohne jene innere Anstrengung des gereizten Zustandes ist das Lallen *); der Ausdruck eines ganz freien Zustandes von Behaglichkeit. Gewöhnlich lallt das Kind, wenn es ganz ruhig und munter auf dem Rücken daliegt. Es ist in dieser Aeußerung gewissermaßen noch freithätiger, wie in dem Umschauen und Aufmerken. Es scheint nicht früher zu kommen, als bis das Kind durch freies Aufhorchen schon mehrere Gehörvorstellungen gewonnen hat. Daß es der gemeinsame Keim des Sprechens und Singens sey, ist klar.

Allmählig wird diese liebliche Stimmäußerung häufiger und mannigfaltiger, indem sie sowohl in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, als der Höhe- und Tiefe des Tons wechselt. Nun verbindet es sich auch gern mit dem Lächeln, und giebt alsdann den vollkommensten Ausdruck der Freundlichkeit und Fröhlichkeit in diesem Alter. Erreicht die letztere ihren höchsten Grad, so wird es Ausdruck der Freude, der sich als Lachen hören läßt; welches aber nicht leicht vor dem Ende dieser Pe-

---

*) Bei den Römern lallare, s. Gesch. d. Erz. S. 458.

riode geschieht. Oft scheint auch ein gewisser Ernst durch das Spiel des Lallens hindurch, welches einen nicht minder schönen Anblick gewährt.

Ein lächelndes und lallendes Kind ist eine himmlische Erscheinung. Hierzu kommt noch ein eigener Ausdruck des liebevollen Sehnens, in der ganzen Haltung des Kindes. Es strebt nämlich mit dem ganzen Oberleibe, am meisten mit dem Gesichte, so daß die Mundregion vordringt, nach dem Angesichte hin, in welches es mit Liebe schaut. Anfänglich ein freundlicher Blick, dann Lächeln, ruhiges Lallen, nun noch holderes Lächeln, endlich eifriges Vorstrecken der Arme und Hinstreben mit dem ganzen Körper, als wollte die Seele hervordringen, — dieses ist die lebendigste Aeußerung der Liebe, wie sie nur in der ersten Kindheit erscheinen kann.

Zeichen.

Die schon in der ersten Woche anfangenden Zeichen werden jetzt bestimmter und deutlicher, besonders die in dem Sehen; z B. ob die Augen starr stehen oder unstät herumrollen, ob die Blicke matt sind, oder ob die entgegengesetzten guten Zeichen eintreten, und in welchem Grade.

Allerdings ist es schon gut, wenn das Kind gern nach dem Lichte sieht; ein Kind des Lichtes wenigstens so weit.

In der Lebhaftigkeit der Augen und in der Festigkeit des übrigens beweglichen Blickes tritt nunmehr die Aufmerksamkeit deutlich hervor, und darin liegt der Verstand schon sichtbar am Tage, wie er nachmals aus der denkenden Stirne und dem richtigen Urtheile hervorleuchtet. Geist im Auge zeigt überhaupt Geist an.

Je regsamer und schärfer das Kind Formen unterscheidet, desto gewandtere und schärfere Urtheilskraft scheint sich anzukündigen; zunächst muß wohl die Einbildungs-

kraft und das Gedächtniß dadurch gewinnen. Sollte nicht ein vorzüglich reger Farbensinn auf ein Malertalent hindeuten?

Wollte der Gehörsinn während dieser Periode nicht kommen, so wäre freilich Taubheit zu besorgen *), das geringste Aufmerken bei dem Lautreize hebt aber schon diese Besorgniß. Bleibt dieses Aufmerken schwach, so zeigt sich vor jetzt noch nicht viel Denkkraft; diese könnte sich indessen langsamer, und darum wohl gar günstiger entwickeln.

Entschieden zeigt sich aber jetzt schon die Vernunft in der Beweglichkeit, zugleich aber damit verbundene Stetigkeit, überhaupt in der Lebhaftigkeit des Aufhorchens, besonders wenn das mit jeder Woche zunimmt.

Geht die Aufmerksamkeit von dem Sehen zum Hören, und von dem Hören zum Sehen leicht über, in jedem frei und stark, so liegt die vollständige gute Anlage der Denkkraft am Tage. Man sieht darin schon jetzt den gutlernenden Knaben und das achtsame Mädchen. Am glücklichsten ist dieses Zeichen, wenn sich damit die Aeußerungen der Liebe des Kindes gegen die Menschen verbinden; man erkennet darin schon jetzt den folgsamen Sohn und die zärtlich aufmerkende Tochter.

Leise Erregbarkeit in den Sinnen, so auch im lebhaften Gereiztwerden von Kälte, Nässe, Kitzel, verräth eine innere leise Erregbarkeit der Kraft; solche Regsamkeit in allen Sinnen kündigt eine volle, allseitige Kraft an, insbesondere wenn sie auch Festigkeit zeigt, welche sie hauptsächlich dort in dem Fühlen, z. B. durch Aushalten beim Waschen ohne Ungeberdigkeit, zeigen kann.

Doch bleibt es immer zu wünschen, daß im Ge-

---

*) Die neuesten Beobachtungen über die Taubstummen zeigen, daß manche Kinder darum stumm geblieben, weil man bei Bemerkung ihrer Taubheit nicht auf andere Erweckung ihres Sprachorgans gedacht.

sicht- und Gehörsinne die Thätigkeit hervorstrebend sey, denn in den andern sind die Eindrücke ohnehin stark; und wäre in diesen mehr Thätigkeit, so zeigte das offenbar einen Hang zum thierischen Genusse an. Vielleicht verkündiget eine vorzügliche Regsamkeit des Tastsinnes, wenn nämlich das Kind alles in seinen Händen bei der Betrachtung herumgehen läßt, mehr diejenige Richtung der Geisteskraft, welche zu den gemeinen Lebensbeschäftigungen, zu der Achtsamkeit auf das Materielle gehört. Umgekehrt, wenn das Betrachten mehr in den Augen bleibt, als die Hände zugreifen wollen, möchte ich auf eine besondere Anlage zu Beschäftigungen mit dem Geistigen schließen.

Lebendigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen beweiset, daß das Kind ein lebhaftes Naturell habe. Man kann schon jetzt die künftige Stärke oder Gewandtheit dabei ahnden.

Erfolgen diese Bewegungen gern auf Sinnenreize, so ist ein lebhafter Geist da, wobei sich auch in dem Grade der Schnelligkeit der Grad der Erregbarkeit, in der Stärke die Heftigkeit der Natur darlegt. Ob sie leicht vorübergehend oder mehr anhaltend sind, zeigt sich ebenfalls, und darin einige Hindeutungen auf die künftige Unstetigkeit oder Festigkeit des Charakters. Das günstige Zeichen ist also: schnelles Erregtwerden, Beweglichkeit, Stärke und Anhalten, zusammen vereinigt.

Wenn die Erregung mehr von den oberen Sinnen geschieht, so ist das Willensvermögen mehr im Dienste der Denkkraft; bei stärkerer Erregung von den unteren, mehr zu niederen Begierden geneigt. Das Beste ist aber leise Erregbarkeit der Bewegungskraft von den oberen Sinnen sowohl, als von den unteren. Das Kind mag immer mit Heftigkeit nach der Brust verlangen, wenn es nur auch beim Sehen und Hören sich lebhaft nach dem Gegenstande hinwendet; denn alsdann ist eine volle Kraft in ihm.

Unruhige Beweglichkeit verräth Hang zur Zerstreutheit, besonders wenn sie mit unstetem Sehen verbunden ist; vielleicht geht daraus ein tactloses, unsicheres, unruhiges Thun und Treiben hervor. Dagegen deutet eine ruhige aber feste Bewegung nach vorhergehendem ernsten Aufmerken auf feste Wirksamkeit, auf Bestimmtheit und Richtigkeit, und auf Ernst in dem Geschäfte.

Da jetzt auch die Gesichtsmuskeln bemerkbarer bewegt werden, und ganz besonders um den Mund her, so läßt sich erkennen, ob sich die Begehrungskraft mehr dahin wendet, wie etwa das Thier durch das vorgestreckte Maul schon in der Grundbildung seinen Haupttrieb zum Fressen verräth, oder ob sie sich mehr gleichförmig vertheilt. Ist nämlich der Mund sehr geschäftig, wobei sich auch wohl Zufluß des Speichels zeigt, (der Mund wässert), so ist die Begehrlichkeit dieses niederen Sinnes stark; bewirken aber die Sinneneindrücke mehr Bewegung nach oben, so scheint das Begehren edler werden zu wollen; zeigt sich die Bewegung meist im Angesichte, so ist vielleicht ein stärkeres Empfinden darin, dagegen eine Totalergreifung mit der ganzen Kraft, wenn sie zugleich den ganzen Leib, insbesondere die Gliedmaßen, in Thätigkeit setzt; mit Schreien oder Sprachlauten verbunden, läßt sie eine vollständige Willensstärke, und mehr oder weniger Heftigkeit vermuthen. Eine vorzüglich edle Energie scheint sich anzukündigen, wenn sich in allem Bewegen das Haupt kräftig zu erheben strebt.

Ein treffliches Zeichen ist, wenn das Kind auch mitten im besten Saugen auf den Zuruf merkt, sich schnell umwendet, heiter dahin sieht, auch wohl lächelt, und dann gleichsam scherzend wieder die Brust erfaßt. Hier zeigt sich offenbar eine freie, freundliche Seele, die von keinem Genusse bestrickt wird. Man glaubt den frohen Muth dieses Menschen durchs ganze Leben hindurch schon zu sehen, als könnte man ihm weissagen, er werde nie sich selbst verlieren, und nie ganz unglücklich seyn.

Wenige Veränderlichkeit der Gesichtsmienen außer bei physischem Bedürfnisse, könnte Mangel des Gefühls anzeigen: umgekehrt mehr Veränderung derselben mehr Gefühlvermögen. Die Stimmung zur mürrischen Miene verräth verdrießliches, ärgerliches Wesen, die Stimmung zur weinerlichen Empfindlichkeit und Trübsinn. Das Weinen selbst ist ein Zeichen eines gegenwärtigen Schmerzes. Ein Kind, das sehr wenig oder gar nicht weint, giebt entweder Indolenz oder Tiefe des Gefühls oder Stärke der Kraft zu erkennen, je nachdem die übrigen Gesichtszüge sich verhalten.

Ist das Lächeln die herrschende Gesichtsmiene, so hat es eine freundliche Seele, unter Umständen mit einem leichten Sinne; besonders wenn es dabei viel und laut lacht. Herrschende Heiterkeit auf dem Gesichte offenbart Frohsinn für das ganze Leben, besonders wenn Helligkeit des Blickes dabei ist; starker Ausdruck in den Mienen mit Ruhe und Ernst, aber zur Freundlichkeit sich hinneigend, ein gefühlvolles Herz; ein tiefer Blick dabei sollte doch wohl auf Tiefe des Gefühls deuten. Ueberhaupt giebt das Auge bei den Gesichtsmienen den Zusammenhang der Gefühle mit der Denkkraft, das Geistige in denselben, zu erkennen. Auch giebt die Beschaffenheit der Augen dabei Winke, ob die Phantasie dabei ruhig oder lebhaft wirke. Denn man bemerkt leicht, ob die Mienen mehr von innen, durch die Phantasie oder Erinnerung, oder mehr von unmittelbarem äußerem Eindruck erregt werden. Auch kommt es darauf an, ob sie mehr durch die unteren Sinne, oder durch die oberen entstehen; in ersterem Falle ist jetzt schon ein Hang zum niederen Genusse, in letzterem zum höheren angezeigt.

Leichter Uebergang von einer Miene zur andern zeigt ein bewegliches, bestimmbares Gemüth an, das jedem Eindrucke offen steht; Unstetigkeit der Aufmerksamkeit dabei verräth wahren Leichtsinn. Festes Beharren der Mienen ist mit festem Sinne verbunden, wobei Leidenschaften zu

besorgen sind, wenn in jenem Falle, zugleich bei den Zeichen tiefer Gefühle, sich eher Affecte entwickeln; dort deutet es wohl auf einen festen Charakter, hier auf eine aufgeweckte Gemüthsart.

Lebhafte Bewegungen der Muskeln und Gliedmaßen bei den Mienen geben ein lebhaftes Naturell zu erkennen; die Geberde des Sehnens bei einem liebevollen Blicke scheint ein Zeichen einer innigen Natur zu seyn.

Wird ein Hinstreben, um die Gliedmaßen zu gebrauchen, sympathetisch erregt, so daß sich das Kind auf Zuwinken stärker anstrengt, so erscheint darin schon der Muth.

Die verschiedene Stimmäußerung beobachte man zu diesen angegebenen Zeichen; vieles wird sich dadurch entscheiden. Lallt z. B. das Kind gern bei seiner heiteren Miene, so ist man von seiner Freundlichkeit noch mehr versichert; überhaupt ein Spiel der Stimme bei den Gesichtsmienen scheint ein ziemlich sicheres Vorzeichen von Mittheilsamkeit und Geselligkeit zu seyn, und ist der freundliche Blick zugleich herrschend, von Wohlwollen, Redseligkeit, u. dgl. Wenig Stimmäußerung bei starkem Gesichtsausdrucke kündigt ein in der Tiefe arbeitendes Gemüth an, es sey nun, daß es Stärke des Gefühls oder der Thätigkeit in sich erzeuge. Widriges Schreien ist immer ein ungünstiges Zeichen. Wie die Stimmäußerung das lebhafte Naturell, Frohsinn u. s. w. anzeige, ist an sich klar.

Die günstigsten Erscheinungen sind wohl: Ernstes Hinsehen oder Hinhören, bald darauf Anlächeln des Gegenstandes, hierauf allgemein verbreitete Heiterkeit, dann die Bewegungen des Sehnens mit ihrem Stimmausdrucke, oder in ruhigerm Zustande Lallen; dabei ein tiefer und heller Blick; selten Ausdruck des Schmerzes, am seltensten Weinen, aber in allem leise Erregbarkeit, und so,

daß die Sinnenwahrnehmungen des Gesichts und Gehörs in einen lieblichen Gesichtseindruck, der etwas Himmlisches durchschimmern läßt, gleichsam verfließen.

Wendet sich dieses Kind mit seinen holden Aeußerungen am liebsten gegen seine Menschen, und wird es leicht sympathetisch erregt, so ist ein liebevolles Gemüth in ihm. Und wenn sich dabei überhaupt Geistesanlagen entdecken, so entwickelt sich hier eine harmonische und sanfte Natur.

Wenn das Geistige so hervordringt, daß die körperliche Fülle dagegen schwindet, so giebt das dem Kinde ein höheres Ansehen; es ist als wolle die Himmelsblüthe jetzt schon die irdische Hülle durchbrechen. Ich möchte dieses den Verklärungsblick des Kindes nennen. Er spricht, indem er freilich nicht leicht ein langes Erdenleben verkündigt, jenes Wort lebendig aus: Solcher ist das Himmelreich!

Dagegen verspricht ein Kind mit ausgestopftem, bedeutungslosem Gesichte, wie gewöhnlich die Bauerskinder, nicht viel Geistiges, dieses müßte denn etwa durch die Bildung hervorgerufen werden.

Herrlich ist das Kind, auf dessen Angesichte Gesundheit blüht, wie der volle Mond, aber so daß das Geistige freundlich hindurchstrahlt, das vollwangig, heiter, freundlich in das Leben hinaussieht.

Das Unterscheidende der Geschlechtsphysiognomie ist zwar frühzeitig in Knaben und Mädchen so stark, daß man allerdings auf einige Verschiedenheit in der Entwickelung jetzt schon schließen muß; indessen hat man das noch lange nicht hinreichend beobachtet, um Regeln darauf zu gründen.

---

c) Von dem 6ten Monate bis zum 10ten, oder bis zu Ende des 12ten.

Die Welt tritt dem Kinde hervor.

Das Kind nimmt an Gewichte zu bis auf 20 Pf., und an Länge bis gegen 28 bis 29 Pariser Zoll. Mit den inneren Theilen geht es so fort, wie in der vorigen Periode bemerkt worden. Auch wächst das Herz nach Verhältniß weniger, und der Puls wird langsamer, so daß er gegen das Ende des ersten Lebensjahres gewöhnlich etwa 120 mal in einer Minute gezählt wird, aber etwas geschwinder bei äußerer Wärme, wie auch des Abends. Die Knochen werden fester.

Die Gliedmaßen bekommt es mehr und mehr in seine Gewalt, und da es freier darin wird, so drückt sich auch der menschliche Trieb mehr darin aus. Es bewegt sie mannigfaltiger, kräftiger und geschickter, hält den Hals und Oberleib allmählig gerade, sehnt sich nach der aufrechten Haltung, und sympathetisch dazu durch den Anblick der Menschen angeregt, da zugleich die Muskeln stärker geworden sind, versucht es sich, und lernt sitzen. Bald genügt es ihm nicht mehr, dabei lange ruhig zu bleiben; es will von der Stelle, arbeitet sich mit den Armen auf dem Boden vorwärts, und kriecht eine Zeit lang, dann hebt es sich mit dem Leibe nach, hilft mit den nicht mehr ganz ungeübten Füßen, und so kommt es zum Rutschen. Auch hiermit begnügt es sich nicht. Die Kraft in seinen Füßen täglich mehr erfahrend, versucht es, wozu die Tendenz der Menschenkraft hintreibt, auf den Beinen zu stehen, anfänglich angelehnt, mit den Armen sich anhaltend, bald aber frei. Die Lust, welche es vorher daran hatte, wenn man es so hielt und führte, und wobei es lernte, von oben herab die Gliedmaßen zu regieren, diente ihm zugleich dazu, sich eifriger hierin zu versuchen. Gelingt es ihm einmal zu stehen, so ist ihm auch das nicht genug, und es kann

nicht lange in Einem verweilen, auch ist es noch zu viel gewohnt, seine Kraft meistens in den Armen zu äußern, dabei sind die Fußsohlen noch zu sehr einwärts gebogen, und die ganzen unteren Gliedmaßen können sich noch nicht völlig strecken; es sucht also von der Stelle zu kommen. Anfangs fällt es dabei meist vorwärts, und rutscht dann weiter. Allein da der Fall nicht hart und abschreckend ist, so versucht es öfters, wieder aufzustehen, bis ihm auch das gelingt. Weil aber die Arme immer noch stärker vorwärts wollen, so kann es kaum einen Augenblick frei stehen, der Oberleib strebt vor, die Füße folgen nach, aber ohne noch ganz gestreckt zu seyn uud eigentlich aufzutreten, es meint zu fallen, die Arme wollen das Gleichgewicht halten, und so schwebt, schwankt, zappelt das Kind von der Stelle fort, bis es von einem Gegenstande aufgehalten wird oder wieder niederfällt. So ist das erste Laufen. Die Versuche sind schwer und mißlich, darum kommt es immer wieder an das Rutschen: allein sie werden muntrer wiederholt, da es seiner Kraft immer mehr inne wird, und sich, wie gesagt, durch den Anblick, auch durch den Zuruf der Menschen umher aufgemuntert sieht. Da indessen seine Kraft durch die mannigfaltige Entwickelung überhaupt an Festhalten und Ansichhalten gewinnt, so kommt das Kind nun auch dahin, sich auf seinen Beinen zu halten, und länger und sichrer zu laufen; dieses geschieht bei vielen noch vor dem Ende des ersten Lebensjahrs, bei sehr vielen aber später. Allein das freie, feste Stehen und das ruhige Gehen ist eine spätere Geschicklichkeit, als das Laufen.

Wir sehen aus dieser Entwickelungsgeschichte, warum Kinder in einsamer Wildniß zwar nur auf Vieren, aber beschwerlich genug laufen lernen; denn der Nachahmungstrieb, als die durch äußere Bemerkung angeregte Tendenz der Kraft, überhaupt die durch Menschen erweckte Humanität, muß hauptsächlich dazu wirken, daß das Kind den Sinn und Muth bekommt, sich, wozu sein

Körperbau eingerichtet ist, auf Zweien aufrecht zu halten und zu bewegen.

Da die Arme freier werden, so können sich die Hände und Finger auch mehr versuchen. Das Kind greift daher nach allem, dessen es habhaft werden kann, betastet und hält es, bildet sich in seinen Fingern einige Geschicklichkeit dazu, und fängt nun an mit den Sachen zu spielen. Das freiere Herumschauen und Herumrutschen befördert diese Uebung.

Die Stärke und Beweglichkeit, welche die Kaumuskeln gewinnen, reizen das Kind den Mund mehr zu gebrauchen, und alles in den Mund zu bringen. Das Einschießen der Zähne vermehrt diesen Reiz; denn diese fangen oft schon gegen das Ende des 6ten Monats an auszubrechen, wenigstens gegen das Ende der Periode des Säugens, weßhalb man überhaupt diejenigen, welche wechseln, Milchzähne nennt. Es geht damit auf folgende Art zu. In dem Embryo fand sich während des 3ten Monats eine dicke gefäßreiche Gallerte, von einer gefäßreichen Haut umgeben, in den Zahnfächern, welche allmählig verknorpelte, so daß man einige Monate nachher die Anfänge der Kronen als dünne hohle Scheibchen, und bei den Backenzähnen als eckige Stückchen, mit jener Haut überzogen, jedoch von ihr abgesondert, und an dem Boden der Zahnfächer befestigt, entdeckte. In dem neugebornen Kinde nun ist jene Haut dicker, und zwischen ihr und der Gallerte befindet sich ein schleimiges Wesen; auch kann man in dieser letzteren nunmehr die Knochentheilchen unterscheiden. Das Zahnfleisch ist darüber hingewachsen und bedeckt alle Zahnfächer. Nun vergrößern sich jene Knochenanfänge und schmelzen oben zusammen; unten aber legen sich die Wurzeln an als dünne biegsame Röhrchen. So wie sich diese verlängern, treiben sie die Zähne herauf, während dem das Zahnfleisch allmählig aufgesaugt wird, welches den bekannten unangenehmen Zahnreiz dem Kinde macht. Da nun der

Kiefer zugleich wächst, so werden die Zähne immer stärker herausgeschoben, bis endlich die Krone erscheint. Der Schmelz hat sich indessen oben am frühesten und dicksten angelegt und crystallisirt. Dieses ist der Ausbruch der Milchzähne; keinesweges eine so plötzliche Veränderung in dem Kinde, als man gewöhnlich meint.

Sie brechen gewöhnlich in folgender Ordnung hervor: wenn es frühe ist, etwa gegen das Ende des 6ten Monats das mittlere Paar der unteren Schneidezähne, zugleich oder kurz nach einander; etwa einige Wochen nachher dieselben oberen; einige Wochen nach diesen das äußere Paar der Schneidezähne, bald das obere, bald das untere zuerst; gegen das Ende des 1sten Jahres das erste Paar Backenzähne, bald das obere zuerst, bald das untere.

Der Sinn des Gesichts hat angefangen auf Formen zu achten, und Farben zu unterscheiden. Die bewegten Gegenstände reizen ihn besonders, weil sich der Lichtreiz sowohl als die Formen in dem Gesichtsfelde dadurch verändern, und die Sehkraft also immer aufgefodert wird, aufs neue aufzufassen. Diese wird damit noch vielfältiger geübt, und so gelangt das Kind während dieser Periode dahin, Gegenstände genau zu unterscheiden. Es unterscheidet Figuren in Absicht des Umrisses, der Hellung, und der Farbe.

Da es nun auch die verschiedenen Grade der Hellung in einer und derselben Figur bemerkt, so wird es auf die Unterscheidung von Licht und Schatten geführt, und so wie nachmals der Gefühlsinn hinzutritt, auf das Sehen der körperlichen Gestalten. Hierzu kann es wohl bis zu Ende dieser Periode kommen.

So wie das Kind Formen auffaßt, drücken sich auch Bilder in seine Seele. Sieht es dieselbe Form wieder, so entsteht dieses Bild um so leichter, da es

von innen schon gleichsam gerade zu dieser Form gestimmt ist, und eine Fertigkeit mitbringt, sie aufzufassen; und so giebt es eine Art von Vorbildungsvermögen. Diese innere Anregung vermehrt den Reiz an dem Gegenstande, das Auge weilt länger dabei, und das Kind sieht ihn lebhafter und deutlicher. Auch regt sich der mit dem vorigen Sehen dieses Gegenstandes verbundene Zustand im Inneren auf. Das alles giebt dem Kinde eine eigene, neue Empfindung, die mit einer ehemaligen verflossen und überhaupt voller ist. Und dieses ist der erste Zustand des Wiedererkennens. So hat also das Gedächtniß begonnen, und sich bis zu Ende dieser Periode als Sachgedächtniß, eigentlicher Gesichtsgedächtniß, entschieden.

Der Gegenstand prägt sich mit jedem Erkennen tiefer ein, und in dem Organ, d. i. in der dem Sehen zugehörigen Region des Gehirns, prägt sich die ihm entsprechende Formung schärfer aus. Die eigene Empfindung dabei associirt sich immer fester mit dem Wiedersehen, es legen sich neue Associationen an, und der Gegenstand regt bei jedesmaligem Sehen eine ganze Seele voll dunkler Vorstellungen auf. Auch hierzu gewinnt das Organ an Fertigkeit und an Verbindung mit den andern Thätigkeiten in seinen andern Regionen. Durch das Wiedererkennen des gesehenen Gegenstandes entspinnt sich demnach ein lebhaftes Hin- und Herweben der Hirnkraft in dem wechselseitigen Erregen seiner einzelnen Theile. Ja, die bildende Seelenkraft, welche auch hierdurch freier wird, treibt nunmehr von innen nach dem gesehenen Gegenstande vorbildend hin, und ist ebenso im Stande, die Formung und Fertigkeit, welche das Organ durch jenen Eindruck erhalten hat, sich selbst zu reproduciren. Dadurch nun wird zugleich jene associirte Thätigkeit des äußeren Organs erregt, und so muß auch ein gewisser Reiz bis auf die Retina (das Sehehäutchen) hin entstehen, welcher dem ähnlich ist, den der Gegenstand

machte, ein schwaches Nachbild von dem äußeren Gegenstande selbst. Das Kind sieht ihn also von innen, freilich noch in einer nur dunkeln Vorstellung. — Hieraus ist begreiflich, wie es während dieser Periode Bekanntes mit seinen Augen *suchen*, wie es sich Vorstellungen davon im Inneren, *Phantasiebilder*, machen, und wie es bei geschlossenen äußeren Sinnen, d. i. im Schlafe, wenn etwa einmal das Gehirn innerlich etwas stärker erregt wird, bestimmt *träumen* muß. Da sich zugleich Bewegungen der Glieder und andre Veränderungen mit jenem wiederholten Sehen associirt haben, so regen sich diese, bei stärkerer Wirksamkeit der Phantasie, mit auf, es sey nun im Traume oder im wachenden Zustande des Wiedererkennens.

Aus allem diesem ist klar, wie die Phantasie als die bildende Kraft des Geistes nun ihr wirksames Spiel treibt, das sie im gewöhnlichen Falle hauptsächlich der Sehkraft verdankt. Das Kind wird in diesem Spiele zugleich freier, denn es sucht mit innerer Anregung den Gegenstand auf, sein Sehen wird immer mehr wahres *Anschauen*.

So wie nun die Kraft mehr in diesem Sinnorgane frei wird, so beschäftiget sie sich stärker in dem Gehörsinne. Während das Kind mit dem Sehen der Formen fertig wird, fängt es an Laute (Schälle) zu unterscheiden. Die Aufmerksamkeit wendet sich indessen im gewöhnlichen Zustande nicht stärker auf das Hören, als auf das Sehen, weil dieses dem Kinde zur angenehmen Gewohnheit geworden ist. Auch dürfen wir nicht aus der Acht lassen, daß die Kraft in der Entwickelung ihrer einzelnen Richtungen etwas Bleibendes gewinnt, wodurch sie sich im Ganzen bildet. So wird eine Sinnenthätigkeit nach der andern, und dadurch vollkommnere Geistesthätigkeit gewonnen. Auf ähnliche Art, wie die Gesichtsvorstellungen, prägen sich nun auch all-

mählig Gehörvorstellungen ein, welche die Phantasie zur freien Reproduction, Verbindung und Bildung erregen.

Weil das Kind jetzt seine Hände freier gebraucht, so befühlt es die Sachen, und sammelt sich Eindrücke, worin sich der Tastsinn bildet. Seine Augen regen es dazu auf, um die Dinge in seine Hände zu bekommen; da es aber mehr sieht, als es betasten kann, so weilt auch seine Aufmerksamkeit zu wenig bei diesen letzteren Eindrücken. Bei Blindgebornen muß wohl eben darum der Tastsinn früher frei und schärfer werden, weil ihre Aufmerksamkeit dabei nicht gestört wird, und sie nicht von den Augen gereizt werden, blos mit den Sachen in ihren Händen zu spielen.

Der Geschmacksinn fängt nun ebenfalls an zu unterscheiden, z. B. zwischen süß und unschmackhaft, da das Kind neben der Muttermilch nun unter der Hand auch andere Kost bekommt.

Das Kind gewinnt nun auch die Sprache. Denn die dazu erforderlichen Organe werden mehr ausgebildet, und das Kind übt sie im Schreien und Lallen. So wie es nun dazu gelangte, Formen zu sehen, und nunmehr auch geformte Laute, besonders in der menschlichen Rede, zu hören; so fängt es an, diese Laute nachzubilden. Denn sie hören und zum Nachbilden erweckt werden, ist Eins, weil die Veränderungen in den Gehörnerven und dessen Hirntheilen dieselben Bewegungen in dem zum Sprechen gehörigen Hirntheile und Nerven erregen, wie sie in dem Sprechenden vorgehen, wozu wohl die Nähe des Stimmnerven neben dem Hörnerven beiträgt. Das Kind wird also sympathetisch zum Nachsprechen erregt. Der Nachahmungstrieb wirkt in der Entwickelung der Sprache noch auffallender als in dem Gehen, wie man deutlich bemerken kann, wenn man das Kind ansieht, das im Anhören begriffen ist, wie es dann mit festem Blicke

an dem Redenden hängt, den Mund ſympathetiſch mitbewegt, auch wohl ſelbſt Laute ausſtößt. Daher lernt das Kind, das einſam in der Wildniß aufwächſt, noch weniger ſprechen, als auf den zweien Füßen gehen.

Die geſchärfte Aufmerkſamkeit prägt dem Kinde die articulirten Laute ſchärfer ein, es verſucht ſich, ſie wieder hervorzubringen, das gelingt ihm, es verſucht ſich mehr, manche dieſer Laute werden ihm geläufig, und nun gebraucht es ſie frei. Dabei macht es die Erfahrung, daß dadurch die Menſchen umher auf es ſelbſt und ſeine Bedürfniſſe aufmerkſam werden, wie es ſchon bei ſeinem früheren Schreien empfunden hat; und da es nun auch gewahr wird, daß man auf ſein Lallen merkt, ihm vorſpricht, und ſein Nachſprechen freundlich aufnimmt: ſo bedient es ſich ſeiner Sprachtöne allmählig, um etwas damit auszurichten; obwohl Anfangs unabſichtlich, nach einer dunkeln Aſſociation, weil ihm noch das Bewußtſeyn fehlt. So verfährt das Kind mit ſeinen articulirten Stimmäußerungen, welche ſich ſonach als bezeichnende Laute, d. h. als Worte entſcheiden. Nun iſt es denn zum Sprechen gekommen, gemeiniglich mit dem Ende des erſten Jahres, und das ſo allmählig, ungefähr wie zu den Zähnen, daß ſich kein Moment als der erſte angeben läßt, wo das Element der Sprache anfing. Aus dem erſten Schrei, den die Macht des äußeren Eindruckes auspreßte, entwickelte ſich das willkürliche Wort.

Wir bemerken gegen das Ende dieſer Periode dreierlei Stimmäußerung, nämlich: 1. jenes unwillkürliche Ausſtoßen des Lautes auf geſchehene Erregung, den Schrei, deſſen Mehrfaches wir ſchon kennen gelernt haben; 2. das Spielen mit der Stimme — das Lallen, worin auch ein Mehrfaches begonnen hat, unter andern ein Anfang des Singens; 3. das willkürliche Bezeichnen des Bedürfniſſes oder Ausſprechen des Inneren, die eigentliche Sprache.

So ſpricht denn das Kind gewöhnlich zu Ende des

ersten Jahres einige Worte, welche aber noch seine ganze Welt bezeichnen. Der Aufmerksamkeit der Eltern wird es indessen nicht entgehen, wie es bei jeder besondern Bezeichnung das Wort mit einem eigenen Tone ausspricht, so daß derselbe immer das Individuelle ausdrückt, und wie es auch durch verschiedene Formung aus dem Stammworte sich mehrere Worte bildet. Es wäre interessant, die ersten, wenigen primitiven Worte eines Menschen aufzuzeichnen, und zu sehen, wie sein ganzer Sprachreichthum theils in ihm selbst aus demselben hervor, theils, von andern erlernt, von außen daran wächst. Durch solche Beobachtungen würde man mehr über die allgemeinen Sprachwurzeln entdecken. Denn daß z. B. das r überall in den Sprachen Kraft ausdrückt, muß doch seinen Grund in der Naturentwickelung des Menschen haben.

In dem ersten Wortlaute sind die Buchstaben noch ungeschieden, er kommt zwar dem a am nächsten, aber es ist doch kein reines a. Eben so die erste Formung des Lautes durch die sogenannten stummen Buchstaben, welche aber sich auch nicht sogleich rein ausscheiden. Der erste stumme ist, man weiß nicht, ob mehr b oder m oder p, bis endlich m und b sich rein sondern und nun die Sylbe ma oder am der erste bestimmte articulirte Laut des Kindes wird. Dieses muß zwar bei allen Nationen so seyn, allein da die Modificationen auch eines solchen einfachen Lautes im Aussprechen ins Unendliche gehen, so begreift sich daraus die Möglichkeit der vielerlei Sprachen bei einerlei Gang der Entwickelung. Je nachdem nämlich einem Buchstaben ein anderer gleichsam anhängt oder sich einflicht, oder je nachdem er blos aus dem Munde, oder auch aus der Nase kommt u. s. w., je nachdem werden schon die Elemente der Worte in den Kindern verschiedener Nationen verschieden, weil die Sprachorgane auch von einander immer einigermaßen abweichen. Begreiflich ist es auch, wie ein Volk durch mehrere Cultur mehrere Buchstaben bekommen kann, wie z. B. die Griechen erst

später das φ, χ, ϑ, erhielten, nachdem sie vorher ihr π, κ, τ, oder ihr β, γ, δ, gewiß nicht so bestimmt von jenen unterschieden.

Weil nun der Natur nach dem Kinde die Mutter das erste Wesen ist, an welche es seine Aeußerung richtet, und also immer ein Zuruf an sie darin liegt, so ist in vielen Sprachen die Benennung der Mutter aus jenem ersten natürlichen Ausdrucke mit dem Lippenbuchstaben m geflossen. Wichtiger ist aber zu bemerken, daß mit diesem Grundstammworte die Sprache in einer weniger beachteten Hinsicht den Namen der Muttersprache verdient, und daß, wenn dieses Wort aus liebendem Herzen kam, die ganze Sprache eine geheime Weihe der Liebe und Freundlichkeit erhält.

Nicht das Spiel mit den Worten ist die Sprache, sondern das Hervorbringen des Inneren, die Aeußerung des Gemüthes. Dieses ist der erste Keim der Wahrheit und Aufrichtigkeit, es ist die Sittlichkeit der Sprache. Mit der Stimmäußerung verbindet sich der Ausdruck des Inneren durch die natürlichen Gesichtsmienen und Geberden, welche sich mit der Zeit von der Wortsprache trennen kann. Je mehr nun überhaupt Gefühl das Innere das Kindes bewegt, desto mehr Gemüth legt sich in seine Sprache. Aber auf der andern Seite ist auch seine Sprache die erste Aeußerung des Darstellungsvermögens, und insofern muß sich eine bestimmende, begrenzende, ordnende, kurz eine bildende Kraft des Geistes neben der Gemüthsfülle in jeder edlen Sprache darlegen.

Die Worte drücken das Bleibende aus, was zuerst der äußere Sinn festgehalten hat, und dienen nun wiederum dazu, um dieses, d. i. die Gesichtsgegenstände, in der Einbildungskraft selbst festzuhalten. Zwischen dem Gegenstande und dem bezeichnenden Worte giebt es also

die innigste Association, so daß sich beide wechselseitig reproduciren; eine Unterstützung für das Sachgedächtniß. Aber auch die Gehörvorstellungen prägen sich der Seele ein, und so werden die Worte, wie jeder andere Laut, Sachen für die Einbildungskraft. Im ersteren Falle reproducirt sich hauptsächlich die Gesichtssache: im letzteren wird die Gehörvorstellung von der Aufmerksamkeit (späterhin von der Reflexion) zur Hauptsache gemacht, wodurch sich das Wortgedächtniß begründet. Beides entwickelt sich in dieser Periode. Es vereinigt und verflicht sich im natürlichen Zustande so in einander, daß die Stimme, welche der Gegenstand hören läßt, sich dem Kinde zur Bezeichnung desselben einprägt. Vornehmlich unterscheidet es jetzt die bekannte Stimme der Mutter; läßt sie sich nur von weitem hören, so sucht es schon mit seinen Augen nach ihr. Die Menschenstimme wird so das Hauptmittel zur Erregung des Aufmerkens und zum Wiederfinden der Vorstellung und das ganze Leben hindurch bleibt sie das Hauptzeichen für das Wiedererkennen. Wie viel gewinnt nun Gemüth und Sprache, wenn es eine liebende Mutterstimme mit Liebe in sich aufgenommen hat!

Gegen das Ende dieser Periode haben sich mit den Worten des Kindes bestimmte Erinnerungen gebildet und befestiget.

Man bemerkt an dem Kinde um diese Zeit Freude, nicht nur, wenn es eine liebe Stimme hört, sondern wenn es auch einen bekannten Gegenstand wiedersieht. Im ersteren Falle erklärt sich diese Freude von selbst, die letztere etwa auf folgende Art. Der angenehme erste Eindruck des gesehenen Gegenstandes wird bei dem Wiedersehen frisch aufgeregt, und da die innere fertige Thätigkeit zustimmt, so wird er noch angenehmer. Er befruchtet zugleich die Lust des befriedigten Bedürfnisses, wozu ein geheimes Sehnen trieb, und erzeugt das höhere Vergnügen freier Selbstthätigkeit. Das Wiedererscheinen des

Gegenstandes muß diese Empfindung plötzlich aufregen, und ein plötzlich erregtes Frohseyn von stärkerem Grade ist es ja, was wir Freude nennen. Wir Sehendgebornen verdanken also unsere Stimmung zur Freude hauptsächlich dem Lichte; allein ohne einen vorzüglichen Grad innerer Thätigkeit würde sie uns dennoch fehlen. Die Freude muß um so größer seyn, je mehr angenehme Vorstellungen sich mit dem bekannten Gegenstande associirt haben, und je tiefer sie eingedrungen sind. Da nun das freundliche Menschenangesicht, insbesondere der Mutter, dem Kinde den angenehmsten und liebevollsten Eindruck gewährt hat, durch dasselbe auch zum ersten Lächeln aufgefodert worden, da sich ferner damit die angenehmsten Zustände, besonders die Befriedigung aller Naturbedürfnisse, associirt haben, und da endlich das Kind so zuerst in einem freundlichen Gesichte ein Bild zum Wiedererkennen auffaßt: so muß es, wenn es dieses, und insbesondere das Angesicht seiner Mutter, wiederfindet, in die lebhafteste, innigste Freude gerathen, und es muß recht darauf aus seyn, nach bekannten Gesichtern zu suchen. Man bemerkt auch wirklich an ihm nicht selten eine gewisse Unruhe, bis es mit seinen Augen die Mutter gefunden hat. Gegen das Ende dieser Periode wird ihm dieses Wiederfinden nicht mehr schwer. Hieraus erklärt sich auch die Beobachtung, daß gegen den 5ten oder 6ten Monat sich gemeiniglich die Liebe des Kindes zu seiner Säugerin bestimmt zeigt.

Wie viel entbehrt also das Kind, wie viel jetziger und künftiger Lebensfreude, dem nicht das Menschenangesicht zuerst mit dem Lichte der Liebe entgegen kam! Und was belebt früher und segensvoller den Keim der Liebe in ihm, als der holde Mutterblick und die liebende Mutterstimme! Die Vereinigung von beidem in der ganzen mütterlichen Behandlung ist, wenn irgend etwas, die sicherste Erweckung des Himmlischen in dem Kinde.

So wie das Kind bei dem Anblicke des Lichts vor

Freude aufjauchzt, eben so wird es im Gegentheile traurig, wenn man ihm plötzlich das Licht entzieht. Ist der Eindruck des Finstern, Schwarzen grell abstechend, so schaudert das Kind zusammen, so wie es bei einem grellen Eindrucke des Schallreizes erschrickt. Schauder und Schrecken sind das ganze Leben hindurch mit Vorstellungen des Finsteren verbunden; bei stärkerer Wirksamkeit der Phantasie entwickelt sich in der Folge aus jenen Empfindungen die Furcht. Daß das Kind vor schwarz gekleideten Personen, wenn es nicht etwa daran gewöhnt war, zurückfährt und vielleicht in Angstgeschrei ausbricht, und daß ihm bei ernsthaften Gesichtern, oder bei einer ungewohnten Menschenmenge, oder bei lautem Aufschreien etwas Aehnliches begegnet, wird man während dieser Periode nicht selten bemerken.

Aber den schrecklichsten Eindruck auf das Kind macht ein böses Gesicht. Man denkt wohl nicht daran, was dann in dem armen unschuldigen Geschöpfe vorgeht, aber man wird es leicht begreifen. Es will doch freundliche, liebe Menschen sehen, und ist, so Gott will, daran gewöhnt, es ist dazu gestimmt, es sieht zutraulich hin, schon zog sich seine Miene zur Freundlichkeit, und — siehe da, es kommt ihm ein finsteres Gesicht entgegen, welches schreckliche Zurückstoßen! Sein ganzes Wesen wird erschüttert, es wird widernatürlich in seiner Empfindung unterbrochen, es kann sich selbst nicht finden, es weiß nicht, wohin es sich wenden soll, kommt außer sich, schreit jämmerlich, und man versuche nun, was man will, man wird es sobald nicht wieder zur Ruhe bringen. Man stelle sich etwa die Empfindung einer Tochter vor, die in der Unschuld und Freude ihres Herzens einen zärtlich geliebten Vater mit einem sorgfältig gearbeiteten Geschenke überraschen will, und — nun von ihm mit finsteren Blicken empfangen, und schnöde und bitter zurückgewiesen wird; man stelle sich alle Qualen der verschmähten Liebe, des verhöhnten Zutrauens vor — worin

sind sie denn von jenen Empfindungen des Kindes verschieden? „In dem Grade.“ Wohl, das Kind schärft sich diese Pein noch durch keine Reflexion, aber die Verwundung der zarten Seele ist tief, und heilt vielleicht nie. Schon das blos finstre Gesicht wirkt so schrecklich auf das Kind, noch einen schrecklicheren Eindruck muß das erzürnte zurücklassen. Wäre es so unglücklich, viele solche um sich zu sehen, so müßte sich bald die Idee von Teufeln in ihm entwickeln, und es würde die Menschen so ansehen. Schon stark gezeichnete Gesichter machen gemeiniglich einen tiefen Eindruck auf Kinder, und hierauf gründet sich die Bemerkung, daß Kinder gute Physiognomisten seyen. Sähe es auch nur selten einen Menschen mit einem bösen Gesichte, so würde es sich vor ihm fürchten, als wenn ihm unendliches Wehe daraus hervorkäme, es würde sich wegwenden, und schreien, und arbeiten, um dem Scheusale zu entfliehen.

So ist es augenscheinlich, wie bei einem solchen widrigen Eindrucke der erste Keim von Haß in dem Kinde entstehen muß, wenn nicht sein Herz von einer unendlichen Quell der Liebe erfüllt seyn sollte. Auch ist klar, daß hauptsächlich durch den Anblick des unfreundlichen Gesichts die Affecte der unangenehmen Art bewirkt werden, und die bösartigsten Leidenschaften ihre Wurzeln schlagen, und also in dieser Periode ihren Ursprung haben.

Sollte das Kind lachen können, so mußte es auch der Züge der Traurigkeit fähig werden; sollte es sich der Freundlichkeit erfreuen, so konnte es auch nicht gegen die Wunden, welche die finsteren Blicke in das Herz schneiden, gesichert seyn; sollte es zu einem frohen Leben gestimmt werden können, so konnte ihm der Lebensquell auch früh getrübt werden; sollten es Menschen zur Liebe erwecken, so mußte es auch zum Hasse zu versuchen seyn. Wo die Erscheinungen des frohen Gemüthes vorkommen, da werden auch bei veränderten Umständen die trübseligen

nicht fehlen; nur daß das eine Gemüth mehr zu diesem, das andere mehr zu jenem sich hinneigt.

Die Sinnorgane haben vielfache Wirksamkeit gewonnen, die Einbildungskraft ist darin sehr thätig geworden, und hat sich zugleich als Erinnerungs- und Gedächtnißkraft entwickelt, welche nicht nur die Gesichts- und Gehörvorstellungen reproducirt, sondern jetzt auch Vorstellungen des Geschmack- und des Tastsinnes, wie man sieht, wenn das Kind bei dem Anblicke der Speisen und bei dem Schmerze Anderer theilnehmende Gesichtsmienen zeigt, kurz, die Verstandeskraft ist zu einer bemerkbaren Stärke hervorgetreten. Dabei haben sich auch mehrere Gefühle ausgeschieden, und nun erscheint auch etwas von der Willenskraft.

Denkt man sich, wie alle diese Entwickelungen zusammengreifen, die Bewegung der Gliedmaßen, die Muskelstärke, der dem ruhigeren Tacte sich annähernde Lauf des Blutes, die damit übereinstimmenden Verrichtungen aller inneren Theile, die stärkere Thätigkeit der Sinnenwerkzeuge, der Nerven und des Gehirns, und dieses alles als die Entwickelung Einer und derselben Kraft: so läßt sich auch einsehen, wie diese Kraft nunmehr freier werden, und sich bis zur Stufe des Bewußtseyns erheben müsse.

Mit der ersten Freithätigkeit des aufmerksamen Kindes dämmerte auch das Gefühl dieser Thätigkeit hervor, und daß es ihrer nun inne geworden ist, beweiset sein Spielen mit Sprachlauten und Sachen, auch mit Gesichtsvorstellungen, weil es sich darin dieser Thätigkeit freut. Von Tage zu Tage muß sich nun dieses Gefühl mehr von dem des bloßen Sinneneindrucks scheiden, denn dieser geht vorüber, kommt wieder und verändert sich; jenes Gefühl aber der Freithätigkeit ist jedesmal immer wieder dasselbe. Noch entschiedener wird es in der freieren Thätigkeit der Einbildungskraft empfunden, und so wie das Kind einen Gegenstand wiedererkennt, findet es

auch darin sich selbst wieder gerade so thätig. Und nachdem es einmal die äußeren Gegenstände durch Zeichen festhält, wird ihm sein Inneres noch schärfer gesondert.

Zugleich wird das Kind Meister über viele Bewegungen; und von dieser Seite wird ihm das Gefühl seiner Freithätigkeit beträchtlich verstärkt. Es kann seine Blicke hinbewegen, um damit zu sehen und zu suchen, was und wo es nur will; es kann sein Haupt herumwenden, um zu hören; es kann nach etwas reichen, es ergreifen, betasten; es kann schlagen, stoßen, kauen, beißen, den Kopf schütteln, nicken, sich sträuben; es kann den ganzen Leib vielfältig und sich ganz von der Stelle bewegen; endlich kann es stehen, sich fest und frei umschauen, und vernehmen, was von allen Seiten herkommt. So wird das Kind auf vielfache Art seine Wirksamkeit und darin immer noch mehr seine Freithätigkeit gewahr. Das Gefühl dieser letzteren erregt nun wieder die erstere. Ein solches Selbsterregen mit solchem Gefühle ist es aber, was wir Willkür nennen. Mit dem Ende dieser Periode ist also die Menschenkraft zur Stufe der Willkür entwickelt.

Hiermit verbindet sich der Anfang von demjenigen Gemüthszustande, welchen wir Muth nennen; ein frohes Gefühl der hinreichenden Wirksamkeit bei dem Selbsterregen derselben. Er ist an dem Kinde sichtbar, wenn es sich durch Zusprechen und aufmunternde Gesichtsmienen zu einer stärkeren Anstrengung erwecken läßt. Ich bemerkte ihn so einmal schon bei einem Kinde von kaum 3 Monaten. Dieses bestrebte sich mit bewundernswürdiger Kraft, um sich selbst an den dargereichten Händen zum Sitzen zu erheben, dabei sah es scharf seinem Vater ins Gesicht, und seine Anstrengung wuchs, so wie es sah und hörte, daß man sich darüber verwunderte. Ehrtrieb konnte das nicht seyn, denn dieser beruht auf Vergleichung mit andern Menschen, und kommt folglich nicht

vor dem Selbstbewußtseyn. Es war also nichts anders als sympathetische Erregung zum Selbstgefühle, des Muthes Anfang. Das Kind wurde auch wirklich ein Knabe von ruhigem Unternehmungsgeiste, d. i. von wahrem Muthe.

Was vorher dunkel gefühlte, instinctartige Freithätigkeit war, ist also nunmehr Willkür geworden; wozu die höhere Natur das Kind blindlings getrieben hatte, fängt es nun an selbst zu thun und zu unternehmen, und zu freier Willensbestimmung zu machen. So ist sein Wille ganz dasselbe, was vorher als freier Naturerguß erschien, jetzt nur zum Gefühle der Freithätigkeit entwickelt. In dem Willen eine neue Kraft anzunehmen, welche sich dem Geiste, man weiß nicht wie, zugesellt hätte, wäre doch nichts anders als die Annahme eines Wunders, und zwar eines sehr ungöttlichen, und sie könnte unmöglich so verbreitet seyn, als sie es wirklich ist, wenn sie nicht mit einer Trägheit in der Nachforschung der Menschennatur, und zugleich mit einer ganz nichtigen Furcht vor einem unseligen Fatalismus zusammenhinge.

Zum Bewußtseyn gehört das Unterscheiden des Vorgestellten von dem Vorstellenden, d. i. des Objects und Subjects. Da nun das Kind jetzt anfängt, von den Gegenständen des Sehens, Hörens ꝛc. seine Thätigkeit zu unterscheiden, und sich täglich darin mehr übt, so erwacht in ihm mit der Willkür auch das Bewußtseyn.

Die Entwickelung des Selbstgefühls giebt dem Kinde eine bestimmte Beziehung auf seine natürlichen Ausleerungen. Es scheint, daß ein Naturinstinct es dazu leitet, sie in die Gewalt seiner Willkür zu bekommen, um alle Verunreinigung von sich zu entfernen, wovon man auch bei Thieren etwas Aehnliches bemerkt. Schon in seinen ersten Lebenswochen zeigt es eine Unbehaglichkeit, wenn es in derselben liegen bleibt; und noch ehe es ein halbes Jahr alt ist, merkt es wohl, wenn man es von sich abhält, daß es harne, und es gewöhnt sich bald an den

Zuruf, der es daran erinnert; so auch bei dem Stuhlgange, wenn es einmal laufen kann. Dieses ist ein instinctartiger Trieb zur Reinlichkeit, und in Verbindung mit dem Selbstgefühle das Erste der Schamhaftigkeit. Man sieht, wie wichtig es ist, diesen Trieb zu pflegen; wenn das jährige Kind noch gleichgültig der Mutter Schoß verunreinigt, so ist das höchstwahrscheinlich Verwahrlosung.

Die Kraft hat sich also nunmehr in mannigfaltigen Richtungen geformt, welche in vielfacher Wechselerregung durch einander greifen, und darum werden ihre Erscheinungen mit jedem Tage mannigfaltiger. Immer neue Versuche zu Bewegungen, immer mehr Achten auf neue Gegenstände des Gesichts und Gehörs, immer mehr Zugreifen und Betasten, immer mehr Schmecken, immer mehr Erinnerungen, mehr Spiel der Phantasie, und nun auch der Willkür; so bestimmt sich das dunkle Sehnen des vorher weniger bestimmten Triebes in mehrere Begierden. Denn jetzt begehrt das Kind bald etwas zu sehen, bald mit etwas zu spielen, bald etwas mit dem Munde zu genießen, bald zu liegen, bald zu sitzen, bald zu laufen, bald getragen zu werden; es verlangt nach der Mutterbrust, es streckt seine Arme nach einem geliebten Menschen hin. Auf gleiche Art fühlt es sich von manchen Dingen abgestoßen; sie sind ihm zuwider, es hat einen Widerwillen gegen sie, wehrt sich dagegen, oder will davor fliehen; so verabscheuet es das Dunkel, das böse Gesicht, den grellen Ton, die Arznei, die Verunreinigungen. Also bestimmt sich während der jetzigen Periode das Begehrungsvermögen in die verschiedenen Begehrungen und Verabscheuungen; folglich begründen sich jetzt auch, wo es schlimm geht, die Leidenschaften. Dagegen aber sichert die stärkere Entwickelung der Tugendkraft in der Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, woraus Lust an Thätigkeit, Muth, Schamhaftigkeit, Frohsinn und Wohlwollen hervorwachsen, und in diesem allen, be-

sonders in den beiden letzteren Tugenden, das Göttliche in dem Menschen, die Liebe.

Mit der Geburt wurde das Kind ein eigenes freithätiges Wesen, als Mensch, auf der untersten Stufe der Selbstständigkeit. Aber nun hört es auch auf Säugling zu seyn, und ist zur willkürlichen Thätigkeit in mehreren Sinnen und in seinen Gliedmaßen gelangt; es steht nun auf seinen Füßen und hat die Sprache gewonnen. Diese zweite Stufe der Selbstständigkeit entscheidet sich mit dem hellen Puncte, wo nunmehr das Kind der Dinge umher sich bewußt geworden. Hiermit hat es das erste Lebensjahr zurückgelegt.

Zeichen.

Die Beschaffenheit des Sehens, und darin der Aufmerksamkeit, der Denkkraft, und überhaupt des Inneren entscheidet sich nunmehr bestimmter, z. B. das Scharfe, das Durchdringende, das Umfassende in den Blicken, oder das Gegentheil; und so auch ob viel Feuer oder viel Sanftheit in den Augen liege, und ob sich das Kind gern mit Sehen beschäftige.

Jetzt kündigt sich auch die Beschaffenheit des Gedächtnisses bei dem Sehen an. Erkennt das Kind das Gesehene leicht wieder, so beginnt ein gutes Sachgedächtniß. Nun geschieht das entweder mehr an der Farbe, oder an der Form. Neigt es sich mehr zu jener, so scheint sich mehr Farbensinn zu entwickeln; mehr Formensinn im andern Falle. Und in diesem letzteren kommt es darauf an, ob das Kind die freien, fließenden Formen, oder die geraden und die Verhältnisse der Größe schärfer auffaßt; dort dringt mehr ästhetischer, hier mehr mathematischer Sinn hervor. Da der Lichtglanz und die

Farben einen stärkeren Reiz geben, als die Formen, so möchte sich wohl in dem vorzüglicheren Formensinne mehr Geisteskraft darlegen. Auch wird man jetzt beobachten, ob das Kind erst durch die Bewegungen des Gegenstandes erregt wird, oder ob es denselben in seiner Ruhe leicht und frei fixirt; im letzteren Falle scheint ebenfalls die Geisteskraft stärker hervorzubringen, und das Auffassen der Gestalten schärfer und bleibender zu seyn.

Wir wollen es nicht wagen, hiernach etwa schon künftige Talente zu weissagen, da die Eltern ohnehin darin gern zu voreilig etwas meinen; indessen liegen sie doch schon in dem Kinde, und zeigen sich folglich auch einigermaßen an. Ein Michel Angelo, ein Raphael und ein Euklides müssen doch als Kinder anders in die Welt gesehen haben als die andern Kinder, und jeder hatte gewiß etwas ganz Eigenes; was war dieß? Hätten wir doch nur Beobachtungen von der Kindheit solcher Menschen, die sich durch Talent oder Charakter auszeichneten.

Das Kind, welches während dieser Periode noch nicht hört, läßt Taubheit fürchten. Hört es, so zeigt es darin genau die Beschaffenheit und den Grad seiner Aufmerksamkeit. Denn unachtsames Hören verräth wohl in Allem Unachtsamkeit, so wie viel Gehörthätigkeit jetzt schon die Vernunft des überlegsamen Menschen ankündigt. Auch zeigt es sich jetzt einigermaßen in dem Kinde, ob es lieber abgesondert den Laut als Wortzeichen, oder lieber abgesondert die Töne auffaßt, d h. ob sich ein vorzügliches Wortgedächtniß oder ein Tonsinn in ihm entwikkelt. Ein Mithridates, oder ein sprachkundiger Büttner, hatte doch wohl als jähriger Knabe schon viel Unterscheidendes hierin von einem Bach oder Mozart. Oder ist beides mehr vereinigt, und zugleich mit vorzüglicher Anlage zum Sprechen verbunden, so könnte sich leise ein

Rednertalent ankündigen, und wenn in der Folge die Anregung der höheren Welt dabei erfolgt, ein Dichtertalent. Doch sind so frühe dergleichen Vorzeichen noch nicht zu erwarten, nur wären Beobachtungen zu wünschen, an die man freilich bei Kindern, aus welchen ein Homer, ein Pindar, ein Shakespear, ein Garrik, ein Cicero wurde, nicht denken konnte. Die Natur bezeichnet gewöhnlich früh das Wesen, dem sie eine ausgezeichnete Bestimmung gab.

Bei allem dem kommt es auf die Aeußerung der Phantasie an.

Es giebt Kinder, welche durch einen starken fortgesetzten Schall, z. B. durch Trommeln, oder auch durch mächtige Musik, bis zu Ohnmachten und Krämpfen angegriffen werden. Dieses ist ein Zeichen von schwachen Nerven, die besonders durch den Schallreiz leicht übereizt werden; aber auch unter Umständen überhaupt von vorherrschender leiser Erregbarkeit und Tiefe des Gemüths, wir möchten fast sagen, von einem Gefühle des Unendlichen. Zu dem musikalischen Talente gehört dagegen ein ruhiges, tactmäßiges Anhören eines festeren Gemüthes mit einer Vorliebe der Phantasie zum Tonspiele; aber an leiser Erregbarkeit darf es dabei nicht fehlen. Ueberhaupt muß es sich jetzt ergeben, wie sich Gesicht, Gehör und Sprache einzeln und in Verbindung mit einander und mit der Einbildungskraft auszeichnen, und hieraus lassen sich in der Folge die Talente erkennen.

Eine mehr ausschließende Stärke des Gehörsinnes im scharfen Auffassen und Behalten der Worte als Zeichen in Beziehung auf die Gegenstände scheint auf Abstractionssinn, welcher bei dem Gehöre ungefähr das, was bei dem Gesichte der mathematische Sinn ist, und auf eine besondere Stimmung zu Begriffen hinzudeuten. Bei allem dem müssen freilich die Augen mit zu Rathe gezogen werden. Die Physiognomieen eines Newton, eines Epi-

noza, eines Leibnitz, eines Kant ꝛc. mußten schon in der Kindheit hervortreten.

Mit den Gehör- und Gesichtseindrücken zeigt sich in dem einen Kinde mehr Geneigtheit, die Personen zu bemerken und zu behalten, als in dem andern; so giebt es ein vorzügliches Personengedächtniß, welches in Verbindung mit dem Wortgedächtnisse vielleicht die Grundlage zum Talente des Geschichtkundigen und in anderer Verbindung eines Dramatikers, Portraitmalers ꝛc. macht. Auch ein Thukydides, ein Tacitus, ein Hogarth, ein Iffland ꝛc. mußte als Kind sein Eigenes haben.

Aber nun wird sich auch zeigen, wie die Liebe in dem Gehörsinne wirkt, wodurch der Personensinn bestimmter wird. So wie nämlich die Liebe in der Aufmerksamkeit des Sehens die Freundlichkeit hervorbrachte, so erzeugt sie in der Aufmerksamkeit des Hörens die Frömmigkeit, wenn sie nach dem Höheren der Menschheit hinzieht, so daß dem Kinde durch das, was es gehört hat, eine Ahndung der inneren Welt aufgeregt wird. Merkt das Kind leise und froh auf die Mutterstimme und zwar ohne gerade das Nahrungsbedürfniß zu haben, und sieht es sie dann freundlich an, so ist das schon das Element des Gehorsams. Die Aeußerungen der Liebe durch das Auge und die Mienen müssen hinzukommen, um diese Keime zu erkennen. Vergißt nämlich das Kind nicht leicht die Menschenstimme, und horcht dabei freundlich auf, so ist das Wohlwollen; sieht es sich in bedenklichen Fällen achtsam oder horchend nach der Mutter, oder wer ihre Stelle vertritt, um, so beginnt damit die Aeußerung seines Vertrauens; sieht es sie lächelnd an, wenn es an ihrer Brust sog, oder ihm sonst wohl ist, so ist das Dankbarkeit; sieht es überhaupt zärtlich nach den Eltern, schwimmt sein Auge gefühlvoll bei ihrem Anblicke, ist seine Miene schon bei ihrem Zurufe in froher Spannung,

hüpft das Kind wohl gar dabei auf, und geräth bei ihnen nun in volles Vergnügen, sieht es sie, hört es sie mit Innigkeit und Zärtlichkeit: so ist es jetzt schon ein frommes Kind. Das Gegentheil von diesen Zeichen ist wenigstens immer bedenklich. Das taubgeborne Kind muß freilich anders beurtheilt werden, weil seine Liebe, die eben so stark seyn mag, sich nur gerade durch den Gehörsinn nicht äußern kann. — Der fromme Sinn mußte sich physiognomisch in einem Johannes, einem Fenelon, einem Luther ꝛc schon in der Kindheit auf irgend eine Weise ankündigen. Dagegen wird sich auch der widrige Eindruck des bösen Gesichts bei manchen tiefer und bleibender einprägen, und es wird sich zeigen, ob das Kind zum Nichtvergessen der Beleidigungen, also zum Hasse geneigt wäre.

Die Blödigkeit mancher Kinder, welche jetzt auch zu erscheinen pflegt, doch öfter erst späterhin, kommt theils daher, daß sie wenig Menschen sehen, und sich nur an wenige gewöhnen, theils ist es Zeichen einer ängstlichen (schüchternen) Gemüthsart.

Eine matte, trübselige, ärgerliche Gesichtsmiene könnte Krankheit seyn, zu wünschen ist auf jeden Fall eine lebendige und heitere. Vieles Weinen, wenn nicht Ungesundheit zum Grunde liegt, scheint bald ein Zeichen von leiser Erregbarkeit, bald von festem Widerstande zu seyn; wenn das Kind leicht wieder zum Stilleseyn, wohl gar zum Lachen zu bringen ist, so möchte das wohl die Erscheinung einer weichen, dagegen Beharren dabei die Aeußerung einer mehr innigen Natur seyn.

Sehr gesunde Kinder sehen in diesem Alter, wenn ihre Wangen von Fülle strotzen, auf den ersten Anblick wohl etwas dumm aus, wenn sie es auch nicht wirklich sind. Wären sie es, so kann sich das zwar jetzt verrathen, allein doch erst durch die längere Beobachtung.

Das Reichen, Aufhüpfen, ruhige Kopfbewegen und feste Sitzen zeigt nicht nur an, daß die Muskelkraft des

Kindes stark ist, sondern auch, ob es mehr oder weniger lebhafter Natur sey. Ein Herkules mußte sich freilich schon als Säugling durch starke Muskeln auszeichnen; darum läßt ihn auch die alte Sage da schon Schlangen zerdrücken.

Wenn die lebhaften Bewegungen auf Sinneneindrücke, es sey nun angenehme oder unangenehme, leicht erfolgen, so scheint das lebhafte Naturell von leiser Erregbarkeit zum Grunde zu liegen. Läßt aber das Kind bei einer Empfindung nicht nach mit Arbeiten, bis es seine Absicht erreicht hat, so hat es mehr festen Widerstand der Kraft. Sehr gerade Haltung, wohl gar Zurückwerfen des Nackens, deutet auf Eigenwillen, Hartnäckigkeit, Rechthaberei, je nachdem sich das Kind in der Folge entwickelt. Die Kopfbewegung charakterisirt überhaupt das Verhältniß zum Willen Anderer, daher Kopfnicken und Kopfschütteln die bekannte natürliche Geberdensprache ist.

Die Nachgiebigkeit scheint sich durch ein Vorwärtsneigen überall auszudrücken. Ist das Kind bei einem aufmerksamen Hören dazu bereitwillig, so verspricht es damit ein gefälliges Kind zu werden. So wie das Gefühl des Abscheues sich vorerst in einem Zurückbeugen von dem abstoßenden Gegenstande darlegt, so das Gefühl der Zuneigung durch ein Hinneigen.

Je nachdem das Kind viel spricht, kräht, lallt, singt, oder wenig seine Stimme gebraucht, giebt sich eine mehr herauswirkende oder mehr in sich gekehrte Natur zu erkennen; aber auch auf die Anlage zur Geselligkeit möchte man, je nachdem sich nun andere Erscheinungen damit verbinden, daraus schließen.

Aufmerksamkeit, welche sich selbst erregt, ein wißbegieriges Hinsehen, wobei sich das Kind freut, wenn man ihm dieses und jenes zeigt und sagt, deutet auf Geistesthätigkeit; kräftige Bewegung der Gliedmaßen, sie sey nun mehr ruhig oder mehr lebhaft, und ein bei allenfalls langsamer Entwickelung sicheres Laufen und Stehen, da-

bei mitten darin augenblickliches Aufmerken, bald mehr mit Ernste, bald mehr mit Munterkeit, sind Aeußerungen einer in sich festgehaltenen Geisteskraft bei mehr oder weniger Körperstärke; sympathetisches Mitgefühl, wenn die Kinder oder andere Menschen umher lauten Schmerz oder Freude äußern, bildsamer Nachahmungstrieb, und dabei die andern Zeichen des Wohlwollens, zugleich Muth, und bei den Verunreinigungen ein reges Gefühl der Schamhaftigkeit zeigt auf Vorzüge des Gemüthes. Ruhiges Sprechen, und mehr Hören als Sprechen, scheint schon jetzt dabei den Menschen von vieler Vernunft anzukündigen. Im Ganzen genommen möchte wohl Ruhe und Ernst bei den Sinneneindrücken das mehr empfängliche Naturell, ein lebendiges Mienenspiel und bewegliches Wesen das lebhafte ankündigen.

Was frühzeitiges oder langsames Zahnen, Sprechen, Laufen in Absicht des Geistes andeute, läßt sich wohl nicht an sich bestimmen, es kommt dabei auf das Uebrige an. Man mag es lieber sehen, wenn das alles eher etwas langsam, aber gut und kräftig kommt.

Wenn die Zähne ausbrechen wollen, so sind die Kinder gemeiniglich verdrießlich. Dieses ist gerade kein schlimmes Zeichen; unter Umständen beweiset es freilich viel Empfindlichkeit. Bleiben sie aber auch da munter und freundlich, so ist das ein Beweis von vorzüglicher Heiterkeit und Gesundheit.

Weint oder schreit das Kind beim Fallen, wenn es sich doch nicht verletzt hat, so ist es vielleicht zur Furcht und Aengstlichkeit geneigt, also von leiser Erregbarkeit; zu vermuthen ist, daß das schon Verwöhnung, also Unart sey, weil man es durch Schreien viel ausrichten ließ, und dann legt sich Aerger und Boshaftigkeit für die Zukunft in ihm an. Je mehr es gleichgültig oder wohlgemuthet bei dem Fallen bleibt, desto besser seine Gemüthsart.

Wahres Lächeln im Schlafe und beim Erwachen ist

das Zeichen einer freundlichen Seele; viel gesunder Schlaf verspricht gutes, körperliches Gedeihen, munteres Aufwachen fröhliches Entfalten der Geisteskraft.

Man sollte auch darüber genaue Beobachtungen anstellen, ob, wenn alles Uebrige gleich ist, das Kind sich lieber mit dem Vater beschäftiget, oder lieber mit der Mutter, und ob nicht jenes mehr Hervorstreben, dieses mehr Sanftheit verrathe.

Was wird der Künstler, der ein Jesuskind als Säugling mahlt, in ihm ausdrücken? Gewiß nichts Krankhaftes, sondern überall Fülle durchstrahlender Kraft, aber einen gewissen Ernst, eine liebevolle, zum Leiden gestimmte Gesichtsmiene, mit holdseligen Zügen um den Mund; ein frommes Anlehnen auf der Mutter Schooß, mit festem, freundlichem Hinsehen nach den Menschen umher u. s. w. Aus seiner Kindlichkeit müßte schon der himmlische Lehrer sprechen: „Solcher ist das Himmelreich."

Die Vollendung der Kindheit.

Das laufende und sprechende Kind bis zur völligen Entwickelung des Selbstbewußtseyns, d. h. bis gegen das Ende des dritten Jahres.

a) Körperliche Entwickelung.

Das Kind erlangt während dieser Zeit den völligen Gebrauch seiner Gliedmaßen, ein Gewicht von etwa 25 — 30 Pfund, und die Länge im Durchschnitte etwas über 2 ½ Par. Fuß, oder ungefähr die Hälfte seiner Größe, die es nach Vollendung des Wachsthums haben wird.

Der Knochenbau bekommt seine Härte, bis auf folgende Stücke: die Rippen, die Wirbel des Rückgraths, das Brust-, das Kreuz-, das Schwanz-, das Hüft-,

das Schlüsselbein, die Schulterblätter, in welchen die Verknöcherung am frühesten anfängt, und am spätesten endigt, die Knochen der oberen und unteren Gliedmaßen; in allen diesen hat nur erst der harte Kern begonnen. Die Kniescheibe bleibt noch in dieser Periode bloßer Knorpel, ohne irgend einen Knochenpunct. Der Rückgrath ist noch stark vorwärts gebogen.

Da nun alle Muskeln ihre Beweglichkeit haben, obwohl sie noch weich sind, so folgt, daß das Kind zu allen Bewegungen zwar gelangt, aber nicht im Stande ist, viel Stärke anzuwenden, oder lange auszuhalten, sondern in denselben abwechseln muß, und daß man ihm keine anhaltende Beugung oder Streckung der Gliedmaßen, daß man ihm also nur wenig ruhiges Sitzen, am allerwenigsten aber festes oder langes Stehen zumuthen darf, denn es fehlt ihm hauptsächlich die Stärke des Rückgraths und die Kniekraft.

Die Brusthöhle ist nach Verhältniß weiter bei dem Kinde als bei dem Erwachsenen, eben so auch die Bauchhöhle, folglich hat ihm die Natur noch nicht die schlanke Gestalt des Erwachsenen, und die Fähigkeit zu deren Wendungen gegeben.

Die Eingeweide wachsen täglich mehr zu der Proportion des ausgebildeten Menschen heran, also z. B. Leber und Herz gegen die Lunge weniger. Das Herz treibt das Blut allmählig immer etwas weniger lebhaft um; der Puls, welcher bei dem neugebornen Kinde 140 mal in einer Minute, und bei dem einjährigen 120 mal schlug, schlägt bei dem dreijährigen nur 100 mal.

Die Blutgefäße, welche zu der rechten Seite hinführen, fangen vom frühesten an sich zu vergrößern, und hierdurch erhält die ganze rechte Seite einige Vergrößerung gegen die linke, insbesondere der rechte Arm und die rechte Hand einen Vorzug zum Gebrauche. Die Natur scheint das auch dafür zu wollen, daß die linke als die das Herz verwahrende Seite desto sichrer geschützt

sey. Indessen macht die Gewohnheit viel, die von Natur die rechte Seite mehr übt, aber auch durch Kunst die linke wenigstens gleichstellen kann.

Da es dem Kinde noch an fester Haltung fehlt, so kann es noch keine gemessenen Schritte machen; sein Stehen ist noch so wenig wie sein Gehen das ruhige, stete, gleichförmige des Erwachsenen. Es muß meist noch laufen, allenfalls auch hüpfen, und da es jeden Augenblick in Gefahr ist, den Schwerpunct zu verlieren, so wird es noch leicht straucheln und fallen. Anders will es nicht die Natur. Aber aus demselben Grunde weiß es sich sogleich wieder leicht zu fassen, weil es nirgends steif und überall in Bewegung ist, und das Fallen hat wegen der Weichheit und Nachgiebigkeit aller Theile weniger Gefahr.

Aber allmählig mißt es die Schritte tactmäßiger ab, und streckt die Beine dabei gerader aus, auch drückt es dann die ganze Fußsohle auf die Erde breiter an, d. h. es fängt an zu gehen. Der geübtere Fuß lernt unterdessen auch seine Muskeln zum Anschnellen an den Boden gebrauchen, durch dessen Widerstand sich das Kind in die Höhe wirft, d. h. es springt; und das Springen wird der Ausdruck lebhafter Fröhlichkeit.

Der Kopf. Die Schädelknochen werden während dieser Periode vollendet. Die Fontanellen verwachsen schon im 2ten Lebensjahre, und nur selten sind die Beispiele, daß sie länger, die größere sogar bis zum 20sten Jahre offen blieb. Die sogenannten Näthe (Fugen), womit die Knochen in einander wachsen, werden bald fest; von dem Zusammenwachsen der beiden Stirnbeine sieht man gewöhnlich späterhin keine Spur mehr.

Die Gesichtsknochen verändern sich zum Theile noch mehr. Das Riechbein wird erst jetzt allmählig ausgebildet, doch in seinem mittleren Theile noch knorpelig. Wahrscheinlich hängt mit dieser späteren Ausbildung die spätere Entwickelung des Geruchssinns zusammen.

Der Oberkiefer ist noch zur Zeit mehr breit als hoch; gegen die Augen und Nase hin am frühesten vollendet; die beinahe rechtwinklichte Ecke unter der Augenhöhle wird jetzt rundlich. Die Nasenhöhle ist flacher und etwas mehr vorwärts gewölbt, als bei den Erwachsenen, und kommt jetzt noch nicht zur völligen Ausbildung. Der Unterkiefer war mit seinen beiden Stücken schon in den ersten Lebenswochen, aber in einem sehr stumpfen Winkel, zusammengeschmolzen; diese Stelle nun, d. i. das Kinn, bleibt vorn immer noch rundlich, und der Kiefer höher, dagegen in der Gegend des 3ten Backenzahns niedriger, als nach dem 8ten Jahre. Auch ist der Unterkiefer im Ganzen noch niedrig und breit, gleichsam aufgeschwollen, seine Substanz lockerer, und seine Gelenkknöpfe rundlicher. Einiger andrer Verschiedenheiten nicht zu erwähnen. — Das Gaumenbein ist ebenfalls noch nicht ganz vollendet. Die Verknöcherung der Zungenbeine endigt erst nach dem 18ten Jahre. Die Scheitelbeine wachsen erst nach dem 12ten Jahre zusammen. Die Muschelbeine sind noch klein und unvollkommen; die Thränenbeine nach Verhältniß am meisten unter allen Gesichtsknochen ausgebildet; die Nasenbeine aber nach Verhältniß die größten, und noch fast regelmäßige Vierecke, so daß sie nachmals noch an den unteren Enden zunehmen müssen. Die Wangenbeine haben noch nicht ihre bestimmte Form.

Wir sehen also, daß das Kind noch lange nicht der Physiognomie, der Gesichtsmienen, folglich des Ausdrucks der Empfindungen, und in wiefern man vom Mangel des Aeußeren auf Mangel des Inneren selbst schließen kann, der Empfindungen, so fähig sey, wie die spätere Jugend. Schon hieraus ist es klar, daß man in dem 3jährigen Kinde noch nicht die Gefühle und Begehrungen des 7jährigen, vielweniger des erwachsenen Menschen suchen solle. Denn auch die inneren Organe müssen dieser äußeren Unvollendetheit entsprechen. Daher hat das Angesicht des Kindes so viel Unbestimmtes, so

viel Einfalt, gleich der noch nicht entfalteten Blume; auch der Geschlechtsunterschied ist da nur noch leise bezeichnet. Auch ist Alles mit Fette gleichsam ausgestopft, welches nicht geschehen könnte, wenn die Gesichtsmuskeln von Empfindungen wie bei einem Erwachsenen abgearbeitet würden. So ist sein Gesicht ausgerundet.

Der Mahler, welcher ein schönes Kind mahlen will, darf also nicht etwa einen Menschen nach verkleinertem Maßstabe zeichnen, sondern muß das Verhältniß in den Theilen, das da noch ganz anders ist, z. B. in dem größeren Kopfe, fast durchaus anders aufstellen. Am wenigsten darf er dem Gesichte das bekannte Oval geben; es ist vielmehr apfelrund, vollwangig und die Nase tritt nur wenig hervor.

Die Zähne brechen gewöhnlich in folgender Ordnung während dieser Periode aus:

Nachdem die 4 oberen und 4 unteren Schneidezähne, und hierauf das 1ste obere und 1ste untere Paar Backenzähne hervorgekommen sind, so erscheint in dem 2ten Jahre das zweite Paar Backenzähne, unbestimmt ob zuerst oben oder unten; oder doch einer von denselben; gegen das Ende des 2ten Jahres erscheinen die Eckzähne; wenn nicht etwa einer schon vor dem Backenzahne ausgebrochen wäre; gewöhnlich zuerst das untere Paar; oder auch erst im 3ten Jahre. Hierauf tritt ein scheinbarer Stillestand in dem Zahngeschäfte ein, d. h. innerhalb einiger Jahre, bis zum 7ten, bricht kein neuer Zahn hervor.

Wann diese Zähne, nämlich 8 Schneidezähne, 4 Eckzähne und 8 Backenzähne, zusammen 20 an der Zahl, da sind, so scheint damit die Gränze der beendigten ersten Kindheit so scharf, als es hier nur überhaupt möglich ist gezogen zu seyn. Wir geben aber lieber noch einige Zeit zu, und nehmen die drei Jahre voll. Mit dem Ausbruche der Zähne hat sich vieles in der ganzen Natur des Kindes entschieden, welches schon daraus abzunehmen ist, daß die Kinder so leicht dabei er-

kranken, wenn gleich ein völlig gesundes gar nicht vom Zahnen angegriffen wird.

Das Gehirn hat sich in dem dreijährigen Kinde völlig entwickelt, im Ganzen beinahe bis zu der Größe wie bei dem Erwachsenen. Es verändert sich nachmals mehr in der inneren Qualität, wobei es schwerer und fester wird. Daher ist das dreijährige Kind schon zu vielen Geistesthätigkeiten des Erwachsenen fähig, insofern sie nicht das stärkere Einprägen und Festhalten der Eindrücke voraussetzen.

Die Substanz dieses nächsten Seelenorgans ist also jetzt noch weich. Sie besteht aus dem weißen und grauen Marke, und das ganze ist symmetrisch in Lappen und Windungen abgetheilt. Bei Erwachsenen sind diese fast nie ganz gleich; doch findet übrigens hier eine große Gleichheit unter den Menschen statt, so daß diese Theile des Lebens unter allen am wenigsten in der Form, wohl aber in der Größe und Proportion, und vermuthlich auch der inneren Qualität, variiren.

Das Rückenmark steigt durch das runde Loch herauf in das Hinterhaupt, und geht hier zum Gehirn über, welches im Ganzen gewölbt nach vorn hintreibt, so daß seine höchste Ausdehnung von dem Scheitel nach der Stirne hingeht, wo es sich über die Augenhöhlen gleichsam herumwendet.

Sogleich über dem Rückenmarke bilden sich zu beiden Seiten die Lappen des kleinen Gehirns, welches bei den Thieren so wie das Rückenmark im Verhältnisse zum Gehirn größer ist, als bei dem Menschen. Auf diesem liegen nun die Lappen des großen Gehirns, worin sich größere und kleinere Höhlen befinden. Das große und kleine hat eine Menge Windungen, worin das Mark mit einem Häutchen umschlossen ist. Noch einige andere Theile liegen unmittelbar an dem Rückenmarke, welche die Verbindung der beiden Gehirnhälften ausmachen.

Der Bau des menschlichen Gehirns ist sehr ver-

schieden von dem der Thiere, und diese unterscheiden sich nach ihren Gattungen wieder unter einander darin beträchtlich. Daß einzelne Geistesverrichtungen etwa besondern Theilen des Gehirns eigen seyen, ist nicht zu glauben. Einiges möchte man vermuthen. Größere Sehehügel dienen vielleicht für mehr Gesichtsvorstellungen. Von den Blättern des kleinen Gehirns, deren man 300 bis 800 zählt, fand man bei einem Blödsinnigen 324, und bei Menschen von vorzüglichen Geisteskräften vorzüglich viel. Bis zur Mannbarkeit ist das Verhältniß des kleinen Gehirns zum großen stärker.

Uebung kann wohl manche Theile entwickeln, und also Anstrengung des Geistes den Bau des Gehirns ändern, so wie Anstrengung des Armes ihn mit der Zeit muskulöser macht. Daher erklärt es sich unter andern, warum dem rohen Menschen die Anstrengung des Armes leichter wird als das Denken, und daß eine allseitige Bildung zu sorgen hat, daß weder die Denkkraft noch die Muskelkraft so bald ermüde. Mit den Gewohnheiten (Associationen) hängen wahrscheinlich Veränderungen des Gehirns zusammen, auch mit krankhaften Zuständen. Man hat Beispiele, daß Kopfwunden vortheilhaft für den Geist wirkten, so daß er mehr Kraft zeigte, die sich mit der Heilung wieder verlor. Man hat mehrere Fälle der Art.

Mehrere Geisteskräfte erfordern ein im Verhältnisse gegen den Körper größeres Gehirn, wie rhachitische und verwachsene Personen beweisen, deren Kopf und Geist auf Unkosten des Körpers gewonnen hat. Sollte vielleicht frühzeitige Geistesbildung auf ähnliche Art auf den Kopf wirken?

Vor dem 2ten Jahre ist das Gehirn sehr weich, weßhalb die Kinder da noch keines bleibenden Eindrucks fähig sind. Und darum ist überhaupt in der Jugend mehr Empfänglichkeit, in dem reifen Alter mehr Bestimmtheit. Auch ist bei Kindern mehr graue Substanz als bei Erwachsenen, und die weiße ist mehr blutreich; das

Rückenmark ist verhältnißmäßig kleiner, und so finden sich noch einige andere Verschiedenheiten.

Das Gehirn wirkt überhaupt auf die Nerven nach erhaltenem Eindrucke zurück, und ein verhältnißmäßig zum Körper größeres Gehirn wirkt stärker zurück als ein kleineres. Daher sind magere Personen empfindlicher und lebhafter als fette, Kinder ebenfalls mehr als Erwachsene. Hierin legt sich der Zusammenhang des Geistigen und Körperlichen im Naturell deutlicher dar. Daher erklärt man auch die schwächere Geisteskraft bei Riesen. Sollte es sich nicht eben hieraus erklären, daß der Mensch langsamer wächst, als das Thier? Denn je stärker das Wachsthum, desto geringer scheint hiernach die Rückwirkung des Gehirns zu seyn.

Da nun mit dem Gehirne alle Nerven in besondrer Verbindung stehen, so bemerken wir auch von diesen Einiges. Mehrere sind paarweise. Das 1ste Paar ist der Geruchnerve; er ist bei Kindern verhältnißmäßig groß und dick, aber kurz.

Das 2te P. der Sehnerve; bei dem Kinde weicher und kleiner. Das 3te, 4te, 5te, 6te P. vertheilt sich. Das 7te P. ist der Antlitznerve. Das 8te P. der Hörnerve, der allerkürzeste, innerste, von Knochen umschlossen; bei dem 3jährigen Kinde fast ganz wie bei dem Erwachsenen, nur wohl etwas weicher. Kann es also vielleicht darum so aufmerksam anhören? Außer diesen giebt es noch 3 P. Gehirnnerven und den sympathetischen Nerven; die andern gehen ins Rückenmark.

Das Gehirn ist das verbindende Organ. Zu den Associationen trägt der sympathetische Nerve viel bei. Die Sinneneindrücke gelangen durch ihre Nerven zum Gehirn, wovon aber nur der Hör- und der Sehnerve die bestimmten einzelnen sind; auch der Geruchnerve, wenn anders nicht noch andre zum Riechen mitwirken. Der Geschmack hat mehrere Nerven, und der Tastsinn ist in

die feinsten Vertheilungen in der ganzen Haut ausgebreitet, doch vorzüglich in den Fingerspitzen organisirt.

Alles dieses ist in dem dreijährigen Kinde zu seiner Entwickelung gelangt.

Aber in keinem ist alles genau so gestaltet wie in dem andern, und auch in den körperlichen Theilen ist wenig Einförmigkeit. Die Hauptorgane ausgenommen variiren die Menschen in der Größe und Zahl mancher Theile, in ihrer Richtung ꝛc. bis ins Unendliche, z. B. in dem Aderngeflechte. Allerdings wirkt Gewöhnung u. dgl. viel dazu, aber vieles ist doch schon von der Geburt an in den Kindern verschieden, und so zeigt sich in den dreijährigen schon eine große Mannigfaltigkeit, in den entfalteten Organen, der Textur und in dem ganzen Baue.

---

b) Geistige Entwickelung.

1. Der Sinne.

Mit dem Sehen wird das Kind, sobald es laufen kann, fertig. Denn vorher schon faßte es Formen und Gestalten auf, unterschied genau in dem Gesichtsfelde, und erkannte Manches schon von weitem. Nunmehr belehrt es sich auch über die Entfernung der Gegenstände, und schaut sich um, nach oben, nach unten, und rundumher *). Es sieht den Himmel und die Erde mit ihren Gestalten, als ein Ganzes, kurz es sieht jetzt die Welt, und sieht und geht mit verständigem Sehen darin herum. Jetzt beschäftigt es sich nun damit, das Bleibende und Wechselnde herauszusehen, die Gegenstände zu vergleichen, Größe, Farbe, Figur zu bemerken, und mehreres, woran es die Dinge schärfer unterscheidet und sich bekannt macht.

---

*) Vom kleinen Kinde sagt ein Volkswort in mehreren Gegenden Deutschlands: „es sieht was fleugt, aber nicht was kreucht."

Hauptsächlich wird es da von dem Anblicke der Thiere im gewöhnlichen Falle gereizt, um sie kennen zu lernen.

Das dreijährige Kind sieht, wenn anders sein Sehorgan unverdorben ist, in Entfernungen von einigen Stunden Gegenstände heraus, und erkennt manche Personen vielleicht auf mehr als 1000 Schritte. Ob nun zwar die Augen in Rücksicht des Sehens in die Nähe und Ferne ihrem Baue nach etwas verschieden sind, so muß doch jedes gesunde jetzt z. B. die Ameise bemerken, die vor seinen Füßen läuft, und bei näherer Ansicht ihre Gliedmaßen klar unterscheiden, eine feine Nadel auf dem Stubenboden leicht auffinden, einen Thurm oder Baum auf einige Meilen erkennen und dgl. Daß hierin ein so großer Unterschied unter den Menschen ist, kömmt meist daher, daß man die Aufmerksamkeit des Kindes nicht genug übt. Mit dem ruhigeren Stehen lernt es sich auch ruhiger umschauen. Dadurch reihen sich die einzelnen Gesichtsfelder immer mehr zusammen, so daß sich das Kind nunmehr überall in seinem Gesichtskreise befindet. Jetzt erst, kann man gewissermaßen sagen, hat es die Gesichtswelt in seine Gewalt gebracht. Aber noch hat nichts die vollendete Deutlichkeit, und in der genaueren Unterscheidung der Farben, Größen, Gränzen, Linien bleibt sein Gesichtssinn immer noch in einigem gereizten Zustande. Er ist nunmehr bis an den Anfang des mathematischen Sehens, d. h. der Anschauungskunst, gekommen. Und da ist es, wo die Menschen gewöhnlich aus Mangel der Bildung und wegen des stärker gewordenen niederen Sinneninteresses stehen bleiben *).

*) Wir bemerken hier aus Rudolphis Physiol.: „Die Fernsichtigkeit entsteht keineswegs im Alter, sondern das Gesicht wird dann gemeinhin schwächer, welches dann mehr an seinen Gegenständen in der Nähe bemerkt wird. — Wer sich der Lorgnetten bedient, läuft Gefahr, immer kurzsichtiger zu werden. Die beiden Augen sind manchmal von verschiedener Sehkraft. — Das Sehen junger Leute mit Einem Auge kommt wohl von einem schlechten

Auf gleiche Art wird in dem Gehörsinne die Thätigkeit frei. Denn das dreijährige Kind unterscheidet in dem Schalle die verschiedenen Arten, und ob er nahe oder fern ist; und so wie es ruhiger still steht und sein Haupt herum bewegt, fängt es an zu vernehmen, was rund umher vorgeht. Auch findet es jetzt mehr oder weniger Wohlgefallen an den musikalischen Tönen. Allein noch vieles dringt in sein Ohr, was dunkel in die Tiefe des Geistes wirkt, ohne als etwas Bestimmtes aufgefaßt, oder wäre es auch das, ohne doch verstanden zu werden. Von dieser Wirkung sind die Gespräche und meisten Worte der Menschen umher. Es wäre nicht einmal gut, wenn das Kind hierauf mit einer Aufmerksamkeit horchte, welche

---

Zustande des andern; das ist auch manchmal Ursache des Schielens (strabismus); es ist indessen meist üble Angewöhnung. Cheselдens Knabe sah die Gegenstände, nachdem er auch an dem 2ten Auge operirt war. Die Menschen sehen die Größe verschieden (wie auch Verf. dieses durch die Beobachtungen eines Lehrers weiß, der seine Schüler die Mondscheibe auf Papier zeichnen ließ; jeder machte einen Kreis von andrer Größe). „Ein Paar Brüder, nach Huddart, unterschieden nur schwarz und weiß; sehr oft findet sich Verschiedenheit der Menschen in Verwechselung der Farben. Ist das Auge durch Weiß stark erregt, so erfolgt nach Göthes Farbenlehre, schwarz, und so umgekehrt, auf grün roth, auf blau gelb ꝛc." (d. h. die Farben fordern einander). — „Das Bild auf der Retina ist verkehrt, wie auch die Beobachtung an Kaninchen beweist; aber wir sehen das Obere über uns, und so alles in Beziehung auf uns; vielleicht dreht es sich auch durch die Kreuzung der Sehnerven um (?). Leidenfrost sah einen sehendgewordnen Blindgebornen, der alles verkehrt sah, bis er nach und nach zum Urtheile kam, wie die andern Menschen. Bertolazzi erzählt von einem 17jährigen, der vor der Operation nur Farben sah. Ware operirte einen 8jährigen Knaben, der nachher Farbe, Gestalt und Entfernung unterschied, das Cheseldens Blinder beim Sehendwerden nicht sobald konnte." — Die Lichtstrahlen fallen zum Sehen in einem Winkel von höchstens 48 Graden ins Auge. Ob der Gegenstand fern oder nahe sey, bemerkt das Auge wohl, als Sinn zugleich für den Raum, durch eine unmittelbare Empfindung, die sich nur erst allmählig entwickelt.

man ein Lauern nennt; denn diese Schärfe der Aufmerksamkeit in dem Sinnorgane, worin das ganze Leben hindurch eine Anregung des Tieferen bleiben soll, würde den Sinn für das Unendliche vermindern, woher es kommt, daß ein lauerndes Kind wohl Bösartiges und Mangel der Liebe verräth. Also bleibt in der Auffassung durch den Gehörsinn noch immer mehreres undeutlich als in dem Sehen.

Im Ganzen aber herrscht jetzt in diesen beiden Sinnen freie Aufmerksamkeit mit Verstand und Vernunft.

Der Tastsinn, welcher vorher schon in seiner Verbreitung in der ganzen Haut die Vorstellungen von Kalt und Warm, Naß und Trocken dem Geiste zugeführt hat, formt sich nun in den Fingerspitzen besonders zu gewissen Unterscheidungen. Und da das Kind nunmehr die Hände frei gebraucht, so vermehren und verfeinern sich auch seine Vorstellungen der Art. Nicht blos das Harte und Weiche wird im Allgemeinen von ihm erkannt, sondern auch das Feste, das Flüssige, Widerstehende, Nachgiebige, Stumpfe, Scharfe ꝛc.

Damit haben sich nun vom Anfange die Gesichtsvorstellungen zur Kenntniß des Körperlichen associirt. Das dreijährige Kind sieht also völlig die Gestalten und Körper, und bemerkt deren Beschaffenheit, z. B. ob sie starr oder fließend sind, fest stehen oder fallen, naß oder schmutzig machen, oder klebrig, oder rauh, oder glatt sind ꝛc. Auch wendet es diese Vorstellungen auf seinen eignen Körper an, so daß sie in sein Selbstgefühl eingehen. Hiermit haben sich auch allmählig die Gehörvorstellungen verbunden. Das Kind rührt, stößt, schlägt an etwas Hartes, und hört Schall, Klang, Ton; es wiederholt seine Versuche am Festen und Flüssigen, es klappert, klingelt, rasselt, plätschert ꝛc. und so bildet es sich durch die Associationen dieser drei Sinne, und hierzu auch noch des Geschmackssinnes eine Menge Vorstellungen. Es sieht z. B. dem Glase an, daß es klingt,

dem Wasser darin, daß es bei dem Umwenden ausfließen wird, oder daß es, in seinen Mund gegossen, ihm den Durst löschen wird, und so langt es darnach.

Der Geschmacksinn wird seit der Entwöhnung von der Brust und dem Hervorbrechen der Zähne mehr entwickelt, wegen der mehrfachen Speisen und ihrer längeren Verarbeitung im Munde. Da sich der Hunger damit vereinigt, so entsteht die Association, die wir Appetit nennen, wozu sich leicht andre gesellen, z. B. das Wässern des Mundes bei dem Anblicke einer Speise, oder wohl gar schon bei dem Anhören, wenn von der Speise gesprochen wird.

Der Sinn des Geruchs entwickelt sich nun endlich auch. Aber noch immer bleibt er zu sehr mit dem übermächtigen Geschmacke vereinigt, als daß er sich zu eignen freien Perceptionen absonderte. Vor Beendigung des 3ten Jahres wird das Kind schwerlich mit freier Aufmerksamkeit den Wohlgeruch empfinden, und darum vor den Blumen weilen; auch dann wird es noch wenig ihre Gerüche unterscheiden. Folglich giebt es hier noch keine Associationen mit bestimmten Vorstellungen; so dauert es z. B. noch lange, bis das Kind die Blume auf den Geruch ansieht, oder sie daran erkennt. Dagegen verfließen nun unbestimmt die ersten angenehmen Geruchempfindungen desto mehr in die erste Sinnenerkenntniß überhaupt, und in das erste Selbstgefühl im Ganzen. Und daher kommt wahrscheinlich die bekannte Erfahrung, daß die Gerüche uns mit ihren dunkeln Gefühlen in die frühe Kindheit zurückführen. Denn alle andre Vorstellungen haben sich mit bestimmteren verbunden, und rufen also bestimmtere aus den ersten Zeiten hervor, diese aber ein völlig Unbestimmtes.

In diesen beiden letzteren Sinnen ist also die Vorstellungskraft noch am wenigsten entwickelt, aber am meisten unter ihnen gereizt wird der Geschmacksinn. Da sich dieser mit dem Appetite verbunden hat, und das

Speisebedürfniß mit dem Wachsthume des Kindes zunimmt: so wird er zum herrschenden Sinne gleichsam befestigt, und das ist wohl das Hinderniß, daß sich der Geruchsinn nicht schneller entwickelt, und daß in dem Tastsinne die weitere Entwickelung der Sinnenkraft gar aufhört. Wäre es möglich, daß ein Kind ohne Speisebedürfniß lebte, so würde in ihm vermuthlich noch ein neuer Sinn erscheinen, der aus dem Tastsinne hervorginge. So aber werden die meisten Associationen von dem Geschmacke beherrscht; die Vorstellungen des Geruchs beziehen sich fast ganz darauf, und viele von den Gefühl-, Gesichts- und Gehör-Vorstellungen; das Kind sieht z B. viele Dinge darauf an, ob man sie auch essen kann, und nur, wenn es gesättigt ist, sieht und hört es ganz frei. Nun ist aber allerdings ein Unterschied unter den Kindern; je nachdem jene oberen Sinne mehr ihre Freiheit haben, wird das Kind edler.

Schon diese vielfachen Verflechtungen von Sinnenvorstellungen geben der Kraft einen weiten Spielraum zum höheren Grade des Lebens und der Wirksamkeit. Und der ruhig gehaltene Gang der allmähligen Entwikkelung läßt die gewonnenen Vorstellungen desto mehr befestigen, und desto vielfacher mit andern associiren.

Aber darin erwachsen denn nun auch die sogenannten Irrthümer der Sinne. Kein Sinn für sich allein trügt, das Irren besteht vielmehr darin, daß man wähnt, was dem einen Sinne die bestimmte Vorstellung gebe, müsse dem andern eine andere bestimmte gewähren, die sich einmal zufällig damit associirt hatte. So ist es ein Irrthum nicht des Gesichtsinnes, sondern eines voreiligen Urtheils für den Tastsinn, wenn das Kind den Mond greifen will; so ist es eine voreilige Gesichtsvorstellung, wenn man das Kügelchen, welches man zwischen den kreuzweis über einander geschlagenen Fingerspitzen doppelt fühlt, welches Sinnenwahrheit ist, für zwei Kügelchen, d. i. für zwei neben einander zu sehende hält;

so ist es voreiliges Urtheil für diese beiden Sinne, wenn man den schwächeren Laut aus der Ferne, oder den zurückprallenden nicht dem rechten Gegenstande zuschreibt; so sind alle Arten des optischen Betruges. Folglich entsteht die Täuschung aus einem Tausche der einen Sinnenvorstellung mit der andern, welchen die Phantasie macht, da man bei der einen wirklichen bleiben sollte.

Bis zum Verlaufe der Kindheit ist demnach die Sinnenkraft in allen ihren Richtungen, so weit wir sie nämlich kennen, entwickelt und größtentheils geformt, allein noch immer im Einzelnen nicht völlig frei, und im Ganzen in nicht rein ausgeschiedener Gestaltung. So viel Sinne, so viel Arten die Welt in sich aufzunehmen, und in diesen einzelnen Formen der Anschauung kommt die vollständige und gemeinsame zum deutlichen Bewußtseyn*).

---

2. — des inneren Sinnes.

Das Gedächtniß hat sich frühzeitig angelegt, und während der jetzigen Periode wird es in seinen verschiedenen Zweigen begründet, geformt und geübt. Da nun in dem Gehirne des dreijährigen Kindes alle Theile entwickelt sind, auch dieses Organ der Vorstellungskraft mehr Consistenz erhalten hat, so möchte wohl, bei den vollkommneren Gesichtsvorstellungen, das Kind nunmehr sein Sachgedächtniß so gewinnen, daß es im Stande ist, alles, was es deutlich sieht, auch rein zu behalten.

---

*) Walther, über die Natur und Nothwendigk. der Sechszahl der Sinne, 1809. nimmt das Gemeingefühl als Individualitätssinn an, hierzu aber noch außer den 5 Sinnen einen 6ten als Sinn für die Masse. Die beiden oberen und den Tastsinn nennt Kant die mehr objectiven, Geschmack und Geruch die mehr subjectiven, und die Sinne des reproductiven Systems, und treue Wächter, vorzüglich den Geruch, durch welchen man tödten, aber auch Scheintodte erwecken kann.

Das bestätigt auch die Erfahrung, wie wir leicht an uns selbst bemerken können, wenn wir uns in jene Morgendämmerung zurückerinnern. Da nun auch die verschiedenen Laute sich durch den Gehörsinn eingeprägt haben, so bleiben diese ebenfalls in der Erinnerung. Eben so, nur dunkler, die Vorstellungen der andern Sinne. Und da die Thätigkeit des inneren Organs sich mehr gebildet hat, so vermag die Einbildungskraft die gewonnenen Vorstellungen jetzt freithätig zu reproduciren, und das oft bis zu einem hohen Grade der Lebhaftigkeit, ja in krankhaftem Zustande bis zur Verwechselung ihrer Bilder mit der Wirklichkeit. Diese bildende Kraft des innern Sinnes ist aber darum so wenig herabzusetzen, als die Empfindungskraft in den äußeren Sinnen wegen der Möglichkeit einer Täuschung.

Nun kommt es darauf an, ob das Kind die Vorstellungen jedes Sinnes im Auffassen sowohl als im Behalten, mehr aus einander hält, oder die von mehreren Sinnen zusammenfließen läßt. Nur im ersteren Falle hat sich das Gedächtniß des einzelnen Sinnes angelegt, geübt, nachdem es schon früher begonnen hatte, im letzteren Falle verwirrt und vereinigt sich alles mehr durch einander, wie es der gemeine Mensch so häufig zeigt, welcher das, was er sieht und hört, sich auch gern handgreiflich vorstellt. Der Natur nach liegt in jenen beiden oberen Sinnen die meiste sondernde Kraft, zum schärferen Ausscheiden ihrer Vorstellungen, weßhalb auch hierin die Talente hervorwachsen, und sich jedem sein eigenes Gedächtniß bildet. So wird sich jetzt der Formensinn, es sey nun der mathematische oder der ästhetische, der Farbensinn, der Tonsinn, der Personensinn, das Sachgedächtniß und das Wortgedächtniß allmählig bestimmter auszeichnen. An denjenigen Sinn nun, welcher der ausgezeichneteste ist, werden sich die andern Vorstellungen alle am meisten anknüpfen; so wird z. B. bei dem einen Kinde mehr die Figur, bei dem andern die Farbe das

Mittel seyn, woran es die Gegenstände festhält und reproducirt; so bei dem einen die Gesichtsvorstellung, bei dem andern mehr die Gehörvorstellung oder das Wort; das Mädchen wird sich gemeinhin die Personen, und alles in Beziehung auf sie, mehr merken der Knabe die Sachen. — Also geben sich jetzt allerdings die vorzüglichen Talente zu erkennen.

Allein daraus ist noch nicht auf den künftigen Künstler zu schließen. Denn unerachtet ein geheimer Zusammenhang zwischen dem Talente und Genie zu seyn scheint, so erfordert doch das Genie noch etwas Höheres. Nicht das Herausſehen der einzelnen Formen, nicht das Heraushören scharf gesonderter Töne macht es da aus: ein Verschweben und Verfließen des Reinaufgefaßten, ein Zusammentreffen der Freithätigkeit in dem Wahrnehmen und Darstellen mit der freien schönen Natur außerhalb, und in allem eine Tendenz zum Unendlichen, das ist die Eigenschaft des Genius. Und dieser blitzt nur selten schon in dem dreijährigen Kinde hervor.

Nach der alten Bemerkung, daß unser Wissen sich eigentlich auf das Behalten gründe *), sehen wir, daß unser Kind jetzt schon vieles wissen kann, wenn wir es dazu anführen. Es kann einen Reichthum von Sachkenntnissen (Anschauungen) sowohl als Wortkenntnissen besitzen. Doch ist es zu den ersteren fähiger, welche auch jetzt die Natur hauptsächlich verlangt. Allein nicht außer Acht ist unsere andere Bemerkung zu lassen, daß ein Gedächtniß für sich ohne das Freithätige der Aufmerksamkeit und überhaupt der Geisteskraft noch kein Wissen gewährt, und daß es also eigentlich eine Mittelstufe für die höhere Kraftübung seyn, und zur Schöpfung der Ideen führen soll. Dieses Streben muß allerdings in dem dreijährigen Kinde, wenn es nicht an Geisteskraft Mangel leidet, sichtbar seyn. Die Einbildungskraft ver-

*) Tantum scimus, quantum memoria tenemus.

arbeitet geistig die Sinneneindrücke vermittelst des Gedächtnisses, und je mehr Eindrücke in demselben niedergelegt werden, um desto freier und erweiterter wird ihre Wirksamkeit *). Denn sie hängt dann desto weniger in ihren Bildern von den Objecten ab, sie besitzt Vorrath genug in dem Organe, und sie kann als Phantasie ihre Schöpfungen bis ins Unendliche vermehren. Ihre Thätigkeit ist also von großem Werthe, und sie muß sich jetzt ankündigen. Im natürlichen Zustande wirkt sie den übrigen Entwickelungen harmonisch, weil sie die Blüthe der Gesammtthätigkeit des entwickelten Vorstellungsvermögens selbst ist; dabei kommt es nun nicht nur auf den Grad ihrer Lebhaftigkeit an, sondern auf die Uebung der Aufmerksamkeit in dem Festhalten und Abstoßen der Eindrücke. Ihr tiefer Zusammenhang mit der Erregbarkeit und Festigkeit der innersten Kraft, folglich mit der Tugend selbst, wird hieraus erklärbar.

In dem Blindgebornen und Taubstummen ist das Gleichgewicht des inneren Sinnes, d. i. der Functionen der Phantasie, mit den äußeren etwas gestört. Oefters mag sie da wohl ein Uebergewicht haben, allein da hier weniger Vorstellungen von außen eingehen, so setzt es sich wohl so ziemlich wieder gleich; den Ausschlag aber, ob sich das Kind zum phantastischen oder geordneten Sinne hinneige, giebt auch hier erst die Tugendkraft.

Was heißt das nun, der Geist hat etwas gewonnen? Nicht, als ob etwas in ihm niedergelegt, oder etwa dem Gehirne materiell eingeprägt sey; so was sind die Associationen, die Gedächtnißeindrücke und die Kenntnisse keinesweges. Vielmehr ist diese innere Bildung des

*) Man nennt die innige Verbindung der Eindrücke oder Vorstellungen, vermöge deren sie einander hervorrufen, und gewissermaßen unzertrennlich fürs Leben geworden sind, Associationen: Darwin (Zoonomie ꝛc.) begreift auch das, was man Consensus u. Antagonismus nennt, unter denselben, und leitet von ihnen aus früher Kindheit die Leidenschaften her.

Geistes eine Formung und Verstärkung der Thätigkeit selbst; denn in dem Geiste ist nur Thätigseyn, und das bewirkt in dem Organe eine Fertigkeit zu bestimmten Verrichtungen *). So wie z. B. Wort und Anschauung in

*) Ein großer Gewinn für die Anthropologie ist Sömmerrings Entdeckung, daß das Gehirn des dreijährigen Knaben beinahe die Größe des Erwachsenen habe. Wenn aber Cicero in der dort angeführten Stelle notiones insitas et animis quasi consignatas annimmt, und wir dieses auch nur dahin bestimmen wollten, daß das 3jährige Kind der Ideen wie der Erwachsene fähig sey: so würden wir zu viel folgern, weil es hierzu ja nicht blos auf die Größe, sondern auch auf die Qualität des Organs ankommt, die doch noch sehr von der des Erwachsenen verschieden ist. (Tab. Bas. Enceph. C. II.) Der gelehrte Verf. führt hierbei die Stelle aus dem Cicero Tusc. Q. I. an, wo dieser sich auf jene Sokratische Belehrung eines Sclaven über einen mathematischen Satz in Platons Menon bezieht. Dort behauptet nämlich Sokrates mittelst seiner Entwickelungskünste, daß alles Lernen nur eine Erinnerung (ἀνάμνησις) sey. Wir verweisen auf das, was Gesch. d. Erz. von Platon vorkommt, und wenden auf sein Erinnern oder Lernen hier nur unsere anthropologischen Grundsätze an. Nach diesen ist es allerdings ein Entwickeln und Herausheben aus einem ungeschiedenen Zustande, also ein schärferes Auffassen dessen, was dunkel in der Seele lag: aber es ist grade wie mit dem Wachsen, die innere Kraft bildet in sich unter dem Zuflusse von äußerem Stoffe und Reize auch etwas Neues. Dieses Einsammeln, Ausbilden und Hervorbringen der Vorstellungen beginnt mit der Sinnenentwickelung, also mit der Geburt und gewissermaßen noch vorher, und erzeugt nicht nur immer Neues, sondern auch eine immer stärkere Productions- oder bildende Geisteskraft. Die sogenannten angebornen Ideen sind nichts anders als Fähigkeiten zu einer gewissen Reihe von inneren Bildungen. Der Geist ist in sich selbst zeugend und empfangend zugleich. Das Lernen ist ein solches Erzeugen in sich selbst aus dem, was man schon in sich hat, und nur in dieser letzteren Hinsicht mag es eine Erinnerung heißen. Denn es war immer vorher schon etwas da, woraus die neue Geistesbildung erwuchs, und das Erste fällt in das Dunkel des Unbegreiflichen, das auf der Entstehung des Geistes und seiner Individualität ruht. Wie in dem ersten Worte des Kindes schon seine ganze Muttersprache liegt, und wie überall in der Natur Keime, Knospen, Blüthenstaub, Neues erzeugen, so sprossen auch Gedanken aus Gedanken hervor.

der Aufmerksamkeit zusammentreffen, so bricht in der Seele gleichsam ein Knoten mit neuen Knospen, ein neues geistiges Gebilde beginnt und fährt fort.

---

3. — der Seele bis zum Selbstbewußtseyn.

Das Kind ist schon in der vorigen Periode zu dem Bewußtseyn gelangt, wornach es die Gegenstände von der vorstellenden Kraft unterscheidet; es hat angefangen das in sich zu fühlen, was in allen Vorstellungen als das Bleibende immer wieder vorkommt. Dieses Selbstgefühl verstärkt sich durch folgende Momente:

1) Die Vorstellungen der Sinne, vornehmlich der oberen, sind freier geworden; das Kind fühlt seine Unabhängigkeit und Freithätigkeit in jeder derselben mit jedem Tage mehr.

2) Die Freithätigkeit verbreitet sich durch alle Sinne hin; das Chaos verliert sich, überall gestaltet die Vorstellungskraft, und das Kind muß diese seine Kraft als dieselbe in allen Eindrücken im Ganzen gewahr werden; es fängt darin an, sich von der Welt außerhalb zu unterscheiden; die Vorstellung von dem Raume außerhalb entwickelt sich, deren Element schon in dem Sehen der Formen vorkam, und welche sich mit dem Sehen des Gesichtskreises vollendet.

3) Die Aufmerksamkeit wird in allen diesen Bestimmungen freier. So wie das Kind auf seinen Füßen zu stehen anfing, faßte es freier die Gegenstände durch die Sinne auf, und fühlt nun täglich mehr seine Selbstthätigkeit.

4) Auch in den gesammelten Gedächtnißvorstellungen fühlt das Kind allmählig dieselbe Freithätigkeit seiner Kraft.

5) In allem diesem unterscheidet es immer bestimm-

ter die vergangene Vorstellung von der gegenwärtigen, weil es seine Freithätigkeit in der Reproduction von jener zwar anders fühlt als in dem gegenwärtigen Eindrucke, aber doch immer wiederfindet. Es wird demnach seine Kraft als eine solche gewahr, die in der eben vorübergegangenen Vorstellung wirkte, und in der vor dieser hergehenden gewirkt hatte, und dieselbe ist, die es jetzt als seine fühlt. Je länger es diese Uebung fortsetzt, und das geschieht mit jeder Stunde, um desto weiter rückwärts erinnert es sich dieser seiner Selbstheit. Zugleich wächst mit der Wirksamkeit der Phantasie die Vorstellung eines künftigen Eindrucks. Dieses von Tage zu Tage geübt, giebt die Vorstellung von der Zeit. Sie wird verstärkt durch das Wiedererkennen der Gegenstände nach dem Schlafe, nach dem Speisegenusse und überhaupt nach Intervallen seiner Thätigkeit, also durch das Gedächtniß. Die Form der Zeit, so wie des Raumes, die dem Geiste ursprünglich eingeprägt ist, tritt auf solche Weise allmählig ins Bewußtseyn.

6) Aber das Kind wird zugleich in dieser Wahrnehmung der Dinge außer sich sein Inneres, seine Selbstthätigkeit gewahr, und nicht minder bei den Dingen nach einander, das Bleibende in sich, eben diese Selbstthätigkeit, und also immer Dasselbe in sich; es wird also seiner selbst inne als dem äußeren Raume entgegen gesetzt und als in allen Zeittheilchen Dasselbe; oder: es fängt an Sich Selbst zu fühlen und von der Welt außer sich zu unterscheiden.

Nur ist das noch bis jetzt blos eine dunkele Vorstellung des Fühlens, nichts von Reflexion. Und in der Stufe, wo jetzt die Kraftentwickelung steht, dient es dem Kinde zunächst dazu, um die Gegenstände desto deutlicher von sich zu unterscheiden. Da es sie nun aber auch täglich mehr unter einander sondert, so kommt ihm allmählig das bestimmte Bewußtseyn: „das ist das, das ist jenes.“

Aber die aufmerksamer gewordene Denkkraft lenkt sich, von jedem neuen Gegenstande gereizt, auch auf das, was das Kind bei allen Vorstellungen in sich gewahr wird. Mit diesem Zurücklenken wird sie Reflexion, welche nunmehr ein helleres Licht auf alle Vorstellungen wirft, sowohl auf die der äußeren Dinge, als der inneren Empfindung.

Hierzu kommt nun die Erhöhung des Selbstgefühls durch die stärker gewordene Bewegungskraft. Ganz besonders in seinem Gehen und Sprechen, so wie in dem freien Gebrauche seiner Hände, ist das Kind seiner Selbstthätigkeit inne geworden, und zwar als gerade derselben, die es auch in allen seinen Sinnenvorstellungen gewahr wurde. Auch der Gebrauch seiner Zähne, und kurz jede neue Entwickelung trägt dazu bei, daß es ein lebhaftes Gefühl seiner Selbstkraft gewinnt. Es fühlt sich in allem als Dasselbe, und als etwas, das nicht die Dinge außer ihm sind, als das, was in allem Wechsel bleibt. Da ist es nahe daran zu denken: Ich.

Nunmehr reflectirt auch das Kind hierauf, und so tritt das Selbstbewußtseyn hell hervor.

Ungefähr in der Mitte des 3ten Jahres mag sich so, in der Regel, das Selbstbewußtseyn völlig entschieden haben. Man sieht, daß es nichts Plötzliches ist, so wenig als irgend eine Entwickelung.

Das Kind mußte es in seinem Namen fühlen lernen, weil dieser mit allen Associationen, die es hervorbringen halfen, zusammentraf; und so wird der Name das Mittel zur Reproduction dieses Bewußtseyns. Ohnehin dient das Wort zum Festhalten der Vorstellung. Schon der Säugling horchte hin, wenn man ihn mit seinem Namen rief; da war also schon dunkel jenes Selbstgefühl, das nunmehr zum Selbstbewußtseyn geworden ist. Denn jetzt weiß das Kind bestimmt, daß es selbst mit seinem Namen gemeint ist, und bezeichnet sich mit demselben in der dritten Person.

Da es indessen nun auch bemerkt, wie es die Andern ausdrücken, wenn sie sich selbst meinen, und ihnen also das Wort, Ich, abmerkt: so sagt es nunmehr: „Ich" —. Damit ist denn nun das Selbstbewußtseyn vollkommen deutlich; gewöhnlich gegen Ende des 2ten Jahres *).

Wenn das Kind nun sagt: Ich, so meint es sich freilich noch, wie es da geht und steht, Leib und Seele ungetrennt; ja es meint sich noch mehr von Seiten des Leibes, weil es sich darin selbst erscheint, von der Seele ist es noch keiner abgesonderten Vorstellung fähig.

So beginnt mit dem Selbstbewußtseyn die Erhebung über Zeit und Raum, und darin das Gefühl des Unendlichen. Hiermit äußert sich in dem Festhalten seiner selbst nunmehr die Denkkraft des Kindes auch bestimmter als Vernunft. Wir sehen, im gewöhnlichen Falle, bei dem dreijährigen Kinde alle Geistesverrichtungen des Erwachsenen, freilich nur in ihren Anfängen.

---

*) Rudolphi, Physiol. führt an: „Ich habe selbst erlebt, daß ein Kind nur eine ungemein kurze Zeit, so daß es beiden Eltern aufgefallen war, sich in der 3ten Person mit seinem Namen nannte, und dann gleich von selbst anfing, von sich in der 1sten Person zu sprechen." — Herbart, Psychol. 2ter Tbl. zeigt, daß man zuerst das Selbst da vorstelle, wo etwas absichtliches erscheint im Handeln ꝛc., so gebe es ein Er, Du, endlich Ich Selbst. Nämlich zuerst ein Gefühl des Selbst im Subject, weil sich dieses jeden Augenblick im Mittelpuncte seiner Bestrebungen, Genießungen und Beobachtungen findet; das Kind fühlt sich selbst, noch ehe es sich denkt; das Selbst ist der Kern des Sich; die Selbstbestimmung ist die in sich zurückgehende Thätigkeit. Das Kind stellt sich vor noch in einer gewissen Einheit mit der Umgebung; daher weint es, wenn es sich an einem unbekannten Orte allein befindet; so wie sich nun allmählig die Person von der Umgebung ablöst, vorerst in dem Leibe, dann auch der Seele, schlafend und erwachend ꝛc., so gewinnt der Geist endlich das Ich. Diese für die Seelenlehre fruchtbaren Gedanken widersprechen nicht der von uns für die Erziehungslehre bemerkten Entwickelung.

Das Chaos ist zerflossen. Noch zwar ist das Kind von drei Jahren weit von der Reife entfernt, aber es hat sich zum deutlichen Bewußtseyn der Außendinge und seiner selbst erhoben.

---

4. — der Gefühle und Neigungen.

Der Reiz erregt die Kraft, sich entweder nach etwas hin- oder von etwas wegzuwenden. In dem ersten Falle entsteht die Begierde, in dem zweiten der Abscheu (Widerwille). Die Begierden des Kindes befestigen sich, indem sie sich mit Vielem, und endlich auch mit dem Selbstgefühle associiren, mithin öfters erweckt werden, und gleichsam in die Seele hineinwachsen. So werden sie Neigungen. Auf gleiche Weise die Abneigungen, nur daß diese schwerer und seltener entstehen, weil der verabscheuete Gegenstand gemieden und in wenige Associationen verflochten wird. Diese gute Verfassung des Gemüths erschwert dem Hasse die Ansiedelung in demselben.

Die ersten Neigungen des Kindes sind offenbar die Speiselust und die Sehelust. Diese letztere zeigte sich schon bald nach der Geburt. Denn nicht wie das Thierjunge, dessen Gesichtsthätigkeit im Dienste des Erhaltungstriebes ist, sondern freithätig sieht das Kind in die Welt hinaus, um sich Vorstellungen zu verschaffen. Dieser Trieb zeigt sich bald auch in den andern Sinnen; es ist der geistige, denn in ihm entwickelt sich die Geistesthätigkeit. Der Erhaltungstrieb dagegen ist unmittelbar für das thierische Leben. Wäre die Wohlordnung noch in der menschlichen Natur, so ständen der thierische und geistige Trieb nicht nur im Gleichgewichte, sondern die Tendenz des geistigen zur Oberherrschaft müßte vom Anfange entschieden seyn. Das läßt sich etwa so denken. Kein thierisches Leben kann ohne Magen bestehen; und mit ihm steht das Gehirn in der genauesten

Verbindung, so daß auf der einen Seite das Verdauungsgeschäft, auf der andern starkes Denken, wie auch starke Gefühle und Willensregungen sich wechselsweise hindern, und daß der hungrige Magen zur äußersten Anstrengung reizt, und sogar manchmal Raserei bewirkt. Der Trieb, welcher in diesem Organe wirkt, ist also an sich sehr dringend und viel dringender als jener, allein er regt sich nur dann und wann, in der Zeit des Bedürfnisses, das bald abgethan ist, also werden seine Begierden nicht mit allem associirt. Dagegen sind die Begierden der Sinnenwahrnehmung im wachenden Zustande beständig rege; sie associiren sich mit jedem Pulsschlage, und so zu sagen, mit dem ganzen Leben. Was also jene Neigung durch die intensive Stärke der einzelnen Erregung gewinnt, das erhält diese höhere durch die Menge und Continuität der Erregungen. Würde das Bedürfniß der Speise sehr oft eintreten, so müßte die niedere Neigung bald das Uebergewicht erhalten. So aber müssen wir die Weisheit der Natur bewundern, daß, so wie die Eßlust des Kindes mit dem Wachsthume stärker wird, auch mehr Quellen der Sinnenthätigkeit sich aufschließen, und auch diese stärker wird. Aber klar ist es auch, warum die niedere, die sogenannte gröbere Sinnlichkeit, so schwer auszurotten ist, wenn sie einmal herrschend geworden, denn sie hat sich alsdann in alle Regungen des Lebens verschlungen, und die Natur ist einmal verunstaltet. So wie nun die Eßlust den Vorrang behaupten will, so legen sich mehr und mehr Vorstellungen an sie an, selbst der Gesichtssinn muß ihr dann dienen; das Kind will essen, d. i. zur Befriedigung seines immer regen Appetits genießen, was es nur ansieht. Umgekehrt wird das zum Geistigen sich erhebende Kind sich augenblicklich vom Essen wieder zu etwas anderem hinwenden, und es wird über einen neuen Gegenstand alle Speise vergessen.

Die Uebung der Gliedmaßen bringt nunmehr noch eine andere Neigung mit sich, nämlich die Lust, sie zu ge-

brauchen, also die Neigung zu laufen und sich der oberen Gliedmaßen zu bedienen. Auch hieraus entwickeln sich mehrere Neigungen, und schon jetzt die zu springen, die zu schlagen, und die mit den Händen alles anzufassen *). Man kann sie zusammenfassen unter der Benennung: Neigung zum Spielen. Sie wird jetzt immer stärker, welches ebenfalls weislich eingerichtet ist, nicht nur um das körperliche Gedeihen zu befördern, sondern auch um jenen beiden Hauptneigungen, die zusammen genommen sich in dem Triebe zur inneren, sowohl physischen als geistigen, Thätigkeit vereinigen, ein Gegengewicht zu erwecken, und mit der Zeit ein Uebergewicht, damit das Kind auch zu einem äußerlich thätigen Menschen erwachse. So entwickelt die Natur Thätigkeitstrieb.

In demselben liegt zugleich der Sprachtrieb, der stärker oder schwächer ist, nicht nur, je nachdem das Organ gut oder schlecht ist, und das Kind zum Sprechen erweckt wird, sondern auch der Geist sich entwickelt.

Ist die Sympathie in dem Kinde stark, so wird sie, und zwar gemeiniglich in Verbindung mit Redseligkeit, oder auch überhaupt mit der Lust an äußerer Thätigkeit, zum Geselligkeitstriebe.

Das Kind fühlt, daß es etwas vermag; dadurch wird es zu Unternehmungen angereizt, wobei es oft sympathetisch erweckt und durch die Association des Gelingens gestärkt wird. So kommt dem gesunden thätigen Kinde der Muth, wir möchten sagen, ein Unternehmungstrieb. Indessen macht das Gefühl der Schwäche und die Erfahrungen des Mißlingens das Kind auch vorsichtig, unter Umständen verzagt, und besonders bei einer lebhaften Einbildungskraft leicht furchtsam. Uebrigens ist die Furchtsamkeit selbst ein Werk der guten Mut-

*) Man bemerkt nicht selten bei ungebildeten Erwachsenen noch diesen kindischen Trieb, alles, was sie recht sehen wollen, mit ihren Händen anzufassen.

ter Natur. Gott bewahre uns vor einem Kinde ohne natürliche Furcht. Das würde auch keine Abhängigkeit fühlen, und wie wäre da an kindliche Liebe, an Dankbarkeit, an Vertrauen, an Gehorsam zu denken? Wahrlich, ein Mensch, der nichts fürchtet, ist nahe daran, ein Ungeheuer zu seyn *). Und wie bald würde auch dieses Kind zu Grunde gehen! Denn um den Menschen gegen hundert Uebel zu sichern, gab ihm die Natur nichts anders als die Furcht. Darum ist auch ein tollkühner Mensch kein besonnener, folglich kein edler; und Kinder der Art sind, wo es auf Besonnenheit in dem Muthe ankommt, gerade die feigsten. Bei Kindern, deren völlige Furchtlosigkeit man bewundert, ist die Natur sicher irgendwo aus ihren Fugen gerückt.

Auf der andern Seite ist aber auch ein muthloses Kind ein erbärmliches Geschöpf, welches die Würdelosigkeit des Feigherzigen im Kleinen darstellt. Hier muß also doch die Natur eine Mittellinie ziehen zwischen Tollheit und Feigheit, so daß sie das Kind furchtsam und muthvoll zugleich werden läßt. Dieses sehen wir auch wirklich in der Vorsicht der Kinder, die uns oft wahrhaft bewundernswürdig ist; sie entwickelt sich in der Regel mit dem Laufen.

Der Gegenstand der Furcht sind Dinge, welche einen grellen Eindruck machen, oder Schmerz erwarten lassen u. s. w.; das Dunkel vermehrt sie, und fast noch mehr das Helldunkel, weil es der Phantasie Spielraum giebt, und alles ungewiß macht. Auch hierin ist die weise Veranstaltung der Natur nicht zu verkennen, da sie will, daß wir desto vorsichtiger da seyn sollen, wo wir Uebel zu besorgen haben, die wir nicht kennen. Die Gespenster-

*) Ils ne craignent rien! sagte dem Verf. ein Franzose im J. 1800, um den traurigen Zustand der Kinder seiner Gegend zu bezeichnen. Ein Geschlecht von Himmelsstürmern — wenn ihnen die Kraft nicht versagte!

furcht kann hieraus entstehen, aber bei guter Erziehung wird sie es nicht.

Da das Kind die Sachen gern hat, so erwächst die Neigung, sie zu haben, die ihm gefallen, wann und wie es nur will. Dieser Trieb zum Besitze wird dadurch verstärkt, daß es die Sachen in der Gewalt der Andern sieht, und durch sie im freien Gebrauche beschränkt wird.

Mit dem verstärkten Selbstgefühle kommt die Vergleichung seiner selbst gegen Andre. Rousseau meint, daß das Böse des Kindes von der Zeit anfange, als es sich mit Andern vergleiche. Was soll doch das heißen? Eben als ob jetzt das Böse auf einmal, der Himmel weiß wie und woher, in das Kind hineingeflogen käme, in dem Augenblicke, als es den Fortschritt gewonnen hat, daß es messen kann. Warum nicht lieber ein Dämon? Die Sache ist vielmehr nur die, daß das Böse als solches jetzt entschiedener in die Augen fällt. Es war früher schon da, der Egoismus nur noch verdeckt.

Das edle dreijährige Kind hat die Tugenden der Kindlichkeit entwickelt, es ist fromm, frohsinnig, folgsam. Das aber ist schon Bildung.

---

5. — der Sprache *).

Wir bemerkten in dem ersten Schreien des Kindes den Keim seiner Sprachkraft. Es wollte sich damit dem

---

*) Meist nach Sömmerring, vom Bau des menschl. Körp. 1. B. 2te Abth. und mehreres nach der neuesten Physiol. Rudolphi ꝛc., vgl. Wolfg. von Kempelen, Mechanismus der menschl. Sprache 1791. Das eigentliche Stimmorgan ist der Kehlkopf (larynx), an welchem sich die Stimmritze (glottis) befindet. Wird diese verengt, und dann die Luft (willkürlich, aber gewöhnlich beim Ausathmen) durch sie gestoßen, so entsteht die Stimme (vox), bei einer Eröffnung derselben von höchstens $\frac{1}{10}$ Zoll; bei $\frac{1}{12}$ Z. entsteht schon, nach Kempelen, keine

Eindrucke entgegen setzen, und jetzt, da es zu dem willkürlichen Gebrauche dieser Kraft gelangt ist, und sich ihrer mit Bewußtseyn bedient, so will es durch sie sein Inneres darlegen. Der Nachahmungstrieb und die Aufmerksamkeit in dem Gehörsinne bringt es dahin, daß es nunmehr Worte formt und seine Vorstellungen in Sätzen ausspricht.

Auch hier das Hervorgehen der Kraft aus einem Zustande des Ungeschiedenen. Und eben so bilden sich nach und nach die Buchstaben, oder vielmehr die einfachsten Sylben und Worte. Zuerst sondert sich das a heraus. Denn zu diesem Laute bedarf es nur einer mittlern Eröffnung des Zungenkanals bei gänzlich offenem

---

Stimme mehr. Der Kehlkopf wirkt dabei im Ganzen nicht blos als ein Blase-, auch nicht blos als ein Saiten-Instrument, wie Manche nur Eins annahmen, sondern als beides zugleich; das erstere durch den Ausstoß der Luft, das zweite durch das An- und Abspannen der Bänder. Für hohe Töne verlängern sich diese, indem sich der Kehlkopf in die Höhe zieht, zugleich aber die Stimmritze sich verengert. Bei dem Manne ist der Kehlkopf größer, und die Bänder, Knorpel ꝛc. sind stärker, daher die Stimme tiefer, Baß oder Tenor; bei dem Weibe ist das Gegentheil, daher die Stimme höher, aber auch zarter, Sopran od. Alt; bei der Jugend ist sie feiner, und wird auch gewöhnlich so bei den Greisen (Homer. Il. 3, 151 fg. mit dem Schwirren der Cicaden verglichen); bei der Jugend männl. Geschl. höher, sinkt aber tiefer mit Eintritt der Pubertät zum Alt, Tenor, auch oft zum Basse. Fehlt es den Kehlkopfbändern an Befeuchtung, so ist die Stimme rauh und heiser. Das Metall der Stimme scheint von den Zuständen der innern Haut abzuhängen. Die volle Stimme kommt aus der Brust, die Halsstimme (Fistel-, Falsett-St.) entsteht wahrscheinlich, wenn der hintere Theil der Stimmritze verschlossen, und nur ein kleiner Theil vorn geöffnet ist; die Kopfstimme entsteht durch die Nase (das Näseln); die Bauchstimme, bei Bauchrednern, durch eine eigne Uebung. Das Trillern (vibratus vocis) wird im Kehlkopfe bewirkt. Das Bewegte der Stimme hängt von den Nerven, also den Gefühlen ab. Auch das Stammeln (balbutire) hängt von den Nerven ab, erfolgt also leicht bei lebhafter Aufregung derselben. Das Pfelfen (sibilum) entsteht, wenn sich die Lippen bis auf eine kleine Oeffnung schließen.

Munde (wozu gerade das Kind am meisten durch das Schreien gewöhnt ist), und übrigens können die Sprachwerkzeuge, z. B. die Zunge, sich in einem Zustande befinden, wie sie wollen; „a ist der leichteste, einfachste, articulirte Laut — wird daher am frühesten von allen Kindern nachgeahmt, — ist daher der Grundbuchstabe aller Sprachen — und billig der Erste Buchstabe des Alphabets;“ bemerkt Sömmerring.

Im Anfange geht nun dieses a bald mehr in ein e, bald mehr in ein u über, bis sich sein Gegensatz in dem u bestimmter bildet; beide fließen aber noch so ziemlich in dem o zusammen, bis auch dieses bestimmter ausgesprochen wird. Bei mehrerer Fertigkeit bildet sich der Gegensatz des u in dem i, letzteres durch die größte Verengerung des Zungenkanals, also der schwerste Selbstlauter zur reinen und klaren Aussprache; es wird gern zu einem Mitlauter j. Das e, welches auf dem Wege zu dem i liegt, wird früher von dem Kinde erlernt. Da nun aber die Selbstlauter des e und o verschiedene Grade haben, worin sie sich dem a oder u, oder auch einander selbst mehr annähern, oder da Mitlauter sich anhängen, so variirt ihre Aussprache bei den Kindern sehr, und daher auch die Verschiedenheit der Selbstlauter bei den verschiedenen Nationen. Ein helles reines a und ein dunkles reines u hört man am seltensten.

Die weiteste Mundöffnung giebt a, etwas weniger weite e, noch weniger i, noch etwas weniger o, die geringste u; dagegen ist bei u die weiteste Oeffnung des Zungenkanals, weniger bei o, noch weniger bei a, noch weniger bei e, die geringste bei i. Also bleibt a auf jeden Fall der mittlere in der Stimmanstrengung.

Die Selbstlauter (Vocale) sind nach Kempelen die reine Stimme, wie sie aus der Stimmritze kommt, durch die Zunge den Lippen zugeführt und durch deren Eröffnung herausgelassen wird, weder die Zähne noch die

Nase haben einigen Antheil daran" *); und die Mitlauter diejenigen, welche noch einen andern Laut, der die reine Stimme verändert, ein Sausen, oder Brausen, oder Zischen, oder Schnarren hineinbringen. Wenn man unter den Doppellautern ein reines Zusammenfließen zweier reinen einfachen Lauter, die schnell nach einander gesprochen werden, versteht, so ist das Kind jetzt deren noch nicht fähig.

Unter den Mitlautern sind b und m am leichtesten, weil es hierzu nur eines absichtlichen Schließens und Eröffnens der Lippen bei dem Ausstoßen der Stimme bedarf. Das Kind spricht sie also am ersten unter allen, bald das b, bald das m zuerst. Fahren die Lippen nach dem Verschließen aus einander, so giebt es ein b, bleiben sie geschlossen und ist nur die Nase offen, so giebt es ein m, welches daher bei verstopfter Nase leicht ein b wird. Daher haben die ersten Worte des Kindes sicher einen dieser Mitlauter, und welchen es sich zuerst angewöhnt hat, der wird ihm am geläufigsten. Nach diesen beiden ist das d am leichtesten; es ist gleichsam ein b, welches die Zunge durch Anstoßen an die Vorderzähne und Zurückfahren formt. Daher gewöhnen es sich die Kinder leicht als Anfangsbuchstaben ihrer ersten Worte an.

Die ersten Worte der Kinder sind also:

ba; ma; bab; mam; ab; am; abba;
amma; babbab; da; dab; dam.

Es versteht sich, daß die Modification in der Aus-

*) Allerdings doch bei manchen die Nase, die aber schon einen Uebergang zu den Mitlautern machen, man denke nur an das Indische om, und Franz. on. Ueberhaupt vergesse man nicht das Gesetz der Continuität in der Natur, nach welchem die Buchstaben nicht wie unsere Ausscheidung sie angiebt, im natürlichen Sprechen vorkommen, sondern in einem Hinüberfließen, so daß auch Vocale und Consonanten vielfach, und in jeder lebendigen Sprache anders in einander hinüber und herüber spielen.

sprache nach Verschiedenheit der Nation, des Schlags, der Gegend, der Individualität sehr verschieden ausfällt.

Der König Psammetichus in Aegypten *), der die Ursprache der Menschen erfahren wollte, hätte darum nicht nöthig gehabt, die armen Kinder nur bei den Ziegen zu lassen; er konnte ihr erstes Wort, als ba oder ma ꝛc. an jedem Kinde hören. Und daß man nun aus ihrem ba oder be, wobei sie vermuthlich noch das Mökern ihrer Ziege nachahmten, ein Wort βεκός, das auf Phrygisch Brot hieß, machte, und daraus den Schluß zog, die Phrygische Sprache sey die erste; das war freilich ein Zusatz, den die Einbildungskraft der Erwachsenen den Kindern lieh.

Nach jenen Mitlautern kommt die Reihe an das l; es bedarf hierzu nur des Andrückens der flachen Zunge nach oben, indem sie sich mit ihrer Spitze, gleich hinter den oberen Schneidezähnen, an den Gaumen gelegt hat, so daß der aus der Stimmritze kommende Laut zu beiden Seiten der Zunge hervordringt, also die Zunge die Luft theilt.

Etwas verschieden hiervon ist das n, welches dadurch gehört wird, daß die Zunge bei dem Laute und bei offenem Munde sich fester an den Gaumen anlegt, so daß der Laut nicht anders als durch die Nase gehen kann. Es kommt etwas später als das l bei den Kindern und verwechselt sich leicht mit dem l, und wenn die Nasenhöhle verstopft ist, wird es leicht ein m.

Das d am Ende läßt gern ein n vor sich hören, weil sich die Zungenspitze gern zuerst an den Gaumenknochen anlegt, ehe sie zum d anstößt; das Kind spricht leichter aus band als bad.

Zum h ist es erst später fähig; sobald es mit dem a spielt, und diesen Laut mit einem Hauche aussprechen kann, wird es im Stande seyn, hand zu sagen. Ein ver-

*) Herodot. 2, 2.

stärktes h ist ch, mehr oder weniger gurgelnd oder zischend (gleitend) ausgesprochen, wobei es auf den folgenden Vocal ankommt, ob dieser ein i, ein e, oder ein a, o, u ist; aber der verschiedene Bau des Stimmorgans bei den verschiednen Nationen, oder die Einübung macht auch viel dabei.

Das f lernt es in dieser Periode kaum aussprechen, weil dazu die Schneidezähne da seyn, und die Lippen sich über die untern legen müssen, um die Luft nach unten durch zu lassen. Vielleicht noch eher das verwandte w, wozu aber auch eine eigne Gewandtheit in Erweiterung oder Verengerung des Zungenkanals und der wenig geöffneten Lippen erfordert wird. Das richtet sich nach dem folgenden Vocal und nach der angebornen besonderen Organisation. Die Adspiration und das Digamma der Griechen, und die Verwechselung der Aussprache von w und b gehört daher.

In dem b liegt Anfangs das p; erst nach längerer Uebung sondert sich letzteres aus, indem dabei die Stimmritze weniger mitwirkt, und die Luft im Munde aus den geöffneten Lippen hervorbricht, wodurch es ein Gefühl von mehr Härte als das b gewinnt. Eben so das t von dem d, indem das t ebenfalls den Stimmlaut schweigen, und nur die Luft, die beim Abziehen der Zunge vom Gaumen ausbricht, wirken läßt. Aber aus dem t kommt dann späterhin das k und das g; die Zunge berührt bei dem k den Gaumen voller, bei dem g hohler, bei welchem auch die Stimme mehr als bei dem k mittönt, während die Zunge mit dem hintern Theile an den Gaumen und mit der Spitze an die untern Zähne rührt; das k fühlt sich härter; in beiden Buchstaben ist die Lage der übrigen Sprachwerkzeuge fast wie bei dem t: also scheiden sich diese letzteren erst mit mehrerer Uebung von dem t aus, und selten wird das zweijährige Kind es weiter bringen als zu sagen Tind (statt Kind), Tall (statt Karl).

Aus der Aussprache des l entwickelt sich bei mehrerer Bildung und Kraft (oft erst gegen das 10te Jahr hin) das reine r; ein Schnarren kann frühe da seyn. Bei dem r zittert die Zunge mit der flachen Spitze gleich hinter den oberen Schneidezähnen an dem Gaumen in einer schnellen Bewegung; bei diesem Buchstaben kommen die meisten Fehler vor, vielleicht ist er am meisten thierischer Laut, der also reinerer Bildung bedarf.

Zu dem s müssen die Vorderzähne helfen, und es bedarf eines geschickten Gebrauchs der Zunge, die sich mit ihrer Spitze an die untern Schneidezähne legt, so daß zwischen diesen und den oberen bei offenem Munde, die Luft heraus sauset. Fehlen die oberen, so leidet seine Aussprache, legt sich die Zunge zwischen die Schneidezähne, so wird es gelispelt, wird es zu weich gesprochen, so giebt es ein Franz. z; zu hart gesprochen, wird es ein sch. Dieser starke Zischlaut entsteht dadurch, daß die Zunge mit der aufwärts gebogenen Spitze an dem Gaumen liegt; Nationen und selbst Provinzen derselben Sprache sind überhaupt in den Zischlauten sehr verschieden. Daher gehören diese Buchstaben zu den späteren, und selten werden sie noch vom dreijährigen Kinde rein ausgesprochen.

Manche Buchstaben, welche das Kind jetzt einzeln ausspricht, vermag es doch nicht nach einander auszusprechen; selbst b und m nach einander erfodern viele Uebung, weil der eine, mit geringem Unterschiede, wie der andere gebildet wird, also die Lippenbewegung des einen leicht in die des andern übergeht, und statt sich zu verändern, sich lieber wiederholt.

Nach diesen physiologischen Grundsätzen ist es sehr interessant, die Kinder in ihrer Sprachbildung zu beobachten. Auch hier wird man finden, wie sich auf ähnliche Art, wie bei dem Gesichtssinne, immer etwas Neues aus dem Unbestimmteren gestaltet.

Die Buchſtaben theilen ſich zwar der Natur nach in Selbſtlauter und Mitlauter, aber, wie bemerkt, durch Uebergänge. In der Mitte liegen die Stimm-Mitlauter, und zwar den Vocalen am nächſten, die ſogenannten liquidae: l, m, n, r, den Conſonanten am nächſten: b, d, g; ganz ſtumme (mutae) ſind: k, p, t; Windlauter (explosivae) ſind: f, h, ch, ſch; Wind- und Stimmlauter zugleich: r, j, w, v, z. Auch laſſen ſich die Mitlauter in Sauſe-, Ziſch-, Brauſe- und Schnarrlaute eintheilen.

Der ganze Sprachvorrath des 2- bis 3jährigen Kindes läßt ſich in folgenden Sylben aufzeichnen:

ab $\begin{matrix}ob\\ub\end{matrix}$ $\begin{matrix}eb\\ib\end{matrix}$ und umgekehrt ba ꝛc. wie auch zuſammengeſetzt bab, bob ꝛc.

am $\begin{matrix}om\\um\end{matrix}$ $\begin{matrix}em\\im\end{matrix}$

ad $\begin{matrix}od\\ud\end{matrix}$ $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$d, und umgekehrt ꝛc.

al, $\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$l, $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$l, und umgekehrt ꝛc.

an, $\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$n, $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$n, und umgekehrt.

af, $\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$f, $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$f, und umgekehrt.

wa, w$\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$, w$\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$.

Und zuſammengeſetzt:

dab, d$\begin{matrix}o\\u\end{matrix}b, d\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$b, dam ꝛc. bad, band, b$\begin{matrix}o\\u\end{matrix}d, b\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$nd ꝛc.

dal ꝛc. dand ꝛc. bal ꝛc. bam ꝛc. lam ꝛc. land ꝛc. hab ꝛc. hand ꝛc. ham ꝛc.

daf ꝛc. baf ꝛc. laf ꝛc. maf ꝛc. haf ꝛc.

ſam ꝛc. ſab ꝛc. ſand ꝛc. ſal ꝛc. wam — wab — wand — wal ꝛc.

Dieſe Sylben ſtehen hier hauptſächlich wegen des Elementarunterrichts im Leſen, wovon man jetzt viel ſpricht, und oft ohne an die Entwickelung des Organs genugſam zu denken.

Mit ihnen verbindet sich freilich die eigene Organisation und der Nachahmungstrieb, so daß sie sich verschieden modificiren; und hieraus erklärt es sich, daß nicht nur die Nationen verschiedene Sprachen, und die Bewohner verschiedener Gegenden verschiedene Mundarten haben, sondern auch jede Familie ihr Eigenthümliches in der Sprache, ja jeder einzelne Mensch dasselbe hat. Die weiteren Entwickelungen, in grammatikalischer und ästhetischer Hinsicht, kommen erst bei Gelegenheit der künftigen Jahre vor. Wie in dem liebevollen Kinde die Sprache noch in höherem Sinne Muttersprache wird, haben wir schon bei der vorigen Periode bemerkt.

Auch fängt nunmehr das Stimmorgan an, sich zum Gesange zu entwickeln. Dieser (cantus) ist das Wechseln der Töne nach der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Langsamkeit und Geschwindigkeit, doch im Tacte und Rhythmus, also der Gebrauch der Stimme als Musik *).

Uebersicht.

Die Entwickelung des Kindes ist ein Heraustreten des Endlichen zum Streben nach dem Unendlichen. Aus dem unbestimmten Zustande der Ungeschiedenheit gestaltet sich alles Menschliche nach und nach, und darin bewegt sich vom Anfange das Göttliche, und je mehr es darin wirkt, desto mehr wird es in dem höheren Streben sichtbar.

---

*) Schall, Laut, Ton sind nicht gleichbedeutende Worte. Die Töne sind die musikalischen Laute, nach der Höhe und Tiefe, und auch innerlich (der Qualität nach) von jedem andern Laute verschieden. Nur das Stimmorgan der Menschen und der Singvögel ist zu diesen musikalischen Lauten geeignet, aber der Mensch ist unendlich gesangreicher als diese, theils wegen des großen Umfanges seiner Töne, da z. B. eine Catalani $3\frac{1}{2}$ Octaven umfaßte, theils wegen des Musikalischen seiner Seele.

In dieser Ansicht gewinnt das ganze Daseyn des Menschen, und insbesondere das Mannigfaltige in den Entfaltungen der Jugend seine Einheit. Hierauf konnten wir alles, was uns in dem Kinde vorkam, zurückführen: allein begreiflich ist es, daß wir überall auf das Unerklärbare stoßen mußten; denn von Anbeginn ist es das Werden eines Geistes in dem organischen Körper; und in uns selbst bleibt stets eine unerforschte Tiefe.

So ist unerklärbar die Erzeugung des Menschen; so das Freithätige in dem ersten Sehen, in dem Hören, in allen Sinnen, und überhaupt in der Aufmerksamkeit; so das Verhältniß der Sinne, so wie des ganzen körperlichen Organismus, zum Geiste; so die Sprache; so die Erscheinung der Liebe in dem ersten Lächeln; u. s. w. Die Anfangspunkte von allem diesem werden ewig dem Menschen ein Geheimniß bleiben, weil sie an der Grenze des Endlichen liegen, da wo es das Unendliche berührt: sind sie aber nur aufgefaßt, so erklärt sich daraus die Reihe der Entwickelungen, wie in dem Gewächse, wenn einmal Keim und Bildungstrieb da ist. Nun aber entdeckt sich uns in dem Menschen auch überall ein Unendliches jenseits, wohin die Tendenz der Kraft geht, nach vollendeter Gestaltung des Endlichen. Wir wollen es bestimmter ansehen.

1) Das Kind sah in dem Lichtmeere nach und nach das Bestimmtere heraus; es wurde ihm erst Licht, dann schied sich ihm das Hellere und Dunklere, dann entstanden ihm Farben und Formen vor den Augen, bald sah es Himmel und Erde mit ihren Gestalten, es hielt das Bleibende in dem sich Bewegenden fest, nun stand die Welt vor ihm da, und endlich fand es sich selbst in dieser Welt, als das Bleibende in allem Wechsel. Damit dämmert nun der Gedanke der Gottheit und Ewigkeit hervor, und in allem das Hinschauen nach dem Unendlichen. So wie wir in unsern Kinderjahren unsern Gesichtskreis sahen, schwebten unsere Blicke um den Rand

des blauen Horizonts, und eine neue unbekannte Sehnsucht sagte in uns: Jenseits! Dieses Jenseits hinter den fernen Bergen oder hinter dem weiten Meere erfüllt schon den Knaben mit wunderbarem Verlangen. Wie in der Kindheit der Welt jene Dichtungen von glückseligen Inseln und andern Paradiesen nach andern Himmelsgegenden entstanden, so erblühen sie immer noch in jeder Kinderseele, welche den Zug zum Unendlichen stärker fühlt. Und wenn die Kraft bei dem Anschauen des gegenwärtigen Gegenstandes über allen gereizten Zustand hinaus ist, nach vollendeter Jugend, und wenn dieser Gegenstand selbst die Vollendung der Form hat, welche der Vollendung des Geistigen entspricht: so winkt uns in ihm die Schönheit zur höheren Welt.

2) Durch das Ohr rauscht das Meer des Unendlichen nach dem Geiste hin. Dieser will auffassen, aber er kann nur Endliches auffassen, da merkt das Kind auf und hört Einzelnes heraus, und immer Mehreres und immer leiser und unterscheidender. Es vernimmt die Menschenstimme, und ahndet darin die Geisterwelt. Die Sprache regt in ihm eine neue Welt auf, worin es immer durch schärferes Aufmerken und Denken das Unendliche vernichtet und gestaltet. Aber was in der Kindheit der Welt geschah, daß das Wort und die Sage die Phantasie zu einer Welt von ihren Schöpfungen anregten, und durch den Gehörsinn der innere Sinn fürs Wunderbare belebt wurde, das werden wir auch an unserm dreijährigen Kinde bemerken. Verlieren sich nun diese Morgenträume vor der wachen Vernunft, so ergreift doch noch immer die Allgewalt der Musik das Gemüth, und zieht es zum Unendlichen hin.

3) Das Licht ist der erste Aufruf zur Geistesthätigkeit, hierauf der Schall. In dem Sehen beweiset der Geist mehr seine Kraft, alles endlich zu machen als in dem Hören, denn vor den Augen steht uns alles hell und deutlich, wenn in dem Ohre die Phantasie mehr dunkel

angeregt wird. Jener Sinn ist darum mehr der Sinn fürs Weltliche, dieser mehr für das Mystische. Allein wir schauen doch auch im Gesichtskreise, wo Himmel und Erde zusammen fließen, und in der Schönheit eben so gut nach dem Unendlichen hin, als wir in unserer Verbindung mit der Geisterwelt durch das Gehör zur Tiefe des Geistigen hingezogen werden. In den beiden Sinnen ahndet das fromme Gemüth die Gottheit, wie von Anbeginn, so jetzt; wie der Erwachsene, so das heranwachsende Kind. „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht." — Die Erhabenheit dieses Ausdrukkes ist nur durch ihn selbst auszusprechen. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes — es ist keine Sprache noch Rede, da man ihre Stimme nicht höre — ihre Rede geht an der Welt Ende ꝛc." So der heilige Sänger des Morgenlandes. Und welcher Leser der Griechen fühlt nicht in ihren Dichtungen, wie sich auch hier den beiden Sinnen, am meisten aber dem Gestaltensinne, das Unendliche eröffnet. Möge der Sinn unserer Jugend die Weihe der Frömmigkeit vom frühesten an erhalten, daß Licht und Laut das Bewußtseyn des Ewigen hervorrufe!

Grausenvoll ist der Natur nach die Finsterniß, Phantasieerregend das Halbdunkel, schrecklich das Ende aller Dinge, und unwürdig der Menschheit das Unterliegen im Irdischen: dagegen wird stets den Geist erheben der Sternenhimmel über ihm und das Bewußtseyn des Göttlichen in ihm, und unverlierbar soll ihm bleiben der Glaube an Gott und ewiges Leben, an Himmel und Verklärung. Das Kind wird zum Lichte auf der Erde geboren. Als ein Jüngling, dem dasselbe von seiner Geburt an verschlossen war, durch eine Staaroperation das Gesicht erhielt, und das Licht in seine Augen drang, rief er entzückt: „Ich sehe die Majestät Gottes!" Das erinnere uns an ein Erwachen zu einem noch höheren Lichte.

4) Sobald das Kind seiner Sprachkraft inne geworden ist, so scheint es darin, und überhaupt im Gebrauche der Stimme, seine größte Stärke zu fühlen. Hierin bleibt es aber lange im gereizten Zustande, denn es hört und lernt immer Neues, und immer hat es mehr auszusprechen. Im Anfange, wenn noch die Fluth der ungeschiedenen Eindrücke einströmen, ist der Schrei gleichsam das umfassende Wort für das Alles, Aeußeres und Inneres zusammenbegriffen; und so wie sich ihm das Aeußere gestaltet, so werden ihm die Laute auch bestimmtere Bezeichnungen. Das erste Wort ist das Mutterwort (matrix) aller folgenden, und des ganzen Sprachreichthums; wie aus der Wurzel das Gesproß hervortreibt, immer Neues aus Neuem, Frisches aus Frischem. Daher bedeutet auch das erste Wort des Kindes noch ungeschieden sein Gemüth und die Welt, und in Beziehung auf das Object zugleich Gattung, Art und Einzelwesen, in der Mehrzahl und in der einfachen Zahl, den Naturlaut mit dem der Menschen umher sich vermischend. Und immer fließt sein Inneres ein, so z. B. wenn es ruft: „Mutter!" so sagt es zugleich: „ich will bei dir seyn, ich will das haben," oder so etwas; wenn es sagt: „der Hund!" auf ihn hindeutend, so liegt darin, daß es ihn fürchtet, oder daß er ihm gefalle ꝛc. Erst mit dem Selbstbewußtseyn scheiden sich die Worte für das Innere aus, und die Bezeichnungen der Außendinge nähern sich dem Verstande der Erwachsenen. Das dauert aber noch eine gute Zeit hindurch. Die um das Kind sind, (oder Kinderbücher schreiben) wollen das so selten begreifen, ja, die wenigsten Menschen verstehen die Kindersprache. Verstehen sich doch die Gelehrten so selten auf die Sprache der früheren Welt, und ist sie eine andere als Kindersprache? Einer unserer sprachkundigsten Kenner des Alterthums mag hier reden*):

*) Friedrich Creuzer, die histor. Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung.

„Der Vortrag der ältesten Lehre und Meldung konnte doch wohl kein anderer seyn, als ihn das äußerst unbeugsame Organ einer Sprache darbot, die auf dieser Stufe fast ganz Bild und Empfindung war ꝛc. — Die Bestätigung dieser Ansichten finden wir in ausdrücklichen Zeugnissen des Alterthums. Vielseitigere Bemerkungen bieten sich dar, wenn man sich das Wesen der ältesten Denk- und Sprechart aus den noch vorhandenen Spuren entwickelt. Hier zeigt sich eine Welt von symbolischen Erscheinungen ꝛc. — Auch scheint die Sprache durch die anschauliche Beharrlichkeit des Symbols zuerst von dem Erzeugniß der Bildnerei zu ihrem eigenthümlichen Wesen, der Darstellung in der Folge, überzugehen ꝛc. — Es ist bequemer, in dem schmeichelnden Selbstgefühle eigener Mündigkeit auf jene Bilderwelt verachtend herabzublikken, als in ihr bleibende Naturgesetze des Geistes aufzusuchen. Deswegen hat die bisherige Erziehungslehre sich entweder, wiewohl nie ungestraft, von jenen Gesetzen gänzlich lossprechen zu können geglaubt, oder doch im Ganzen wenig gründlichen Gebrauch davon gemacht" ꝛc. — Und nachdem sich dieser Gelehrte darauf bezogen, daß „das Auge aus heller gegenwärtiger Umgebung berichtet, aber das Ohr der Sinn des Wunderbaren ist" (wobei Lessing und Herder angeführt werden), „dessen Empfindungen unbestimmter sind, und nicht in gleich entschiedener Nähe erscheinen" — so folgert er: „Verschwindet nun der vernommene Laut in eine unabsehbare Ferne, so wird die idealisirende Kraft der Seele noch lebhafter angeregt, und die Sage geht ins Gebiet der freieren Dichtung über. Auch die Sprache, deren der Naturmensch mächtig ist, theilt der Sage dieses seltsame Ansehen mit. Anfangs mangelt wohl der eigentliche Ausdruck des Geistigen gänzlich" ꝛc.

Ganz natürlich, denn Anfangs ist alles, das Geistige und Körperliche, ungeschieden. Wie es sich nun aber doch wieder in dem Kinde, worin sich die reine Na-

tur frei entwickelt, etwas anders verhalte, als in jenem rohen Halbwilden, der nun zum Aussprechen des Geistigen und Körperlichen gelangt, und in seinem Bildungsgange bald dieses hinüber, bald jenes herüber zieht, das muß sich bei der Entwickelung der weiteren Jugendjahre zeigen. Genug, das dreijährige Kind geht in Absicht seiner Sprache auf ähnliche Art, wie ein Volk auf jener Stufe, in sein mythisches Alter über; und in dem ganzen Leben des höher strebenden Menschen ist auch bei dem Triebe, sich oder die Außenwelt auszusprechen, die Sehnsucht zum Unendlichen unverkennbar. Darum ist es ein Beweis von weiser Selbstbeschränkung, das Heiligste und Innerste für unaussprechlich anzuerkennen. Denn so wie es ausgesprochen wäre, so wäre es ein Begriffenes, d. i. ein Endliches, geworden. Dagegen hat das Verbot einen tiefen Sinn *): „Du sollst den Namen Gottes nicht entheiligen!" Darum bleibt die Vereinigung von Geist und Buchstaben ein Geheimniß, darum kann das Wesen der Religion und Tugend, und darum auch der Genius keine Sache des Lernens seyn, wenn gleich die Darstellungen dieses Höheren nur durch Bildung gelingen; darum steht der Dichter so hoch; darum offenbart sich in einem Lakonismus, wo das vielsagende und durchgebildete Wort gleichsam wieder in die Anschauungsfülle der Kindheit zurückkehrt, vollendete Gelehrtenbildung; und darum endlich sind der Verstandesmensch und der Mystiker zwei entgegengesetzte Pole, die sich nimmermehr verstehen.

5) Alle Erkenntniß des endlichen Geistes ist discursiv. Sie geht vom Einzelnen zum Einzelnen, im Bestimmen, Begreifen desselben immer weiter, als Verstand, und darin sucht sie Einheit im Ganzen, als Vernunft. Hierin ist also die Tendenz zum Unendlichen ebenfalls klar. Wo die Denkkraft einseitig als Verstand

*) Vgl. Gesch. d. Erz. S. 171. von der Hebräischen Sprache.

wirkt, da ist und bleibt der Mensch allzu weltlich, ohne jenes höhere Streben: wirkt sie aber einseitig als Vernunft, so glaubt der Mensch den Gegenstand aller Gegenstände erfaßt zu haben, und — umarmt eine Wolke statt der Juno. Dieses, gleichsam allzuviel Geist in dem Menschen, macht ihn am Ende zu einem Mystiker, der sich in dem Pantheismus verliert *). Die Idee der Gottheit ist also allerdings das Höchste alles Denkens; und erst dann, wenn der endliche Geist den unendlichen begriffen hätte, dürfte die Philosophie sich rühmen, alles gefunden zu haben. So aber bleibt es stets bei dem Suchen, und wenn es gut geht, d. h. wenn die Denkkraft als Verstand und Vernunft harmonisch wirkt, nähert sich die Menschheit der Vollendung der Wissenschaft an **). Einseitigkeit ist in dem einen wie in dem andern Trägheit, und wirft mehr zurück als sie fördert. Nur der geistig gesunde und energische Mensch dringt in seiner Erkenntniß zu den Höhen der Wahrheit. — Das Element von jener Harmonie des Verstandes und der Vernunft dämmert schon in dem ersten Sehen des Kindes hervor.

6) Das Geniale eines Menschen ist die Tendenz zum Unendlichen in seiner Darstellungskraft. Sein Grund liegt in dem Unbegreiflichen, und wer kann das Göttliche darin verkennen? Doch ist es dem Göttlichen der Liebe untergeordnet; oder ist es in dem tieferen Grunde mit ihr Eins und dasselbe, nur daß es der Mensch blos als Darstellungsgabe in sich beschränkt hat?

Der Mensch wird den Menschen nie ergründen, aber ewig wahr bleibt es, daß nur das Streben zum Unend-

---

*) S. Gesch. d. Erz. S. 51. 69. 99. die Yogi und Sufi u. s. w.

**) Das war der Begriff der Philosophie bei Pythagoras und Platon; Gesch. d. Erz. S. 310. 405.

lichen in aller Entwickelung des Menschen das Vortreffliche sey.

So ist denn nun bis zu Ende dieser Periode die Welt vor den Augen des Kindes gleichsam geworden, und es hat sich selbst darin gefunden. Wie in der Entwickelung des Gesichtssinnes sich allmählig aus dem Lichtnebel alles herausscheidet, bis zum hellen Erscheinen der Umrisse, Farben, Gestalten, und endlich des zusammenhängenden Ganzen der mannigfaltigen Gegenstände, das können wir Erwachsene immer noch bei uns im Kleinen bemerken, wenn wir aus einem düsteren Zustande des Sehens allmählig zum hellen Anschauen uns ermuntern, oder etwa aus einer Düsternheit zu uns selbst kommen. Außer uns stellt sich uns das Bild jener Entwickelung in uns täglich dar, an jedem Morgen. Mit dieser Periode des Kindes geht also im eigentlichen Sinne die Morgendämmerung seines Lebens zum helleren Tage über.

Wir können uns auch zum Theil bis in jenes Lichtwerden zurück erinnern, welches von dem Selbstbewußtseyn an möglich wird. So weiß der Verf. noch, als wäre es gestern gewesen, wie er auf einem Steine stand und vorwärts in ein Gefäß mit Wasser fiel; dieses war das helleste Moment, das folgende plötzlich entschwunden; er war damals genau 2 Jahr alt. Ferner schwebt ihm eben so hell in der Erinnerung vor, wie er eben in die Stube getragen wurde, in welcher ihm der Anblick und Geruch der geschlachteten Schweine entgegen kam, und einen so schrecklichen Eindruck auf ihn machte, daß, als er bald darauf krank ward, er in dem Phantasiren die Fleischstücke sich bewegen sah, und auch dessen erinnert er sich noch deutlich, ja jener widrige Geruchseindruck ist ihm noch lebhaft gegenwärtig; er war damals ein Kind von $2\frac{1}{2}$ Jahren.

Solche einzelne Puncte, welche sich im Erwachen zum Selbstbewußtseyn vorzüglich hell hervorhoben, sind es, die uns jetzt noch deutlich aus dunkler Ferne hervorschimmern. Auch hier dieselben Naturgesetze: erst Einzelnes noch im Ganzen verschwommen, dann bestimmtere Gestalten, endlich reiht sich alles zu einem ausgebildeten Ganzen zusammen. Die Sonne geht über der Erde auf.

Zeichen.

a. Die Naturart.

Wir haben in den einleitenden Grundbegriffen ein mehrfaches Naturell angenommen, indem die Natur in jedem ihrer Einzelwesen irgend eine Richtung vorherrschen läßt, und sich so bei jedem Menschen von seinem Beginnen an entweder eine mehr herauswirkende oder mehr in sich gekehrte Menschennatur entwickelt, wovon denn jede wieder nach dem Verhältnisse der Einwirkung und Gegenwirkung in zwei besondere Naturelle aus einander geht. So haben wir vier angenommen an der Stelle der Temperamente, welche theils krankhafte, theils erst später erzeugte Beschaffenheiten sind *), je nachdem die

---

*) Temperamentum (zu unterscheiden von complexio) κρᾶσις, ist eine alte Idee, so wie auch die Annahme von 4 Temperamenten. Nach Hippokrates und Galenus, so auch nach Aristoteles sind sie: κρᾶσις θερμὴ κ. ξηρά, κρ. ὑγρά, κρ. ψυχρά, κρ. ξηρά; temper. calidum et siccum, t. humidum, t. frigidum, t. siccum; das warme und trockene, das feuchte, das kalte, das trockene Temper. oder, mehr nach krankhaften Zuständen: das choleriſche, das sanguiniſche, das phlegmatiſche, das melancholiſche. Die Humoralphyſiologie liegt zum Grunde, darum ist es zu verwundern, daß man diese Temperamentslehre nicht mit derselben, die schon längst verworfen ist, aufgegeben, und dafür eine mehr dynamiſche angenommen hat, welche schon in einer Idee Platons zu finden wäre (s. Gesch. d. Erz. S. 397 fgg.) Für die Praxis sind

Natur, welche das Kind mit auf die Welt gebracht, durch Zufall und Absicht, Lebensweise und Erziehung, u. s. w.

---

ohnehin schon längst jene Temperamente verschwunden; wußte doch ein Leibnitz nicht einmal das seinige zu erkennen, und wenn Herbart (Psychol. als Wissensch. 2ter Th. S. 118.) gewisse Thiergattungen zu Repräsentanten der 4 Temper. macht — „das phlegmatische Rind, der sanguinische Singvogel, der cholerische Hund, die melancholische Eule“ — so möchten wir darin einen Humor des Philosophen finden, und erwarten, daß jeder Rind und Hund u. den Vogel der Athene verschmähen, und alle, die ihm lieb sind, lieber der Philomele zuweisen werde. Der vielseitige Anthropolog Platner wollte damit den Temperamenten ins Leben helfen, daß er die Vierzahl verdoppelte, und sogar auf ein Böotisches und auf ein Attisches, sogar auf ein hektisches gerieth! Und doch sind auch da immer Mischungen aus Mischungen nöthig, so daß am Ende statt der Scheidung in die 4 Elemente ein Chaos in jedem Menschen (Mikrokosmus) erfolgt. Dagegen lenkte der Physiolog Metzger zu dem Naturgesetze der Zweitheilung ein, indem er nur 2 Temper. annahm, das rege und das träge (die heraus od. die herein gekehrte Richtung der Kraft?) was nur zu wenig Specification giebt. Der naturphilosophische Physiolog Ackermann nannte Temperament das Verhältniß der automatischen u. animalischen Erregung, und nahm hiernach 2 an, worin jede fast allein waltet, und weiter 2, worin eine Erregung nur vorherrscht, das käme der in dem Organismus der Menschenkraft begründeten Eintheilung noch näher, wenn diese Kraft vollständig und nicht in ihrer niederen Halbheit aufgefaßt wäre. Der besonnene Physiolog Rudolphi erklärt Temperam. als die Besonderheit, Individualität jedes Menschen in seinem ganzen Organismus, od. sein eigentliches Seyn, das sich hauptsächlich auf angeborne Anlagen gründet, aber durch die Verkettung von Geschlecht, Alter, Klima ꝛc. näher bestimmt wird. Aber dann gäbe es so viele Temperamente als Individuen, d. i. unendlich viele. Man versteht aber unter jenem Worte nicht die Individualität, sondern gewisse Gattungen, unter welche man sie, und nur nach ihren Naturanlagen, classificiren möge. Darauf geht denn auch dieser Naturforscher ein, und nimmt 8 Temperamente an: 1) „das starke, oder Normaltemperam. in geistiger Entwickelung des Physischen und Moralischen, mit Erkennen der eigenen Kraft u. großer Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen bestehend (das ist aber schon Bildung u. zwar Ideal!), 2) das rohe, athletische, Böotische — geringe Beweglichkeit des starken, festen

vielfach verändert worden. Daß unsere Eintheilung dem Pädagogen besser diene, wird man in der Erfahrung anerkennen, aber hierzu muß jedes Naturell so charakterisirt seyn, daß man es bei dem bis zum Selbstbewußtseyn entwickelten Kinde bestimmt aufzufinden im Stande sey. Das geschieht auch im gemeinen Leben öfter, als man vielleicht denkt, denn man redet von dem aufgeweckten oder in sich gekehrten Knaben, von dem lebhaften oder sinnigen Mädchen, von feurigen, raschen, wilden, und von gelassenen, ruhigen, langsamen jungen Leuten. Unsere Sprache besitzt hierin einen Reichthum, und das deutet doch auf eine Unterscheidung der Naturen, welche

---

Körpers, bei wenigen geistigen Anlagen (eine stiefmütterliche Natur?), 3) das lebhafte — große Beweglichkeit u. Empfänglichkeit bei günstigen physischen u. moralischen Anlagen (welche wären die? das ist vielmehr schon Bildung ꝛc.) 4) das unruhige — große Beweglichkeit eines günstig entwickelten Körpers (wozu doch der Gymnast verhilft?) bei geringen geistigen Anlagen (?), 5) das sanfte — milde, große Ruhe des sonst ziemlich günstig entwickelten Geistes, bei mittelmäßiger oder schwacher Entwickelung des Körpers (also musische Bildung ohne gymnastische?); 6) das träge — phlegmatische, große Trägheit u. Schlaffheit von der phys. u. moralischen Seite (d. i. Verwahrlosung von Seiten der Erziehung!); 7) das furchtsame, zarte, hypochondrische — große Empfänglichkeit des über den Geist herrschenden wenig entwickelten Körpers (krankhaft und verwahrlost!); 8) das finstere — schwermüthige, große Empfänglichkeit des den Körper beherrschenden, oft zerstörenden Geistes (höchst krankhaft und verbildet!). Alles das legt vor Augen, daß von blos physiologischer Seite die sogenannten Temperamente nicht begründet werden konnten, da es den größten Männern des Faches nicht gelungen ist, daß man also aus der Gesammtkraft des Menschen die Eintheilung der Naturen, die man von Alters her dunkel gekannt hat, deutlich zu machen versuchen muß. — Der Pädagog May (Kunst der vern. Kinderzucht), hat zuerst der Naturelle in pädag. Beziehung gedacht, aber Gewordenes u. sogar Verdorbenes mit den Anlagen vermischt, wenn er sie z. B. in die hitzigen, gelassenen, langsamen eintheilt, aber auch in die gelehrigen u. ungelehrigen, ehrlichen u. boshaften, und noch dazu in die großen, mittelmäßigen u. kleinen Geister.

freilich mehr gefühlt wird, als genau durch Merkmale zu erkennen ist, zwar ähnlich der Physiognomik, aber sicherer.

Wir können indessen bei dem dreijährigen Kinde noch nicht zu einer zuverlässigen Kenntniß seiner Naturart gelangen *), weil sich diese erst durch die ganze Jugend hindurch entwickelt; nur dürfen wir die Hauptmerkmale einer jeden anzuzeichnen versuchen, um sie nachmals entweder zu berichtigen, oder weiter auszuzeichnen, und hiernach denn auch in die zwischenliegenden Abstufungen einzugehen.

1) Im Allgemeinen das mehr herauswirkende Naturell, und diesem gegenüber das mehr empfängliche. Ist das Kind unruhig, leicht bewegt, sträubt es sich etwa stark, sucht es immer etwas zu treiben, unternimmt z. B. der Knabe jetzt schon gern etwas, sey es zu machen oder zu zerstören, so ist er offenbar in die erste Abtheilung zu bringen, dagegen das ruhige, stille, nicht leicht erregte, aber doch wohl aufmerksame Kind in die andere.

2) Das erste (aufgeweckte) Naturell scheidet sich in das feste und lebhafte. Jenes ist in diesem Alter noch schwerer zu erkennen, und etwa nur an dem stärkeren Widerstäuben des Kindes, auch wohl an Bestimmtheit in Entschlüssen und deren Ausführung, an Beharrlichkeit, Nachsinnen, u. dgl. zu vermuthen. Das lebhafte aber äußert sich wohl am frühesten durch das leichte Aufgeregtwerden, wenn das Kind etwa schnell von einem Eindrucke ergriffen wird, den es dann eben so schnell bei dem andern wieder entschwinden läßt, wenn es eifrig hört, sich bald aber wieder wegwendet, in dem Bilderbuche immer

*) Der Verf. durfte sich für seinen Versuch einer Eintheilung der Naturelle der Zustimmung J. P. Richters in seiner Levana, und eines J. M. Sailer in seinem Erziehungsbuche, und hier in praktischer Beziehung, erfreuen, aber auch seiner eigenen Erfahrung. Er selbst hat von sich in frühen Jahren schon wohl gewußt, wohin seine Natur gehöre, und bei seinen Zöglingen ist er kaum hier oder da in Verlegenheit gekommen; kurz, er hat sich von der Anwendbarkeit der Classification überzeugt.

unruhiger blättert, aus Einem immer ins Andere kommt, augenblicklich geht, läuft, folgt, spricht, aber auch voreilig in seinem Thun und Treiben ist, etwa auch leicht weint, lacht, zürnt, um sich schlägt, und wieder gut wird, u. dgl. Nur sey man vorsichtig im Urtheile, damit man die diesem Alter überhaupt zukommende Lebhaftigkeit nicht für eine besondere, und die vorübergehende nicht für die bleibende halte.

3) Die empfänglichen (stillen) Naturen lassen sich schon schwerer in die beiden Gattungen, die weichen (sanften) und die innigen (tiefen) in dem Kindesalter unterscheiden. Ruhiges Hinsehen, Hinhören, Aufmerken, Gehorchen, Hingeben, vielleicht bereitwillige Thränen im Auge, mit bald erlöschendem Eindrucke, bezeichnen mehr die erste, dagegen Festhalten des Eindruckes, stilles Nachsinnen, Anschein von Kälte, Verschlossenheit, zurückgezogenes Wesen mehr die zweite Gattung.

Aber gerade diese vierte hat jetzt noch vieles mit der ersten, der festen und tiefen Naturart gemein, welche sich erst mit Entwickelung des Charakters offenbaren kann. Daher sind die Merkmale nur erst auf das eine oder andere hindeutend, und in Verbindung mit den übrigen Aeußerungen des Kindes bestimmend. Wir können hierzu nur auf folgendes aufmerksam machen, wodurch sich eine feste energische Natur ankündigen möchte. Man bemerkt da wohl: Ruhe, Ernst, Unverdrossenheit, Leichtigkeit im Thun, etwas Unbestimmtes, manchmal ein stilles Sinnen bis zum Selbstverlieren, viel Unerklärbares, indem das Kind manchmal seinen eignen Weg geht, dann wieder seine besonderen Launen hat, wohl manchmal für dumm gehalten wird, zuweilen Lichtblicke einer wunderbaren Phantasie, dann wieder getreues Aufmerken, vorzüglicher Ausdruck in den Gesichtsmienen. Feste Entschlossenheit in seinem Thun und Wesen dabei verkündigt einen starken Charakter, ausgezeichnete Thätigkeit im Se-

hen, oder Hören, oder geistvolles, auch phantasievolles Sprechen, oder Geschicklichkeit in den Geberden, oder insbesondre in den Händen deutet auf Talent.

Auch hier wird vieles durch die Vergleichung mit andern Kindern, insbesondre mit Geschwistern, wenn z. B. eins sehr aufgeweckt, das andre auffallend still ist, sichrer erkannt.

In dieser Periode müssen sich die Kinder der verschiedenen Nationen schon sehr merklich unterscheiden; so mögen wohl die Französischen im Durchschnitte um ein gutes lebhafter seyn, als die Deutschen, aber auch unter diesen findet sich vermuthlich das lebhafte Naturell häufiger als irgend ein anderes. Wir möchten die Hälfte der jungen Leute in Deutschland diesem zutheilen, und den übrigen dreien die andre Hälfte so, daß der kleinste Theil der ersten Naturart zufiele. Doch dieses nur muthmaßlich nach Bemerkungen in Schulen, und wegen des Nationalzugs, der Gemüthlichkeit *).

Alles dieses gilt von gesunden Kindern, und von dem Ganzen ihrer Entwickelung; denn einzelne Momente, oder ein krankhafter Zustand lassen oft etwas bemerken, das nur vorübergehend ist, und gar nicht in der Natur des Kindes liegt. So können auch die Erscheinungen des lebhaften, wie des empfänglichen Naturells, sich einzeln alle bei dem festen finden, da dieses nicht durch stärkeres Bewegtwerden von dem Aufnehmen des Eindruckes abgehalten wird.

Der Knabe und das Mädchen äußern sich hierin verschieden. Der Knabe muß der Natur nach sich stär-

*) Hierin ist noch vieles für Nationalität und Geschichte zu erforschen, wodurch es z. B. begreiflich wird, warum die energischen Naturen, die von Zeit zu Zeit auftreten, bei der einen Nation besser oder leichter, bei der andern unglücklicher wirken. Was sollte auch aus einem Volke werden, dessen Söhne lauter Alexander wären? und was dann aus der Welt?

ker bewegen, als das Mädchen, wenn auch dieses ein lebhafteres Naturell hätte, als jener.

Auch die Fehler und Tugenden dienen zur Erforschung des Naturells. Hang zum Eigensinne ist dem empfänglichen eigen, aber auch Hang zum Frohsinne und Sanftheit, dagegen Hang zum Eigenwillen, zum Rechthaben, zum Zorne, zur Heftigkeit verräth das aufgeweckte; dabei deutet ein starker Thätigkeitstrieb, ernster Gehorsam, Ereifern über das Unrecht auf Festigkeit. Geschwindes unruhiges Laufen, leichtes Fallen, beständige Beweglichkeit, bezeichnet das lebhafte; je nachdem das nun mit Umständen begleitet ist, verkündigt es eine Neigung zur Lustigkeit, zur Zerstreuung, zum Leichtsinne, aber auch zur Emsigkeit. Vieles und schnelles Sprechen, das leicht zum Stottern führen kann, zeigt meist Voreiligkeit des Denkens und Urtheilens, öfters auch Mangel der Innigkeit, und überhaupt eine mehr lebhafte Natur an. Erschrickt das Kind leicht, kommt es leicht außer sich, sey es nun vor Freude oder vor Traurigkeit, so wird es wohl ein innig bewegtes, auch etwa ein tiefes Gemüth, aber schwerlich ein energisches entwickeln. Die Beschaffenheit der Nerven, ob mehr Spann- oder mehr Empfindungskraft, kommt ebenfalls hierbei in Betracht.

An manchen genialen Menschen hat man ein sehr frühes Hervortreiben bemerkt, dagegen wurden manche Kinder in den ersten Jahren für dumm gehalten, in welchen doch eine vorzügliche Geisteskraft lag. Darüber läßt sich wenig in Regeln fassen. Aristoteles schrieb vorzüglichen Menschen, wie dem Sokrates, Platon, Herkules ꝛc. das melancholische Temperament zu; das wären nach unserer Ansicht energische, feste und zugleich tiefe Naturen, mehr oder weniger durch Innigkeit gemäßigt.

Wir dürfen aber bei allem dem nicht vergessen, daß die Kinder sich noch weniger, wie die Erwachsenen, scharf

in diese Classen sondern, und daß überhaupt auch unter den Gewächsen die Gattungen und Arten in Farben und Formen durch vielfache Uebergänge in einander fließen.

Das Forterben mancher Anlagen zeigt sich auch oft im Naturell. Die Eltern können es um so leichter in ihrem Kinde auffinden, wenn sie es anders aufmerksam und unbefangen genug beobachten.

Zweite und dritte Periode.

Das Knaben- und Mädchenalter; der Jüngling und die Jungfrau.

I. Wachsthum des Körpers.

Das dreijährige Kind hat beiläufig die Hälfte der Größe, zu welcher es, wenn alles gut geht, auswachsen wird. Der ganze Organismus hat sich in allen Theilen gestaltet, aber noch in keinem vollendet. Er dehnt sich nach und nach in dem Umfange mehr aus, bis die Länge des jungen Menschen ihr Höchstes erreicht, aber zugleich formt sich die Gestalt, und die Theile treten in ihr Verhältniß. Während dessen, und noch weiter hinaus, gewinnen diese Theile auch ihre verhältnißmäßige Festigkeit. Dieses zusammen in der Entwickelung des Organismus nennt man den Wachsthum. Er ist der Länge nach bei dem Manne mit 25 Jahren und bei dem Weibe mit 18 bis 20, oft auch bei jedem Geschlechte früher vollendet, aber die innere Befestigung geht noch fort, oft bis zum 40sten Jahre. Von dieser Zeit an zieht sich die Natur wieder von ihrem Höchsten dadurch zurück, daß die zunehmende Befestigung der festeren Theile über das Verhältniß hinausgeht, die Knochen werden mehr von Knochenmaterie, und in dieser mehr von Kalkerde zu immer größerer Starrheit und Sprödigkeit durchdrungen, ja auch weichere Theile, z. B. die Luftröhre und manche Gefäße, Sehnen ꝛc. fangen nach dem Mittel-

punkte des Lebens an sich zu verknöchern. Während des Wachsthums vergrößert sich der Körper in dem Umfange, in seinen inneren Organen und in der Länge; nach Vollendung des Wachsthums in einzelnen Theilen, und etwa auch in der Dicke.

Das Knochengebäude, dessen Festerwerden vermuthlich auch durch das, was die Respiration in das Blut hereinführt, befördert wird, dient zur Grundlage. In einzelnen Stücken desselben erlangt es nach dem 3ten Jahre seine Ausbildung, insbesondere aber macht das 7te oder 8te Jahr hierin eine Hauptepoche der Jugend. Das wichtige Zahngeschäft, welches von dem 3ten Jahre an gewöhnlich etwa 2 Jahre inne hält, wird im 5ten oder 6ten wieder bemerkbar, wo nämlich das 2te Paar Backenzähne oben und unten hervorkommt, und fährt bis zum Umzahnen fort, welches in dem 7ten oder 8ten Jahre beginnt. Das 7jährige Kind hat 20 Zähne, die Milchzähne, welche aber bestimmt sind, auszufallen, und durch andere ersetzt zu werden. Dieses geschieht in folgender Weise. Die Kiefer vergrößern sich mit dem Wachsthume des ganzen Körpers, aber die Milchzähne wachsen nicht, und ihre Fächer werden also für sie zu groß; zu gleicher Zeit werden ihre Wurzeln erweicht und weggesaugt, die Zähne wackeln, und da nun die nachkommenden Zähne mittlerweile vorbereitet werden, und nachdringen, so müssen die ersteren endlich ausfallen. Zuerst geschieht dieses gemeiniglich mit den unteren Schneidezähnen, und dann mit den oberen in dem 7ten oder 8ten Jahre. Während dessen dringt auch das 3te Paar Backenzähne hervor, welches perennirend ist; die Zahl der Zähne hat sich hierdurch auf 24 vermehrt. Hierauf hält das Zahnen, so weit es äußerlich erscheint, wieder einige Jahre inne, bis im 10ten—12ten Jahre auch die Eckzähne und das 1ste und 2te Paar der Backenzähne wechselt. Noch ist es nicht vollendet; mit dem 18ten Jahre bricht ebenfalls als perennirend das 4te Paar, der Weisheitszahn, durch,

verknöchert war es aber schon im 6ten oder 7ten Jahre. Manchmal kommt auch späterhin, wohl erst im 30sten Jahre, noch ein 5tes Paar; so hat alsdann der Mensch 32 Zähne.

Die übrige Verknöcherung geschieht mehr stetig. Bis zu dem 18ten Jahre ist die Kniescheibe größtentheils vollendet, so auch das Hüftbein, und das Kreuzbein; der unterste Theil des Rückgraths fängt alsdann erst an sich zu verknöchern, und die Rippen fangen an, mit ihren Gelenkknöpfchen zusammen zu schmelzen. Das Schlüsselbein, welches am frühesten ausgebildet war, wird doch erst weiterhin an dem Brustende zu Knochen, und so wird auch die Verknöcherung an den Schulterblättern, wo sie doch am frühesten angefangen hatte, gerade am spätesten vollendet. Die Scheidebeine (am Gesichte) wachsen zusammen, die Zungenbeine werden meist erst am Ende dieser Periode vollkommen, die Näthe der Schedelknochen wachsen mehr in einander, und späterhin verliert sich auch gewöhnlich jede Spur der Stirnbeinnath. Die Stirnhöhlen entstehen allmählig. Die Oberarmbeine lassen ihre Knochenkerne, welche früher an verschiedenen Orten entstanden waren, erst mit der Vollendung des Gerippes zusammen schmelzen. Eben so die übrigen Knochen der Gliedmaßen. Bei der Geburt waren die Knochen der Arme verhältnißmäßig kleiner aber stärker, als die der Füße, dennoch werden einige Knochen in jenen später vollendet als in diesen, und die Schulterblätter am spätesten. So geht die innere Knochenbildung noch in ihrem stetigen Gange weiter fort bis zu dem 40sten Jahre hin. Die Schedelknochen nehmen mehr an Dicke als an Größe zu.

Daß nun gegen das 7te Jahr durch den ganzen Knochenbau eine beträchtliche Veränderung vorgehe, dem zweiten Triebe der Bäume vergleichbar, ist nicht blos aus dem Zähnewechsel ersichtlich; noch eine andere Erscheinung spricht dafür. Die rhachitischen Kinder gene-

sen öfters mit diesem Alter; ihre Knochen nämlich, welche vorher weicher und zum Theil mehr ausdehnbar waren, als sie seyn sollten, werden jetzt eher als vorher fest und stark, proportionirt, und überhaupt gesund. Also muß doch der Organismus um diese Zeit vorzüglich für die Knochenkraft thätig seyn, und mehr wie sonst den ernährenden Stoff gerade diesen festen Theilen zuführen. Doch wird übrigens die Natur hierdurch nicht so merklich angegriffen, wie durch das erste Zahnen. Da nun die Oxydation des Blutes den Faserstoff vermehren soll, so muß auch die Mehrheit und Stärke des Knochenstoffes von derselben abhängen, und daher mit der Lungenthätigkeit in genauer Verbindung stehen.

Die Lunge nämlich, als das Organ, welches die luftartige Lebensspeise aus der Atmosphäre in das Blut aufnimmt, entwickelt sich mit der Geburt des Kindes allmählig, so daß sie die ganze Jugendzeit hindurch einen verhältnißmäßig stärkeren Wachsthum hat, als die andern Theile. Jedoch ist dieses um so mehr der Fall, je jünger das Kind ist. Ungefähr in demselben Verhältnisse, als die Lunge größer wurde, sind frühzeitig die Brustdrüsen, wie auch die Luftröhrendrüsen verschwunden, auch die Leber ist in dem Wachsen zurückgeblieben, und der Unterleib wächst jetzt minder in die Länge als in die Breite. Dagegen dehnt sich im Ganzen der Oberleib mehr aus, jedoch bei dem Knaben beträchtlicher als bei dem Mädchen. Auf diese Weise nimmt die mehr und mehr erweiterte Lunge auch mehr aus der Luft ein. Auch die Haut wird, als einsaugendes Organ, immer geschickter, dem Organismus Sauerstoff zuzuführen. Man hat auch einen Wechsel der Farbe an der Lunge dem Alter nach bemerkt, welcher mit dem vermehrten Oxydationsprozeß in Verbindung stehen mag. Bei Kindern unter 10 Jahren fand man sie schmutzig fleischfarben, nach dem 20sten Jahre fast dunkelblau und grau gesprenkelt. So wie der Mensch sich der Reife nähert,

hat der Zwerchmuskel mehr allein das Hülfsgeschäft bei dem Athmen; und das Athmen selbst wird mehr ruhig, es gewinnt mehr einen langsamen und gehaltenen Tact*).

Der Puls schlägt in einer Minute

bei dem dreijährigen Kinde 100 mal,
bei dem siebenjährigen Kinde 90 mal,
in dem mannbaren Alter 80 mal,
in dem Manne 70 mal,
in dem Greise 60 mal und weniger.

In dem neugebornen Kinde schlug er 120 mal, auch wohl darüber. Man sieht also, daß die Lebhaftigkeit des Blutumlaufes um so schneller abnimmt, je jünger noch der Mensch ist, bis endlich das Herz in jenem ruhiger gehaltenen Tacte schlägt und gewissermaßen bleibt. Jene Lebhaftigkeit ist vom Anfange der ersten 3 Jahre bis zu Ende derselben = 5 : 4, von dem 4ten Jahre bis zu Ende der folgenden 4 Jahre beinahe = 8 : 7, von dem 9ten bis zu Ende der folgenden 18 Jahre beinahe = 21 : 20; sie nimmt ab in den ersten 3 Jahren ungefähr noch einmal so geschwind, als in den folgenden 4 Jahren, und in dem 18ten Jahre der Jugendzeit 15 mal langsamer, als in den ersten 7 Jahren, und gar 24 mal langsamer als in den ersten 3 Jahren. Es versteht sich hierbei von selbst, daß diese Zunahme der Ruhe in dem Pulsschlage sowohl als in dem Athmen von Tage zu Tage stetig fortgeht**).

---

*) Es richtet sich in einem nicht genau bestimmten Verhältnisse nach dem Pulsschlage, wie oben in einigen Angaben bemerkt worden; gewöhnlich scheinen auf 17 Pulsschläge 4 Ein- und Ausathmungen zu kommen, also bei manchen vielleicht genau auf 4 eine, welches das reine Verhältniß gäbe = 4 : 1; hängt das vielleicht mit guter Tactanlage zusammen?

**) Im Schlafe geht der Puls etwas langsamer. Rudolphi, Phys. führt an:

bei einem 8jähr. Knaben schlug er im Wachen 100, im Schlafe 89 mal
" " 11jähr. " " " " 90 " " 80 "
" " 14jähr. " " " " 82 " " 62 "

Dieser ruhigere und langsamere Blutumlauf hat indessen mehr Lebenskraft und Energie gewonnen; das Blut führt den dicker und fester werdenden Muskeln, und überhaupt allen Theilen täglich mehr Stärke zu. Das Gefühl der Kraft wächst mit dem jungen Menschen, er mag sich gern bewegen, und erhält immer mehr Spannkraft in den Muskeln und Nerven. Die Verdauung geht langsamer von statten, wozu auch die veränderte Lage des Magens beiträgt. Denn zuerst mehr senkrecht nimmt der Magen allmählig eine mehr wagerechte Richtung, so daß die Speisen länger darin verweilen; daher wird auch das Erbrechen weit seltener und gewaltsamer, als es bei dem Kinde war, die Galle wird schärfer und wirksamer, und die Säfte des Körpers bekommen überall mehr animalische Kraft, sie verweilen länger, und werden mehr ausgearbeitet. Das Drüsensystem ist in der frühen Kindheit am meisten thätig, allmählig nimmt seine Größe ab, die Saugadern werden immer weniger reizbar und voll, und die Thätigkeit der ausführenden Organe tritt mehr hervor, bis mit vollendetem Wachsthume eben so viel Stoff ausgeschieden als angeeignet wird. Auch verliert sich nach und nach das Fett in dem Zellengewebe, und überall vermindert sich die Weichheit des Körpers, die Schärfe der Säfte, und die Reizbarkeit von dieser Seite.

Auch in die Nerven bringt mehr innere Energie. In der Kindheit sind sie am größten im Verhältniß zum Körper, und die Empfänglichkeit herrscht in denselben am meisten vor; mit der weiteren Entwickelung bleiben sie verhältnißmäßig kleiner, zugleich bekommt die Spannkraft das Uebergewicht. Da das Naturell lebhafter oder heftiger zu seyn scheint, wenn die Nervenenden im Gehirn im Verhältnisse zu demselben kleiner sind, so wird vielleicht dieses Feuer, das leicht zu viel Selbstverzehrung bewirken könnte, in der Kindheit durch ihre Größe gemildert.

Das Gehirn ist in dem dreijährigen Kinde zwar in allen seinen Theilen entwickelt, aber es gewinnt erst allmählig mehr Festigkeit und innere Kraft *); es wiegt, wie man gefunden hat, in dem neugebornen Kinde $26\frac{1}{4}$ Loth, in dem 2jährigen $46\frac{1}{2}$ Loth, in dem 6jährigen 71 Loth, in dem Erwachsenen 96 — 100 Loth (3 Pfund). In dem neugebornen Kinde wiegt es also beinahe den 10ten Theil des ganzen Körpers, in dem 2jährigen etwa den 14ten Theil, in dem 6jährigen den 18ten bis 20ten Theil, und in dem Erwachsenen ist es $\frac{1}{40}$ bis $\frac{1}{30}$, bei außerordentlich schweren Personen wohl gar $\frac{1}{200}$ des ganzen Gewichts. Weil nun das Gehirn sich vom 4ten Jahre an dem Raume nach viel weniger vergrößert als dem Gewichte nach, so nimmt es bis zum vollendeten Wachsthume an spezifischer Schwere zu; in dem 6jährigen Kinde ist diese beinahe noch einmal so groß, als in dem 2 — 3jährigen, im hohen Alter aber wird es wieder spezifisch leichter **). Auch ergiebt sich hieraus, daß je jünger das Kind, um desto größer und schwerer im Verhältnisse zu dem Körper das Gehirn ist. Da nun ein im Verhältnisse zum Körper größeres Gehirn stärker zurückwirkt, so sind Kinder empfindlicher und lebhafter, und das besonders vor dem 6ten — 7ten Jahre. Außerdem lassen sich noch folgende Veränderungen in dem Gehirne bemerken. Bei Kindern findet sich mehr graue,

---

*) „Die Hirn- und Nervensubstanz enthält nach Vauquelin unter 100 Theilen 80 Theile Wasser, 4,53 weiße fette Substanz, 7 Theile Eiweißstoff, 5,15 Schwefel und verschiedene Salze. Das weiße Hirnmark unterscheidet sich von der grauen, nach John, dadurch, daß es etwas mehr Fett und etwas härteren Eiweißstoff hat.“ Rudolphi, Physiol. I. S. 165.

**) Auch werden im Greisenalter die Nerven dünner, und schwinden immer mehr; desgleichen alle feste Theile; aber die weichen werden härter, die Pulsadern und viele Knorpel verknöchern, alle Bande des Organismus verknöchern, die Sinne werden stumpfer, und alle Kräfte nehmen ab (decrepitum senium).

d. i. Rindensubstanz, das kleine Gehirn ist bis gegen das 18te Jahr hin verhältnißmäßig größer, so auch die sogenannten ovalen Körper, und das Rückenmark höher; die weiße Marksubstanz, als der edlere Theil, nimmt mit dem Heranwachsen stärker zu. In einer der Hirnhöhlen hat man nach dem 13ten Jahre des Kindes den sogenannten Hirnsand bemerkt, welcher in 3 Partien abgetheilt ist, und an Größe und Menge variirt. — Im Ganzen bekommt in der heranreifenden Jugend also auch das nächste Seelenorgan mehr und mehr Energie und Festigkeit, überwiegend über die Weichheit, Empfindlichkeit und Lebhaftigkeit.

Die ganze Gestalt des Körpers tritt in allen ihren Theilen mit jedem Jugendjahre mehr in das schöne Verhältniß des ausgebildeten Menschen. Der Kopf ist im Wachsthume zurückgeblieben, der Hals hält ihn freier empor, die Brust hat sich erhoben und erweitert, der Unterleib hat sich zurückgezogen, aber die Hüften sind breiter geworden, immer fester steht der junge Mensch auf seinen Füßen, diese gehen mehr gestreckt, und die Arme erhalten mit den Händen ihre verhältnißmäßige Länge. Da nun die Muskeln überall ihre Fülle und Ausdehnung erhalten, so rundet sich alles aus, und die jugendliche Gestalt steht endlich da in ihrer Kraft und Schönheit. Das Unbedeutende des Gesichts geht in einen sprechenden Ausdruck über. Schon durch die Zähne haben die Wangen das Oval des Gesichts zu bilden angefangen, das hervortretende Kinn führt das fort, der Mund formt sich aus seiner Unbestimmtheit, oft erst gegen das 14te Jahr hin, dann deuten die geschlossenen Lippen Edleres an, die Backen ziehen ihre hervorgedrungene Fülle etwas zurück, die Nase legt das Profil schärfer hervor, die Augen lassen mehr Seele erscheinen, die Augenbraunen ziehen ihren Kreis, die Stirn verkündigt Denkkraft, und um das Angesicht legt sich der Haarwuchs herum. So entscheidet sich gewöhnlich um das 14te Jahr hin die Phy-

siognomie, und täglich bestimmter. Von dieser Zeit an zeigt sich, besonders bei der ungebildeten Menschenclasse, die Aehnlichkeit mit den Eltern am stärksten. Die Mundhöhle ist durch die Zähne und die Veränderung der Kiefer etwas kleiner geworden, aber so, daß die Zunge dadurch eine bestimmtere und mehrfachere Wirksamkeit erhält, je nachdem sie Theile berührt; die Luftröhre verlängert und erweitert sich, und das ganze Stimmorgan bildet sich aus.

Die ganze physische Entwickelung der Jugend zeigt, daß der Körper während seines Wachsthums von der größern Weichheit, Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit übergeht zu mehrerer Festigkeit, Stetigkeit und Wirksamkeit. Das Kind nimmt um so unbestimmter auf, je jünger es ist: der junge Mensch wirkt um so mehr heraus, je näher er der Reife kommt. Die ganze Jugendgeschichte von der Geburt an, und schon vorher, läßt sich also als ein allmähliger Uebergang von dem Negativen in den Organismus zu dem Positiven denken. Der Mutter noch ganz zugehörig war das Kind Anfangs fast nichts als empfangende Kraft, wurde aber mehr und mehr zu der selbstthätigen Kraft entwickelt, in welcher es mit der Geburt erschien, und unter dem Einflusse von Luft, Licht, u. s. w. nahm seine Kraft täglich entschiedener die Richtung, die wir als die positive bezeichnen, als aus ihrem Innern herauswirkend. So wird der Mensch auch im Physischen mehr ein freies Wesen und indem das Aufnehmen und Herauswirken ins Gleichgewicht tritt, mehr er selbst. Naturell und Geschlecht geben hierin weitere Bestimmtheit.

Allerdings hat sich schon vom frühesten an das Geschlecht entschieden, wir möchten sagen, schon mit dem Hereintreten des Geistes in die Wirklichkeit; indessen entscheidet sich der Geschlechtscharakter nur nach und nach völlig. In den ersten 3 Lebensjahren sind Knaben und Mädchen zwar schon bestimmt verschieden, auch zeigt ihr ganzes Wesen schon da genug das Knabenhafte und Mäd-

chenhafte, aber doch haben sie noch vieles mit einander gemein, was sich mehr und mehr bis zur Pubertät sondert. Hierbei nun folgende Erscheinungen.

Der Knabe verliert gegen das 7te Jahr hin den Ton seiner Stimme, selten kann er nun noch dem Mädchen gleich Sopran singen; der Ton fällt immer mehr, der 14jährige Knabe spricht schon gern im Tenor, und die Stimme des Mannes wechselt zwischen diesem und dem Basse *). Die Brust erhebt sich mehr und wird breiter. Die Muskeln sind mittlerweile immer straffer und stärker geworden, welches schon der Hang des Knaben zur Muskelthätigkeit ankündigte.

Das Mädchen behält den höhern Ton seiner Stimme, ja, er wird noch feiner und steigt gern bis zum höchsten Silbertone. Die Natur scheint übrigens unter dem weiblichen Geschlechte die Alt- und Sopranstimme so ziemlich gleich vertheilt zu haben, und nur in der Reinheit und Anmuth der Stimme den Ausdruck der reinen Seele zu setzen. Gegen das 13te oder 14te Jahr hin pflegt die Stimme eine Zeit lang unbestimmter und schwächer zu werden, bis sie bald nachher aus dieser Krise reiner und sanfter hervorgeht. Zu gleicher Zeit kündigt dem Mädchen die Natur eine mächtige Veränderung an, welche manchmal mit krankhaften Zuständen verbunden ist; es erfolgt nun im gesunden Zustande ein periodischer Blutverlust. Die Gestalt des Weibes bleibt kleiner als die des Mannes, seine Muskeln sind mehr ausgerundet, Sanftheit, Weichheit und Fülle geben ihm die Formen der Schönheit.

---

*) Dieses hängt zugleich, wie oben bemerkt, mit der Größe der Stimmritze zusammen. Nach Rudolphi, Physiol. fand sie sich in folgenden Verhältnissen zunehmend:

bei dem ¾jähr. Kinde am kleinsten,
= = 3jähr. = um ¾ Linien größer,
= = 12jähr. = = 1½ bis 2 Linien größer als bei d. 3jähr.
= = ausgewachsenen Weibe um 2 Linien größer als bei dem 12jähr. Kinde.
= = = Manne um 2 bis 2¾ als b. d. 12jähr. Kinde.

Vergleichen wir die männliche und weibliche Jugend in ihrer physischen Entwickelung noch genauer mit einander, so finden wir bei jener mehr Andrang des Blutes nach der Brust, und stärkere Respirationswerkzeuge, und mehr Muskelkraft: bei dieser verhältnißmäßig mehr Entwickelung der Blutgefäße in dem Unterleibe, mehr Erweiterung des Beckens, mehr Ausdehnung des Zellengewebes, mehr Weichheit, so daß doch Stärke nicht fehlt. Nerven und Muskeln gewinnen in jedem Geschlechte ihren eigenthümlichen Charakter; dort mehr Spannkraft und nach außen wirkendes Vermögen: hier mehr Reizbarkeit, Zartheit und Empfänglichkeit; in dem männlichen Organismus herrscht das Positive, in dem weiblichen das Negative vor. Weil nun überhaupt das letztere, übergehend zum ersteren, der Charakter der Jugend ist, so erklärt sich vielleicht hieraus das geschwindere Heranreifen des Mädchens vor dem Jünglinge. Wo nämlich die Natur in ihrer Richtung bleibt, bildet sie sich gleichförmiger im Ganzen aus, und kommt früher zum Ziele, auch gestaltet sich alles stetiger von innen heraus. Vielleicht erklärt es sich so, wie gleich der Blume das Weib das Meisterstück der freien und schönen Natur wird. In der männlichen Jugend dagegen bekommt die Richtung der Kraft einen Umschwung; der Knabe fängt daher früh an allerlei zu machen und wieder zu zerstören, als ob er seine Bestimmung fühle, sich die Natur zu unterwerfen. Dieser Uebergang zum Entgegengesetzten kann nicht anders als im Kampfe erscheinen. Und so findet sich auch wirklich die Entwickelung des Knaben, besonders nach dem 7ten Jahre, als ein Ringen und Treiben, wodurch er, statt der Anmuth sich lieber Würde erringt. Der physische Organismus führt allerdings auch auf diesen Unterschied der Geschlechter hin.

Die Hauptperiode des jugendlichen Alters ist sonach die Erscheinung der Pubertät, bei dem männlichen Geschlechte gewöhnlich mit dem 15ten oder 16ten Jahre,

in derselben liegt, in dem Lebenstriebe (im engeren Sinne) zusammen.

Die zweite Richtung, welche human-animalisch ist, äußert sich vorerst im Erhaltungstriebe durch die Nahrung, sodann auch im Fortpflanzungstriebe. Indessen sind in allen Lebensverrichtungen innerhalb des Körpers die Erregungen, Befriedigungen und Rückwirkungen dieser Triebe mit jenen organischen Verrichtungen in Eins verflossen, in welcher Vereinigung die Verdauungs-, Ernährungs-, Ausleerungsgeschäfte, Schlafen und Wachen erklärbar, und theils weniger, theils mehr der Willkür unterworfen sind.

Die dritte Richtung ist die unmittelbare für die Humanität, nämlich die Bewegung der Gliedmaßen, der Gebrauch der Hände, die Stimme und Sprache; auch diese Aeußerungen sind mit jenen Lebensverrichtungen unendlich verschlungen. Da dieses zunächst in die Bildung eingeht, so müssen wir uns den Zusammenhang aller dieser Thätigkeiten etwas deutlicher machen.

Die willkürlichen Bewegungen bringen den Leib von einem Orte zum andern, führen dem Munde die Speise zu und äußern durch die Stimme die Bedürfnisse; hieraus erfolgt theils Befriedigung der Triebe, theils Unterhaltung der ganzen organischen Thätigkeit. Die Triebe regen diese willkürlichen Bewegungen und Aeußerungen an, sie unterhalten aber auch den Lebensprozeß; die Sinnenbeschäftigung erregt vermittelst der Nerven und des Gehirns Bewegungen und Stimme, und sie wirkt zugleich als Reizmittel auf den ganzen inneren Organismus; die Befriedigung des Hungers und Durstes führt diesem Organismus Stoff und Reiz zu, und bewirkt Sprachlaute und Gebrauch der Gliedmaßen; der Fortpflanzungstrieb wirkt ebenfalls im Innern als Lebensreiz, und bringt willkürliche Thätigkeiten hervor. Auch mittelbar wirkt jeder dieser drei Triebe auf das Ganze,

indem sie unter einander in genauer Verbindung stehen. Der Speisetrieb macht, daß man sich umsieht, daß man aufhorcht, daß man fühlt, riecht und schmeckt, um den Hunger zu stillen: umgekehrt erregt der Anblick und der Geruch der Speisen den Appetit. Der Geschlechtstrieb hat die Sinne in seinem Dienste, wird durch Anblick, Stimme und Ton erregt, und steht auch mit dem Speisetriebe in einer gewissen Wechselerregung. Von der Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieser Triebe hängt ferner die innere Stärke oder Schwäche ab, womit der Körper die atmosphärische Einwirkung aufnimmt, oder worin er sich leichter oder schwerer fühlt: dagegen wirken Erde, Luft und Licht von außen zur inneren Stimmung, womit die Lebensverrichtungen freier oder gehinderter vor sich gehen, daß etwa die Muskelfaser zur Bewegung oder der Nervenäther zur Empfindung gereizt werde, und womit der Lebensstrom sich durch alle Zweige trüber oder fröhlicher ergießt. Und nicht blos in dem Bewußtseyn erfolgt diese Wechselwirkung aller jener Thätigkeiten, noch häufiger und wirksamer entspinnt sie sich in dem bewußtlosen Zustande. So greifen sie alle zusammen zu der ganzen Kraftäußerung des menschlichen Organismus. Die Anthropologie weiß noch vieles vom merkwürdigen Consensus oder Antagonismus einzelner Thätigkeiten aufzuzeigen.

Hierin liegt uns die körperliche Jugendentwickelung vollständiger vor. In der Kindheit wirkt die Schwerkraft und die Atmosphäre zuerst am meisten auf das physische Leben, das Licht wirkt mehr allmählig, indem es vermuthlich das Aufrichten der Gestalt, wie bei Baum und Blume, befördert und eigene Lebensreize gewährt, aber bestimmt zuerst zu Erregung des Sinnes in dem Sehen; während in jener zweiten Richtung der Speisetrieb erwacht, dagegen der Geschlechtstrieb noch lange schlummert. In jener dritten Richtung kommt das Kind zuerst zum Gebrauche der Hände, langsamer und später

zur freien Bewegung der Gliedmaßen, und noch langsamer und später in den Besitz der Sprache.

Die Kindheit hat alle Sinne entwickelt, die Gestalt aufgerichtet, die Glieder frei gemacht und die Sprache angefangen. Das mittlere Jugendalter bildet beinahe dieses alles aus; insbesondere ist die Periode um das 7te Lebensjahr als die völlige Entwickelung der Sprachkraft anzusehen. Aber die Ausbildung der freien Bewegungen, wie auch der Sprache und Stimme, fällt in das letzte Jugendalter, und hier erst erwacht der Geschlechtstrieb. In der Kindheit befindet sich hauptsächlich der Sinnentrieb und Speisetrieb, zusammen der Auffassungstrieb in dem gereizten Zustande, und auch alle übrigen willkürlichen wie unwillkürlichen Thätigkeiten müssen mehr oder weniger in dem Dienste desselben seyn; das Körperliche hat in der ganzen Stimmung des Kindes noch die Oberhand, die Ermüdung erfolgt bald, und selbst der Schlaf weicht noch nicht so willig dem Tage.

Das Knaben- und Mädchenalter hat seinen gereizten Zustand in den Sinnen, in den Bewegungen der Gliedmaßen, hauptsächlich der Füße, in den Handbeschäftigungen und in der Stimmäußerung, alles dieses durch den Trieb nach Vorstellungen, mitunter aber auch durch den Speisetrieb erregt, von der Schwerkraft noch ziemlich festgehalten, bald ermüdet, aber schon mehr von dem Einflusse des Lichtes im Wachen und Schlafen und in der ganzen Stimmung abhängig. Es ist das Alter des freien Spieles der mannigfaltigen Thätigkeiten von Auffassen zum Bewegen, vom Geben zum Empfangen.

Das Jünglingsalter bringt durch die Entwickelung eines neuen Triebes eine gänzliche Veränderung hervor; alle Thätigkeiten treten insgeheim in den Dienst dieses mächtigen, aber zur Selbstbeherrschung führenden Triebes, hierin ist jetzt der gereizte Zustand, zugleich in der nach Ausbildung sich sehnenden Muskel- und Nervenkraft.

Der Organismus lebt in einer neuen ätherischen Strömung, die Phantasiegebilde der Nacht und die Energie des Tages führen das Streben des jungen Menschen über die Erde hinweg. Es ist das Alter des Treibens zum höheren Ziele.

Diese ganze Kraftäußerung ist nun nach den Geschlechtern verschieden, so wie sich dieses aus der vorherrschenden positiven oder negativen Kraft erklärt. Denn hiernach müssen jene drei Richtungen mit ihren dreifachen Functionen bei dem Knaben und Jünglinge im Ganzen einen mehr positiven, so wie bei dem Mädchen einen mehr negativen Charakter annehmen. Jener sitzt nicht gern lange ruhig, hängt nicht sonderlich von der Atmosphäre in seiner Stimmung ab, und macht leichter die Nacht zum Tage; er vergißt leicht das Essen, seine Sinne wollen auf die Dinge umher wirken, er greift mit seinen Händen nach dem, was er sieht, er liebt, was das Ohr füllt, sucht das Weite, rennt, springt, klettert, ringt, fliegt auf dem Rosse hinaus; er spricht gern laut, schreit, befiehlt, stellt seine Begriffe auf, und will, daß sein Wort gelte u. dgl. m. Das Mädchen sitzt dagegen lieber, oder bewegt sich im engeren Kreise, hängt mehr von geheimen Einwirkungen des Organismus ab, ist daher leicht der Laune (luna) unterworfen, wird inniger froh im Frühlingslichte, schaudert mehr vor dem Dunkel, sucht mehr den Genuß, fühlt aber nur schüchtern den Geschlechtstrieb. Es läßt sich eher zu Hause halten, hüpft und tanzt lieber, als es rennt und springt, fährt lieber, als es reitet, sehnt sich aber immer wieder nach sinniger Unterhaltung.

Hiernach zeigen sich folgende Erscheinungen der Jugend dem Alter und Geschlechte gemäß.

Der 3—7jährige Knabe, im freien Besitze seiner Sinne, weilt vor keinem Gegenstande leicht mit ruhiger Beschauung, sondern er hat immer einen Zweck bei seinem Hören und Sehen, und daher wirken seine Sinne mehr für die

Wahrnehmung als für das Gefühl. Er unternimmt gern allerlei mit seinen Händen oder Fäusten, am meisten liebt er Werkzeuge, womit er allerlei machen kann. Doch selten ist er lange anhaltend und ruhig hierbei, denn auch seine Füße wollen sich bewegen, und sympathisch wird er zum Laufen, Springen, Klettern und Herumbalgen aufgeregt. — Das Mädchen fängt schon in diesem Alter an die Gegenstände ruhiger und sinniger aufzufassen, es beschäftigt am liebsten seine Finger, doch hüpft es auch wieder gern mit andern fröhlich herum.

Der 7—14jährige Knabe liebt Beschäftigungen, wobei er seine zunehmende Muskelstärke auf alle Art gebrauchen kann, ein innerer Reiz der wachsenden Energie treibt ihn, mehr und mehr seine Gliedmaßen zu versuchen. Diese Kraft spielt in ihm bei der leisesten Anregung, und nur in ruhigeren Augenblicken begiebt er sich zum Anschauen und Anhören. — Das Mädchen von 7—12 Jahren wandelt schon öfters ruhig in der Natur, sieht sich um und hört ohne weiteren Zweck, dann sehnt es sich wieder nach seinen munteren Gespielen. Die Bewegungen seiner Gliedmaßen sind sanfter, anmuthiger und lange nicht so angestrengt, als die des Knaben.

Der 14—18jährige Jüngling steht und geht zwar gehaltener und manchmal mit gemessenem Schritte, aber seine Lust an körperlicher Anstrengung mannigfaltiger Art wächst im Ganzen, indem sie sich zugleich mehr ordnet. Jetzt treten Momente der ruhigen Betrachtung ein, worin er die Sinneneindrücke auffaßt. Sein Blick wird ernst, spähend, feurig, durchdringend, nicht selten dabei etwas finster, auch zuweilen schüchtern, zuweilen feindlich angreifend; sein Ohr leihet er Andern, wohl aber nicht gern lange.

Von dem 13ten bis 14ten Jahre an geht das Mädchen zur Jungfräulichkeit durch folgende Erscheinungen über. Seine Stimme wird schwächer und verliert an Reinheit, seine Glieder empfinden zu Zeiten Müdig-

keit, es fühlt sich unbehaglich, ist niedergeschlagen, weiß nicht, was ihm fehlt, hat Bangigkeit, durch seine ganze Natur dringt ein Ton der Wehmuth. Auf einmal geht eine Veränderung in seinem ganzen Blutumlaufe vor, die sich nun monatlich zu bestimmter Zeit einstellt; es wird ihm heiterer zu Muthe und leichter in den Gliedern, der Frohsinn kehrt zurück, die Welt ist ihm wieder hell geworden, aber sie sieht ihm ganz anders aus; seine Verhältnisse zu den Menschen haben sich geändert; getroster in dem Besitze seiner Unschuld und schüchterner in dem Gedanken ihres möglichen Verlustes tritt es in die Gesellschaft der Erwachsenen, und ist, wie diese, gesetzt in ihrem Betragen. Jetzt wird die Stimme wieder wohlklingend. Das Ohr horcht auf leise Laute und erkennt sie bald, das Auge weilt mit sanftem Blicke vor dem Gegenstande, und schlägt ihn gegen Verletzungen der Schamhaftigkeit nieder, bewaffnet ihn gegen frevelhaftes Ansinnen, verräth aber die Liebe durch etwas Schmachtendes oder Verstohlenes. Das Gefühl und der Geruch wird immer zarter, und der Geschmack schärfer unterscheidend. Die jugendliche Munterkeit äußert sich gern lebhaft im Tanzen, aber sie wechselt zuweilen mit einer trüben und gereizten Stimmung, ohne Bewußtseyn eines Grundes dazu, mit mehr oder weniger Laune, und das nicht blos nach jenen periodischen Veränderungen. Die liebliche Lebhaftigkeit des Mädchens spielt aber immer noch durch die würdevolle Anmuth der gesetzten Jungfrau*) hindurch.

*) Ἀνθεστηριάς, Gesch. d. Erz. S 273.

II. Entwickelung des Geistes.

1. In der Sinnenthätigkeit.

Wenn gleich in dem dritten Jahre alle Sinne wirken, so erhalten sie doch in den folgenden Jahren erst die Vollendung ihrer Thätigkeit. Der Tast- und Gefühlsinn ist wohl selten vor dem 7ten Jahre in dem Grade ausgebildet, wie ihn, um nicht etwa die künstlerische Hand zum Maße zu nehmen, der erwachsene Mensch gewöhnlich besitzt. Der Geruchsinn scheint erst mit der Mannbarkeit in seiner ganzen Stärke hervorzubringen; und der Geschmacksinn vielleicht noch später, wie man daraus sieht, daß der Jüngling nur im Falle der Verwöhnung oder Verfrühung z. B. Weinsorten und Speisezubereitungen scharf unterscheidet. Eben so selten wird man Knaben und Mädchen sich viel mit dem Geruche der Blumen beschäftigen sehen; die Farben fesseln sie noch. Es geht indessen auch im Sehen und Hören die Ausbildung bis in das Jünglingsalter weiter fort. Wie sehr unterscheidet sich auch hierin die Entwickelung des Menschen von dem Thierjungen! Der Grund dieses langsameren Ganges muß also in dem Geistigen liegen, und hierdurch wird uns die Entwickelung eines jeden einzelnen Sinnes erst ganz erklärbar.

Die Aufmerksamkeit ist es, welche die Sinnenkraft im Ganzen weiter führt, indem sie dieselbe in ihren einzelnen Zweigen aufhält. Sie, diese früheste menschliche Aeußerung des neugebornen Kindes, trat zuerst in dem Gesichtssinne hervor, und vollendete sich bald darauf in dem Gehöre. An Auge und Ohr ist nun einmal die Seele gewöhnt, in diesen Sinnen ist sie ganz und ungetheilt. Aber hier erhält sie auch so viel Stoff und so mannigfaltige Reize, daß sie mit der Beschäftigung derselben Sinne gar nicht fertig wird; die Welt bietet vom Morgen bis zum Abende dem Kinde so viel zu sehen und zu

hören und zu unterscheiden dar, daß es schon von dieser Thätigkeit ermüdet, wäre es auch nicht von andrer, Abends einschlafen muß, und wenn es am Morgen erwacht, so bringt ihm Licht und Schall wieder Neues entgegen. Das dauert wenigstens bis zum 7ten oder 8ten Jahre so fort, daß ihm noch die alltäglichsten Gegenstände unter neuen Formen erscheinen, mit neuen Anschauungen seine Aufmerksamkeit unterhalten und zu neuer Anstrengung seine Denkkraft erregen. Auf diese Art findet das Kind sobald noch nicht Zeit für die Ausbildung der andern Sinne, und wird auch mit jenen noch nicht so leicht fertig.

Lange Zeit muß nämlich damit hingehen, bis der Knabe Nah und Fern gegen einander genugsam abmißt, und selbst der Erwachsene hat hiermit noch viel zu thun. Die physische Beschaffenheit des Auges macht dieses erst nach und nach möglich, denn die Feuchtigkeiten, womit das Auge des Kindes stärker angefüllt ist als das des Erwachsenen, nehmen allmählig ab, die inneren Theile, wie die Krystalllinse und das Netzhäutchen, rücken dadurch näher zusammen, die frühere Kurzsichtigkeit verliert sich und der Jüngling sieht im natürlichen Zustande weiter und näher als der Knabe. Schon hieraus ergiebt sich, daß sich die Aufmerksamkeit in dem Sehen die ganze Jugendzeit hindurch in einem gereizten Zustande befindet. Aber auch die neuen Unterscheidungen von Formen, Farben und Gestalten ziehen die Kraft des Anschauens und Denkens überwiegend heraus in die Gesichtswelt. Daher gelangt kaum der Jüngling zu jener Ruhe, worin die Aufmerksamkeit unbefangen des Eindrucks dem äußeren Reize das völlige Gleichgewicht hält, d. h. wo er ästhetisch sieht, und vor dem Schönen weilt. Dann erst betrachtet er die verfließenden Linien, die vielgestalteten Massen, das mit dem Schatten vertheilte Licht und den darüber hingegossenen Farbenschimmer ungestört; denn nun quält ihn nicht mehr der Trieb, wissen zu wollen,

was das ist, wie weit es ist, warum das so aussieht; er mißt nicht mehr die Schritte und Meilen zum Baume und Gebirge ab, und denkt nicht mehr so angelegentlich an den Namen des Dorfes, dessen Kirchthurm hervorragt — kurz die Landschaft fängt nunmehr an, sich als ein schönes Gemälde vor ihm zu verbreiten, und in seinem Sehen erwacht nun erst ganz der Sinn für das Mahlerische. Und nunmehr ist nicht nur der Gesichtssinn, sondern auch die Geisteskraft in demselben ganz frei geworden. So erfolgt es in dem gewöhnlichen Naturgange bei dem Jünglinge; etwas früher bei dem Mädchen. Der Gesichtssinn nimmt jetzt mit Freiheit wahr und schaut mit ruhigem Wohlgefallen an.

Auf solche Art sehen wir, daß der Mensch alles sein Denken und Anschauen durch das Sehen zuerst und lange Zeit fast allein bildet, und so nimmt er auch hauptsächlich von dem Gesichtssinne seine Vorstellungen, wenn er sich erklären will (wovon das eben Gesagte in seinen Worten ein Beispiel giebt). Fast möchten wir sagen, der Gesichtssinn sey der erste Sitz der Geisteskraft.

Darüber könnte es nun kaum zur Entwickelung des Tastsinnes kommen, wenn dieser nicht durch jenen selbst belebt und unterhalten würde. Aber das Kind greift nach allem; was es sieht, befühlt es, so daß man wohl sagen möchte, die Kinder wollen auch mit den Fingern sehen; es läßt auch wohl die Sache in den Händen herumgehen, oder stampft mit den Füßen darauf. Dieses ist langehin eine jugendliche Aeußerung, um die Begriffe von Raum, Entfernung, Gestalt, Oberfläche zu berichtigen, oder vielmehr um das Geschäft des Auges zu vollenden. Aus diesem Grunde kommt der Mensch erst durch die gewöhnliche Bildung dazu, daß er in seinen Fingerspitzen mit Zartheit und Bestimmtheit wahrnimmt, aber nur durch höhere zu einem Gefühle, wie es der Kenner der plastischen Kunst besitzt, dessen Hand jene feine Em-

pfindung der Oberfläche hat. Fast durchaus bleibt dieses letztere ganz schlummern, sonst würde sich vermuthlich das Gefühl als Sinn für die Oberfläche von dem Getaste als Sinn für den Punct des Widerstandes eben so scharf unterscheiden, wie etwa der Geschmack von dem Geruche. Alles dieses liegt in der immer vorwaltenden Beschäftigung der Augen und in der Beziehung des Tastens und Fühlens auf das Sehen. Bei dem Blindgebornen vertritt *) darum das erstere die Stelle des Sehens, und kommt er etwa einmal zu seinem Gesichte, so sieht er vorerst wie er fühlt und sieht für sein Fühlen, d. h. er hält das Gesichtsfeld für eine Fläche, worin er alles unmittelbar berühren kann, bis der Gesichtssinn gleichsam sein Recht der Erstgeburt allmählig geltend macht. Aber daß mit demselben der Tastsinn für den Verstand seine Vorstellungen verbindet, sagt schon das Wort, begreifen.

Diese zwei oder drei Sinne lassen demnach auf alle Weise ihre Perceptionen zu einer gewissen Einheit zusammenfließen, doch so, daß in dem gesunden Zustande die des Auges die deutlichsten und herrschendsten sind. Sie erhalten so auch eine gewisse Einerleiheit, nämlich in dem Heraustreten der Geisteskraft zur Außenwelt hinaus, gleichsam ein Dahinstellen des Außer uns, oder des Raumes und seiner Abmessungen. Sie entfalten ihre einzelnen Richtungen dieser gemeinschaftlichen Hauptrichtung in wechselseitigem Einflusse auf einander, während der ganzen

*) Man widerspricht dem sogenannten Vicariren der Sinne, und man hat recht, wenn es heißen sollte, daß z. B. durch die Fingerspitzen die Gesichtswelt in die Seele eingehe, oder daß der Blinde die Farben fühle, wie sie nur das Auge sehen kann. Aber soweit ist es zu verstehen, daß die Seele für die Weltanschauung durch einen andern Sinn Vorstellungen enthalte, wenn der Hauptsinn für diese Art der Anschauung fehlt, aber freilich nur analoge, zur Unterscheidung und Erkennung der Dinge. Hiervon unten bei der Bildung.

Jugendzeit hindurch, so daß erst in der dritten Periode derselben die ruhige Empfindung mit der gehörigen Schärfe und Feinheit statt findet; und alsdann nimmt die Seele nicht blos durch diese Sinne wahr, sondern empfindet auch mit inniger Lust durch dieselben das Schöne, das Zarte, das Glatte. Es ist ein seltener Fall, und entweder außerordentliches Talent oder Affectation, wenn der 14jährige Knabe oder das 12jährige Mädchen die Mahlerei eines Stückes bewundert, oder von der Zartheit in den Berührungen der Tonsaite redet, oder Sinn für die Verhältnisse der Bildsäule äußert. Mit 16 oder 18 Jahren geht dieser innere Sinn den Gebildeteren gewöhnlich erst auf, und mit demselben eine höhere Welt.

Doch auch das Gehör hatte sich früh entwickelt, als eine der ersten Aeußerungen der Sinnenkraft. Eben darum wird es minder von dem Sehen beherrscht, es steht diesem vielmehr zur Seite als ein ganz verschiedener Sinn, und beide erregen sich wechselseitig, nehmen sich in Anspruch, beschränken sich, nur aber so, daß der Gesichtssinn immer als Hauptsinn vorstrebt. Will nämlich das Kind schärfer bemerken, was es hört, so nimmt es das Auge zu Hülfe, als wollte es den Schall auch ansehen: umgekehrt ist es dagegen nicht leicht der Fall, daß es einem Gegenstande anhören will, was es sieht; jenes ist daher die natürliche Association dieser beiden Sinne die ganze Jugend hindurch, die Herrschaft des Ohres aber das Werk der Reflexion und Bildung. Der 14jährige Knabe oder das 12jährige Mädchen werden immer noch mehr sehen wollen und hören, und schärfer, leichter, freier mit dem Auge unterscheiden als mit dem Ohre. Nur bei einer vorzüglichen musikalischen Anlage werden sie vor dem 7ten Jahre mit freier Aufmerksamkeit die Verschiedenheit der Töne anders als dunkel empfinden, wenn sie gleich alsdann Thier- und Menschenstimmen und die Sprachlaute hinlänglich unterschei-

den *). Doch wird das letztere sich noch die Jugendzeit hindurch ausbilden, und auch der Erwachsene lernt ja noch feinere Nuancirungen der Sprachlaute. Von frühem gewöhnt zu erfahren, woher der Schall komme und was er bedeute, wird der Jüngling lange noch bei allem, was er hört, insgeheim in diesem gereizten Zustande des Erkennenwollens erhalten, und daher ist das ruhige Anhören der Wohlklänge und zwar außer der Melodie auch der Harmonie eine Sache der späteren Jugend oder der vorzüglichen Uebung. Aus dem stärkeren Gebrauche des Gesichtssinnes ist es begreiflich, warum die Aufmerksamkeit im Hören so häufig fehlt.

Die Ruhe und Stille der Seele, welche zu dem Aufhorchen und Anhören erfordert wird, ist auch für die Unterscheidung in dem Riechen und Schmecken nothwendig. Diese drei Perceptionen haben das mit einander gemein, daß sie mehr die Eindrücke von außen hineinziehen als der Außenwelt positiv entgegen gehen; aber dabei ist der innere Sinn doch nicht passiv oder dem Eindrucke hingegeben. Seine Thätigkeit ist mehr eine innere des Unterscheidens mit Selbstständigkeit und innerem Festhalten während des Wechsels jener Eindrücke, welche momentan und vorübergehend sind, eine mehr nach innen gekehrte Thätigkeit. Der Gehörsinn bleibt hierbei

---

*) Der Schall erfordert wenigstens 30 Schwingungen in einer Secunde; sind sie gleichförmig und bestimmter, so heißt er Klang, außerdem Geräusch (strepitus); die Geschwindigkeit der Schwingungen (im Klange) macht den Ton, je langsamer, desto tiefer. Wir unterscheiden auch das Metall (timbre) des Tons bis zu den feinsten Abstufungen; auch die Modulation der Stimme, wie sie das Gemüth ausdrückt. Sehr hohe und nicht ganz reine Töne machen widrige Eindrücke, selbst bei Hunden, Dissonanzen dem menschlichen Ohre, dem aber das Unisono dadurch unangenehm ist, daß es zu wenig erregt und also Langeweile macht. Der Mensch ist allein der Musik fähig, und so verschieden auch die Menschen im musikalischen Gehöre sind, so ist doch darin eine gewisse Gleichheit. S. Rudolphi, Physiol.

immer der vorzüglich gereizte und beschäftigte, daher kommt es erst spät in der Jugend zur Schärfe des Geruches und Geschmackes und zum freien Wohlgefallen dabei. Wenn auch die Jungfrau den Duft des Veilchens einzieht, so wird sie immer wieder von dem Farbenreize angezogen, und der Jüngling vergißt noch geschwinder den Wohlgeruch, und bricht er die Rose ab, um ihren Geruch zu genießen, so wird sie bei seiner unsanften Behandlung im Munde oder in der Hand bald ersterben. Lange weilen junge Leute gewöhnlich nicht bei den Gerüchen; so wie sie etwa nur einen Laut vernehmen, wendet sich augenblicklich wieder die Aufmerksamkeit in den Gehör- oder einen andern Sinn. Und bei dem Geschmacke vergessen sie gewöhnlich die Aufmerksamkeit und verlieren sich in den Genuß der Gegenwart; denn es scheint erst völlige Selbstbeherrschung dazu zu gehören, daß man bei diesem Sinne nicht von dem Speisetriebe hingezogen werde.

Aus diesem Verhältnisse der Sinne zu einander und zu der Geisteskraft in denselben wird es klar, daß ihre Entwickelung sich erst mit den Jahren der Reife vollenden kann.

Obgleich der Geist mit dem frühesten zuerst gleichsam ganz in den Augen vordrang, so zieht er sich doch bald in dem Gehöre in das Innere zurück *); stellte er dort die Außenwelt gleichsam außer sich hin, und sieht

---

*) Die Taubstummen haben nicht, wie Kant will, ein bloßes Analogon der Vernunft, sondern sind oft ausgezeichnete Köpfe, wie Habermaß in Berlin, Massieur in Paris, von Schütz, ehedem in Camberg, selbst Lehrer der Taubstummen, beweisen; auch ist es unrecht, ihre Moralität herabzuwürdigen; — bemerkt Rudolphi, Physiol. mit Recht. Auch sagt er, daß der Mangel der beiden oberen Sinne den Menschen unter das Thier, ja unter die Pflanzen setze, weil ihm bei großen körperlichen Bedürfnissen alle Mittel der Selbsterhaltung dadurch für immer versagt seyen.

er mit Verstand aus sich heraus in dieselbe hinein, so erzeugt sich ihm hier eine innere Welt, in welcher er das Geistige vernimmt und sich mehr zur Vernunft erhebt. In beiden Sinnen geht seine Denkkraft als menschlicher Geist hervor, aufmerkend, auffassend, einbildend, begreifend, durch Klarheit der Einsicht strebend zur Idee und zur Einheit. Der Gesichtssinn mit den ihm zugehörigen niederen Sinnen mußte vorherrschen und muß die erste Stimme behalten, wenigstens bis über den Mittagspunct des Lebens, weil es der weltliche Sinn ist, und der Geist zuerst sein weltliches Vermögen entwickeln soll. Aber früh schon mußte er auch zurückgezogen werden, und dieses geschah auf der niedrigsten Stufe zuerst durch den Speiseinstinct mit dem noch dunkeln Geschmackssinne, welcher das Kind noch eine Zeit lang immer wieder an seine Mutter zurückgab, und hier gleichsam an dem Höheren festhielt, bis es sein Gehörsinn, hauptsächlich durch der Eltern Stimme, gewöhnt, zur höheren Welt hinführt, und nun die Tendenz nach jener Welt das Gleichgewicht gegen die nach der Erde hin allmählig erhalten will. Er erhält endlich in dem Alter das Uebergewicht so, daß das Auge immer dunkel werden und das Ohr gegen die irdischen Töne sich verschließen mag, der Geist lebt indessen hienieden schon sein inneres Leben für den Himmel. — So steht die Entwickelung der Sinneskraft im genauesten Zusammenhange mit der ganzen Bestimmung des Geistes in seinem Werden.

Die Sinnenthätigkeit zeigt in dem Sehen, Tasten und Fühlen, eine mehr positive, in dem Hören, Riechen und Schmecken eine mehr negative Richtung, darum bildet sie sich erst in beiden zusammen vollständig aus *).

---

*) So wie, hinsichtlich der Außenwelt das Auge der Sinn ist für die Ferne, und das Ohr für die Tiefe (das Innere), so möchte man Finger und Gaumen die Sinne für die Nähe, die äußere und

2. In der Denkthätigkeit.

Das Aufmerken ist das erste Denken des Kindes. Wir sahen, daß in jener frühesten Periode das Kind im Sehen und Hören zuerst alles noch als etwas Ungeschiedenes auffaßt, und nun nach und nach das Einzelne herausſieht und heraushört, und formt, bestimmt, festhält. Die Aufmerksamkeit des dreijährigen Kindes zeigt sich in allen Sinnen, aber in verschiedenem Grade, am meisten in dem Auge und Ohre. Am leichtesten wird sie in dem Auge erregt und hier geht auch das Unterscheiden und Erkennen am schnellsten weiter. Aber das 7jährige Kind will noch gern alles sehen, und behält erst das recht, was es in sein Auge gefaßt hat; daher heißt es richtig, daß anschauliche Kenntnisse die ersten für die Kinder seyen. Man versuche es auch selbst noch bei 10jährigen Kindern von etwas zu reden, wovon ihnen kein Bild vorschwebt, ob sie mit Aufmerksamkeit zuhören; so wie man ihnen aber im Erzählen oder Erklären Gesichtsgegenstände vorführt, so hängen sie an dem Munde des Sprechenden mit ganzer Seele. Und so

---

innere, und die Nase als den Sinn für Ferne, Tiefe und Nähe zugleich, der Aeußeres und Inneres vereinigt, bezeichnen. Den Geschmack- und den Tastsinn besitzt der Mensch vorzüglicher als die Thiere, nämlich zur Feinheit für die Ausbildung. Der Rüssel des Elephanten, die Fühlhörner der Insecten und Schnecken, die Zungen der Schlangen und Vögel, die Schnurhaare der Raubthiere ꝛc. kommen nicht den Fingern des Menschen bei, und dienen nur zum Ergreifen des Raubes oder zur Gewahrung dessen, was sie suchen oder meiden. Der Geschmack leitet das Thier, aber auch den Menschen bei guter Gewöhnung, zur Auswahl der dienlichen Nahrungsmittel. Das Kind liebt mehr die milden und süßen, der Mann mehr die gewürzhaften und scharfen, der Greis oft wieder jene des Kindes, das Weib bleibt mehr bei denselben das ganze Leben durch; unter allen Sinnen dauert er am längsten bis ins Alter in seiner Schärfe. Der Geruch ist zwar bei manchen Thieren stärker als bei dem Menschen, und zur Auswahl der Speisen dienend, aber in dem Menschen feiner und eingreifender in das Nervensystem.

bleibt es die ganze Jugendzeit hindurch Gesetz: was recht gefaßt werden soll, muß sich durch den Gesichtssinn möglichst versinnlichen. Da indessen in der Aufmerksamkeit die Freiheit hervortritt, so ist sie von diesem Sinne keineswegs gefangen, sondern sie wendet sich willkürlich nicht nur zu dem Gegenstande von dieser oder jener Form und Farbe hin, sondern sie zieht sich auch augenblicklich von allen Gesichtsgegenständen weg, und hat es z. B. blos mit einem Schalle zu thun; aber auch von allen Sinneneindrücken macht sich schon das 3jährige Kind manchmal los, und hält eine abgezogene Vorstellung fest.

Es bedurfte nur zweier verschiedenartiger Sinne, daß sich das Gleichgewicht der Freiheit für die Aufmerksamkeit völlig einstellte. Diese ist alsdann nicht mehr in einer Richtung befangen, sie kann von dem Ganzen der gegebenen Sinnenvorstellung sich abziehen, um nur einen Theil festzuhalten; sie kann das Reale derselben fahren lassen, und nur den Begriff von derselben, von dessen Eigenschaften, Verhältnissen, Merkmalen beibehalten; sie kann in der Einbildungskraft mehreres trennen und verbinden, und so sich Vorstellungen von ganz andern Dingen vorhalten, als die wirklichen sind; sie wirkt also im Auffassen und Einbilden mit der freiesten Selbstthätigkeit. Diese Erscheinungen sehen wir bei dem Kinde nach drei Jahren täglich interessanter werden. Knaben wie Mädchen suchen überall Neues auf, und hören oder sehen sie etwas, das sie noch nicht gesehen und gehört haben, oder bemerken sie in dem Bekannten etwas, das ihnen bisher noch verborgen geblieben war, so kommt es zur lauten Freude. Das fremde Thier, die entdeckte Regelmäßigkeit in dem Gewächse, das Wiedersehen eines Orts, den sie jetzt verändert finden, das beschäftigt ihre Seele, daß sie alles darüber vergessen. Ganz besonders freuen sie sich, wenn sie das in der Wirklichkeit sehen, was ihnen in dem Bilderbuche, oder in Erzählungen, oder in ihren eigenen Vorstellungen vorgekommen war. Dieses leben-

dige Spiel der Aufmerksamkeit vom Auffassen zum Begriffebilden und von diesem zu jenem, wächst diese ganze Periode hindurch, bis etwa gegen das 14te Jahr hin. Von dieser Zeit an nimmt sie scheinbar ab, und zieht sich theils mehr in das Innere, wo jetzt mit dem Morgensterne der Liebe die ideale Welt erwacht, theils wendet sie sich mehr auf einen Hauptgegenstand der Außenwelt hin. Der Jüngling eilt nicht so begierig wie der Knabe, um das fremde Thier zu sehen, vielleicht aber mehr in das Schauspiel; ihn treibt es hinaus in die weite Welt, und da ist ihm alles merkwürdig, und alles ist ihm anders, wenn er gleich nicht vieles Andere zu sehen und zu hören hat als zu Hause. Geht man mit 7 bis 10jährigen Knaben und Mädchen im Freien, so ist es belustigend zu sehen, wie die Mädchen etwas bemerken, das ihnen gesagt worden ist, und sie sich des Auffindens freuen, oder wie sie von dem Lehrer so gern dieses und jenes wissen wollen, und dann vergnügt sich dieses mittheilen; wie dagegen die Knaben immer nicht ganz zufrieden sind mit dem, was sie sehen und was man ihnen sagt, wie sie immer alles unter ihrer Erwartung finden, gern widersprechen, und etwa selbst ihre Bemerkung behaupten. Bei dem Jünglinge wird dieses oft traurig. Bis zur Schwermuth oder bis zum Zorne kann er über die Dinge und Menschen in der Welt aufgebracht werden, weil er nirgends seine Idee befriedigt sieht; und er geräth in unglückselige Schwärmereien, die Welt umzugestalten. Oder er lebt leichtsinnig dahin, immer nachjagend dem Leben, und nur auf das merkend, was den Trugbildern seiner Lüste zusagt. — Die Jungfrau zieht sich wohl auch manchmal trauernd über die Welt, die für sie nicht so ist, wie sie es wünscht, in ihr Inneres zurück, aber doch hängt sie mehr mit heiterem Sinne an der Gegenwart, sie merkt schärfer auf als der Jüngling, und nicht leicht entgeht ihrem Blicke etwas an den Menschen.

Die Sinneneindrücke beherrschen die Denkkraft der ersten Kindheit, aber so wie die Aufmerksamkeit freier wird, werden auch die Associationen und Gebilde der Einbildungskraft freier und bestimmter. Der 7jährige Knabe sieht schon nicht mehr die Dinge genau wie sie sind, und wenn er von dem erzählt, was er gesehen hat, so wird er selten ein treues Bild wieder geben; er wird weglassen, er wird übertreiben, seine Phantasie wird überall über die Sinnenwelt hinausspielen. Auch wird er sich lieber mit Ungeheuern als mit der wirklichen Welt in den Erzählungen unterhalten lassen. Der Erzähler Robinsons hätte mit seinen Belehrungen aus der wirklichen Welt wenig Eingang gefunden: die Unterhaltung der Phantasie durch die wundervollen Schicksale des Knaben war es, was diesem trefflichen Buche so viele Wirksamkeit in der Kinderwelt verschafft hat. Und gewiß wird das Mädchen in dem spielenden Alter sein kleines Drama mit der Puppe der Pflanzenkunde, und das Mährchen dem Unterrichte über die Naturkräfte vorziehen. Die Folge der freier gewordenen Phantasie. Darum eben ist diese Zeit das Alter des Spiels.

Die Phantasie hat hierdurch ebenfalls eine gewisse Herrschaft gewonnen, welche sie die ganze Jugendzeit hindurch ausübt, aber sie selbst wirkt immer freier. Es wird wenig Jünglinge geben, welche nicht dichten, wenn gleich nur wenige Sprache und Talent genug haben, um ein Gedicht zu Stande zu bringen. Und wenn das Mädchen manchmal für sich selbst ist, so sind das Weihestunden des schönen Sinnens, wo liebliche Bilder sein inneres Leben verschönern. Nach und nach tritt die Jugend mit dieser idealen Welt wieder in die wirkliche, Einbildungskraft und äußerer Sinn kommen in das Gleichgewicht, und es erwächst in beidem jene freie Thätigkeit der Reife, die wir Besonnenheit nennen.

1) Die Entwickelung des Gedächtnisses steht mit allem diesem in einem Verhältnisse, das man genauer kennen muß. In den ersten Wochen der Kindheit schon fingen die Vorstellungen des Gesichtssinnes an sich einzuprägen, und wenn sie wieder vorkamen, dem Kinde bekannt und allmählig auch von ihm erkannt zu werden. Eben so die des Gehörs, nur daß jene immer die häufigsten und mächtigsten blieben, welche in der Seele hafteten. In den ersten Lebensjahren ging so der Sinn hervor für diese oder jene Art Vorstellungen, z. B. der Sachen oder der Worte, der Formen oder der Farben oder des Materiellen, d. h. es legten sich die Richtungen des Gedächtnisses an in dem Auffassen und Behalten der Eindrücke, je nachdem in der Aufmerksamkeit des Kindes die Vorstellungen der verschiedenen Sinne mehr aus einander gehalten wurden, oder mehr zusammenflossen. Von dieser Zeit an, also in der zweiten Kindheit, tritt die Thätigkeit des Gedächtnisses in ihrer Stärke und Richtung ganz hervor. Das Kind hat nunmehr seine Welt umher in unendlich vielen Wahrnehmungen aufgenommen, es findet jeden Tag mehr Bekanntes wieder, es übt sich also jeden Tag mehr im Wiedererkennen, und dieses macht ihm so viele Freude, daß es sich vieles nur in der Absicht merkt, um dasselbe wieder zu erkennen. Auffassen und Behalten wird also immer mehr bei ihm verbunden, d. h. seine Geistesthätigkeit zeigt sich jetzt noch mehr als Gedächtniß. Die früheren Eindrücke waren mehr in einander verflossen, jetzt aber gestalten sie sich schärfer, und drücken sich also bestimmter ein. Sie prägen sich aber auch tiefer ein, da die Aufmerksamkeit freier und fester auffaßt. Das Wiedererkennen wird sonach leicht und das Behalten dauernd. Dieses ist wirklich bei den Kindern gegen das 7te Jahr hin deutlich zu bemerken. Alles was sie aufmerksam sehen und hören, geht mit frischer Gestalt in ihre Seele ein, wird von ihnen öfters träumend und wachend in einer gewissen

Lebendigkeit vorgeführt, und sehr vieles davon bleibt das ganze Leben hindurch zur leichten und sicheren Wiedererinnerung. Das Gleichgewicht zwischen der Einbildungskraft und den Sinnen macht dieses gewissermaßen nothwendig. Denn hierdurch wiederholt der Geist den Sinneneindruck eben so gern und eben so leicht, als er ihn empfing, und spielt damit in mancherlei Associationen, so daß er in unendlich vielfachen Verflechtungen immer wieder als derselbe erkannt wird. Hat der Knabe z. B. in Gesellschaft der Mutter oder des Vaters einmal auf einem Spaziergange einen Platz zum erstenmale gefunden, etwa im Frühlinge, und auf demselben neue Blumen u. dgl., so wird sich ihm ein Bild in der Seele gezeichnet haben, das ihm oft in angenehmen Träumen erscheint, und in späteren Jahren, wenn er etwa dichtet, wird es ihm anmuthig vorschweben. Oder hat er seine Lateinischen Declinationen mit Eifer gelernt, so declinirt er vielleicht im Traume und vergißt nicht leicht diese Wortformen. Die Blume, welche das Mädchen auf seinem Gartenbeete erzog, oder die Person, welche seine Blicke mit Interesse ansahen, oder das Wort, was sie sprach, dieses wird in seiner Seele bleiben, und das Mädchen wird sich nach langer Zeit noch leicht daran erinnern. Waren in jene Vorstellungen etwa auch Wohlgerüche geflossen, so ziehen diese mit einer Art Wehmuth noch lieblicher in die Kindheit zurück.

Das Seelenorgan, das Gehirn, macht die zweite Kindheit zur Hauptperiode des Gedächtnisses, indem es sich nicht nur völlig entfaltet, sondern auch fest genug geworden ist, um die Eindrücke nicht in einander verschwimmen zu lassen, doch aber weich genug ist, um leicht und viel aufzufassen *). Weil nämlich ohne den guten

*) Nicht als ob das Gedächtniß, wie wir mit Rudolphi, Physiol. sagen, durch Eindrücke in das Gehirn erklärt werden könne, da es vielmehr Veränderungen, Reizungen sind, die im

Zustand dieses Organs die Thätigkeit der Erinnerung noch weniger von von statten geht, als die des Auffassens: so ist es klar, daß es einen gewissen Zustand desselben giebt, worin sich die Vorstellungen leicht und tief einprägen, worin also die Einbildungskraft gerade recht als Gedächtniß wirken kann, und dieses ist jene Mitte zwischen Weichheit und Starrheit der Hirnfibern, wie es sich in dem Kinde zwischen 3 und 14 Jahren befindet.

Aber aus demselben Grunde nimmt das leichte Auffassen für das Gedächtniß von dieser Zeit, etwa von dem 10ten Jahre an, allmählig ab. Denn die Phantasie wird thätiger, und der Sinn empfängt die Eindrücke minder rein und mit weniger Achtsamkeit, indem die Jugend alsdann gewöhnlich schon etwas anderes im Sinne hat, als sie hört oder sieht; und die Gehirnfiber wirkt

---

Gehirne vorgehen, u. welche, je öfter sie sich wiederholen, um so leichter von statten geben, und uns ganz zu Gebote stehen. „So kann selbst," lehrt dieser Physiolog weiter, „nach langer Zeit, wo die Erinnerung schlief, das Gehirn mit einem male, z. B. nach einer Krankheit, dahin kommen, daß in der Jugend erlernte Dinge wieder vorgebracht werden. Noch mehr spricht dafür die Vergessenheit (oblivio), die z. B. nach Krankheiten, nach Kopfverletzungen eintritt. Die Nennwörter entschwinden darum früher, weil sie das Materiale ausmachen, die Prädicate weniger, weil sie in vielem vorkommen. Haller sagt auch, daß die Namen zuerst vergessen würden. So giebt es Beispiele von Vergessen der Substantive durch Krankheiten; auch Aehnliches durch Mangel der Uebung. Selkirk hatte 4 Jahre 4 Monate auf einer Insel allein gelebt, und die Sprache halb vergessen, sprach auch sehr unverständlich, — dazu mag aber sein Tiefsinn beigetragen haben. — In der Kindheit wird das Gedächtniß blos geübt, allein späterhin ist nöthig, darauf zu sehen, daß das Neuerlernte mit dem vorigen zusammenhänge, und je mehr man es in allen seinen Beziehungen auffaßt, und immer wieder in andern Verbindungen zurückruft, um so mehr lernt man es beherrschen. Je leichter man es auffaßt, um desto mehr muß man fürchten, es zu vergessen. Vorzüglich muß man das Geringfügige gar nicht behalten wollen — alle diese Dinge wirken auf das Uebrige störend ein." — Auch soll Traurigkeit dem Gedächtnisse schaden.

mit mehr Festigkeit dem Nerveneindrucke entgegen, so daß dieser nicht so wie bisher der materielle Hauptfactor zu dem Producte der eingehenden Vorstellung bleibt. Daher verwirren sich die aufgefaßten Perceptionen mit den Erzeugungen der Einbildungskraft, und bestehen folglich nicht für sich, so daß sie wieder zu erkennen wären, mit andern Worten: sie eignen sich mehr zur Belebung des productiven Vermögens, als zur Unterhaltung des reproductiven, oder sie erregen mehr das Spiel der jugendlichen Phantasie in Begriffen und Bildern, als sie dem Gedächtnisse dienen. Es kostet daher dem 14jährigen Knaben mehr Anstrengung etwas auswendig zu lernen als dem 7jährigen. Aber seine innere Thätigkeit ist auch freier und stärker geworden. Er sieht und hört schärfer, was er sehen und hören will, und prägt es sich schärfer ein; will er nun richtig sehen und hören, so wird er die Sache dem Gedächtnisse zwar mit mehr Anstrengung, aber zur bestimmten und festen Wiedererinnerung übergeben. Weil nun die innere Geistesthätigkeit im Fühlen, Begriffebilden und Zweckefassen mit der Jugendreife zunimmt, so wird alles besser und leichter behalten, was dieses Innere trifft; der Jüngling, welcher als Knabe am besten die Wortform oder die väterliche Flur behielt, denkt jetzt an die Bedeutung der Worte und an die Rechte, Vortheile, Benutzung, Verschönerung ꝛc. des Gutes, und erlernt am liebsten Gedanken in der Sprache und Verhältnisse in den menschlichen Dingen. So wendet sich das Gedächtniß allmählig von den Anschauungen zu den Begriffen; in den früheren Jahren mehr ein Geschäft des Sinnes im Auffassen, wird es in dem Jünglingsalter mehr ein Geschäft des Denkens in den sich wiederholenden Begriffen. Und hiermit wird das Erinnerungsvermögen stärker. Denn die vielen gesammelten Eindrücke werden jetzt häufig und immer häufiger reproducirt, und in mancherlei Denkformen geordnet, oder mit mancherlei Gefühlen verflochten, so daß es nicht selten

ein Lieblingsgeschäft der Jugend wird, in das Paradies ihrer Kindheit zurückzuschauen. Man höre nur ihre Unterhaltungen. Wenn sie so recht vergnügt unter einander sind, so gerathen sie in das Erzählen dessen, was sie alles sahen, wie sie dorthin reiseten, wie sie da mit diesen oder jenen Kindern zusammenspielten u. s. w. Die Mädchen werden dann ungewöhnlich lebhaft und gleichsam selig, die Thräne glänzt in dem Auge, und man vernimmt die rührendsten Empfindungen: die Jünglinge werden dann ernster, oft traurig, weil ihnen die Gegenwart nicht gefällt, legen aber dann bald das Schöne der Vergangenheit vorwärts, und heller flammt ihr Entschluß, die Welt zu verbessern.

Auf solche Weise entwickelt sich das Gedächtniß in der zweiten und dritten Jugendperiode im Ganzen mit zunehmender Stärke, aber mit veränderter Richtung und wird recht, was sein Name bezeichnet, das Aufbewahren des Gedachten. In der Zeit zwischen dem 4ten und 14ten Jahre ist es in seiner vollesten Kraft zum Auffassen; dieses ist also die eigentliche Zeit des Auswendiglernens, welche gegen das 8te bis 10te Jahr hin ihr Höchstes hat; also mit Recht die Schuljahre. Die nachfolgende Periode ist mehr zum Auffassen der Begriffe und zur inneren Bereicherung des Gedächtnisses vermittelst der Wiederholung und Verarbeitung der Eindrücke geeignet, also mehr für das Befestigen der Anschauungen durch die Denkkraft. Bei Jünglingen beginnt hier das Studium der Sprachen und Sachen, bei Mädchen das Nachdenken über das, was es bisher einsammelte und übte, mit belehrenden Gesprächen bei seiner weiblichen Beschäftigung. In dem Knaben und Mädchen ist das Gedächtniß hauptsächlich für die Zukunft, in dem Jünglinge für die Vergangenheit thätig, im Ganzen der Jugend für die Bildung des Geistes bestimmt, denn es macht das Auffassen zu einem Wissen, das Begreifen zu einem Behalten, und giebt dem Wechsel der Vorstellungen das

Bleibende und die Einheit. Auch mußte das Sinnliche des Gedächtnisses das Erste seyn, denn sonst verlor der Geist die Welt ganz aus dem Gesichte, und es gab keine Bildung für die Erde: hierauf mußte aber das Geistige desselben folgen, denn sonst verlor sich der Geist in dem Sinnenleben, und bildete sich nicht für die höhere Welt. Gerade dieser Entwickelungsgang in dem Ergreifen und Behalten der Vorstellungen giebt dem Geiste Reichthum und Bestand.

Die Gegenstände des Gedächtnisses verändern sich ebenfalls nach der Natur der Jugend. Zuerst sind es Gesichtsvorstellungen, nachher Gehörvorstellungen. Die der übrigen Sinne werden unbedeutender für das Aufbewahren, weil sie sich mehr oder weniger an jene beiden anlegen, und für sich sowohl der Lebhaftigkeit als der Dauer ermangeln. Gerüche behält man selten ganz im Sinne, die widrigen, welche durch Stärke auffallen, noch am meisten; eben so verhält es sich mit Geschmäcken; und was wir von Schwere, Härte, Rauhheit u. dgl. empfinden, schwebt uns nur ganz schwach vor, und wir trennen es in der Erinnerung kaum von der Vorstellung der Körper selbst. Nur diese, die Gestalten in dem Raume, prägen sich tief und fest genug ein, und nur, wenn der Gesichtssinn fehlt, durch das äußerliche Gefühl. Die Gesichtsvorstellungen sind immer die hauptsächlichsten und häufigsten für das Gedächtniß, denn wir mögen uns erinnern, wann und wie wir wollen, überall stoßen wir auf solche, und auf so viele, daß wir sie nicht aufzuzählen vermögen; auch wird kein Sehendgeborner sich nur Einer Vorstellung erinnern, ja nur eine schaffen können, ohne ihr ein Bild unterzulegen; bei Blindgebornen ersetzt die vollkommene Ausbildung des Tastsinnes den Mangel des Gesichts durch analoge Vorstellungen. Da nun bei weitem die meisten äußeren durch das Auge in die Seele eingehen, so wird das innere Gesichtsfeld so ausgedehnt und so angefüllt, daß wir nach dem gewöhn-

lichen Maße unserer Geisteskraft nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil klar und unverwirrt in der Erinnerung schauen. Daher heben sich nur solche zu einem bleibenden Andenken hervor, welche theils den äußeren Sinn, theils das Gemüth mächtig ergreifen, die also in einem solchen Zustande aufgefaßt werden, wo das Gemüth nicht zugleich durch andere Vorstellungen zerstreut war, sondern vielmehr auch alle seine Gedanken an dieselben anschloß. Weil dieses selten der Fall ist, und weil das innere Geschäft, die Einbildungskraft, mit dem Zunehmen des Kindes immer lebhafter wird, und alsogleich wieder, nachdem die Aufmerksamkeit etwas gefaßt hat, wieder fortspielt: so stehen eben nicht viele solcher Bilder in unserer Seele, aber die darin stehen, sind die ausgemahltesten aus der frühesten Jugend, und sie stehen da, als Scenen aus einer andern Welt, als glückselige Inseln. Ja selbst lebhafte und bestimmte Träume aus der Jugendzeit können auf solche Art nachmals mit wirklichen Wahrnehmungen bis zur Selbsttäuschung verwechselt werden.

Eine eigene Bemerkung verdient noch das Verhältniß der Gesichts- und Gehörvorstellungen unter einander für das Gedächtniß. So wie nämlich das Kind durch das Ohr zum Aufmerken erregt wird, und nun hinsieht, um durch das Auge den Gegenstand für das Gehör zu fixiren; so bedarf der Mensch überhaupt der ruhenden Außenwelt, um die Welt der inneren Veränderungen darin fest zu halten; denn was in der Zeit ewig fortfließet, erstarret im Raume, und so müssen die Sinne des Raumes durch Anschauung des Bleibenden die Vorstellungen selbst bleibend machen. An dem Aeußeren entwickelt sich das Innere, wir bedürfen der Objecte, damit das Subject zum Bewußtseyn seiner selbst gelange; und so wie uns alle Begriffe durch Anschauungen zuerst werden, so auch die Vorstellungen von dem Subjecte selbst. Auch dieses entwickelt sich in der Form des äußeren Sin-

nes, so wie das Kind lange Zeit seinen Leib für sein Selbst hält Alle Sprache geht in Absicht des Geistigen von dem Materiellen aus, und auch auf der Stufe der höchsten Bildung fällt es dem Geiste schwer, sich selbst, und überhaupt Substanz ganz geistig zu denken, ohne irgend etwas unterzulegen, das als das Beharrende jedesmal als im Raume dargestellt wird. Und so muß dieser Sinn noch vielmehr alles andre Bleibende als bleibend auffassen und aufbewahren helfen. Wie wollte man sonst das Beharrliche von dem Wechselnden unterscheiden? Die Schälle möchten wohl in dem Gedächtnisse bleiben, wie sie es wirklich thun, aber ihre Nähe und Ferne in der Vergangenheit würde doch nur schwach unterschieden, und flösse immer mit dem Jetzt zusammen, so daß alles beinahe als Gegenwart dastünde, ungefähr wie dem eben sehend gewordenen Blindgebornen alles wie auf einer Fläche dicht vor dem Auge steht. Hieraus könnte wohl ein Geistesleben hervorgehen, das aber nur an Intension durch die Schalleindrücke gewönne, und von keiner andern als einer geistigen Außenwelt wüßte. Das Wort würde freilich in diese Welt einführen, aber es würde nichts Bleibendes außer dem Laute oder außer dem Inbegriffe hohler Lautformen, und dieses kaum, in der Seele lassen Nur der Inhalt dieses Wortes kann ihm Gehalt und Bestand geben, dieser bezieht sich aber alsdann auf etwas anders als auf den bloßen Laut, er bezieht sich auf eine Sache, d. i. auf einen Gegenstand des räumlichen Sinnes, denn selbst bei Beziehung der inneren Anschauungen und Gefühle kommt man, wie wir gesehen haben, auf das Körperliche zurück.

Mittlerweile werden aber auch die Gehörvorstellungen lebhafter, schärfer und tiefer. Da sie in die innere Welt führen und den Geist in dem Menschenworte das Geistige unmittelbar vernehmen lassen: so erregt dieses die Anschauung, welche nun einmal zum Bleiben geeignet

ist, und vermählt sich mit derselben, so daß es nun ein Ganzes der Ideenassociation wird; bei dem Worte reproducirt sich die Sache in der Einbildungskraft, und diese hält das Wort fest. Es kommt hier gar nicht zur Reflexion auf den Laut als das Zeichen, sondern dieses fließt so in Eins mit der bezeichneten Sache, daß diese selbst in dem Augenblicke des Hörens schon der Seele vorsteht. Aber da in dem Worte die tiefste Erregung des Geistes statt findet, so ist begreiflich, daß wohl ohne dasselbe die Vorstellung von der Sache sich wiederholt und auch erkannt wird, daß aber daraus sich lange nicht das lebendige Begreifen und Weiterdenken erzeugt, als wenn der Geist von dem Geiste dabei unmittelbar vermittelst des Gehöres angesprochen wird. Darum fehlt es den Taubstummen zwar nicht an Gedächtniß, aber an einer stärkeren Vernunftthätigkeit und einem lebendigeren Denkgeschäfte. So wie demnach der räumliche Sinn das Gedächtniß in sich erzeugen läßt, so giebt der Sinn für die Zeit das Geistige dabei, und dieser für die Außenwelt negative Sinn wird für die innere positiv, so wie der räumliche, an sich, weniger das Geistige hervortreibt, daß Neues daraus hervorgehe. Sach- und Wortgedächtniß, allgemeiner, Gesichts- und Gehörgedächtniß geben also nur in ihrer Vereinigung das wahre Gedächtniß als die Quelle aller geistigen Producte. Durch das Gehör gleichsam befruchtet, bringen die Gesichtsvorstellungen geistiges Leben hervor; und zwar so, daß es nur eines Schalles bedarf, um die Aufmerksamkeit auf eine ganze Menge Gegenstände zu erregen, oder eines Lautes, um die ganze Welt der Einbildungskraft heraufzuführen, oder eines Wortes, um in einem umfassenden Gedanken alle Anschauungen ins Bewußtseyn zu rufen, daß man also weit weniger zu hören braucht, als zu sehen, um das Gedächtniß sich zur innern Einheit und Kraft entwickeln zu lassen. Daher kann man das Gehör verlieren, ohne daß der Geist etwas weiter als neue Gehörvorstellungen

verliert, weil einmal sein inneres Leben, insbesondere die Phantasie, auf immer erregt ist.

Die beiden oberen Sinne mußten sich also mit einander entwickeln, und zwar in dem langsamen Gange, um den Geist völlig hervordringen zu lassen. Denn sonst bliebe er theils zu arm, theils zu schwach. Erhielt er zu wenig Vorstellungen von der Außenwelt, so bliebe er zu abgesondert von der Welt, erhielt er zwar viele, aber ohne Erregung der Innenwelt, so würde er zu viel von dem Sinnenleben eingenommen und vielleicht ein Menschenthier. Gerade so in diesem langsamen Gange erzeugte sich das Gedächtniß als innerer Reichthum und als inneres Leben für das Ganze der Geistesbildung.

Es wäre eine eigene interessante Untersuchung, wie die Thiere darum, weil sie sich so geschwind und viel mehr als der Mensch für einen Hauptsinn entwickeln, nur zu einem Analogon von Gedächtniß kommen, aber keineswegs dazu, was es eigentlich ist, nämlich zu derjenigen Thätigkeit, welche alle Vorstellungen, die in der Zeit ausgestreut sind, zu einer innern Einheit, aus deren Schoße immer neues geistige Gebilde hervorsteigt, zusammenfaßt. Oder vielmehr, es würde durch solche Untersuchungen anschaulich werden, daß der Geist sich auf Erden nur durch Gedächtniß als Geist entwickelt, und dasselbe nur durch jene Ordnung und Langsamkeit in dem Entwickelungsgange vermittelst der Einbildungskraft ganz Gedächtniß wird *).

Die Erfahrung bestätiget übrigens genau diese Theorie. Die Kinder behalten immer am besten, was sie sehen, und zwar indem sich das Wort, als diejenige Gehörvorstellung, welche zum Festhalten des Angeschauten dient, zugesellt. Sie horchen auf, mahlen, was sie

---

*) *Μνεμοσύνη* bei den Griechen die Mutter der Musen, und bei Platon die *ἀνάμνησις* die Quelle des Wissens.

hören, in ihrer Seele nach; bald werden ihnen die Worte selbst ein Gegenstand, dem sie nachsinnen, und so kann ein Wort dem jungen Menschen den Schlaf rauben, oder den Zorn entflammen.

So zeigt sich die erste Kindheit in ihrem Auffassen mehr blos empfangend, die zweite zugleich die Eindrücke im Denken bestimmend und aufbewahrend. Der innere Trieb wird also stärker aufgereizt und tritt mit jedem Sinneneindrucke mehr in Conflict, es geht ein Hinaus- und Hereinwirken vor, worin das innere Bilden der Einbildungskraft lebhaft spielt, und dieses Spiel ist das betriebsame Auffassen für das innere Behalten, d. h. das zur vollen Thätigkeit erwachte Gedächtniß. In der folgenden Periode verliert sich mehr und mehr das Ergreifen des Aeußeren und es treibt mehr im Inneren, im Begriffenen und Empfundenen sein Geschäft fort. In dem Knaben- und Mädchenalter ist das Gedächtniß in seiner Beziehung auf die Außenwelt mehr bestimmend, indem es die Vorstellungen für das Einsammeln bearbeitet, in dem Jünglingsalter zieht es sich im Aufnehmen von außen mehr zurück, dagegen wird es für die innere Welt mehr bestimmend, indem es die eingesammelten und erregten Vorstellungen bearbeitet, um neue daraus zu erzeugen. Das Mädchen faßt aber mehr seine Vorstellungen durch den Sinn als durch vorstrebende Begriffe, und nachmals sind seine Erinnerungen mehr Eingebungen der Natur, welche ihre unendliche Fülle in ihm aufblühend entfaltet, als Gedankenerzeugungen durch Begränzung und Befestigung des Begriffes. Sein Gehör vernimmt lebendiger in dem Worte den Geist, es braucht darum nicht so viel nachzudenken in der Erinnerung, sondern nur sich zu besinnen; aber es kann auch nicht so vieles in Begriffen le[illegible] des Knabe und Jüngling.

2) Das Denkgeschäft, insbesondere was man den Verstand nennt, ist hierdurch in seiner Entwickelung mit aufgezeigt; wir dürfen nur noch Weniges hinzusetzen. Diese Thätigkeit ist das Begränzen, Festhalten und Ordnen der Vorstellungen. Es muß ihr also theils die Anschauung als Stoff gegeben seyn, und hier faßt der Verstand das Gegebene als Eins auf, dieses von vielem andern, was der Sinn zuführt, sondernd und ausscheidend, und durch den Begriff bestimmend und behaltend; er vereinzelt so das verflossene Ganze, was im unbegränzten Raume und in der fort und immer fortfließenden Zeit in die Empfindung eingeht; er stellt sich das unendliche Weltganze in unendlich vielen Gegenständen dahin, und beweiset sich als eine Thätigkeit, welche auf Verendlichung ausgeht. Sein Product ist der Begriff, d. i. die Begränzung der Vorstellungen durch das Auffassen zu Einem. Theils sind aber auch die schon gewonnenen Begriffe sowohl mit als ohne sinnliche Eindrücke der Stoff des Verstandes, um andere Begriffe daraus zu bilden, oder, wie man es ausdrückt, aus mehrerem Einzelnen etwas Allgemeines abzuziehen; man spricht insofern von einem Abstractionsvermögen. Auch hier ist wieder das Product der Begriff, welcher vereinzelt und verendlicht und, der Sinnenwelt den Gegenstand entreißend, mit ihm die Gedankenwelt als mit einem Gedankending erweitert.

Der Verstand zeigt sich zuerst im Sehen, und zwar sogleich nach der Geburt. Denn von dort geht das Geschäft des Menschen an, Einzelnes herauszusehen und das Chaos zu gestalten. Allmählig verbinden sich, wie wir bemerkt haben, hierzu die andern Sinne mit dem Gesichte. Bis zum 3ten oder 4ten Lebensjahre hin hat das Kind sich so die Welt gegenüber gestellt, als ein Zusammenhängendes im Raume, auch in der Zeit, und sein Denkgeschäft geht darin fort, so daß es Einzelnes in schärferem Umrisse auffaßt, mit mehr Aufmerksamkeit un-

terscheidet, und also alles besser verstehen lernt. Hierzu ist aber beständige Vergleichung nöthig, und je vielseitiger diese ist, um desto glücklicher bildet sich der Verstand. Dieses Vergleichen geht zum Urtheilen über, welches in dem Denken eines Begriffes durch einen andern besteht. Es ist nur dann möglich, wenn die vorherigen Eindrücke zugleich der Seele gegenwärtig sind, mithin durch die Einbildungskraft reproducirt werden; und je lebendiger, vielfacher, treuer dieses geschieht, um desto mehr lernt das Kind verstehen. Dieses ist die Thätigkeit, welche wir als Gedächtniß, als erinnerndes Vermögen, bemerkt haben, welches also dem Vergleichen und der Urtheilskraft dient; und so ist es eine ganz unrichtige Meinung, wenn man sie und das Gedächtniß als feindselig gegen einander stellt. Beide stehen vielmehr in dem freundlichsten Vereine zur Geistesbildung.

Indessen gehört eine eigene Bestimmtheit und Energie der Denkkraft dazu, um durch einen Begriff etwas zu denken, d. i. zu urtheilen, sey es nun (subsumirend) etwas unter denselben zu fassen, ihn auf etwas anzuwenden, oder (reflectirend) aus dem Einzelnen und Besonderen das Allgemeine zu gewinnen. Damit besteht also allerdings die Verschiedenheit einer scharfen Urtheilskraft von einem starken Gedächtnisse. Das letztere findet sich sogar bei Blödsinnigen, und Schwäche desselben bei großen Geistern. Dort ist die ordnende Thätigkeit gestört, hier verweilt sich der Geist nicht genug bei dem Festhalten der Vorstellung, indem er immer lieber Neues erzeugt; nur die genaueste Verbindung zwischen Denken und Behalten ist die Quelle eben sowohl von dem guten Gedächtnisse als von Schärfe, Tiefe und Gewandtheit im Urtheile. Und hierauf hat es die Natur angelegt. Die Seele ist nichts als Thätigkeit, und sie verwebt alles durch die Ideenassociation zusammen, alle einzelne Thätigkeiten, wodurch die Eindrücke reproducirt, die Vorstellungen gebildet werden, vereinigt sie zu ihrer

Selbstkraft, welche in jedem Augenblicke über jede derselben gebieten, sie hervorrufen, wiederholen, zu Neuem gestalten möge. So wird der Geist täglich mehr Ein Gedanke, in welchen alles sein Wollen und Fühlen einfließt.

Das Knaben- und Mädchenalter zeigt uns in seiner vorzüglichen Gedächtnißthätigkeit diese Richtung des Denkvermögens zum unendlich vielfachen Verketten der Vorstellungen unter einander, und zur Annäherung an jene vollkommene Denkthätigkeit. Der Knabe wiederholt lieber, was er gelernt hat, als daß er einen neuen Begriff macht: aber bei allem dem treibt ihn doch eine geheime Wißbegierde, welche neue Vorstellungen auffassend und immer jene dabei wiederholend, den Verstand in sich selbst verstärkt. Dieses geschieht anfangs mehr in den äußeren Anschauungen, nachmals mehr in den Begriffen. Der Jüngling wiederholt nicht mehr so gern das Erlernte, vielmehr langweilt ihn das lange Aufhalten bei dem Vorigen; er will im Denken immer weiter: allein aus dem gesammelten Vorrathe bildet er mit erstarkter Kraft seine Begriffe, und so doch in jedem Neuen das Alte wiederholend, aber aus demselben immer Neues erzeugend, nähert er sein Denken der Einheit alles dessen, was er empfunden und gedacht hat, er gewinnt mehr und mehr einen bereicherten und zugleich ordnenden, d. h. einen hellen Verstand.

Die Form bei dem weiblichen Geschlechte ist hierin überhaupt: sein Verstand erscheint mehr durch den Sinn. Das 7jährige Mädchen sinnt gern über alles nach, was ihm gesagt wird, oder was ihm als neu in die Augen fällt; es verbindet so alles sein Empfinden mit seinem Denken, und es denkt am liebsten das, was es empfindet, d. h. es bezieht überall seine Begriffe auf seine äußeren und inneren Anschauungen. Das 12jährige Mädchen zeigt gewöhnlich schon viel mehr Verstand als der 14jährige Knabe. Dieses kommt daher, weil

das Mädchen mehr lebendig unterscheidet und zusammenfaßt, und der Sinn die Eindrücke rein empfängt, behält, wiedergiebt, und so das Denken am meisten der Natur getreu erhält. Gleichwie überhaupt die Entwickelung der männlichen Natur langsamer von statten geht wegen des vielfältigen Treibens, das sich nur unter vielen Versuchen mit sich selbst und der Natur einigen kann: eben so stört auch der Knabe und Jüngling durch seine Art des Denkens beständig den natürlichen Zusammenhang zwischen dem Begriffe und der Anschauung, so daß er gemeiniglich die Sache in dem Denken aus den Augen verliert, oder die Begriffe unrichtig bezieht, und er also nur durch ein vielfältigtes Reflectiren zur wahren Einsicht gelangen kann. Die Natur gab dem Mädchen die Anlage, vorzüglich die Sache aufzufassen, ohne vorgefaßten Begriff, klar und wahr, sie gab ihm damit eine natürliche Abneigung gegen alles Abstracte, und hierdurch eine Sicherheit gegen die Entzweiung des Begriffes und der Anschauung, oder des Sinnes und Verstandes; sie führt so das weibliche Geschlecht zu jenem lebendigen und treffenden Denken, das wir bewundernd und manchmal als Eingebung der Natur preisend, dem männlichen Herumirren unter Begriffen entgegen setzen, jenes Denken, worin der Geist nur Blicke thut, nicht Formen hinstellt, lichte Blicke von einem sehenden Verstande. Wirklich läßt sich vermuthen, daß das Weib alle seine Begriffe noch mehr durch den Gesichtssinn hindurchgehen läßt, als der Mann, und daß hiermit sein reiner Sinn für Aeußeres, Gestalt und Schönheit zusammenhängt. Dagegen führt das abstrahirende, reflectirende und producirende Denken des Mannes mehr zum Ordnen der Begriffe und zur Wissenschaft. Das Weib gewinnt Einsichten in der Einheit der Natur, der Mann in der Einheit des Systems; an dem Weibe lobt man den Hausverstand und die klare Ansicht des Lebens, an dem Manne die Gelehrsamkeit und die geistvolle Darstellung.

So wie der Knabe wißbegierig ist, so ist das Mädchen neugierig, so wie der Jüngling sich gern seine Begriffswelt schafft, so schauet die Jungfrau gern und scharf in die wirkliche Welt und in die Gemüther.

---

3) Die höchste Thätigkeit des Denkvermögens ist die Vernunft, als das Vermögen oder der Trieb zum Vollendeten und Höchsten im Denken hinzustreben. Auch diese Thätigkeit ist im ersten Blicke des Kindes erwacht. Denn es strebt in demselben die Welt aufzufassen, und schon in seinem Sehen legt sich immer mehr als ein Trieb zum Unendlichen dar, indem es nicht ruht, als bis die sichtbare Welt in ihren einzelnen Gestalten als ein Ganzes vor ihm liegt, und auch dann nicht ruht, und nimmer ruht. Noch mehr kündigt sich dieses Streben in dem Aufmerken durch den Gehörsinn an. Denn dieser sucht das Innere, das Geistige aufzufassen, und mittelst desselben vorerst das Einzelne im Raume zu Einem Eindrucke in der Zeit, und dann die einzelnen Eindrücke überhaupt in dem Gedächtnisse zu dem Ganzen des Denkens zu vereinigen. Der fortgehende und wachsende Trieb des Empfangens und des Schaffens vermittelst der Einbildungskraft ist nichts anderes, als die sich entwickelnde Vernunft. Sie erscheint überall, wo die Einung der Thätigkeiten erscheint, wo also der verendlichende Verstand zur Einheit der Einsicht alte und neue Vorstellungen zusammenfaßt, wo Verstand und Sinn in Eins zusammenfließen, und wo die schöpferische Geistesthätigkeit das Vollendete in einem umfassenderen Begriffe sucht; bis sie endlich das Bewußtseyn der höchsten Begriffe, die sie nie zu vollenden vermag, der Ideen, in ihrem kräftigsten Aufschwunge gewinnt.

Das Kind reiht eine Vorstellung an die andere, und schafft eine dritte aus denselben; es erlangt hierin

bald eine Regel, welche alle Vorstellungen zu dem einen Ganzen des zusammenhängenden Denkens, das wir Wahrheit nennen, hinführt; diese Regel ist der Vernunftschluß. Er kommt dunkel schon (als Enthymema) in allem einfachen Denken vor. Sagt z. B. das Kind, „das ist ein Vogel," so liegt ihm bewußtlos der Obersatz zum Grunde: was so und so aussieht, ist ein Vogel; aber nur der Untersatz steht im Bewußtseyn da: dieses sieht so und so aus; weil ihm dieses unmittelbar in der Anschauung vorsteht und seine Denkthätigkeit auffodert, jener Satz dagegen von dem geheimen Getriebe der Einbildungskraft erst herbeigezogen wird, und sich dann ein Bewußtseyn mit dem Schlußsatze vereinigt, „das ist ein Vogel." Aber schon in der ersten Kindheit kommen auch förmliche Vernunftschlüsse zum Vorscheine, wo das Kind wenigstens nahe daran ist, den Obersatz klar zu denken. Ein 2jähriger Knabe sagte: „die große Mutter (Großmutter) ist auch eine Mutter." Sehr knabenhaft; ein Mädchen hätte nie so gedacht. Der Knabe hielt hier nämlich in dem Worte Mutter den Begriff fest, den er nun auf einen andern Gegenstand anwandte, welchen er ebenfalls mit diesem Worte bezeichnen hörte; sein Vernunftschluß war: was Mutter heißt, ist Mutter, nun heißt die Großmutter (die ihm wohlbekannte Person) Mutter, also ist sie auch eine Mutter. Ein Mädchen würde ganz anders seine Vernunft geäußert haben; es wäre von den Personen, oder von seiner Empfindung gegen die beiden Personen ausgegangen, und hätte etwa gesagt: „die Großmutter habe ich auch so lieb;" und sein Schluß wäre mehr gemüthlich gewesen, denn es würde diesem ein Gefühl zum Grunde gelegen haben, das ausgesprochen ungefähr so gelautet hätte: gegen wen ich das und das empfinde, den liebe ich wie meine Mutter; hierzu nun der Untersatz, der auch weniger klar gedacht als empfunden wurde: gegen die Großmutter empfinde ich das; und nur der Schlußsatz trat deutlich ins Bewußtseyn: die Großmutter habe ich auch

so lieb. Es wird nicht schwer werden, bei Kindern dergleichen Beispiele genug zu finden, welche zugleich beweisen, daß die Mädchen mehr in der Empfindung ihre Schlüsse machen, weil auch der Untersatz bei ihnen mehr als Anschauung wie als Begriff aufgefaßt wird, und daß sie also zum förmlichen Vernunftschlusse weit weniger geneigt sind als die Knaben; kürzer: daß ihre Vernunft sich mehr in dem Sinne als in dem Verstande entwickelt.

Auch fängt die Vernunft frühzeitig an, sich als Ueberzeugung zu äußern. Schon zwei- oder dreijährige Kinder denken mögliche Fälle, und erwählen unter diesen einen, den sie erwarten. Z. B. Fritz und Christinchen sind in einer Stube, und haben ihre Spielsachen, Eßwaaren ꝛc. Jetzt müßte das Mädchen hinausgehen, aber in dem Augenblicke fällt ihm ein, daß seine Sachen vor dem Bruder nicht sicher sind, es bleibt also lieber da. Aber nun muß es doch gehen; wie nun, wenn der ungestüme Bruder etwas nähme? — ihm dieses untersagen, ihn bitten, alles unangetastet zu lassen, das scheint ihm doch nicht hinreichend; es läuft hin und her, wie es anzufangen? — es faßt seine Sachen an, um sie in Sicherheit zu bringen, das läßt sich aber nicht so thun; endlich fällt es ihm ein, die Mutter aus der benachbarten Stube zu rufen, und ihr seine Sachen anzuempfehlen; nun ist es beruhigt. Fritz denkt vielleicht indessen an nichts anders, als wie er Bindfaden zu einer Peitsche bekommen will, und findet den glücklichen Gedanken, zu dem Vater zu gehen, der manchmal dergleichen von den Paketen abgelöset hat, und ihn darum zu bitten. So sind die Kinder beständig in Ueberlegungen begriffen, und weit mehr, als was man ihnen gewöhnlich zutraut, der Knabe mehr geradezu, obwohl mit Winkeln und Ecken gehend, das Mädchen mehr auf einem geschlängelten Wege. Ihre Angelegenheiten sind meist Gegenstände ihrer körperlichen Thätigkeit und ihrer Sinne, aber so

wie sie sich dem Jünglingsalter nähern, vergleichen sie mehr die Vorstellungen unter einander selbst, um das Wahre und Falsche zu scheiden, und die richtige Einsicht von allem zu erhalten. Der thätige Jüngling ist nie zufrieden mit den Worten des Lehrers, er denkt selbst darüber, und bezieht es auf vieles andere, ob es damit zusammenstimmt oder nicht, und was wohl das Richtige sey, er überlegt; das Mädchen denkt an ihr Geschäft heute und morgen, und wie dieses am besten gethan werden möge, daß es noch Zeit für die Zubereitung des Kleidungsstückes und dann für das gehoffte Vergnügen gewinne, es überlegt. Die Ueberlegung ist aber eine Aeußerung jenes Triebes nach Einheit im Denken und Sinnen, d. h. der Vernunft. Man nennt dieses Denken an Mehreres um das Wahre, d. h. das, was das Ziel alles Denkens ist, herauszubringen, ein Bedenken, und wenn gleich die Jugend nicht genug bedenkt, was ihr vorliegt, so strebt sie doch dahin, daß sie mit dem Alter der Reife zur völligen Ueberlegung gelangt.

Eine andere Aeußerung der Vernunft ist die Betrachtung. Hier hat der Geist einen Gegenstand in seinem Denken so vor sich, daß er dieses Denken in ein intensiv unendliches, welches zugleich ein Schauen wäre, zu erheben strebt. So betrachten wir die Natur, und so die Spuren der Gottheit. Das Kind betrachtet schon in seinem ersten Sehen die Sache, denn es äußert darin die Tendenz zum vollkommensten Einsehen, und diese entwickelt sich mehr, so wie es die Gegenstände mehr kennen lernt. Das 7jährige Mädchen betrachtet etwa den Schmetterling, wie er aus der Puppe kriecht, und immer neu sich verwundernd möchte es doch recht wissen, wie das so ist; in späteren Jahren ziehen die Charaktere der Menschen umher besonders seine Betrachtung an. Knaben und Mädchen lassen sich zu Zeiten gern über die Wunder der Natur und über die Weisheit des Schöpfers unterhalten, allein erst mit dem Heranreifen erhebt

sich ihr Geist öfter und anhaltender zu solchem Nachdenken. Dieses Geschäft der Vernunft wird durch die Phantasie betrieben, indem diese den Gegenstand unter allerlei Vorstellungen der Seele vorzuhalten sucht, aber sich nie damit begnügt, sondern sie bis ins Unendliche erweitert.

Ueberlegen und Betrachten, oder Bedenken und Nachdenken ist das Geschäft der Vernunft, welches in allem Denken von frühem an vorkommt, sein Product ist der Gedanke. Das Kind hat noch keine Gedanken, weil es nur erst Einzelnes einsammelt, und darin zwar die Tendenz zu der Vereinigung alles Einzelnen äußert, aber erst mit den Jahren in das Spiel der Einbildungskraft Regel, Ordnung und Einheit bringt. Der Gedanke enthält den ganzen Reichthum und die ganze Kraft des Denkvermögens, das Ganze alles Denkens, welches in der Zeit erfolgt ist, in Einem Momente aufleuchtend. Derjenige Gedanke, welcher das Höchste des Denkens für einen gewissen Gegenstand enthält, ist die Idee. Das Kind hat Einfälle, der Knabe bekommt Gedanken, der Jüngling bringt es zu Ideen. Das Mädchen trägt in der Fülle seines Gemüthes schöne Ideen, aber die kindlichen Einfälle bleiben lange seiner Naivetät.

Da sich die Vernunft in dem Verstande entwickelt, so führt das auf einiges Speciellere. Die sogenannten Kategorieen oder reinen Verstandesbegriffe, welche als Formen in der Denkthätigkeit liegen, treten in dem Auffassen der Kindheit hervor, aber je früher, desto dunkler und unentwickelter, und nur für den Beobachter bemerkbar. Wenn das Kind sieht, so strebt es Etwas zu sehen, dieses zu unterscheiden und zu begränzen. Auf ähnliche Art, wie die Gegenstände aus dem Lichtnebel seines Gesichtsfeldes ihm hervortreten, gestalten sich in ihm die Begriffe von Seyn, Nichtseyn, Begränztseyn, d. i. die Kategorieen der Qualität. Bei dem Thiere ist es analog, denn es bemerkt Einzelnes und unterscheidet,

aber ihm fehlt, was das Kind vom Anfange hat, das Streben zum Unendlichen, d. i. die schon in dem ersten Empfinden sich entwickelnde Vernunft; darum kommt auch das Thier nicht zum Begreifen, sondern es empfindet nur, denn der Verstand ist die angewandte Vernunft, die Aeußerung dieses Strebens in dem Einzelnen der Wahrnehmung. Und da dieses Streben ganz von innen heraus der Außenwelt entgegen tritt, so erscheint es zuerst, wie wir längst bemerkten, in dem Freithätigen der Aufmerksamkeit. Es ruhet nicht. Was bewußtlos mit dem Verstandesbegriffe geformt ist, kommt mit der Entwickelung der Sprache in das Bewußtseyn; so wie das Kind nur andeuten kann mit Worten: „das ist der Stock," — „das ist nicht die Mutter," — „das ist eine große Kugel," ꝛc. so ist Verstand und Vernunft in diesen Begriffen entschieden. Die andern Kategorieen kündigen sich zugleich mit an, aber die eine sondert sich früher, die andre später aus dem Stamme. So wie das Kind etwas höret und sich darnach umsieht, ist es eben, als wollte es fragen: „woher? — was ist die Ursache von dieser Wirkung?" — so wie es sich an der Mutterbrust fühlt und lächelnd nach dem Angesichte hinschaut, so fühlt es sich auch im Verhältnisse mit einem andern Wesen; und so wie es jenes Getränk in der Tasse nicht so gern mag, als das andere, das ihm jetzt gereicht wird, oder so wie es von der fremden Person sich wegwendet und nach der bekannten reicht, so unterscheidet es Eigenschaften an den Gegenständen. Die Kategorieen der Relation, Ursache und Wirkung, Substanz und Accidenz, und Gemeinschaft dämmern so hervor, kommen aber erst zum Bewußtseyn, wenn das Kind etwas über die Dinge ausspricht. Die Kategorieen der Qualität, Eins, Mehreres, Alles, zeigen sich ebenfalls früh, sobald nur das Kind nach Mehrerem sich umsieht, Einzelnes festhält, und das, was es sucht, gefunden hat; zum Bewußtseyn kommen sie erst mit dem Zählen. Die Kategorieen der Mo-

dalität, oder das Denken über das Wirkliche im Gegensatze des Möglichen, und über das Nothwendige, liegen ebenfalls in den ersten Wahrnehmungen, indem das Kind sucht, wiedererkennt, vermißt, erwartet, fürchtet, und manches zuversichtlich annimmt, z. B. die Ursache, die Liebe der Mutter ꝛc. aber zum Bewußtseyn kommen sie erst mit den dieses bezeichnenden Worten. Alle diese Verstandesbegriffe wachsen also gleichzeitig hervor, wie die Knospen eines Blüthenstengels, und finden in der ersten Kindheit statt, allein das Bewußtseyn der durch sie geformten sinnlichen Begriffe erfolgt nach einer gewissen Ordnung, gerade so wie von jenen Knospen auf dem fortwachsenden Stengel immer eine etwas später zum Aufblühen kommt als die andre. Daß das Kind zuerst etwas Daseyendes und ein ungeschiedenes Eins denkt, ist augenscheinlich; eben so, daß es zum Denken des Nothwendigen am spätesten gelangt, vielleicht gewöhnlich nicht vor dem 6ten, 7ten Jahre: aber schwerer ist es anzugeben, wie die übrigen Begriffe zwischen diesen beiden zum Vorscheine kommen, da es an sorgfältigen Beobachtungen fehlt. Es scheint, daß es früher über die Zahl urtheilt, d. h. früher drei zählen kann, als es deutlich die Ursache von etwas denkt, und daß es erst dann, wenn es Eins und Eins in der Zeitfolge unterscheidet, und ein Drittes und Viertes oder noch Mehrere hinzudenken kann, das in der Zeit Vorhergehende auszuwählen und als das Bewirkende zu denken vermag. Das Kind horcht z. B. auf einen Laut, dabei liegt dunkel die Vorstellung in ihm, daß irgend ein Thier oder sonst etwas vorher da seyn muß, das den Laut von sich giebt; es horcht aber, um dieses herauszudenken, weil es den Gegenstand nicht sieht, d. h. es macht sich dunkel die Vorstellung: ob eine Katze? oder ein Hund, oder ein Vogel ꝛc. kurz, es vergleicht mehrere Vorstellungen, bis es sich sagt, es ist ein Hund, und diesen also als die Ursache des Lautes erkennt, oder den Gedanken dunkel in sich hat:

„wenn ich einen solchen höre, so muß vorher ein Hund da seyn.“ Wir sehen hierbei, wie sich mit zunehmender Aufmerksamkeit, Unterscheidung und Klarheit neben den Begriffen von Ursache und Wirkung die Begriffe von dem Möglichen und Unmöglichen, von Vielem und Allem, von dem Nichtseyenden und Nichtsweiterseyenden, von dem Zufälligen, Bleibenden und Zusammenbestehenden, sondern und formen. Wenn alle diese Begriffe in dem Bewußtseyn ausgeschieden sind, so kann erst der von dem Nothwendigen seine Klarheit erhalten, er erhält sie aber in und mit den andern und für diese; nämlich das Nothwendige in der Zeitfolge für Ursache und Wirkung, das Nothwendige im Raume für das Seyende, und in Verbindung mit jenem für das Bleibende und das Zusammenbestehende, das Nothwendige im Vergleichen des Mehreren mit der Einheit für das intensive, extensive und protensive Maß. Obgleich in diesen Entwickelungen das Eine später, vielleicht Jahr und Tag später erscheint, als das Andere, so geschehen sie doch zu gleicher Zeit, indem die Entfaltung des Einen auch eine Sonderung des Uebrigen ist, und gleichsam wie ein Licht, das in dieser innersten, gleichsam chemischen, Thätigkeit bei neuen Bildungen aufleuchtet, alles Einzelne in dem Bewußtseyn erhellet, nur aber das Eine vor dem Andern. Die Periode, worin man dieses beobachten kann, ist von der frühesten Kindheit an bis etwa gegen das 8te Jahr hin. Während dieser Zeit sind die Kinder immer in dem gereizten Zustande, begreifen zu wollen und zu können; es ist alsdann, wie in dem thierischen Organismus, wo zugleich Trieb und Lust hervorbringt, indem das Organ hervorwächst.

Sind diese Begriffe entwickelt, so spielt die Phantasie mit ihnen herüber und hinüber, sie sondern sich immer bestimmter, sie kommen mit ihrer Bestimmtheit und Klarheit beständig in einzelnen Vorstellungen vor, und derselbe Verstandesbegriff, welcher das Bleibende auffaßt,

thut es auch im Innern mit diesen überall vorkommenden Vorstellungen; derselbe Trieb, welcher die Einbildungskraft zum Gedächtnisse macht, behält auch diese überall vorkommenden Begriffe, indem die Seele sie in sich durch das Wort befestigt. So kommt endlich das Kind zu dem Bewußtseyn des reinen Begriffes selbst, d. h. es denkt: „wo eine Wirkung ist, da ist auch eine Ursache," ꝛc. Durch hundert geheime Vernunftschlüsse hindurch ist es zu diesem hellen Bewußtseyn gelangt; vielleicht schon gegen das 6te Jahr hin, obwohl die völlige Entwickelung dieser Begriffe mehrere Jahre nach einander erfordert. Die Zeit von dem 8ten bis 15ten Jahre kündigt sich hiernach als die eigentliche Periode des Katechisirens an.

Das Geschäft, welches die Vernunft in dieser Entwickelung der Verstandesbegriffe vornimmt, um hierdurch zum Ganzen und Vollendeten hinzustreben, ist ein Abstrahiren des Allgemeinen von dem Einzelnen, und ein Reflectiren von dem Einzelnen auf das Allgemeine der Regel oder des Begriffes; es geht während der ersten und zweiten Lebensperiode unabläſſig im Stillen vor sich, und die Resultate kommen erst in dem Jünglingsalter völlig zum Vorscheine. Da nun aber das Allgemeine in vielem Einzelnen begriffen und behalten wird, so erhebt es sich stufenweise aus diesem, und je jünger die Seelenkraft ist, um desto mehr hält sie noch am Einzelnen. Der 7jährige Knabe hat z. B. den allgemeinen Begriff Stein und viele Gattungsbegriffe von den Dingen; er sieht die Ursache, daß der Tisch gedeckt wird, oder daß er Unannehmlichkeiten erfahren muß, in manchen Menschen umher; er berechnet ziemliche Zahlen, er hält das Gehorchen für nothwendig u. s. w., aber er denkt noch nicht an den allgemeinen Begriff von Naturproduct, noch wird ihm nicht klar, was die Ursache aller Ursachen, oder auch, was die menschliche Freiheit sey, und daß es ein Unendliches gebe, das alle Zahl über-

steigt, ein Ewiges, ein nothwendiges Wesen, das sind ihm noch zu hohe Begriffe. Zu diesen höchsten Begriffen reifet erst der Jünglingsgeist heran, es sind die Ideen, wohin die Vernunft von der ersten Entfaltung des Verstandes durch alles Aufmerken, Unterscheiden, Vergleichen, Abstrahiren, Reflectiren, Systematisiren, Zusammenfassen hindurch unablässig hinstrebt. Die letzte Jugendperiode ist demnach die Zeit der Reflexion und der Classificationen bis etwa bei dem Jünglinge gegen das 18te Jahr hin, wo daher die Zeit des wissenschaftlichen Studiums eintritt. Der 7jährige Knabe denkt zwar auch schon über Wahrheit und Dichtung, Einerleiheit und Verschiedenheit, Aeußeres und Inneres, auch macht er Beschreibungen von Gegenständen, aber es gehören noch Jahre dazu, bis er auf diese Begriffe selbst reflectirt, und sie endlich in Definitionen aufstellt.

Der Verstand bekommt besondere Namen, je nachdem er sich in irgend einer Richtung auszeichnet. Wenn er das Allgemeine und Besondere richtig und leicht verbindet, so heißt er gute Urtheilskraft, wenn er dieses unterscheidend thut, Scharfsinn, und thut er es mit glücklichen Ideenassociationen, Witz *). Schon die kleinen Kinder zeigen diese Vorzüge, wenn sie einen guten Verstand haben. Sie bemerken z. B. die Verschiedenheit zweier Thiere, sie treiben mancherlei Spiel mit Worten, sie urtheilen geschwind über die Gesichtsmiene eines Bekannten, oder wie sie etwas von Vater oder Mutter zu erhalten gedenken. Das alles geschieht aber der Natur nach bewußtlos und unabsichtlich, wenigstens die ganze zweite Periode hindurch; erst mit dem Jüng-

*) Das Lat. ingenium ist nur beziehungsweise das eine oder andere, im Allgemeinen bezeichnet es das Dreifache zusammen; etwas mehr sagt das Franz. genie, weit mehr aber Genie in unserm Sprachgebrauche als das schöpferische Vermögen reiner Ideen.

lingsalter kann die Reflexion auf Witz und Scharfsinn und das Wohlgefallen daran entstehen, wenn anders die Kinder natürlich geblieben sind, denn vorher sind sie in die Sache selbst noch zu viel verloren. Der 10jährige Knabe, auch wohl der jüngere, mag etwa leicht Räthsel errathen, auch die zwiefache Bedeutung eines Wortes unterscheiden, und mit guter Auswahl der Worte oder richtiger Anwendung der Regel etwas übersetzen: aber kaum wird der 14jährige selbst Räthsel machen, Aufsätze von eigner Erfindung zu Stande bringen, oder etwas kritisch beurtheilen können, weil noch nicht genug Abstraction von dem Gegenstande selbst, und Reflexion auf Regel, Begriff und Ideenverbindung eingetreten ist, und das mit allem Rechte. Vor dem 15ten Jahre wird man also mehr die Urtheilskraft, den Scharfsinn und den Witz in Bemerkungen zu üben haben; erst nachher tritt die völlige Uebung durch eigne Productionen ein.

Die Verstandesentwickelung des Mädchens ist vom frühesten an bedeutend verschieden. Hier ist nicht die scharfe Sonderung und Hinstellung der Verstandesbegriffe, sondern überall erscheinen diese mehr vereinigt, und bleiben mehr unmittelbar mit der Anschauung verbunden. So z. B. erkennt das kleine Mädchen an seiner Puppe die Möglichkeit, daß sie größer seyn, oder daß man sie an- und auskleiden kann, es personificirt sie, legt ihr Handlungen bei, unterhält sich mit ihr, und hat so immer ein gewissermaßen belebtes Ganzes vor sich, welches von ihm mit den ungeschiedenen Begriffen von Daseyn, Größe, Person (Substanz und Ursache), und möglichen Verhältnissen recht deutlich vorgestellt wird: aber es wird nicht leicht etwas Einzelnes von diesem Gesammtbegriffe abtrennen, wie etwa der Knabe, wenn er fragt: „was kann man damit machen?" Das Mädchen wird nie gern auf das Wort und die Wortform reflectiren, es wird nie so leicht wie der Knabe etwa die Naturproducte durch Begriffe classificiren: aber es wird

bei dem Worte immer die Sache vor sich haben, und wenn es etwas hört oder lieset, so wird alles weit mehr von ihm empfunden; überall ist ihm die Anschauung mit dem Begriffe zugegen. Und wenn das Mädchen auch die Classification der Naturproducte lernt, so erhält es durch die abgetrennten Merkmale weniger eine Beschreibung als eine Erinnerung an den Gegenstand selbst, der alsdann sogleich ganz vor ihm steht, und seine Vorstellungen sind gemeiniglich klar, allseitig und richtig. Auch in dem Zählen ist dieses bemerkbar. Der Knabe haftet mehr an der abstrahirten Zahl: das Mädchen sieht mehr die gezählten Sachen. Daher ist es so gelehrig für das Kopfrechnen, besonders was Dinge des täglichen Lebens betrifft, aber das Wissenschaftliche der Arithmetik ist ihm mehr zuwider, als wenn es in Knabenkleidern gehen und den Stock führen sollte. Noch entfernter ist ihm eine strenge Geometrie, da es sich schlechterdings nicht von der Tendenz seines Sinnes, das Ganze und die schöne Form aufzufassen, losreißen kann, also nur mit Widerwillen seiner Natur sich zu den steifen Linien und Winkeln, und der Vergleichung der abgezogensten Begriffe bequemen würde, und das gewiß nie mit Glück. Ein Weib, das die Mathematik versteht, ist eine Seltenheit. Und wenn das Philosophiren in Aufstellung eines Systems durch abgegränzte und abgeglichene Begriffe gesetzt wird, so hat Kant sehr recht, wenn er sagt: einem Weibe, das eine Philosophin ist, fehlt nichts als der Bart.

Die Vernunft des Weibes lebt durchaus in dem Sinne, sie nimmt in ihrer Entwickelung den geradesten Weg, indem sie das Scheiden durch den Verstand möglichst abkürzt, und in und mit dem Sinne unmittelbar hervorkommt. Der Mann muß sich die Vernunft mehr selbst machen, durch viele Umwege, durch immer neue Versuche im Aufstellen und Umbilden der Begriffe: dem Weibe giebt sie die Mutter Natur mit, wie durch einen

höheren Instinct. Daher ist der Witz des Mädchens, wenn er gut ist, am allerweitesten entfernt von dem Gesuchten und Erkünstelten, er ist naiv, d. h. eine Eingebung der reinen Natur; sein Scharfsinn ist fein und schön, d. h. er unterscheidet nur, was die Natur selbst unterschieden haben will, nicht nach willkürlichen Begriffen, sondern nach der Sache; sein Urtheil ist treffend und von reinem Geschmacke, d. h. so wie die Natur die Sache selbst darstellt, nicht einem Grundsatze zu gefallen oder um eine Lehre zu behaupten; überall Verstand und Sinn zugleich, oder die Vernunft als Trieb einer reinen Natur. So. z. B. lösen die Mädchen viel leichter gute Charaden, sie entdecken viel schneller die Merkmale eines Naturproductes, sie behalten viel schärfer das Charakteristische eines Menschen, sie fällen bei mehrerer Reife ein viel richtigeres Urtheil in Sachen des Geschmacks und in dem Sittlichen, und ihre unwissenschaftlichen Worte dabei sind unendlich mehr werth, als alle Terminologieen der ästhetischen und moralischen Lehrbücher. Deshalb auch verdirbt man die weibliche Natur, wenn man sie durch Phrasen solcher Bücher bilden will. Die jetzige Welt ist genug mit solchen Verkehrtheiten für ihre Verbildung gestraft. Wird die Natur durch die Erziehung geehrt, so gelangt das Mädchen früher zur Vernunft als der Jüngling, es wird alsdann nicht ein Verstandesweib, so wenig wie dieser ein Vernünftler wird, sondern beide reifen zu vernünftigen Menschen heran, jedes in seiner eigenen Würde und Gestalt.

Gerade auf diesem Wege mußte sich die Vernunft entwickeln. Wäre da kein Auffassen durch die Sinne, so bliebe der Geist in tiefem Schlummer, es käme nichts in die Seele; wäre keine Aufmerksamkeit da, so würde nichts geistig aufgefaßt, wäre keine Einbildungskraft da, so bliebe die Seele ein bloßer Spiegel, gleich dem Netzhäut-

chen in dem Auge; wäre sie nicht reproducirend, so zögen die Eindrücke nur wie Wolken vorüber, wäre sie nicht zugleich producirend, so brächte der Geist keine Gedanken hervor; wäre nicht Auffassen und inneres Bilden innigst vereinigt, so fehlte ganz die geistige Thätigkeit, und es gäbe kein Denken, kein Fühlen und kein Wollen. Würde das Empfundene und Gedachte nicht behalten und wieder erkannt, d. h. fehlte das Gedächtniß, so hätte der Geist überall nichts Bleibendes, und so käme kein Wissen, kein einzelner Begriff in ihm, nicht einmal ein Selbstbewußtseyn zu Stande; wäre nichts Schöpferisches mit diesem Festhalten verbunden, so könnte sich der Geist nicht entwickeln; und wäre nicht dieses alles vereinigt, so käme gar nicht der Verstand hervor, dann auch nicht alle diese Thätigkeiten als die Wirkungen einer und derselben Kraft, dann auch keine Vernunft, und es erschiene nimmermehr in dem Leibe der Geist.

Was heißt das nun: der Geist erwächst in dem Kinde? Das Kind empfindet durch die Sinne, aber in dem ersten Empfinden dringt die Aufmerksamkeit, mit derselben der Verstand, und in diesem die Vernunft hervor. Aber zugleich beginnt das Getriebe des inneren Sinnes, und äußert sich im Allgemeinen als Einbildungskraft. Nach einiger Zeit zeigt sich diese Thätigkeit nach zweien Richtungen, bald als wiederholend, bald als schaffend, d. i. als Gedächtniß und als Phantasie. Alles aber ist im Grunde nur Eine Thätigkeit, nämlich die in allen Beziehungen sich entwickelnde Vernunft. Der Verstand ist nichts anders als die sich entwickelnde Vernunft in dem Hindurchgehen durch das Einzelne. Bald erscheint diese Thätigkeit als scheidend, bald als schaffend, bald als Begriffe auf Anschauungen und auf Begriffe beziehend. Alles die Eine Kraft der Vernunft in ihrer Wirksamkeit unter diesen verschiedenen Formen, welche wir nur in der Reflexion und Abstraction als Gesondertes hinstellen. So ist in dem Kinde ein Vernunftwesen geboren, und

wird durch die Vernunftanlage getrieben, wie durch einen Instinct, zu verstehen, zu behalten, Gedanken zu erschaffen. So entwickelt sich die Vernunft von der Geburt des Menschen seine Jugend hindurch bis zur Reife, so erwächst der Geist.

Die Sprache legt dieses dar. Die ersten Worte des Kindes bezeichnen sein Verhältniß zu einem Gegenstande, des erregten Inneren zu dem erregenden Aeußeren, und zwar entweder ein Empfinden oder ein Begehren, und anfangs auch dieses noch vereint. Allmählig scheidet sich dieses alles mehr aus, und so auch der Gegenstand von dem Gemüthszustande, und dann die Verhältnisse. Somit scheiden und vermehren sich auch die Worte. Anfangs ist die Sprache noch arm und unbeholfen, aber doch weiß das dreijährige Kind sich auszudrücken, das siebenjährige besitzt schon einen ziemlichen Vorrath, und spricht über vieles, macht aber bis ins Jünglingsalter hin noch wenig Worte über das, was es zu sagen hat, nur wo es etwas zu erzählen hat, ist es dafür desto redseliger, so wie sie auch die Erzählungen selbst lieben, und wissen von Dingen, die sie vorhaben, oder wovon das Spiel ihrer Einbildungskraft erregt ist, unaufhörlich zu sprechen. Da drängen sich die Vorstellungen und Bezeichnungen, ihr Vortrag ist, wenn die Phantasie nicht fehlt, wortreich *). Wird der Jüngling reifer, so spricht er zwar gemessener und bedachtsamer, aber noch in übertriebenen Ausdrücken. Erst mit der Reife wird das Reden ruhiger, sonorer, ernster, gesetzter, und erhält allmählig seinen abgewogenen Nachdruck.

Das Mädchen ist zwar im Ganzen redseliger, aber auch schüchterner, und früher überlegsam und besonnen; es spricht mehr dramatisirend, der Knabe mehr episirend, was er unternehmen will, u. dgl.

---

*) Quintil. wünscht daher: Sit in adolescente, quod rescindatur.

Aus den ersten noch ganz unbestimmten Sprachäußerungen werden Ausrufungen, Hauptwörter und Zeitwörter, und aus diesen erwachsen bald die Beiwörter, Fürwörter, Verbindungswörter u. s. w. und so gewinnt die Sprache schon in den ersten Jahren viel Reichthum und Bestimmtheit. Bald reihen sich aus den einzelnen Wörtern Sätze zusammen. Anfangs liegt in dem Worte der Satz, es ist ein Ganzes der Beziehung, aber jetzt verbindet sich Begriff mit Begriff im klarem Bewußtseyn; der vollständige Satz wird erst bei der eingetretenen Reflexion ausgesprochen. So sagt das Kind etwa zuerst „Mutter!" — nachmals: „die Mutter!" — hierauf: „da die Mutter!" — endlich: „die Mutter kommt;" oder ich sehe die Mutter; oder etwas Aehnliches. Bei der weitergehenden Reflexion wird nun auch das Verhältniß der Gegenstände und Zustände durch die Nebenwörter angegeben; z. B. „ich will zu der Mutter gehen;" — „von der Mutter bekommen;" — aber im Anfange mit wenigeren Worten, etwa: „zu der Mutter!" — „von der Mutter!" — und das mit Mienen und Geberden, welche das Uebrige sagen. Selten hört man vor dem vierten Jahre des Kindes einen vollständigen Satz. Noch bedarf es aber hier, und bis etwa zum siebenten Jahre vieler Beobachtungen, um auszumitteln, worin die Entwickelung der Denkkraft durch die Sprache bei allen Kindern gleich sey, und worin verschieden. Daß die Sprache hauptsächlich von dem Gesichtssinne ausgeht, da sie auch die innere Welt (in dem Gehöre) mit der Außenwelt für das Zusammenleben der Menschen verbinden muß, haben wir oben bemerkt. Diesen Charakter behauptet sie am stärksten in der Jugend und bei dem ungebildeten Menschen. Aber da der Geist immer tiefer in sich selbst schauen lernt, und das Geistige immer unabhängiger von dem Sinnlichen vorzustellen strebt; so mußte sich auch in der Bildung des heranwachsenden Jünglings dieses Uebergehen der Sprache von dem Gesehenen zu dem blos Gedachten bemerken lassen. Will

Digitized by Google

man also Knaben und Mädchen ganz verständlich seyn, so muß man sich der Ausdrücke und Beschreibungen, welche von dem Gesichte hergenommen sind, bedienen; erst die reifere Jugend lernt die abstractere Sprache verstehen.

Also spricht das Kind: einzelne anschauungsvolle Ausdrücke, und hierauf halbausgesprochene Sätze aus dem Kreise der Sinne, besonders des Gesichts; der Knabe: Sätze, welche meist sinnliche Urtheile ausdrücken, dann Begriffe und Urtheile theils in bestimmteren Worten, theils in bestimmteren Wortfügungen, endlich Beschreibungen hauptsächlich von Dingen, welche in die Augen fallen. Der Jüngling: Verbindung von Sätzen zu Perioden, weiter Ueberfluß an Begriffen und Anschauungen von allen Seiten her zusammengeführt, dabei auch wohl Uebertreibungen der Phantasie in Darstellung der sinnlichen Gegenstände, endlich Aneinanderreihen zum Ganzen, Verarbeiten der Kenntnisse zur Einsicht, Erheben der Begriffe zu Ideen, in Allem Gefühl, Gedanke, Gemüth, Geist. — Die Unterrichtslehre hat das Speciellere der Sprachentwickelung auszuführen.

Durch die Sinne kommen Anschauungen in die Seele, und es scheiden sich Empfindungen und Begriffe, und durch die Sprache wurzelt alles fest. Beständig sproßt da Neues hervor, Einzelnes aus Einzelnem, Vorstellungen, Empfindungen, Begehrungen, Begriffe, Gedanken, Entschlüsse, Handlungen. Die Welt strömt durch die Thore der Sinne ein, der Geist sendet seine Thätigkeiten entgegen, empfängt, behält, bildet um, vergeistigt, schafft seine Gemüthswelt, und in ihr erwächst er selbst zu seinem unendlichen Ziele.

---

3. In dem Fühlen und Begehren.

Wenn man die Geistesentwickelung in der Sinnen- und Denkthätigkeit bemerkt hat, so erkennt man in der-

selben schon das Begehrungs- und Gefühlvermögen in seinem Hervorstreben. Denn beides entwickelt sich in und mit den Vorstellungen als Einheit der Kraft. Es ist überall dieselbe Vernunft. Sie lebt in dem Kinde vom Anfange an zugleich fühlend und wollend auf. Weil indessen gerade diese beiden Richtungen unmittelbar durch Selbstthätigkeit bestimmt werden, und weniger im Wirken der Natur als der Freiheit liegen, so fällt bei weitem das Meiste dabei der Gewöhnung und Erziehung anheim, indem die Menschenkraft mit jedem Momente, wie sie sich entwickelt, den Einfluß der Menschen umher und ihrer eignen Freithätigkeit erfährt, und sich hiernach bildet. Was wir bisher betrachteten, hatte zwar auch schon vieles von der Bildung empfangen, indessen fällt doch das Uebrige der Gemüthsentwickelung bei weitem mehr in die folgenden Kapitel. Wir haben daher in diesem nur den Naturtrieb zu betrachten, wie er das Gemüth in die Humanität durch die Gefühle und Begehrungen einführt. Wir gehen also den verschiedenen Richtungen nach, in welchen der Trieb und die Neigungen der menschlichen Natur sich darlegen. Es sind folgende: der menschliche Naturtrieb 1) zu der Lebensthätigkeit überhaupt, 2) zu der Erhaltung, 3) zur Fortpflanzung, 4) zur Geselligkeit, 5) zur Persönlichkeit. Wir sehen also in dieser Ordnung, wie sie sich entwickeln.

1) Der Lebenstrieb besteht in dem Allgemeinen der Lebenskraft, um sich zur Empfindung und Bewegung erregen zu lassen und selbst zu erregen; er äußert sich also in diesen Thätigkeiten und in der Lust an denselben. Uebung und Trieb steigern sich da bis zur völligen Entwickelung der Kraft wechselseitig. Daher der immer stärkere Reiz zu beidem; daher will der Knabe so gern laufen, springen, klettern, ringen, Schlittenfahren ꝛc., und ist entweder siech oder verweichlicht, wenn er das nicht will. Gegen das Jünglingsalter hin hören

diese Anstrengungen allmählig auf Spiel zu seyn, weil die Vernunft sich mehr in allem zeigt; sie werden mehr Zweck, treten seltener ein, und gewinnen ein ernsthafteres Ansehen. Der angehende Jüngling unternimmt Fußreisen, ermüdet sich im Tanze, besteigt das Roß, sich seiner Herrschaft über dasselbe erfreuend, durchstreift Berg und Thal auf der Jagd ꝛc., und weil ihm Unternehmungsgeist und Muth mehr natürlich ist, als Beherztheit und Ausdauer, und der Ehrtrieb hinzukommt, so übernimmt er leicht Gefahren, um sich zu zeigen, und wird leicht gereizt, sein Leben um der Ehre willen Preis zu geben. Er sucht sich hierin geltend zu machen, oder auch einer verehrten Person gefällig zu seyn, oder der Welt zu dienen, und es wird täglich mehr Ueberlegung und Entschluß. Eine gewisse Unruhe treibt so den Knaben umher, er beginnt gern etwas, führt aber noch weniger aus; der Jüngling ist schon langsamer aber kräftiger in seinen Unternehmungen, er läßt aber noch immer gern seine Kraft sprudeln, und wird leicht dadurch den Menschen beschwerlich. Bei dem Mädchen ist dieses alles darin anders, daß es mehr seine Freude an körperlichen Bewegungen in dem Schönen, Gefallenden, Anmuthigen sucht, und darum vorzugsweise, oft bis zur Leidenschaft, den Tanz liebt. Die Lust am Reiten ist schon ein Hinüberneigen der Natur oder Gewöhnung zur Männlichkeit. Die körperlichen Beschäftigungen mit Kindern, das Herumspringen im Hause mit vielen leichten und vereinzelten Thätigkeiten ꝛc. werden von den Mädchen sehr geliebt.

Die Ruhe der Kinder nach der Ermüdung, und der Schlaf zu rechter Zeit, stellen sich bei übrigens guter naturgemäßer Ordnung ebenfalls zum Lebensgenusse so ein, daß die Kraft zur Lust wird, und die Lust zur Kraft. So wachsen beide Geschlechter lebenslustig heran, und so ist Fröhlichkeit die Farbe der Rosen- und Jugendzeit.

2) Der Erhaltungstrieb treibt zur Nahrung,

zur Sicherung, und zu den Lebensverrichtungen. So wie das Kind wächst, wird mit dem Geschmacksinne auch seine Eßlust größer, es denkt mehr an das Essen und wird öfters dazu gereizt. Schon Morgens bei dem Aufwachen ist das gewöhnlich sein erster Gedanke. Da aber die Verdauung allmählig langsamer wird, so rücken auch die Zeiten, worin sich die Eßlust einstellt, weiter aus einander. Bei dem 3jährigen Kinde kommt der eigentliche Hunger etwa sechsmal des Tages, bei dem siebenjährigen etwa fünfmal, bei dem zehnjährigen viermal, so fern nämlich nicht durch Langeweile oder Reize zwischen der Zeit der Appetit erregt wird; dieses viermalige Essen des Tages, zweimal zur vollkommnen Sättigung, und zweimal zwischendurch blos zur nöthigsten Befriedigung, bleibt während der ganzen Jugend gewöhnlich, auch noch bei manchen Erwachsenen. Nichts ist ungestümer als der leere Magen der Kinder. Sie sind alsdann in dem gereiztesten Zustande, ärgerlich, ungeberdig, ganz widrig gestimmt; so wie sie satt werden, sind sie munter und aufgeräumt, zu allem Guten mehr aufgelegt, und treiben gern lebhafte Spiele. Daher werden sie auch in der Zwischenzeit so leicht an das Essen erinnert, vergessen es aber auch bald, wenn sie sich in ihrem Treiben befinden.

Schon in der ersten Kindheit hat sich der Trieb zum Essen von dem zum Trinken geschieden, seitdem wird denn auch der letztere besonders erregt, vornehmlich durch Erhitzung. Da nun die Jugend so leicht in Hitze geräth, so wird der letztere Trieb öfter und stärker gereizt, als es heilsam ist, und die jungen Leute werden gerade darin am leichtesten unenthaltsam und unordentlich. Das weibliche Geschlecht liebt das Trinken mehr zur Befriedigung des Durstes, das männliche dabei mehr zur Erregung des Kraftgefühls und der Phantasie, folglich mehr das geistige Getränke. Weil nun dieses letztere so auf die Nerven wirkt, daß sich Genuß und Reizfähigkeit wechsel-

seitig steigern, so wird das männliche Geschlecht leicht, und viel leichter als das weibliche, in dem berauschenden Trunke ausschweifend, dagegen ist es leichter im Stande den Durst zu bekämpfen, als das weibliche Geschlecht.

Als Trieb zur Sicherung bringt der Erhaltungstrieb die Furcht hervor. Wir sahen früherhin, daß alles, was einen grellen widrigen Eindruck auf den Gesichtssinn macht, zuerst die Furcht erregt, so daß also dieser Sinn hauptsächlich dem Menschen zur Sicherung gegeben zu seyn scheint. So wie das Kind mehr Verstand bekommt, unterscheidet es mehr, was wahrhaft zu fürchten ist, oder nicht, und allmählig verliert sich das Schreckende mancher sinnlichen Eindrücke. Dagegen gewinnt die Phantasie mehr Gewalt, und nun geht die Furcht mehr auf mögliche Gefahren, welche bei einer lebhaften Phantasie sehr leicht übergroß wird. Indessen erhebt sich doch auch zugleich das Selbstgefühl, und, wie wir oben sahen, der Unternehmungsgeist. Hierdurch wägt sich der Trieb der Selbsterhaltung mit dem verstärkten Lebenstriebe in dem Selbstgefühle des gesunden und edlen Kindes so gegen einander ab, daß Vorsicht und Muth hervorgeht, und bei mehrerer Besonnenheit wird die Gefahr theils richtig erkannt und vermieden — dieses besonders von dem weiblichen Geschlechte — theils weniger gescheut, hauptsächlich von dem Jünglinge, wenn ihn sein Jugendfeuer kühn macht.

An den Tod selbst denken gesunde Kinder fast gar nicht, und wenn sie daran denken, so sind es mehr spielende als ernstliche Vorstellungen; denken sie aber einmal wirklich an die Möglichkeit des Sterbens, so liegt ihnen darin ein grausenvolles Dunkel. Das, was sie zunächst fürchten, ist immer der Schmerz und der Anblick von Beschädigungen, z. B. ein blutiger Finger macht ihnen auf den Augenblick mehr bange als das Krankenbette der Mutter. Mit zunehmendem Verstande wird

nun dieses alles berichtigt. Im Ganzen genommen zeigt es sich als Wille der Natur, daß die aufblühende Jugend mehr an das Leben als an das Sterben denken solle, wie das auch natürlich aus dem Gefühle des zunehmenden Lebens erfolgt.

3) Der Geschlechtstrieb zeigt sich in dem früheren Knaben- und Mädchenalter nur in leiser Andeutung. Er scheint mit der Entscheidung des Geschlechtlichen in der Physiognomie und in der Seele gleichlaufend hervorzudringen; gewiß ist es aber, daß er der Natur nach sich nicht eher entscheidet als mit den dahin gehörigen körperlichen Theilen. Bei dem Knaben geschieht dieses selten vor dem 14ten Jahre, obwohl vorher ein dunkles Gefühl der Geschlechtsliebe in ihm erwacht, und ihm irgend ein Mädchen oft schon in seinen früheren Jahren interessant wird. Merkwürdig ist es, daß öfters die erste Liebe des Knaben ein erwachsenes Frauenzimmer ist; vielleicht dadurch erklärbar, daß nun die ausgebildete Weiblichkeit stark genug auf den für das andre Geschlecht noch nicht genug reizfähigen Knaben wirkt, oder daß etwa in dem angenehmen Gefühle der mütterlichen Pflege, die er erfährt, zuerst das Interesse für das weibliche Geschlecht überhaupt, und zwar für das Zärtliche und Milde, welches diesem Geschlechte eigen ist, und das er immer mehr empfinden lernt, in ihm erwacht, und damit zugleich der physische Trieb, der ihn doch mehr zu einer andern Freundin, als zu seiner Mutter hinzieht. Ja, es giebt manches Beispiel, daß die Mutter selbst gewissermaßen der erste Gegenstand dieser Liebe wird, ein Verhältniß, welches auf einer Ideenassociation in den Gefühlen der Liebe entsteht, die, so verschieden auch ihre Formen sind, doch überall gleiches Wesens ist; das Seitenstück zu der Jünglingsliebe bei den Griechischen Männern. In dem Jünglingsalter beschäftigt sich die Phantasie mit dem geliebten Gegenstande und idealisirt ihn; das Herz schlägt wärmer für denselben, die Gluth der Liebe durchdringt

die ganze Seele, die Geliebte wird des Liebenden Taggedanke und sein Traum. Der physische Geschlechtstrieb kommt der Natur nach später, und zwar erst mit der ihm zugehörigen Ausbildung der Organe und Aussonderung der Säfte. Ein neuer Reiz entsteht hierdurch in dem Organismus, und so auch in der Seele ein dunkles Sehnen, das denn endlich, aber bei der reinen Natur erst zur Zeit der Reife verstanden wird, und den Gegenstand seiner Befriedigung findet. Dieses Physische ist lange Zeit von der Geschlechtsliebe getrennt, weil diese früher durch die Sympathie erwacht und durch die Phantasie Nahrung erhält; in einem Wesen, wo geistige Thätigkeit herrscht, soll ja dieser die physische, gerade hierin vornehmlich, untergeordnet seyn. Der Jüngling, ja selbst der Mann von edlen Neigungen, denkt gerade bei dem Gegenstande seiner Liebe am wenigsten an dieses Physische, bis nach und nach dieses allerdings sich auch bei jener Liebe einfindet, durch welche es aber auch dann veredelt wird. Er ist sich daher in seiner Liebe der reinen Gesinnung bewußt, sie dient ihm sogar als Schutz für seine Keuschheit, denn jener Trieb wird alsdann weniger gereizt, weil die Phantasie sich mehr geistig von der Geliebten unterhält, und weil er den Besitz derselben vorerst als den eines höheren Wesens sucht; sie ist ihm seine Göttin. — Bei dem Mädchen kann nur Geschlechtsliebe erwachen, und dabei der Wunsch zu gefallen; der Geschlechtstrieb kommt der männlichen Natur zu. Das Weibliche desselben kann aber nichts anderes seyn, als ein Anziehen, d. i. bei dem verständigen Wesen ein Gefallenwollen, mit der Sehnsucht nach dem Geliebten verbunden. Bei siebenjährigen Mädchen äußert sich dieses von fern, spielend zu schalkhaften Nekereien. Sie machen sich gern mit den Knaben, und gemeiniglich mit etwas älteren, zu schaffen, mögen sich aber doch nicht weit mit ihnen einlassen, fliehen z. B. und wollen sie immer zum Nachlaufen reizen ꝛc. Dieses drückt sich bei

dem unverdorbenen Mädchen in hunderterlei zarten und artigen Formen aus. Nähert sich aber die entscheidende Periode, worin das Mädchen zur Jungfrau heranreift, so wird sie spröder, und es ist, als ob sie die Annäherung des Jünglings zu fürchten habe. Wer mit seiner Liebe in jenem Zeitpuncte zudringlich ist, setzt sich der Gefahr aus, ihre Gunst zu verlieren, und wer sich ihr nähern soll, dessen edlen Sinn muß sie achten, und von dem muß sie sich selbst geachtet sehen; nur in dem Grade, als er ihr Herz gewinnt, schmiegt sich die Liebende an ihn an. Ist endlich ihr Herz seiner ganz versichert, besitzt sie sein Herz ganz, so übergiebt sie sich ihm mit voller Liebe. Daß das Mädchen gern gefällt, liegt tief in der Natur des weiblichen Geschlechts, darum soll man das nicht gerade als Eitelkeit anklagen; es soll so seyn, auch die Blume würde gefallen wollen, hätte sie Selbstbewußtseyn. Es ist bestimmt dazu, einen angenehmen Eindruck auf die Menschen umher zu machen, und dieses allgemeine Gefallenwollen des Mädchens verbindet sich nun natürlicher Weise mit der Zuneigung zu dem geliebten Gegenstande, also mit der Geschlechtsliebe, und glücklich, wenn es den rechten trifft, wenn es dabei wahr und innig liebt, und wenn es sich nicht an das Flattern gewöhnt.

Es ist ein seltener Fall, daß Kinder vor dem zwölften oder dreizehnten Jahre die Geschlechtsliebe gegen einander fühlen; selbst noch bei dem Ueberreize in unserer Cultur. Indessen fehlt es doch auch hier nicht an Beispielen einer sehr ernstlichen Liebe. Ein Knabe von etwa vierzehn Jahren und ein Mädchen desselben Alters hatten sich in einander verliebt; der Knabe wird zufällig krank und stirbt, das Mädchen zieht sich seinen Tod zu Gemüthe, — es war vermuthlich in jener Zeit, wo die Natur wegen der Zubereitung zur nahen Entscheidungsperiode schwach ist, und wo alles tieferen Eindruck macht — es wird ebenfalls krank aus Sympathie, und stirbt

dem Geliebten nach. Die Liebe hat dagegen in der Regel vor dem Alter der Reife noch den Charakter des Jugendlichen, wobei die Phantasie am meisten thut; sie hat noch nicht das tiefe und innige Gefühl, sie bleibt noch schüchtern in ehrerbietiger Entfernung, sie ist noch blöde und spröde, aber mit Sehnsucht, und so ist sie jener gereizte Zustand, den man das Verliebtseyn nennt.

4) Der Geselligkeitstrieb. Er erscheint sowohl in der Theilnahme, als in der Nachahmung, beides schon an dem kleinen Kinde; aber in dem Knaben- und Mädchenalter scheiden sich mehr und mehr die persönlichen Zuneigungen von der gleichgültigen Stimmung. So wie sich nämlich die Individualität schärfer formt, so tritt auch der junge Mensch den Andern schärfer gegenüber. Manche sagen seiner Natur mehr, manche weniger zu, und das empfindet er dunkel; so ziehen sich mehrere Individuen in Sympathie an, oder stoßen sich in Antipathie ab. Hiermit hängen vielleicht, nach der Meinung früherer Physiologen, gewisse äußerliche chemisch-organische Verhältnisse der Körper zusammen, die entweder freundlich oder feindlich gegen einander wirken, oder nach den späteren Erfahrungen des Magnetismus noch tiefere Verhältnisse der Seele. Im Allgemeinen empfindet der Mensch das Menschliche *), so wie es nur bei dem Anblicke Anderer angeregt wird, so wie die gleichgestimmte Saite mitklingt, wenn die andere ertönt. In diesem allgemein Menschlichen liegt der sympathische Zug zu allem hin, was ein menschliches Antlitz trägt, der organische Ausdruck des himmlischen Bandes in der Geisterwelt, der Liebe. Schon das Leben überhaupt setzt uns in

*) Homo sum, humani nihil a me alienum puto, spricht jener Edle des Terentius, (Heaut. I. 1.) im Namen aller aus, denen im Römischen und rechten Sinne des Worts Humanität beizulegen ist.

eine solche Mitempfindung mit den Thieren. Dieses alles zeigt sich in der frühesten Jugend. Fröhliche Menschen umher, auch muntere Thiere erwecken das Kind zur Munterkeit: der Ausdruck des Schmerzes macht auch dem Kinde Schmerz. Mitfreude und Mitleid finden sich also frühe ein; nur im Anfange durch das aufgeregt, was in die Augen fällt, nachher auch durch die Einbildungskraft, in dem Jünglingsalter schon durch entfernte Vorstellungen. Aber jene individuellen Verhältnisse lassen das Gefühl der Theilnahme gegen manche Personen schwächer, gegen manche stärker werden, so wie dem jungen Menschen die eine weniger, die andere mehr lieb ist; und da ihm die meisten gleichgültig sind, so nimmt auch die Allgemeinheit des sympathischen Gefühls in dem Grade ab, als er sich mehr an einzelne Menschen anschließt, d. h. als er älter wird, und so wird dieser Naturzug nach und nach von andern Gefühlen aufgewogen. Durch das Reflectiren und Denken überhaupt würde dieses schöne Gefühl ganz erkalten, wenn nicht die höhere Liebe mit der Vernunft mehr und mehr heraufginge, und das Göttliche in der Menschheit belebte. Darum ist das schon eine Abirrung von der Natur, wenn das Mitgefühl auch gegen die Personen, welche dem jungen Menschen zuwider sind, ganz erstirbt. Die Humanität verläugnet sich nie ganz, und selbst da kaum, wo man sie mit Gewalt unterdrückt.

Der Knabe wird zuerst gewöhnlich zu den Personen männlichen Geschlechts am stärksten angezogen, weil das Gleichartige anzieht, und der Zug zu dem andern Geschlechte jetzt noch nicht überwiegend seyn kann; auch wird das männliche Geschlecht immer von seines Gleichen stärker angezogen, weil es das Kräftige liebt. Das Mädchen hält sich auf ähnliche Weise am liebsten zu Personen seines Geschlechts, weil hier die sanfte Natur sympathisch angesprochen wird, und es nachmals die jungfräuliche Schüchternheit mehr von dem männlichen zurückhält. Doch

findet man oft, daß die kleineren Mädchen mehr die Knabengesellschaft zum Spielen suchen, als umgekehrt die Knaben die Mädchengesellschaft, besonders wo es um muntere Spiele gilt; aus dem angegebenen Grunde der stärker erscheinenden Kraft. Die Kinder werden sich nämlich selbst dessen bewußt, was sie an Andern sehen, und ihr Kraftgefühl ist gern erregt, und sehnt sich nach Erhöhung. Zum Spielen und Lernen hat der Knabe am liebsten Kameraden seines Alters, um nicht unter ihnen zu stehen, aber in anderer Hinsicht machen manche ältere Personen einen vorzüglichen Eindruck auf ihn; besonders imponiren ihm die kräftigen, so daß er sich alles von ihnen gefallen läßt, und ohne es zu wissen, sich nach ihnen bildet. Die Mädchen beschäftigen sich oft mit kleineren sehr gern, fast so, wie mit ihrer Puppe, aber sie wissen sich auch bei größeren recht wohl zu befinden. Die Theilnahme des Gefühls ist bei jungen Leuten sehr gering, am geringsten bei Knaben, weil sie noch mehr im Aeußeren als im Inneren leben, und noch gar nicht dazu kommen, sich in Andere hineinzufühlen. Man deute es also dem vierzehnjährigen Knaben nicht übel, wenn man die Milde des Mitgefühls noch in ihm vermißt. — So wie nun indessen das Geschlechtliche mehr erwacht, so erregt die Sympathie der Geschlechtsliebe mehr gegenseitiges Interesse, und die jungen Leute beiderlei Geschlechts suchen sich gern einander auf. Sie entwickeln zugleich ein tieferes Gefühl, und ihre Herzen sind voll, da suchen sie ihres Gleichen auf, um sich einander mitzutheilen, und jetzt geht ihnen die Welt der Freundschaft auf. Der Jüngling sehnt sich indessen in seinem Treiben nach Verbrüderungen, indem er große Dinge mit Andern ausführen möchte, und deßhalb auch geheimnißvolle Verbindungen sucht. Allmählig werden ihm aber die Brüderschaften gleichgültiger, seine Individualität zieht ihn bestimmter und fester zu Wenigen hin, und wenn er sein Gemüth ganz entwickelt hat, so findet er sich hauptsäch-

lich nur mit dem Einen, der auch bei erlangter Reife gerade seinem Gemüthe am meisten zustimmt, und zwischen diesen knüpft sich die innigste Freundschaft.

Hatte das Kind Geschwister, so war es durch das Blut mit diesen mehr als mit andern Kindern verbunden, allein die Geschwisterliebe wird nach und nach durch das Interesse an Andern geschwächt, und zwar in dem Grade, als sich der Geist mehr bildet und das gleichartige Gemüth in einem jungen Freunde findet. So geschieht es, daß sich Fremde öfters mehr werden, als die Brüder, und daß die Freundschaft bei gebildeten Menschen am allerwenigsten an Verwandtschaft gebunden ist; und aus gleichem Grunde geschieht es, daß Brüder und Schwestern in früheren Jahren weniger Interesse an einander finden, bis sie etwa späterhin an den geistigen Geschlechtseigenschaften gegenseitig einige Unterhaltung haben. So schön also die Geschwisterliebe ist, und so gewiß sie in edlen Naturen sich als Treue und Zärtlichkeit veredelt, so wahr ist es doch, daß in der Freundschaft, worin zwei Gemüther gegenseitig ihr Göttliches anschauen, die Sympathie ihr Höchstes erreicht.

Der Nachahmungstrieb geht ganz gleichen Schritt hiermit. So wie dem jungen Menschen jemand viel wird, so wirkt dieser auch sympathisch auf ihn, das Gleichartige erregend. Dieses ist die geheime und starke Macht des Beispiels, welches bei der Jugend fast mehr wirkt, als alles Andere. Bei Knaben scheint er stärker zu seyn, als bei Mädchen. Zunächst zieht die Natur das Kind auch hierin zu den Eltern hin; allmählig aber, wie sich dasselbe mehr in seiner Selbstständigkeit fühlen will, löst es sich auch gern von dem Mutterworte oder der Vaterhand ab, und sein frommer Sinn wird durch den weltlichen mehr aufgewogen.

5) Der Persönlichkeitstrieb. Der Mensch strebt als Person, d. i. als ein Wesen, welches Würde hat, zu bestehen, und zwar um theils etwas zu seyn, theils

etwas zu haben und zu gelten. Beides findet sich schon in der ersten Kindheit in dem dunkeln Selbstgefühle, jenes als Schamhaftigkeit, dieses als Liebe zum Besitze der Sachen, und in dem schlimmeren Falle als Herrschenwollen; mit dem Selbstbewußtseyn tritt dieser Trieb entschieden hervor, weil alsdann das Kind seiner Persönlichkeit inne geworden ist, und ihrer gern froh werden mag. Von der Zeit an fühlen die Kinder ihr Ich einander gegenüber, und daher gerathen sie so leicht, mit aller ihrer Lebhaftigkeit, in ein Streiten und Rechten, in ein Necken und Wehren, welches an sich nicht als so arg angesehen werden muß, wie es etwa aussieht. Bei den Knaben sollen alsdann gewöhnlich die Gliedmaßen das ausmachen, was späterhin Gründe thun; es kommt also leicht bei einiger Unart unter ihnen zum Raufen. Haben sie indessen einmal ihre Kräfte feindlich gemessen, so achten sie sich gewöhnlich desto mehr, und sie sind sogleich wieder gute Freunde. Die Mädchen sind nachgiebiger, gestehen den Gespielen für den Augenblick etwas zu, behalten sich aber ihr Recht im Sinne, werden alsdann leicht ärgerlich, und sondern sich auch wohl ab, wenn man ihnen nicht gute Worte giebt; doch vergessen sie bald wieder bei einem neuen freundlichen Eindrucke die vorige Beleidigung.

Das Mädchen freut sich Sachen zu *haben*, sie zu ordnen, zu verschönern ꝛc., ist leicht besorgt, daß man sie ihm nehme, und darin versteht es keinen Spaß. Der Knabe will sich Sachen *verschaffen*, ist eben darum auf seiner Hut, daß man sie ihm nicht mit Gewalt nehme, weil er es Andern zutraut, daß sie sich auch verschaffen wollen, was ihm gefällt; aber er freut sich seiner Kraftäußerung dabei, und mag diese gern gegen den andern geltend machen; er verfährt daher, so fern er kein Schwächling oder nicht sonst verdorben ist, gewiß nicht mit List und Heimlichkeit dabei, und überhaupt gilt es ihm nicht sowohl um die Sache, als um seine

Thätigkeit, oder hat er die Sache selbst auch gern als Mittel zur Thätigkeit, oder um sein Besitzthum zu behaupten, so ist er des Gebrauchs derselben doch bald müde, und er ist geneigt, sie fregebig einem Andern abzutreten. Der Knabe wie das Mädchen verschenken gern etwas denen, welchen sie gut sind, der erstere, sobald er die Sache nicht mehr mag, d. h. sobald er einmal seine Kraft in dem Besitze derselben gefühlt hat; das letztere, sobald es sie übrig zu haben glaubt. Auf Uneigennützigkeit der Kinder in dem, was sie bedürfen, ist gar nicht zu rechnen, sind sie aber befriedigt, oder sind sie das auch nicht ganz, und ist ihnen jemand besonders lieb, so sind sie mittheilsam und freigebig bis aufs Aeußerste. Zuerst lieben sie die Eßsachen, dann die Spielsachen, dann die schönen Sachen, um in der Kindersprache zu reden, ferner die gebräuchlichen, und unter der Hand lernen sie auch den Werth des Geldes schätzen. Aber sie sind gemeiniglich mit einer Kleinigkeit nicht nur zu befriedigen, sondern sogar zu erfreuen; die Erwachsenen haben gewöhnlich zu sehr den Kindersinn verloren, um genug hieran zu denken. Die leiseste Verstärkung dieses Triebes zum Besitze giebt hier leicht einen üblen Ausschlag; bleibt aber alles im guten Gange der Natur, so halten auch diesem Triebe die übrigen das Gleichgewicht. So sieht man die Kinder in der Stube zusammen, selbst die Geschwister, alle Augenblicke über das Mein und Dein in Streit gerathen, so lange sie nicht mit ganzer Seele etwas Gemeinschaftliches treiben; eben so werden sie leicht bei der Wahl des Spiels uneinig, bis eines aus ihrer Mitte das Ansehen des Tongebers erhält. Da indessen das sympathische Gefühl immer rege ist, und sie gern mit einander zu thun haben, so ist auch ihr Streit bald wieder beigelegt; sie respektiren gegenseitig ihr Eigenthum so wie ihre Kraft, und sind bei allen diesen kleinen Störungen im Ganzen vergnügt zusammen.

So wie der junge Mensch sich mehr fühlt, will er

auch unter den Andern mehr gelten, und sucht sich also mehr geltend zu machen. Leicht entsteht da freilich alle Bösartigkeit der Rivalität, aber bei einem guten Gange der Entwickelung bildet sich sein Sinn für den wahren Seelenadel desto mehr aus, und er will selbst als würdig dem Würdigen gegenüber stehen. Die Achtung seiner selbst wächst mit der Achtung gegen Andere.

Der Jüngling gewinnt mit zunehmender männlicher Kraft hauptsächlich ein mächtiges Freiheitsgefühl. Er läßt sich nur dann Beschränkungen gefallen, wenn er sich frei zu denselben versteht. Auch macht er sich nicht gern von seinen Besitzthümern abhängig. Er ist mit seinen Sachen freigebig, mit seinem Gelde leicht verschwenderisch; seine männliche Natur bringt das so von selbst ohne Rücksicht und Ueberlegung mit sich, bis er nach und nach den Werth der Sachen gegen einander schätzen lernt, aber immer dem Würdigen sie unterordnend, sich das nährende Gewerbe zu verschaffen sucht, und nach dem eignen Heerde sehnt. Das Mädchen fühlt sich frei in seiner Tugend, selbstständig bei seiner natürlichen Abhängigkeit, indem es gefällt, und reich, indem es Personen besitzt; es lernt sich also glücklich schätzen, wenn es dem Würdigen gefällt, dem sich sein Herz zuneigt, und wenn es durch ihn Unterhalt hoffen kann, und so tritt es gern mit ihm in den Hausstand.

Da sich diese Triebe von frühem an zusammen in dem Gemüthe finden, und gegenseitig auf einander wirken, oder vielmehr Eins ausmachen, so erzeugen sie auch gemeinschaftlich solche Richtungen der Kraft, worin sie sich unter einander beschränken, indem jedoch ein Trieb vorherrschend etwas anstrebt, d. h. begehrt oder verabscheut. Dieses sind die Neigungen. Sie legen sich in den einzelnen positiven oder negativen Begehrungen der Kindheit noch schwach an, gleichsam noch in Eins ver-

flossen, werden immer mehr zur Gewohnheit, nehmen an Bestimmtheit und Stärke zu, und spielen mannichfaltiger, bis sie in dem Jünglingsalter zu einer Hauptneigung eingehen. Sie entstehen aus einem dunkeln Getriebe des Inneren, welches vornehmlich in den Associationen sein Werk hat. Die Verbindung der Vorstellung einer Sache und der sie begleitenden Lust erregt immer die Begierde, und sie verstärkend, kommt sie öfter, zieht mehr und mehr andere Vorstellungen an sich, und giebt diesen allen durch jene den angenehmen Ton. Zugleich lenkt sich die Aufmerksamkeit immer eifriger und unwillkürlicher auf diesen Gegenstand, und verläßt die andern in demselben Grade. Dadurch nun kommt der Seele immer wieder dieselbe Vorstellung im Wachen, im Träumen, die von allem erneuert, von selbst hervorgerufen wird, sich mit jedem Tage tiefer eingräbt, die Phantasie lebhafter beschäftiget; und so neigt sich die Seele diesem Gegenstande zu und so ist aus der einzelnen Begierde eine Neigung geworden. Wird nun das Bewußtseyn heller, das Nachdenken geschäftiger, und die Selbstbestimmung überlegter, so werden alle jene dunkeln Associationen unter Einem Gedanken vereinigt, und dieser stellt den Gegenstand in den lieblichsten Farben dar. Nun richten sich alle Thätigkeiten und Gedanken darauf hin, und so wird die Neigung eine herrschende. Am stärksten zeigt sich das in dem Verliebten; zuerst der blinde Zug, und hernach das gefällige Urtheil, als wäre es von der unbefangenen Vernunft selbst gesprochen.

Sind die Neigungen mit lebhafteren Gefühlen, die eben darum vorübergehend, aber heftig sind, verbunden, so heißen sie Affecte, befestigen sie sich aber mit einer gewissen Ruhe, so daß sich das Nachdenken, gleichsam als partielle Vernunft, in ihren Dienst begiebt, so wirken sie dauernd und mächtig, und heißen Leidenschaften. Das Knaben- und Mädchenalter bringt wegen seiner Lebhaftigkeit die Neigungen leicht zu Affecten, aber nur das

Jünglingsalter erst zu Leidenschaften. Und weil dem Widrigen die Natur stärker widersteht, so sind die widrigen Affecte und Leidenschaften früher und stärker als die angenehmen oder gemischten. Bei dem männlichen Geschlechte brechen sie gern wild hervor, bei dem weiblichen wühlen sie tief in der Brust. Der Knabe geräth z. B. in Zorn, stampft auf den Boden, schlägt um sich, und der Jüngling entbrennt in Flammen, sein Gesicht glüht, seine Augen treten furchtbar hervor, er kennt sich nicht mehr, er wüthet und tobt. Das Mädchen wird nur bei einer verdorbenen Natur dahin gerathen, dagegen wird leicht Gram oder Aerger in seinem Inneren zehren. Das weibliche Geschlecht ist im Ganzen den Affecten mehr unterworfen als das männliche, es hat stärkere, sie wechseln aber öfter: die Leidenschaften aber, welche beiden Geschlechtern gleich gefährlich sind, wurzeln bei dem weiblichen fester.

Die Neigungen beziehen sich auf die Thätigkeit, auf die Sachen, und auf die Personen.

1) In der ersten Beziehung bildet sich frühzeitig bei dem einen Kinde die Neigung mehr zur körperlichen Thätigkeit, bei dem andern mehr zur geistigen: aber auch bei manchem das Entgegengesetzte, nämlich Abneigung gegen die eine oder die andre Art der Anstrengung. In dem Knabenalter gestalten sich jene Neigungen theils für zweckmäßige Beschäftigung, theils für das Spiel; und die erstere theils zur Arbeitsamkeit, theils zur Lern- und Wißbegierde, beides in den Geschlechtern verschieden bestimmt. Die Trägheit dagegen wird Arbeitsscheu, auch wohl Hingebung an das Spiel der Einbildungskraft. Die Neigung zum Spielen äußert sich bald mehr in den Körperkräften, z. B. Herumlaufen, Ringen, Tanzen, bald mehr in den Geisteskräften, wie bei den Gesellschafts- und Kartenspielen; auch kann sich eine mittlere Neigung bilden, nämlich zur Beschäftigung, aber mit Unstetigkeit, also zu einer unruhigen Geschäftigkeit. Alles dieses

nimmt in jedem Geschlechte eine eigne Form an. Der Knabe macht allerlei z. B. mit seinen Hölzern und Werkzeugen, und sitzt wohl Stunden lang, um etwas damit zu Stande zu bringen; oder er kommt mit seinen Kameraden auf den Einfall, etwas gemeinschaftlich auszuführen, wie etwa eine Schlittenfahrt, ein Gesellschaftsspiel ꝛc: das Mädchen ist mit seiner Puppe, oder andern Sachen beschäftigt, oder es hat eine dramatische Unterhaltung mit seinen Gespielinnen, so geht das Spielen der Kindheit in Beschäftigungen über, die allmählig ernster werden.

2) Das Kind liebt auch die Sachen; hieraus entsteht die Neigung zum Besitze, und zwar theils zum Erwerben, theils zum Ersparen, dieses mehr bei dem weiblichen, jenes mehr bei dem männlichen Geschlechte. Das Mädchen ordnet gern seine Sachen, und schaut lange mit innigem Vergnügen auf sie hin, wenn es sie zierlich geordnet hat. Nun entsteht auch die Geldliebe, und mit der Neigung zur Arbeit oder zum Spiele verbunden, die Liebe zum Gewinnste. Der Knabe sucht das Geld, um sich dafür etwas zu kaufen, z. B. Obst, Messer ꝛc., das Mädchen wohl auch zu einem ähnlichen Zwecke, aber es hält doch lieber die Ausgabe zurück. Abneigungen entstehen wohl gegen das Erwerben, woraus späterhin Mangel der Betriebsamkeit wird, oder gegen das Ersparen, welches zur Verschwendung hinführt; gegen den Besitz selbst findet sich der Natur nach keine Abneigung, nur hat die Neigung dafür ihre Grade. Uebrigens verbinden sich die obigen Neigungen und Abneigungen mehrfach mit diesen.

3) Die Neigung zu den Personen ist die zu den Eltern, zu Geschwistern, zu Gespielen, endlich zu dem Freunde oder Geliebten. Die Neigung des Knaben ist dabei mehr auf die Thätigkeit gerichtet; sie lieben die Menschen mehr darum, daß ihre Thätigkeit durch sie angenehm erregt wird. Die Zuneigung gegen die Mutter nimmt daher gewöhnlich ab, wenn sich diese von dem

Knaben beherrschen läßt; da ist ihm oft sogar der strenge Lehrer noch lieber. Das Mädchen hat mehr Wohlgefallen blos an der Person; es schmiegt sich an die Mutter an, nimmt gern das Kind auf den Arm und spielt mit ihm, oder mag gern an der Seite seiner Menschen gehen. Aber schon in früher Kindheit entstehen auch Abneigungen gegen Personen, welche für das Kind etwas Furchterregendes, oder manchmal auch etwas unerklärbar Widriges haben, am häufigsten gegen die, von welchen es sich mit Feindseligkeit behandelt fühlt. Glaubt sich der Knabe überlegen, oder will sich das Mädchen gern mit jemand etwas zu schaffen machen, so entsteht die Neigung zum Necken, die insofern noch ganz unschuldig ist, da sie eben so gut in freundlichen Scherz als in boshafte Neckereien ausschlagen kann. Sie gewinnen entweder eine allgemeine Neigung zur Gesellschaft, oder jene Abneigung einer übermäßigen Blödigkeit, sie werden menschenscheu, die Knaben wohl leichter als die Mädchen, theils weil diese mehr Interesse überhaupt an den Menschen haben, theils weil jene leicht fürchten, nicht genug zu gelten.

Die Neigung zu den Personen bezieht sich auch auf die eigene Person und bringt dadurch die vergleichenden Neigungen hervor, worin man sich selbst mit Andern gegen einander über fühlt. Das Gefühl des eignen Ichs ist zwar stärker als die Theilnahme an dem fremden Ich, aber die Sympathie, das humanisirte Selbstgefühl, das Göttliche der Liebe vermag doch diesem natürlichen Egoismus das Gegengewicht zu halten. Aber hier eben zeigt sich die natürliche Verdorbenheit schon früh in dem Kinde. Weiter erzeugt sich zuerst die Neigung geliebt, dann die geachtet zu werden, jene mehr bei dem weiblichen Geschlechte zugleich als Neigung zu gefallen, diese mehr in dem Jünglinge als Neigung zu gelten; in beiden Geschlechtern das Ehrgefühl. Zugleich entwickelt sich in dem Kinde eine Abneigung gegen alles, was seinem inne-

ren oder äußeren Werthe zuwider ist; es will nicht gern mißfallen, es scheut sich das Gefühl seiner Schamhaftigkeit zu verletzen; so ist das Kind schüchtern, es fürchtet den Tadel, es freut sich des Lobes, und die Furcht vor Schande wächst mit ihm auf. Erfolgt nun alles in einer guten Entwicklung, so muß dem Jünglingsalter Gefühl der eignen Würde und dabei Bescheidenheit eigen geworden seyn. Mit der Neigung gefallen zu wollen, und mit dem Ehrgefühl, oder mit Selbstgefühl, hängt die Neigung zusammen, gern gut oder auch schön gekleidet zu seyn; am meisten die Neigung der Mädchen.

Die Zuneigungen gegen Thiere entstehen hauptsächlich aus dem Wohlgefallen an dem Spielen mit den Thieren, also aus Mangel an einer besseren Unterhaltung, seltner aus einem überfließenden Wohlwollen.

Wenn sich nun alle Neigungen so naturgemäß bilden, daß jede zu rechter Zeit hervorkommt, keine ausartet, und alle sich einander das Gleichgewicht halten, so bekommt das Gemüth seine Vielseitigkeit und Harmonie*). Alsdann gewinnt der junge Mensch Selbstbeherrschung, Muth und Freiheit. Bei dem Thiere dringt die Hauptrichtung so früh vor, und wächst so mächtig in sich selbst, daß es derselben mit unwiderstehlichem Zuge folgen muß. Der rohere Mensch wird auf ähnliche Weise wegen seiner Einseitigkeit von mächtigeren Neigungen beherrscht, und Affecte und Leidenschaften brechen stärker in ihm hervor, als in dem cultivirten Gemüthe, in welchem nur allein Ruhe und Stille mit der Energie gedeihen kann. In der Mannichfaltigkeit der menschlichen Neigungen erwächst die Freiheit, indem diese, unter einander sich beschränkend und mildernd, der Willkür den freiesten Spiel-

*) Das ist es, was die großen Bildner im Alterthume suchten, und jene σωφροσύνη, als das Höchste in ihrer Volkserziehung. S. Gesch. d. Erz. S. 111. 530. u. a.

raum lassen. Hier ist also der große Wirkungskreis der Erziehung.

Während der ganzen Jugend treten einige Perioden ein, wo die Kinder sich merklich verändern, und dem Anscheine nach gemeiniglich verschlimmern, indem sie etwas Unleidliches und Widerstrebendes zeigen. Die gemeine Sprache nennt das die Flegeljahre. Sie sind nichts anders, als die Perioden des Ueberganges aus der Kindheit in das Knabenalter, und aus diesem in das Jünglingsalter. Hauptsächlich dieser letztere Uebergang, bei Knaben zwischen 12 und 15, und bei Mädchen zwischen 10 und 13 Jahren; doch bei manchen früher, bei manchen später. Alsdann entsteht in dem Organismus eine gewisse Unruhe vor dem Erwachen neuer Reize und eine Unbestimmtheit der Kraft, welche sich mehr in das Innere zurückzuziehen scheint, gleichsam um so im Geiste, wie im Körper, an Festigkeit zu gewinnen. Es ist eine Art von Vegetiren, nicht selten bei den Kindern, die sonst einen guten Kopf haben, von dem Anscheine der Dummheit begleitet. Die Kinder wissen alsdann nicht recht, was sie wollen, und man weiß auch nichts rechts mit ihnen anzufangen. Aber man sey deßhalb unbesorgt; auch die beste Frucht ist vorher, ehe sie am Baume reift, hart und herbe.

Die Naturelle müssen sich während der Jugendzeit immer sicherer unterscheiden lassen, wenn man die Betrachtung fortsetzt. Die Art zu denken, zu fühlen, zu begehren, die Spiele, die Arbeiten, die Neigungen, das ganze Betragen — alles dieses einzeln und noch mehr in seinem Zusammenseyn, zeigt schon in den 7jährigen Kindern, noch genauer in den 14jährigen u. s. w., ob das mehr nach außen wirkende, oder das in sich gekehrte Naturell

vorherrsche. Auch lassen sich da die zwischenliegenden oder vereinigenden erkennen. So 1) das lebhaft-feste, das wir etwa durch das heftige bezeichnen, 2) das sanft-lebhafte, etwa das joviale? aufgeräumte? — 3) das innig-sanfte, etwa das ruhige? — 4) das innig-lebhafte, etwa das hitzige? auch das empfindliche? — 5) das sanft-feste, etwa das starke? — 6) das innig-feste, die tiefe und große durchsetzende Natur. Doch bedarf diese Classificirung nach vieler Sorgfalt, die sich aber auch gewiß belohnen wird.

Ueberblick auf die ganze Entwickelung von der Kindheit bis zur Reife. Das Heraustreten der Kraft aus einem Zustande des Ungeschiedenen in die Sonderung des Einzelnen und zum Wachsthume des Ganzen, ist die Geschichte der Jugend. Ueberall Entwickelung und Entfaltung. Die Denkkraft trat in der Sinnenanschauung hervor, durch sie schied sich die Welt in ihre Gestalten, sie bildete Begriffe, reihete diese zusammen, und suchte nun in dem Einzelnen immer wieder das Ganze, auffassend und einbildend, aufbewahrend und producirend, d. i. als Sinn, Verstand, Gedächtniß, Phantasie, im Ganzen als Vernunft. Das Begehrungsvermögen äußerte sich gegen Einzelnes, es entstanden negative und positive Begierden, Neigungen, in Verbindung mit der Denkkraft Willensbestimmungen, welche zur Einheit des Charakters in den einzelnen mannigfaltigen Aeußerungen führen. Hierdurch bestimmten und vermehrten sich die einzelnen Gefühle, und es bildete sich im Ganzen auch dieses Vermögen. Denken, Begehren und Fühlen, in der ersten Thätigkeit des Kindes noch in Eins verflossen — und eben darum war noch keine dieser einzelnen Thätigkeiten das, was wir darunter verstehen — ließen sich allmählig so unterscheiden, daß bald dieses bald jenes hervortrat, obgleich durchaus Eins in dem Gemüthe.

Wie aus einem Keime wuchs alles Geistige unter mancherlei Erregungen heraus. Die Sprache bildete sich dabei als das Aeußere dieses Inneren durch den Verstand und die dazu bestimmten Organe. So erwuchs der Geist in und mit dem Leibe, anfangs noch in Einheit des Selbst, bis endlich der Geist sich als das wahre Selbst zu erfassen anfing, seiner höheren Natur und seines Ewigen sich bewußt ward, den Leib als sein Organ kennen und immer mehr gebrauchen lernte, sich selbst aber über alles Irdische zur Gottheit erheben konnte. Der Leib entwickelte indessen ebenfalls seine Organe, und diese gewannen ihre Stärke, Bestimmtheit und Harmonie für das Ganze. Dieses war die Zeit des Wachsthums, womit sich die Jugend beendigte, indem höchstens gegen das 25ste Jahr hin die völlige Reife eintrat. So entwickelte sich der Mensch.

Der erwachsene Mensch.

Wir haben hier hauptsächlich zu sehen, was die Natur im Körperlichen mit Beendigung des Wachsthums hervorbringt, da das Geistige fast ganz das Werk der Bildung ist. Indessen gehört sie auch mit zur Vollkommenheit des Leibes, und die geistige Entwickelung kommt allerdings auch hier schon mit in Betracht.

Die Vollkommenheit des Leibes ist vierfach, indem sie theils in dem Inneren, theils in dem Aeußeren vorkommt, und in jeder dieser zwei Richtungen wiederum in zwiefacher Beziehung. Sie ist nämlich

1) im Inneren Stärke, d. h. zureichende Kraft für die Bestimmung des Menschen, der auf der Erde leben und als Geist in dem Leibe, diesen beherrschend, sich ausbilden soll. Diese Stärke wird betrachtet

a) als zureichende Kraft für die Erhaltung des Lebens und aller Verrichtungen der Organe, der

menschlichen Bestimmung gemäß, d. i. als Gesundheit, d. i. innere Stärke des Organismus, in ihrem Gleichgewichte mit Wohlbehagen.

b) Als zureichende Kraft für die Geschäfte der menschlichen Bestimmung gemäß, d. i. als Leibesstärke; die Kraft im Widerstande und in der Ueberlegenheit gegen Aeußerliches, worauf sie nach außen hin wirkt, also Stärke zur Leibesanstrengung. Bei dem Manne ist sie kräftiger in dem Wirken auf die Außendinge, als Muskelstärke; bei dem Weibe kräftiger in dem Ertragen und Ausharren, als Nervenstärke. Jene fällt mehr äußerlich in die Sinne, aber diese ist darum nicht minder Kraft, und beide sind Leibesstärke, insofern einander gleich zu setzen. Das beste ist die seltene Vereinigung von beidem.

Die Vollkommenheit des Leibes ist

2) im Aeußeren, Zweckmäßigkeit der Gestalt und der Glieder für die menschliche Bestimmung; und hier

a) die Gestalt an sich betrachtet — Schönheit, d. h. Darstellung der göttlichen Idee in der Menschengestalt, jedem Geschlechte gemäß;

b) in den Verrichtungen der Glieder, als Zweckmäßigkeit derselben in ihrem Baue und in ihrer Uebung — Gewandtheit. Die Gewandtheit der Schönheit gemäß giebt dem Manne mehr den Ausdruck von Strenge, d. i. Würde, und dem Weibe mehr den Ausdruck von Weichheit und Sanftheit, d. i. Anmuth. Bei seltener Vollendung ist beides vereinigt, und das nie vorhandene Ideal ist Schönheit und Anmuth in Einem.

Beides ist der Ausdruck jener beiden ersteren inneren Vollkommenheiten im Ganzen. Sie sind Werk der Natur in der Anlage, aber zugleich Werk der Ausbildung; ohne jene ist diese nie möglich, und nur diese führt

jene zum Ideale hin. Wir werden daher in der folgenden Abtheilung davon reden.

Zum Schlusse wird es erlaubt seyn, aus einem der neuesten physiologischen Systeme *) folgendes hier anzufügen.

„Das Thier ist frühzeitig ausgebildet, körperlich und in seinen Fertigkeiten; nur der Mensch hat eine lange Kindheit und Jugend, und besitzt keine angeborne Kunstfertigkeiten. Das Meerschweinchen kann schon laufen, bevor es eine Stunde alt ist. Es ist eine Kluft zwischen ihm, dem vernünftigen, sittlichen Wesen, und den Thieren; auch ist es falsch, daß er von der Empfängniß bis zur Geburt eine Menge Thierreihen durchlaufe, da er vielmehr von seinem ersten Keime schon die Anlage zum Menschen hat. Er durchläuft nur ähnliche Stufen, wie die ihm verwandten Thiere, nicht Thierclassen. Bei den Fischen, denen man ein Größerwerden beilegt, ist doch die Ausbildung aller Körpertheile gleichzeitig."

„Das kindliche Alter zeichnet sich aus durch Zartheit und Weichheit des Baues, große Empfindlichkeit und Reizbarkeit, bei sehr regem Bildungstriebe. Von der Geburt an plötzlich so vielen Reizen hingegeben, würde es ihnen erliegen, wenn es sich nicht durch langen Schlaf dagegen sicher stellte. Das folgende Alter, sonst bis zum 10ten Jahre (?), jetzt bis zum 7ten gerechnet, hat stärkere Reproduction, und ist daher manchen Krankheiten, wie Skropheln, Rhachitis, unterworfen. Der Unterschied, den die Kinder schon im Geschlechte zeigen, kommt durch unsere Schuld (?); gleich behandelt würde höchstens (?) eine etwas kräftigere Natur in

---

*) Rudolphi, Physiologie ꝛc. I. S. 256. 259. 263 fg. Wir haben nur gerade nicht die Worte beibehalten, sondern geben es mehr auszugsweise.

den Kindern männlichen Geschlechts hervorblicken (??). — Aus dem wilden Mädchen wird die sittsame Jungfrau, aus dem unbändigen Knaben ein rascher, muntrer, anständiger Jüngling, dem die Reize des Lebens erblühen, und dessen Blicken sich die Welt öffnet. Glücklich, wenn er sich die Reinheit des Herzens und der Sitten bewahrt; denn wessen Phantasie vergiftet ist, dessen Kraft ist zugleich gebrochen."

„Das Knaben- oder Mädchenalter bis zur Pubertät, die bei dem Mädchen, je nach Lebensart und Stärke, im mittleren Europa mit 12 — 16 Jahren eintritt, im Norden menstruirt es später; im Alter von 8 — 12 Jahren ist es wild, wie der Knabe (?), aber dann fangen die Geschlechter an sich abzusondern. Der Knabe wechselt mit 15 — 16 Jahren seine Stimme. Dieß ist die Periode der Ungezogenheit und des eigentlichen Unterrichts, und es bedarf der Wachsamkeit, daß der erwachende Geschlechtstrieb nicht zerstörende Folgen habe. Beiden Geschlechtern droht in dieser Periode Gefahr von Seiten der Brust, und wo irgend erbliche Anlage dazu ist, da entwickeln sich Lungenkrankheiten. Der Jüngling genießt seine Jugend länger; er hat sich zum schwereren Kampfe des Lebens zu rüsten. Die Jungfrau genießt sie gewöhnlich sehr kurze Zeit, tritt früh in den Kreis der Gattinnen und Mütter, ohne in ihm bis zum Matronenzustande große Aenderungen zu erleiden."

„Das Alter des Mannes tritt mit 25 — 30 Jahren ein, und dauert bis 50 — 60; es ist vorzugsweise Fehlern des Unterleibes ausgesetzt. Bei dem Weibe verliert sich mit 45 — 50 Jahren die Menstruation, nicht ohne Gefahr. Der Körper des Mannes ist größer, in allen Theilen fester, und von schärferen Umrissen; in Gehirne, Stimmorgane, Athemholen, Kreislaufe, Verdauung, überall haben seine Organe mehr Umfang und Kraft. Der Mann ist weniger (? vielleicht nur in anderer Weise) reizbar, weniger empfindlich (?), daher auch mo-

ralisch kräftiger (dieses ist offenbar zu viel gesagt), und zu allen (?) Anstrengungen geschickter; mehr der Vernunft als dem Gefühle gehorchend und sich selbst erziehend (auch dieses ist zu viel gesagt), gegen den Mann der edelsten Freundschaft fähig, gegen das Weib oft despotisch und ungerecht, doch gewöhnlich von demselben überlistet und beherrscht; gegen Kinder ruhiger, gleichmüthiger, daher ein besserer Erzieher (das ist wohl richtig nach der Erfahrung getroffen), in Leidenschaften heftig aufbrausend, oft hart und roh, doch gewöhnlich früher zur Besinnung kommend, offener, wahrer, großmüthiger."

„Das Weib ist in allen Theilen zarter und weicher gebaut, sein Stimmorgan und seine Athemwerkzeuge sind kleiner aber beweglicher; es ist reizbarer und empfindlicher (nur in seiner Art), daher aber auch schwächer, veränderlicher (?), wankelmüthiger (gewiß nicht in der Regel), launenhafter, eigensinniger, eitler, furchtsamer (?), abergläubischer, schlauer, grausamer, der Freundschaft gegen das eigene Geschlecht beinahe unfähig, dem Manne oft schwärmerisch hingegeben, die Kinder durch Liebe an sich kettend, und zu den größten Aufopferungen für dieselben, oft auf die rührendste Weise bereit *). Wohlerzogen übertrifft es den Mann an Sittsamkeit, Milde, Demuth, Geduld und Frömmigkeit, und entfaltet Seelenreize, die alle körperliche Schönheit verdunkeln. Schlecht erzogen kann es eine Furie und Hyäne werden, und überbietet den Mann in allen Lastern **). Da das Weib

*) Als Bild dient hier die Mutter in Florenz, die ihr Kind einem Löwen abjagt.

**) Obgleich in obiger Charakteristik beider Geschlechter mehrere Züge gewiß nicht in der Regel sind, so ist sie doch im Ganzen richtiger als man sie gewöhnlich bei Physiologen findet. Von allen den anthropologischen Schilderungen beider Geschlechter, die dem Schreiber dieses nur irgend vorgekommen sind, wüßte er auch nicht eine einzige, die nicht einseitig wäre, und selbst in Hauptzügen

bestimmt ist, die Frucht zu empfangen und in sich auszubilden, auch noch eine Zeit nach der Geburt mit der passendsten Nahrung zu versehen, so ist ein großer Theil desselben dazu eingerichtet, und diese eigenthümlichen Organe beherrschen den ganzen Körper, oder werden wenigstens überall in Mitleidenschaft gezogen."

„Das Klima hat Einfluß theils durch seinen Wechsel, z. B. der Europäer acclimatisirt sich für die heiße Zone durch Mittelländer, — theils als einheimisch, — dessen Macht ist gering. Ein 15jähriger Indianer, der schon ziemlich wild geworden war, änderte sich im Collegium zu New Yersey in kurzer Zeit, und wurde auch in seiner Physiognomie milder."

---

der Erfahrung widerspräche. Selbst die Aesthetiker sind da noch von der Naturkenntniß häufig entfernt, und wenn in Göthes Meisters Lehrj. ein Weib sagt: „wir sind hoch, kalt, klar, klug," so gilt das nur von den — Aurelien.

Zweite Abtheilung.

Bildung.

Das Kind kann nicht die Menschheit in sich entwickeln, wenn es nicht vom frühesten an wenigstens etwas von Bildung empfängt, und noch weniger kann der junge Mensch zu dem heranwachsen, wozu er gerade nach seiner Natur bestimmt ist, wenn nicht andere Menschen bildend auf ihn einwirken. Wir mußten daher schon vieles, was hierzu dient, in der Jugendentwickelung mit begreifen. Jetzt wenden wir uns zu dem Einzelnen, was dabei geschehen soll. Bilden heißt nämlich (s. Einl.) nach einer Idee darstellen, und hier insbesondere in dem erwachsenden Menschen dahin wirken, daß sein Urbild, wozu Gott ihn erschaffen und seine Natur angelegt hat, in ihm zur Ausgeburt und Vollendung gelange. Alles in der Gesammtheit der Behandlung, was man hierzu bei dem Kinde von seiner Geburt bis zur Reife veranstaltet und thut, macht den vollständigen Begriff der Erziehung aus. Das Einzelne, was sie in sich begreift, um die physischen und geistigen Kräfte für diesen Gesammtzweck gehörig zu entwickeln, nennen wir im bestimmteren Sinne Bildung; so glauben wir, jedem dieser Hauptwörter, die sonst so unbestimmt durch einander gebraucht werden, eben die Bedeutung anzuweisen, die man gewöhnlich dunkel dabei fühlt, und die jedem eignet. Und so wird auch das ganze Geschäft deutlicher erkannt. Die Erziehung führt den jungen Menschen dahin, daß er sein Urbild in vollendeter Schönheit erkenne, und mit geübter Kraft in sich aufzustellen strebe. Die Bildung übt hierzu seine Kraft in ihren verschiednen

Richtungen und Thätigkeiten, und so fließt sie beständig auf die Entwickelung günstig ein. Wer bildet, entwickelt und leitet die Natur zu irgend einem höheren Ziele, und wer erzieht, bildet sie in allen Zweigen für dieses Ganze. Wohl giebt es eine Entwickelung auch des Menschen, welche großentheils der Bildung entbehrt; wie bei den wilden und rohen Menschen. Auch giebt es mannigfache Bildung, welche noch nicht Erziehung ist, z. B. in einer Kunst oder Wissenschaft: aber umgekehrt gilt das nicht; das Ganze ist nicht ohne das Einzelne. Daher müssen wir erst die verschiedenen Zweige der Bildung durchgehen, ehe wir die Einsicht in und über das Ganze der Erziehung gewinnen.

Ein Hauptzweig ist der Unterricht. Da dieser sich zugleich auf die Gegenstände verbreitet, die er lehrt, so geben wir ihm füglich sein eignes Gebiet, und brechen daher in der vorliegenden Abtheilung jedesmal bei dem Puncte ab, wo der Unterricht anhebt, um in unserm 3ten Bande diesen selbst von diesen Puncten aus zu zeigen. Es wird sich hiernach alles folgendermaßen sondern. Die körperliche Bildung beruht vorerst auf dem gesunden Gedeihen, und das ist Gegenstand der Wartung und Pflege, d. i. der sogenannten physischen Erziehung; dann verlangt sie auch Gewandtheit und Geschicklichkeit, das aber wird schon Gegenstand des Unterrichts, und so scheiden wir das, was dahin gehört, für den 3ten Band aus. Die geistige Bildung betrifft Kopf und Herz, das Lernen, Fühlen und Handeln; alles nun, was zu dem ersteren gehört, liegt in dem Gebiete der Unterrichtslehre, welche das Wesen der intellectuellen Erziehung ausmacht; das zweite und dritte vereinigt sich für die erziehende Gesammtthätigkeit als Charakterbildung, gewöhnlich die moralische Erziehung genannt, giebt aber vorerst einiges Einzelne zu betrachten, welches wir schicklich mit dem Namen der Bildung des Ge-

müthes bezeichnen. Hiernach legt sich uns der geeignete Stoff für diese zweite Abtheilung vor.

Er läßt sich wohl am besten auf folgende Art ordnen. Vorerst verfolgen wir den richtigen ungestörten Bildungsgang bis zu seinem Ziele, hierauf bemerken wir die Abirrungen und die Wege zum Zurückführen; der erste Abschnitt zeigt die reine Bildung des jungen Menschen in ihrem gesunden Gedeihen, der zweite die Störungen derselben, ihre Krankheiten und Heilmittel; beide haben sowohl das Körperliche als das Geistige zum Gegenstande.

Erster Abschnitt.

Die reine Bildung.

I. Körperbildung.

Wenn der Weise von Athen einen schönen Körper einer schönen Seele anweisen wollte, so hatte er ohne Zweifel eine vollendete Natur des Menschen im Sinne, wie denn jeder ächte Bildner nicht einmal so weit, wie der Erziehungslehrer von Genf, der gemeinen Natur huldigen darf. Eben jene höhere weiset auf das Ideal hin, welches auch in der leiblichen Gestalt erscheinen will. Wir bilden das Kind, wenn wir von seiner Geburt an diese seine Schönheit, so weit sie nur in seinen Körpertheilen und Gliedmaßen angelegt ist, voraussehen, und alles für die lebendige Entwickelung seiner Kraft thun, was der Bildhauer an dem Marmorblocke mit dem Meisel vornimmt *), um denselben in einer herrlichen Menschengestalt hinzustellen.

Was in dem ersten Lebensjahre hierzu geschehen kann, ist alles das, was dem Kinde freie Bewegung und Uebung seiner Gliedmaßen und Sinne, und gesun-

*) „Weghauend und bildhauend," wie Sokrates von Hamann mit nur zwei Zügen gemahlt ist; vgl. Gesch. d. Erz. S. 379 fgg.

des Gedeihen gewährt. Da dieses in dem Ganzen der physischen Erziehung liegt, so werden wir es in der folgenden Abtheilung bemerken. Aber von dem zweiten Lebensjahre an beginnt schon hierin eine bestimmte Beschäftigung mit dem Kinde.

1) Erregung der Körperkraft. Mutter und Vater und Wärterin nehmen das Kind geschickt und ohne nachtheiligen Druck auf die Arme, tänzeln oder schaukeln es, gehen oder springen mit ihm herum, so weit es ihm wohl thut. Mit dem Knaben gehe man etwas herzhafter um; sein Trieb wächst an dem Gleichartigen heran, daher sind ihm kräftige, männliche Gesichter und Stimmen heilsam. Die Väter, welche sich die Freude versagen, sich so mit ihrem Kleinen abzugeben, wissen nicht, was sie ihm dadurch entziehen, und wie sie schon im ersten Lebensjahre, von welcher Zeit an das geschehen sollte, etwas Unkräftigeres an ihrem Sohne verschulden. Bei den höheren und höchsten Ständen wird durch solche Vernachlässigung schon der Grund zu der beklagten Weichlichkeit gelegt. Man sollte daher das Knäbchen, sobald es nur herum getragen wird, nicht blos einer Wärterin überlassen, sondern es auch einem braven Manne mitunter anvertrauen *). Selbst für Mädchen scheint diese frühe Erweckung durch das männliche Gesicht und die männliche Wartung Erforderniß zu seyn, weil die Natur dem Vater eben sowohl Freude an dem Kinde gestattet als der Mutter.

2) Uebung der Arme. Man lasse das Kind greifen, reichen, schlagen, wie es Lust hat; doch hauptsächlich mit dem rechten Arme, es sey denn, daß es ihn zum Rutschen gebrauchte, und den andern frei hätte, woher es vermuthlich kommt, daß die Kinder gern link werden **). Schlägt es auf Menschen, so zeige man ihm,

---

*) Wie bei den Griechen nicht blos ἡ, sondern auch ὁ τροφός.

**) Die linke Seite soll durch die rechte geschützt werden; sie

daß es wehe thut, im Scherze oder Ernste. Dem Knaben lasse man es ja nicht an Stöcken, Peitschen, Hölzern, u. dgl. fehlen. Will es ins Licht greifen, so lasse man das allenfalls zu; besser als dergleichen ganz versagen.

3) Uebung im Rutschen und Laufen. Man lasse dem Kinde hierin ganz seine Freiheit; je mehr man es darin zurechtweisen will, um desto gezwungener und unsicherer wird es laufen. Warum auch das übereilen? Die Kraft, Fülle und Anmuth wird durch alles Zwängen und Uebertreiben gehindert, und langsamere Entwickelung behält hier den Vorzug. Man gebe nur dem Kinde Gelegenheit und Aufforderung, vorerst Polster, Fußdecken, dann ebenen Boden, ungeglättet und ohne Splitter, Estrich, Tenne, Hof, Rasenplatz, u. dgl., dabei freundliche Zusprache und Mitfreude, so kommt schon alles zu rechter Zeit und das Kind hat seine Freude daran. Ließe man es zu viel liegen, oder trüge es nur immer herum, und hielte man es überhaupt von der freieren Bewegung seiner unteren Gliedmaßen ab, so würde man die Bildung derselben hemmen und der gedeihlichen Kraftentwickelung schaden. Vornehmlich verdienen die Verkehrtheiten in dem Laufenlernen der Kinder ernstliche Rüge. Was sollen doch alle die Maschinen, Gängelwagen, Laufbänder, Fallhüte? Soll das Kind vor der Zeit laufen? Nun so lege man ihm auch andere Fesseln an, welche ihm überhaupt seine Kindheit verkürzen und verkümmern, damit es bald möglichst ein kleiner Mann werde. Wollt ihr aber der Natur ihr Recht gewähren, so überlaßt es ihr auch getrost, daß sie das Kind seine Gliederkraft im Laufen richtig entwickele und übe, es lernt dann am sichersten seine Kräfte kennen und gebrauchen. Wer dagegen mit Künsteleien dem Kinde auf die Beine helfen will, muß er-

---

trägt den Lebensquell, das Herz, in sich und strömt dem rechten Arme die Kraft zu, womit dieser vertheidigen und angreifen, stark, gewandt, geschickt werden kann.

warten, daß es nur mehr, und vielleicht immer schwanken, stolpern und fallen werde. Die gesunde Natur läßt das Kind wohl an der elterlichen Hand leiten, aber sie weiß von keinem Gängelbande. Bei krankhaften Kindern, z. B. die einen Anfang zur Rhachitis haben, sind solche Maschinen noch schädlicher, wenn es nicht eigene ärztliche sind. Daß die Gängelbänder und selbst auch die Laufstühle die Brust der Kinder drücken, und sie zum Einbiegen der Brust, wie auch zum Vorwärtsneigen gewöhnen, daß das Kind mehr hängt als steht, und daß der Fallhut den Kopf einengt, und dem Kinde noch dazu desto mehr Gefahr für Kopfwunden auf die Zukunft zuzieht*), da es von der natürlichen Vorsicht durch ihn zurückgehalten wird, alle diese Folgen braucht man den Freunden der Natur nicht einmal anzuführen.

Auch die Aengstlichkeit der Wärterinnen, wenn die Kinder zu laufen anfangen, bringt diese in Gefahr. Denn sie bedürfen des Muthes, und haben sie ihn, so gelingt ihnen auch, was die Natur mit sich bringt: werden sie aber zaghaft, dann verläßt sie alle Kraft, sie schwanken und fallen, und verlieren den Muth ganz. Das müssen sie aber, wenn sie Aengstlichkeit der Personen um sich her bemerken, welche theils sympathisch auf sie wirkt, theils ihre Aufmerksamkeit zu frühe auf Gefahren lenkt. Ueberdas gewöhnen sich die Kinder, wenn die Wärterinnen sogleich zulaufen, sie halten, zurechtführen ꝛc. daran, daß sie sich von fremder Kraft unterstützen lassen, lernen ihre eigene nicht recht kennen, vermessen sich oder verzagen, beides am unrechten Orte, bleiben unsicher im Laufen und in vielem andern, und fallen desto mehr und desto gefährlicher. Einem solchen ängstlich bewachten Kinde

*) So kannte der Verf. einen 5—6jährigen Knaben, der jeden Augenblick fiel, bei sonst gesunder Kraft, und seinen Kopf mit Beulen und Narben bezeichnet hatte, weil man ihm vom frühesten an einen Fallhut aufgesetzt; es war ein munterer Knabe.

läßt sich beinahe mit Gewißheit unglückliches Fallen weissagen. Lasse man es nur immerhin jetzt noch fallen; jetzt beschädigt es sich nicht bedeutend, wenn man es anders von ungünstigen Orten zurückhält, und so lernt es am besten Vorsicht. Rousseau erinnert sehr richtig, daß man für ein Kind, das gar keine Beschädigung erlitten habe, wegen zukünftiger desto mehr fürchten müsse; denn ihm fehlt die Association, die es durch sein Gefühl bei möglichen Gefahren stark genug erinnert. Je mehr der Mensch überhaupt, und so auch vom frühesten der Kindheit, auf sich selbst hingeworfen wird, desto mehr muß er sich zusammennehmen, und desto ernstlicher gilt es ihm.

Aengstliches Schreien und Helfen, wenn etwa das Kind gefallen wäre, macht Uebel ärger. Meistens würde sich das Kind gar nicht wehe gethan haben, und oft würde es über sein Fallen sogar lachen: aber nun meint es Wunder, was ihm für ein Unheil begegnet sey, fürchtet und schreit selbst, und wird unsicher; und obendrein bekommt der Egoismus dadurch Nahrung, das Kind lernt einen Werth darein setzen, bedauert zu werden, und jammert nur desto mehr. Man zeige sich statt dessen lieber gleichgültig, und muntere das Kind auf, mache aus seinem kleinen Unfalle einen Scherz, lasse es wo möglich sich selbst wieder aufhelfen, lenke auch wohl seine Aufmerksamkeit auf etwas anders, vornehmlich auf die Ursache, zeige ihm, wie es zugegangen, blos mit ruhiger Theilnahme, ohne das Gefallene zu schelten, oder die Erde zu schlagen!

Ist das Kind von diesen Bewegungen ermüdet, dann nehme man es auf, lasse es ausruhen, oder trage es eine Zeit lang herum. Fängt es an, sich aufzurichten und auf seinen Füßen sich zu versuchen, so sorge man nur, daß Stühle und andere feststehende Dinge da seyen, an denen es sich halten, auch ohne Gefahr prüfen kann, ob sie wackeln oder zur Stütze dienen; denn das

thun die sich selbst überlassenen Kinder. Nur verhüte man Täuschung.

Auch sind Arme und Hände frühzeitig zu üben; man gebe hierzu dem Kinde Sachen, mit denen es allerlei anfangen kann. So lernt es etwas anfassen, und übt selbst schon die Finger. Das dreijährige Kind kann man schon zu Geschicklichkeiten der Hände üben, wenn man es z. B. auf der Schiefertafel leichte Zeichnungen machen läßt. So bald wie möglich lasse man es auch ein musikalisches Instrument lernen. Man gebe ihm Anleitung in Thon, in Pappe u. dergl. zu arbeiten, und was sonst für Geschicklichkeiten mit den Fingern bekannt sind. Auch dieses wird ihm zu einer freien Unterhaltung werden, so daß es oft nur einer kleinen Anregung von Seiten des Lehrers bedarf.

Aber schon etwa bei dem vierjährigen Kinde findet eine gewisse Anleitung in allem diesem statt, im Gehen, Schreiten, Springen, Laufen, Klettern, Werfen, Kräftigen und Bewegen der Arme, Ueben der Hände und Finger, Stellung des Körpers, tactmäßiger Bewegung ꝛc. und hiermit beginnt schon der gymnastische Unterricht *).

Schon die dreijährigen Kinder können zur Lust und zum Spiele mancherlei körperliche Thätigkeiten vornehmen, und man suche sie naturgemäß zu leiten und dazu aufzumuntern. Das letztere geschieht am besten durch Gespielen.

Der Knabe werde besonders zu einer Thätigkeit angehalten, welche die Muskelkraft übt, das Mädchen zu leichteren und sanfteren Bewegungen. Und da der Naturtrieb beide dazu hintreibt, so werden sie auch Freude daran finden.

Wenn nun hiermit die körperlichen Uebungen ver-

*) So der Tanz der Spartanischen Knäbchen, Gesch. d. Erz. S. 264. Wie weit es hierin schon in den Kinderjahren gebracht werden kann, sieht man bei Seiltänzern und Kunstreitern.

bunden werden, und wenn die Körperkraft nach Regeln geleitet wird: so kann es nicht fehlen, daß nicht der Thätigkeitstrieb, immer lebendiger in derselben wirkend, alles in ein gewisses Gleichgewicht bringe, und sich schon in den Spielen bildend beschäftige. Und wenn so der gymnastische Unterricht mit jedem Jahre strenger wird, so bringt man es in der Körperbildung zu einer unglaublichen Stärke und Gewandtheit.

Aber auch die regelmäßige Ausbildung der Theile, die richtigen Verhältnisse derselben unter einander, und die Schönheit im Ganzen wird durch solche zweckmäßige Uebungen bis zum Alter der Reife, so viel möglich gewonnen.

Wir müssen nun das Ziel dieser Bildung kennen lernen.

1) Die Vollkommenheit der menschlichen Gestalt. Sie besteht in dem richtigen Verhältnisse aller Theile, wenn jeder zu seiner Bestimmung ausgewachsen ist. Stellt sich dasselbe dem Anblicke gefällig dar, so ist es Schönheit. Wir können nur aus vorhandenen Idealen, insbesondere aus den Werken der Griechischen Kunst in ihrer Blüthenzeit, die Regeln abnehmen.

Hiernach hat man denn die Verhältnisse im Körperbaue für jedes Geschlecht zu bestimmen gesucht*). Zu

---

*) Die beiden berühmten Mahler, Albrecht Dürer und Lionardo da Vinci haben sich durch die Angabe dieser Verhältnisse auch um die Theorie der Zeichnungskunst verdient gemacht. Da Vinci (st. 1513) schrieb mehrere Abhandlungen, die hierher gehörige, Deutsch übers. 1786, Pract. Werk von der Mahlerei enthält Obs. 9. daß der ausgewachsene Mensch, wenn er wohl proportionirt ist, 10 Gesichtslängen, und die Breite von einer Schulter zur andern 2 Gesichtsl. habe. Obs. 6. will dieser Künstler, man soll die Proportionen, welche schön sind, von den andern unterscheiden. Aber welche sind die schönen? Das läßt sich nur durch einen schon gebildeten Schönheitssinn finden; und wo will er sich anders bilden, als an den Antiken? Man hat in neuerer

dem Maaßstabe nimmt man die Gesichtslänge. Sie ist die gerade Linie von dem Haarwuchse über der Stirne an bis zu der Spitze des Kinnes. Man giebt dieser Linie drei gleiche Theile, die Gesichtstheile. Die ganze Kopflänge, von der Kinnspitze bis zu dem Scheitel in dem hingezeichneten Ovale, hat vier solcher Gesichtstheile.

1. Die Statur des Mannes.

Die ganze Höhe des Mannes beträgt 10 Gesichtslängen, d. i. $7\frac{1}{2}$, oder etwas über 8 Kopflängen, nämlich der Kopf hat 4 Gesichtstheile,

der Hals 2 Gesichtstheile,

der Rumpf $9\frac{3}{4}$ Gesichtstheile,

die Beine bis an die Kniescheibe $6\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,

von da bis auf die Fußsohle $8\frac{3}{4}$ Gesichtstheile,

also zusammen etwas über 30 Gesichtstheile, (beinahe 31) d. i. etwas über 8 Kopflängen.

Die ausgebreiteten Arme von der Spitze des einen Mittelfingers bis zur Spitze des andern 10 Gesichtslängen, d. i. 30 Gesichtstheile, oder 8 Kopflängen, d. i. gerade so viel als die ganze Höhe.

Die Breite von einer Achsel zur andern 8 Gesichtstheile,

— — unter der Brust 6 Gesichtstheile,

— — des Arms über dem Ellnbogen $2\frac{1}{4}$ Gesichtstheile,

— — unter dem Ellnbogen 2 Gesichtstheile,

— — am Anfange der Hüften 5 Gesichtstheile,

Zeit auch die Verschiedenheiten ihrer Verhältnisse bemerkt, z. B. daß eine Venus eine höhere Länge hat, und will damit auf einen Typus zurückgehen, der den Griechischen Künstlern in der Idee lag, und wornach in den schönen Göttergestalten ꝛc. auch der Charakter richtig und gefällig erschien. Das führt weiter.

Die Breite von einer Hüfte zur andern $5\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,
— — des Oberschenkels 3 Gesichtstheile,
— — über der Knieſcheibe 2 Gesichtstheile,
— — unter der Knieſcheibe $1\frac{2}{3}$ Gesichtstheile,
— — der Wade $2\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,
— — über dem Knöchel 1 Gesichtstheil.

Der Fuß hat von dem Gelenke bis zur Spitze der größten Zehe 3 Gesichtstheile; von der Ferse bis an diese Spitze $4\frac{1}{3}$ Gesichtstheile.

Die Hand hat von ihrem Gelenke bis zur Spitze des Mittelfingers 3 Gesichtstheile; von der Spaltung der Finger bis dahin $1\frac{1}{2}$ Gesichtstheile; in ihrer größten Breite $1\frac{1}{2}$ Gesichtstheile.

Der Kopf hat vom Scheitel bis zum Haarwuchse über der Stirne 1 Gesichtstheil,
vom Haarwuchse bis zur Nasenwurzel 1 Gesichtstheil,
die Nase (und die Ohren) 1 Gesichtstheil,
vom Anfange der Oberlippe bis zur Kinnspitze 1 Gesichtstheil,
dieser Gesichtstheil hat von der Nase bis zur Trennung der Lippen im Munde $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil,
von da bis zum Anfange des Kinns $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil,
von da bis ans Ende $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil.

In der Breite wird das hingezeichnete Gesicht in 5 gleiche Theile eingetheilt, der mittlere giebt genau die Entfernung der beiden Augen an, jedes Auge ist eben so breit, und eben so jede Entfernung vom äußersten Augenwinkel bis an das Ende.

Der Hals ist von vorn $1\frac{3}{4}$ Gesichtstheile breit, von der Seite 2 Gesichtstheile.

Der Kopf bildet von verschiedenen Seiten angesehen ein Oval, welches sich nur in der Anschauung zei-

gen läßt, weil man bis jetzt noch keine genaue Angaben der Verhältnisse hat, außerdem, was sich aus den Breiten und Längen der Gesichtstheile ergiebt. Das eine Oval umfaßt das Gesicht, das andere den oberen Kopftheil von der Stirne über die Schläfe nach hinten um den unteren Theil des Hinterhauptes herum.

Die Gesichtslänge ist gerade so lang als die Hand, und eben so lang ist der Fuß von dem Gelenke an; der Fuß ist etwas länger als die Kopflänge; die ganze Höhe des Mannes beträgt also etwas über 7 seiner Fußlängen. Vom Scheitel bis unten an den Unterleib ist die Hälfte der ganzen Höhe.

2. Die Statur des Weibes.

Die Höhe: Kopf und Hals 6 Gesichtstheile,
der Rumpf $10\frac{7}{12}$ Gesichtstheile,
die Beine etwas über 14 Gesichtstheile.

In der Höhe ist also das Verhältniß des weiblichen Körpers von dem männlichen darin verschieden, daß die Beine an dem weiblichen etwas kürzer sind, als die Hälfte der ganzen Höhe.

Die Breite der Achseln hat 7 Gesichtstheile.
— — der Brust an ihrem Anfange 5 Gesichtstheile,
— — am Anfang der Hüften $4\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,
— — der Hüften unter dem Nabel 6 Gesichtstheile,
— — der Hüften in der größten Breite, d. i. in der Hälfte $6\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,
— — des Schenkels am Anfange $3\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,
— — über dem Knie $2\frac{1}{4}$ Gesichtstheile,
— — des Unterarms in der Mitte $1\frac{3}{4}$ Gesichtstheile,

Die Breite des Arms am Ellnbogen $1\frac{1}{4}$ Gesichtstheile,

— — des Arms unter den Achseln 2 Gesichtstheile,

— — des Halses $1\frac{3}{4}$ Gesichtstheile.

Die Verhältnisse des Gesichts sind wie bei dem Manne.

Im Ganzen ist das Weib kleiner als der Mann; an dem Manne sind die Brust, die Achseln, und die Armmuskeln breiter, an dem Weibe die Hüften und Schenkel. Der männliche Körper zeichnet sich durch das Hervortreten der Muskeln aus, der weibliche durch die Ausrundung aller Theile; jener zeigt überall Straffheit und Energie, dieser Weichheit und Fülle. Das weibliche Ideal findet sich vorzüglich in der Mediceischen Venus, das männliche theils in dem Farnesischen Herkules, was die Muskelstärke betrifft, theils in dem Appollo von Belvedere; aber auch andere Statuen sind gerühmt, in welchen man das vollkommenste allgemeine Verhältniß mit dem Ausdrucke des besondern Charakters gefunden hat. Denn zu dem Ebenmaße muß das Geistige kommen in seiner reinsten Erscheinung.

Wenn nun das Individuelle eines Menschen sein Urbild darstellt, so ist dieser Einzelne auch schön, und so läßt sich eine Menschenwelt denken, welche jeder durch seine Schönheit verherrlicht.

2) Die Stärke des Menschen. Da hierin eine sichere Norm noch gar nicht feststeht, und nach Zeiten und Nationen eine große Verschiedenheit statt findet, so können wir nur die wichtigsten bisherigen Erfahrungen und deren Hauptergebniß anführen. Dieses letztere ist hochwichtig: es ist: die Cultur und hiermit der verbesserte gesellige Zustand giebt den Menschen mehr Stärke und physische

Vollkommenheit *). — Man hat folgende Erfahrungen angemerkt.

Ein Soldat macht in einer Minute 75 gewöhnliche Schritte, und 100 Geschwindschritte.

Man weiß von Fußgängern, die 30 Lieues in 24 Stunden zurücklegten. In Ostindien kommen die Boten von Calcutta nach Bombay in 25 Tagen, und von Madras nach Bombay in 18 Tagen. Spillard machte in 12 Jahren 69,000 Engl. (= 13,800 Deutsch.) Meilen. Ein Läufer, den man für den größten hält, legte 7 Metre und 23 Centimetre in 1 Secunde, 2575 Metre in 3 Minuten 31 Sec. zurück. Milon von Kroton trug einen Ochsen auf seinen Schultern; Rousselle in der Normandie 1800 Pfund, und zwar so, daß sie auf einer schiefen Tafel vertheilt waren, dabei

*) Dieses Gesetz von großem Belange ist erst in der neuesten Zeit entdeckt worden, und erhält durch jede Beobachtung über die uncivilisirten Völker eine neue Bestätigung. Bei der Entdeckung von Amerika fand man die meisten dortigen Nationen als sehr schwache Menschen. (Hern. Oviedo Som. p. 51. Hist. l. 3. c. 6. Torquemada Mon. Ind. 1. p. 580. Simon. Notic. hist. p. 41. Correal II. p. 138. Lion. Wafer, Voyage p. 131.) Der König von Spanien befahl daher, Neger nach Amerika zu ziehen, weil die Arbeit von Einem nützlicher sey, als von 4 Eingebornen. (Herrera Dec. I. l. 9. c. 5. p. 297. So sagt auch Las Casas (Obras p. 4. V.) daß die Amerikaner weichlicher seyen, weniger Arbeiten ertrügen, und leichter an jeder Krankheit stürben. Das bestätigt auch Robertson (Hist. de l' Amér. t. II. p. 234), und hält ihre physische Schwäche für charakteristisch. Auch Volney (Etats-Unis etc. I. 447.), Long, Mackenzie, de la Perouse sagen eben das, und letzterer von den Einwohnern in Chili. Cook sagt dasselbe von den Pescherähs, von den Einw. der Osterinsel, der Ins. Tanna und der Leprosen J. (2 Voy. t. IV. II. III.) Selbst die Otaheiter stehen den Europ. an phys. Stärke nach. (Voy. de Barks at Solander p. 65.); auch die Einw. der Freundschafts- und Societäts-Ins. Neuseeland und Neuguinea (Cook, 2 Voy. I.) Cabillardiere Voy. II. Lemaire, Navig. aux terres Austr.

noch auf jeder Hand 100 Pfund, sprang damit über 6 Fuß hoch, und hob noch 200 Pfund mit seinen Lenden. Er trug also eine Last von 78 Kilogr., zog aber nur 19 Myriagr. Sein Bruder trug 1500 Pfund = 69 Kilogr., seine Lendenkraft aber 22 Myriagr.

Durch den Dynamometer *), d. i. Gradmesser für die Stärke des Menschen, bestimmt man die Stärke sowohl in den Händen, als in den Füßen. Vermittelst desselben fand Ranfonnel die Stärke des Mannes von 25—40 Jahren zu 46 Kil. 3. für die Hände, und für die Füße (renale) zu 14 Myriagr. als den Mittelgrad bei seinem Schiffsvolke. Dieses Instrument setzte auch den Englischen Seefahrer Peron in den Stand, die Verschiedenheit der Nationen in ihrer Muskelkraft zu erforschen. Er fand folgendes **):

Den untersten Grad hatten die Wilden in Van Diemensland, die sich noch ganz ohne Cultur befinden, mit Mangel kämpfen, manchmal abgezehrt sind, dann wieder auf kurze Zeit sich übersättigen, zwischen unruhigem Herumstreifen nach Nahrung und Ermattung oder weichlicher Ruhe wechseln, ihre Körperkräfte nicht entwickelt, nicht in geordneter Weise geübt haben.

Etwas mehr zeigen die Wilden von Neuholland, die auch schon etwas mehr cultivirt sind. In diesem Lande,

---

*) Regnier zu Paris erfand dieses Instrum. im J. 1807. Der Englische Reisende Peron u. A. bedienten sich desselben; Freycinet verbesserte es, wornach sich das Mittel der Stärke vielleicht noch reducirt.

**) Entdeckungsreisen nach den Südländern v. 1800—1804 aus d. Franz. übers. 1819 B. II. p. 373 fgg. — Indessen ist diese Dynamometrie noch nicht ganz sicher, obwohl viel richtiger als die ehemalige, welche sich blos auf das Ausdauern in den Arbeiten bezog. — Beispiele außerordentlicher Stärke bei alten Völkern giebt Plinius, H. N. VII. 20.; von einzelnen Menschen in neueren Zeiten Krünitz, Encyklop. 72 B. und in andern Schriften.

wie in dem vorgenannten giebt es nur eine kurze Vegetation, auch bietet das Thierreich wenig und schlechte Nahrung dar. Würde man diese Länder anbauen, und eßbare Thiere dort einführen, so würden auch die Einwohner an körperlicher Bildung und Stärke gewinnen.

Schon bedeutend höher stehen die Wilden auf Timor, die noch mehr cultivirt sind. Die Temperatur dieser Insel ist feucht und heiß, Nahrungsmittel sind im Ueberflusse da, und das Leben der Einwohner ist sorglos und unthätig.

Nach mehreren Zwischenstufen kommen die Europäer.

Es stellte sich folgendes Verhältniß heraus:

	Händekraft	Lendenkraft.
1) Einw. von Van Diemensland, 12 Pers. von 18—40 Jahren, Das Mittel	Kilogr. 50, 6	
2) Einw. v. Neuholl. 17 Pers. v. 10—40 J.	51, 8	Myr. 14, 8
3) — v. Timor, mehrere v. 10—60 J. und unter diesen v. 18—40 J. Das Mittel	58, 7	16, 2
4) Franzosen auf dem Schiffe, v. 17 Pers. *)	69, 2	22, 1
5) Engländer = = = v. 14 Pers.	71, 4	23, 8

Hieraus wird der Schluß gezogen, daß unter gleichen Umständen eine reichliche und gesunde Nahrung, eine gewöhnliche, anhaltende, besonders eine mäßige, körperliche Bewegung die Entwickelung und Unterhaltung der physischen Stärke (Muskelkraft) vorzüglich begünstigen. Eine etwas kältere Temperatur scheint ebenfalls viel dazu beizutragen. Auch die verschiedenen Beschäftigungen haben Einfluß; die Matrosen zeigen mehr Kraft in den Händen, die Artilleristen mehr in den Lenden (force des reins). Uebung und Gewandtheit thun ebenfalls viel in Anwendung der Kraft. Sie erreicht in der Regel ihr Höchstes in dem Alter von 40 Jahren; von 18—30 J. nimmt sie fast zur Ver-

*) Die Franzosen waren durch die Seereise geschwächt, die Engländer hatten zunächst keine gemacht.

doppelung zu, von 30—40 nur wenig, von 40—60 nimmt sie stufenweise ab.

Das Schlittschuhlaufen ist eine eigne Gewandtheit mit Stärke verbunden; die Norweger sind darin schneller als ein Pferd rennt.

Das Schwimmen ist ebensowohl wie das Gehen dem Menschen angeboren, und wird nur viel seltner zur Fertigkeit entwickelt. Das Seewasser trägt den Menschen, da er um 3 — 4 Pfund specifisch leichter ist, nur weniger das Flußwasser. Hält er nun den Kopf oben, wenigstens das Gesicht aus dem Wasser, und weiß er sich gegen den Wellenschlag zu behaupten, so kann er auch im Flusse schwimmen, und zwar auf dem Rücken wie auf dem Bauche, sogar stehend; nur erfordert das alles Uebung.

Wenn der Mensch fortwährend gehen könnte, und 1 geogr. Meile (12 auf den Grad) in 2 Stunden zurücklegte, so würde er beiläufig in 365 Tagen den größten Kreis um die Erdkugel, 5400 Meilen zu 15 auf den Gr. = 4320 zu 12 auf den Gr. durchwandern *).

II. Geistige Bildung.

1. Das Sinnenvermögen.

a. Die Sinne einzeln.

Die Entwickelung der Sinne erfolgt vom Anfange unter dem Einflusse der Menschen umher. Indessen ist noch manches absichtlich zu thun. Das Kind will vielerlei sehen. Da es Farben und Formen zu unterscheiden anfängt, so kennt

---

*) Das sollen schon die alten Chaldäer behauptet haben (?) S. Schubert, Ahndungen einer allgem. Gesch. des Lebens, 2. B. 2. Th. S. 52.

es nichts Wohlthuenderes als die lieblichen Erzeugnisse der Gärten, Wiesen ꝛc., und da die grüne Farbe die angemessenste für das Auge ist, so kann es sich nirgends besser befinden, als im Grünen. Da nun auch die Bewegung und Mannigfaltigkeit in den Gegenständen reizt, so bringe man es so viel möglich ins Freie, wo Natur und Leben herrscht. Nicht übel ist die Gewohnheit in den Städten, daß die Kinder an dem Fenster gehalten werden, wo sie sich Stunden lang mit Sehen angenehm beschäftigen, aber das Land hat das alles, was hierzu und in andrer Hinsicht erfordert wird, viel besser, weil da die meisten Eindrücke der immer frischen Natur dem Auge entgegen kommen. Wie will man ihm nur Eine Stunde, in ländlichen Umgebungen zugebracht, mit einer Stadt, welcher sie fehlen, ersetzen? Und nun so fast der ganze Tag, und viele Tage. Die Einförmigkeit der Zimmer und Straßen, selbst die geschmackvollesten Verzierungen, und alle diese Schönheiten sind doch dem Kinde nichts gegen die freie Natur mit ihren Blumen, Blättern, Zweigen und lebendigen Geschöpfen. Da ist sein bester Entwickelungsort. Und man wird ihn nicht für geringfügig ansehen, wenn man bedenkt, daß jetzt die ersten Eindrücke dem Form- und Farbensinne gegeben werden, welche sich nur dann rein und schön einprägen können, wenn keine fremdartigen dazwischen kommen. Nur so kann die schöne Natur ganz die Bildnerin des Kindes seyn, und das soll sie ja. Auch die Aufmerksamkeit wird so in ihren ersten Elementen aufs beste aufgeregt, vor Zerstreuung, d. i. vor Unterbrechung durch Fremdartiges verwahrt, und zum Rechten, d. i. zur Natur, hingewöhnt. Man wird zwar oft bei Kindern, welche von frühem an auf dem Lande gewesen, den offenen Natursinn mit der regen Achtsamkeit auf alles, was in der Natur vorkommt, vermissen, und ihn dagegen bei manchem Stadtkinde mehr bemerken, allein es kommt dabei das Meiste darauf an, daß man z. B. nach der Vorschrift Rousseaus die Kin-

der frühzeitig zur Pflanzenkenntniß zu führen, auf die rechte Weise ihre Achtsamkeit errege, leite, unterhalte. Der Vortheile, welche die Landluft für die Gesundheit und Heiterkeit hat, nicht einmal zu gedenken. An Menschen fehlt es dem Kinde da auch nicht; denn nicht die Menge auf den Straßen ist es, sondern in dem Hause die Familienglieder und die wenigen andern, welche da ab- und zugehen, womit es sich befreunden muß. Im Gegentheile machen zu viele Personen, daß es gleichgültiger gegen das Menschenangesicht überhaupt wird, und daß ihm vielleicht keine liebevoll und tief genug in der Seele stehen bleibt.

Da sich das Kind in dem Sehen immer mehr einer gewonnenen Kraft erfreut, so wird ihm die Beschäftigung mit den Augen immer mehr Lust und Spiel, und durch dieses Spiel wird die Sehkraft beständig gebildet. Man unterhalte ihm also das, man trage und führe es in der Natur herum. Indessen muß jetzt auch eine absichtliche Uebung den Gesichtssinn weiter bilden.

Schon in den ersten Lebenswochen gebe man den Augen, wenn sie gesund sind, verschiedene Grade des Lichtreizes, aber ja nichts Blendendes und Grelles. Im Grünen befindet es sich am besten. Auch an das Dunkele werde es gewöhnt, ohne plötzliche Uebergänge; nebenbei dient das auch gegen Furchtsamkeit. Farbenwechsel, fließende Linien, bewegte Gegenstände dienen der Bildung und Aufmerksamkeit der Sehkraft. Man halte also dem Kinde zu der Zeit, wenn es ruhig daliegt und sonst Langeweile haben würde, Blumen von mancherlei Farben, allenfalls auch Papierblätter oder so etwas, einfach und neben einander vor, bis es sie scharf in das Auge gefaßt hat. Dann verwechsele man sie in ihren Stellen neben einander, und lasse sie ebenfalls so auffassen. So kann man das Kind lange unterhalten, bis man bemerkt, daß es sich etwa eine herausgesehen hat, oder daß es ermüdet. Ferner lasse man es nicht blos am gemilder-

ten Tageslichte, sondern auch am Sonnenlichte sehen, sofern seine Augen nicht schwach sind, und dann auch wieder am Mondenlichte, bei dem Lampenscheine und in der Dämmerung. Am besten, wenn es dieselben Gegenstände in diesen verschiedenen Graden und Arten des Lichtes wiedersiehet, etwa dasselbe bekannte Gesicht oder dieselbe Blume. Es versteht sich, daß der Uebergang nicht grell seyn darf, sondern so wie ihn die Natur selbst macht. Diese Uebung ist jetzt nöthig; theils damit das Auge frühzeitig an die verschiedenen Hellungen, wie sie in der Welt vorkommen, gewöhnt werde, und nicht nachmals auf einmal sich darein finden müsse, also wegen des Gesetzes der Stetigkeit; theils damit sich die Sehkraft und in derselben die Aufmerksamkeit schärfe, welches übrigens nicht ohne Nutzen für den Verstand uud die Urtheilskraft seyn kann. Allein ja nicht zu viel hierin gethan! Denn dieser Sinn soll nicht gleichsam zu einem Mikroskope oder Fernrohre gemacht werden, wobei das Schwebende und Verfließende der Formen und Farben, und selbst der Sinn dafür allmählig verloren gehen, also das Aesthetische in der Knospe zerdrückt würde. Das will nicht die Natur außer uns, welche uns ihre Mannigfaltigkeiten in lieblicher Verwirrung entgegen bringt, und auch die Natur in uns will es nicht, welche durch die sichtbare Welt zum Unendlichen hinstrebt.

Auch der Gehörsinn bedarf der bestimmten Anregung. Wird ihm jetzt keine Nahrung gegeben, da doch der Trieb seiner Bildung hervorstrebt, so unterbleibt nicht nur vieles zu seiner Vollkommenheit, sondern es entsteht auch überhaupt eine Leere in der Seele, und vermuthlich eine verdrießliche Stimmung. Das Kind muß also mancherlei hören. Aber das nicht blos, es muß gerade denjenigen Laut vernehmen, der jetzt dem Organe zusagt. Da nun dieses hauptsächlich die Menschenstimme ist, wie die Erfahrung lehrt, so muß es Menschen und vornehmlich Mutter und Vater um sich her hören. Gut ist

auch die Gewohnheit das Kind oft mit seinem Namen anzureden, nur sollte das nie mit einem unfreundlichen Tone geschehen.

Schon um an sich das Gehörorgan und in demselben die Aufmerksamkeit zu erwecken und zu üben, aber auch um denjenigen Stoff dieser Uebung zu geben, wodurch der Geist im Ganzen gewinnt, und noch insbesondere um zur Sprache aufzumuntern, zu allem diesem ist das Vorsprechen dem Kinde unentbehrlich. Darum werden taube Kinder auch stumm*), und die Seelenentwikkelung ist bei ihnen sehr langsam und unvollkommen. Und aus demselben Grunde bleibt der größte Theil der Volksklasse in Dumpfheit, weil da die Eltern mit ihren Kindern so wenig sprechen.

„Aber was soll man mit dem Kinde sprechen?" Die Natur giebt es an die Hand. Sprich ihm fröhlich und spielend Sylben, Wörter, ganze Redensarten vor, es sey Verstand darin oder nicht, du wirst bald sehen, ob du das Kind damit unterhältst, und daß der Unsinn doch für dein Kind Sinn genug habe, denn es hört einen geliebten Ton. Redselige Mütter, welche munter und drollig mit dem Kinde sprechen, thun ihm schon damit wohl. Noch besser ists, wenn auch der Vater mit seiner männlichen Stimme sein Gespräch von der Art mit dem Kinde hält; es wird alsdann auf den verschiedenen Ton mehr aufmerksam gemacht, und lernt in jedem das Liebende verstehen. Ein verständiges Sprechen mit dem Kinde ist dagegen manchmal sogar nachtheilig. Denn es vermißt darin die Munterkeit des Spiels, es wird zum Ernste zu frühe gewöhnt, es kommt um den Frohsinn, und es wird so früh als möglich unwahr, weil die Natur

*) Wichtig ist die durch neuere Beobachtungen aufgeforderte Aufmerksamkeit auf taubstumme Kinder, ob es ihnen nicht vielleicht blos am Gehöre fehle, und doch ihr Sprachorgan geübt werden könne.

gezwungen wird, mit Verstande aufzumerken, wo sie doch lieber noch mehr den bloßen Sinn beschäftigte, und weil nun eine Menge Dinge gelernt werden, die das Kind mit der Zeit beredet wird und wähnt zu verstehen, und wovon es doch kaum den Wortschall recht gefaßt hat.

Zur bestimmten Uebung des Gehörsinnes sowohl als der Sprache ist es jetzt schon gut, wenn die Mutter oder wer um das Kind ist, ihm in den Augenblicken, wo es zum Bilden der Töne aufgelegt ist, reine Sylben vorzusprechen anfängt. Man wird dann gewöhnlich finden, daß es beizeiten die Sylben gut ausspricht; die Vocale sondern sich dann reiner und früher in seinem Munde, und manche Consonanten, z. B. m, kommen dann eher zum Vorscheine. Allein auch hier nur nicht zu viel, damit nicht der Sinn für das Wogen und Rauschen der Natur und für das Unendliche in dem Umbestimmten der Eindrücke so verloren gehe, das Kind nicht zur Ueberspannung der Kraft in der allzusehr angestrengten Aufmerksamkeit und allzufrüh erzwungenen Reflexion getrieben werde, und sich nicht, da der Gehörsinn ganz besonders zur Erweckung des inneren Sinnes für eine höhere Welt bestimmt ist, das Niedere einseitig herausbilde. Und gesetzt, die Vernunft gewönne durch eine solche Vorübung, so ist das doch nur wenig, und der Mensch verliert an Tiefe und Gefühl; denn das eben sollen die verflossenen Eindrücke in den ersten Lebensjahren begründen. Ein Kind, welches vorzugsweise an die Schärfe im Hören, und dabei an unterscheidendes Denken gewöhnt wird, mag wohl einst mit einem gemeinen bürgerlichen Verstande auftreten, der in der Welt seine Rechnung findet, aber es wird ihm an Innigkeit und Gemüthsfülle fehlen. Freilich wer zu jenem weltlichen Zwecke sein Kind bilden will, muß hier schon, mit diesem Mittel, anfangen.

So ist denn also auch die Uebung des musikalischen Hörens wichtig. Aber man denke nicht, daß nothwendig ein Instrument dazu erfordert werde; das Kind,

man nichts voreilig hervorzutreiben. Von der Sprachbildung handelt die Unterrichtslehre.

Der Tastsinn will in Verbindung mit den übrigen geübt seyn. Würde man ihm keine Vorstellungen für sein feineres Organ in den Fingern zuführen, so ist zu besorgen, daß die gröberen des ganzen Körpers, das Wohlgefallen an dem weichen Lager, die verhätschelnde Bettwärme und dergl. die Oberhand bekommen. Man folge daher auch hier den Winken der Natur, und lasse das Kind mit allerlei spielen; allerlei lasse man ihm durch die Hände gehen, und so wie es nach etwas reicht, so bringe man es wo möglich an den Gegenstand. Hierdurch hat es noch eine Quelle der Beschäftigung mehr, welches auch in anderer Hinsicht viel werth ist.

Dieser Sinn verbindet sich insbesondere mit dem des Gesichts, und daraus erwachsen alle Vorstellungen über die Entfernung, über die körperliche Gestalt, und die meisten über die äußere Qualität der Gegenstände. Man lasse also dem Kinde zu diesen Associationen freien Spielraum, aber man beschleunige auch hier nichts. Die Gefühlsvorstellungen machen uns oft in den Gesichtsvorstellungen irre, wir meinen z. B. den entfernteren Gegenstand gerade hinter dem näheren zu sehen, und doch liegt er in dem Gesichtsfelde perpendikular über demselben. Diese Irrung thut dem Zeichnen und dem malerischen Sehen nachmals viel Eintrag. Es ist überhaupt besser, die Gesichtsvorstellungen vorher in ihrer Reinheit möglichst zu befestigen, ehe man andere sich einmischen läßt. Daß man dem Kinde den kleinen Schmerz nicht ersparen soll, wenn es nach der Lichtflamme greift, haben wir schon oben erinnert.

b. Bildung der harmonischen Thätigkeit der Sinne für den Geist.

Der Gesichtssinn tritt allmählig ins Gleichgewicht mit den übrigen. Aber noch muß er die ganze Jugendzeit hindurch gebildet werden, und seine Gegenstände haben, die seine Thätigkeit reizen. Dazu bedarf es keiner Reisen; schon was in dem Hause und um das Haus ist, am besten in ländlicher Umgebung, und wäre es nur ein Bezirk von einer Stunde im Umkreise, das giebt dem Kinde unendlich viel zu sehen. Die Thiere, die Bäume, die Blumen, und dabei auch die Menschen können ihm tägliche Unterhaltung gewähren, ja es sieht meistens mehr so, als wenn es unter zu vielen Dingen herumkommt, vor welchen sein Blick nur vorüberfliegt, weil es so recht sieht und auffaßt. Es übt sich auch so besser in dem Sehen überhaupt. Doch soll es auch zum Sehen in die Ferne geübt werden, und dazu ist das günstig, wenn man es öfters auf Anhöhen bringen kann. Schon das zweijährige Kind hat viel Vergnügen daran, in der Fern etwas zu erblicken. Die Ebenen sind dann nicht so bildend für den Gesichtssinn, wenn sie dem Auge nur ein beständiges Einerlei vorhalten, ohne nur durch einen auffallenden Gegenstand die Blicke zu reizen; Gebirgsgegenden haben auch hierin einen Vorzug.

Zeige deinem Kinde den Mond, deute ihm hinauf zu den Sternen, lasse es bei Mondscheine in die Gegend schauen, und wo möglich Bäume oder Menschen erkennen, führe es in der Dämmerung herum bis zur dunklen Nacht, daß sein Auge mit der abnehmenden Hellung gewöhnt werde, sich mehreren Lichtstralen zu erweitern, und daß es endlich im Stande sey, auch in völligem Dunkel noch den Weg zu erkennen, oder dich zu finden. Rufe ihm allenfalls zu, damit es zugleich den Gehörsinn übe, um sich zurecht zu finden. Nur lasse es nicht in die Sonne sehen, und verstatte keinen grellen Wechsel zwischen Licht und Finsterniß, denn das müßte das reizbare Organ des

es noch nicht deutlich, weil die Zusammensetzung nur noch in der bloßen Anschauung ohne Bewußtseyn geschieht. Nun gebe man ihm drei gleiche Stäbchen, und lasse es damit spielen, abwechselnd aber wieder das lange und Ein kurzes: jetzt wird ihm in kurzer Zeit das Dreifache klar vor den Augen stehen. Man verweile hierbei ja recht lange, denn hat sich diese Grundanschauung rein und tief eingeprägt, so ist damit die Leichtigkeit alles mathematischen Denkens gewonnen. Das Dreizählen scheint dadurch dunkel vorbereitet zu werden, daß das Kind Einen Gegenstand sah; denn diesen unterschied es, d. h. dunkel war ihm die Vorstellung alles Andern als Eines, das dieser Gegenstand nicht ist, und zugleich war in ihm dabei das dunkle Gefühl seiner selbst als des Vorstellenden. Nennen wir das Erste, was es als ein Bestimmtes in das Auge faßte, a, so war die ganze übrige Außenwelt = — a, es selbst sey b, so liegt schon in dem ersten Sehen des Menschen dunkel dieses a, — a, b, d. i. das Dreizählen, die Wurzel alles mathematischen Denkens. Aber schwerlich wird ein Kind vor dem völligen Selbstbewußtseyn zum deutlichen Bewußtseyn der Drei gelangen.

Diese vielfache Uebung des Auges muß neben einander bestehen, damit nichts Einseitiges werde. Aber sie soll auch selbst nicht zu streng vorgenommen werden, sonst giebt es dennoch Einseitigkeit, denn das freie Spiel in dem Empfangen der Eindrücke, wozu die Kraft hauptsächlich während dieser Periode bestimmt ist, würde sonst gehindert, der Unterricht würde Abrichtung werden; auch würde das Kind durch die Anstrengung erschlaffen und an Frohsinn leiden. Eine kurze tägliche Uebung in jedem dieser Stücke, zur Zeit, wenn das Kind aufgelegt dazu ist, würde durch den Gesichtssinn wahre Elementarbildung herbeiführen. Man eile nicht zu sehr damit, versäume indessen auch nichts. Auf ähnliche Weise werde der Gehörsinn für das Aufleben des Geistes ge-

bildet. Wir wissen, daß in ihm hauptsächlich die Aufmerksamkeit geübt wird. Man lasse also das Kind auf fernes und nahes Sprechen horchen, um die bekannten Stimmen herauszufinden; man spiele etwa so eine Art Versteckens mit ihm, daß man es fragt: „wer ist der dich ruft?" — Dann lasse man es auch auf die Töne der Thiere, insbesondre der Vögel merken, und daran das Thier von weitem so genau wie möglich erkennen. Ueberdas lasse man das Kind auf jedes Geräusch achten, und bezeichne dasselbe mit seinem bestimmten Namen, wie auch bei den Thieren, z. B. die Kuh brüllt, die Gans gackt ꝛc., so daß es regsam bei allem, was in die Ohren trifft, hinhöre und sogleich erkenne, ob es ein Klappern, Pochen, Zischen, Rauschen, Knattern ꝛc. sey. Wenn auch das Kind jetzt noch nicht alle Arten von Geräusch unterscheiden kann, so wird es doch aufmerksam darauf gemacht und mit den dahin gehörigen Worten die Natur scharf bezeichnen.

Starkes Getöse, z. B. des Geschützes in der Nähe, und grelle Töne, wie Trommeln, Trompeten, gellendes Schreien, kann dem Gehöre des Kindes sehr nachtheilig seyn; es wenigstens abstumpfen, aber auch schreckhafte Empfindungen in der Seele machen. Doch findet auch hierin eine allmählige Gewöhnung statt. Die Hauptübung des Gehörsinnes bleibt aber immer die Sprache.

Alle Personen um das Kind her sollen rein sprechen *). Hört es alle Selbstlauter rein, alle Mitlauter bestimmt, alle Sylben deutlich, alle Worte mit ihrem rechten Accent aussprechen, und in allem Sprechen das Lebendige der Empfindung: so kann es gar nicht fehlen, daß es nicht selbst durchaus rein und schön sprechen lerne, ja es geht diesem Kinde ein Sinn auf, der uns Allen so ziemlich fehlt, der Sinn für das Musikalische

*) Wir erinnern an Quintilians Regel, Gesch. d. Erz. S. 480.

der Sprache. Als besondre bildende Uebung wird es dienen, wenn man vorerst das a dem Kinde so lange vorspricht, bis es selbst ein reines a ausspricht, und dann etwa den entgegengesetzten Vocal u, oder welchen man sonst dem Kinde angemessen findet; hierauf die beiden nach einander, und nun auch die erlernten Selbstlauter in einfachen Zusammensetzungen mit den oben angeführten Mitlautern des Kindes. Diese Uebung soll als Sylbenspiel bilden, wohl zu merken, nicht um Bedeutungen der Worte zu lernen; der Laut ist hier die Sachkenntniß, um welche es gilt, und welche man vorerst einzeln fassen läßt. Die Folge solcher täglichen Uebungen ist nothwendig die, daß die Sprachorgane des Kindes vom Anfange in der rechten Aussprache einheimisch werden; und wie fest diese erste Gewöhnung bleibe, sieht man an der Treue, womit die Menschen noch nach langen Jahren reineren Sprechens ihrem Ortsdialecte anhängen. Wie viel leichter würden wir aber einer ganz reinen Mundart getreu seyn! Gerade hierin kann die Bildung ihres Zieles versichert seyn.

Doch gilt auch hier die Warnung gegen zu frühes förmliches Unterrichten; ganz besonders gegen die Gewohnheit sein Sprechen zu corrigiren, denn das Sprechen muß frei und unbefangen aus dem Herzen fließen. Man lernt Buchstaben, Sylben, Wörter, Sprache, aber nicht das Sprechen, das giebt die Natur in dem Triebe zur Mittheilung, und wehe dem Kinde, das in seinem Sprechen reflectirt, ob es das auch hübsch mache!

Besondere musikalische Gehörübungen, z. B. die Terz, Quinte, Octave erst nach einander, dann zusammen, auf einem dem Kinde angenehmen Instrumente hören lassen, würden wir nur in dem Falle rathen, wenn das Kind ganz vorzügliche Anlagen dazu zeigte. Für den gewöhnlichen Fall ist das nicht genug zu empfehlende Singen der Mutter oder Wärterin hinreichend; besser aber noch, wenn das Kind auch öfters dabei ein

liebliches Instrument hört. Vielleicht würden unsre Kinder den musikalischen Sinn der Italiäner erhalten, wenn sie von frühem an von süßen Melodieen umflossen würden; vielleicht aber entwöhnt sie bei uns das zu häufige Spielen der Instrumente von dem höheren Sinne für das Musikalische der Menschenstimme. Auch dürfte es den musikalischen Sinn üben, wenn man das Kind bei der Musik nach dem Tacte bewegte, oder singend mit ihm tanzte. Selbst singen kann es eigentlich jetzt noch nicht, vermöge des Baues seiner Stimmorgane; doch wird es in dem Grade Versuche machen, als es daran Gefallen hat. Daß absichtliche Uebung viel für die musikalische Bildung vermag, sieht man an großen Beispielen; nur geräth man da leicht in Einseitigkeit.

Für den Gefühlsinn wird einiges Absichtliche, z. B. das Tasten im Dunkeln, räthlich seyn. Dieses um so mehr, da er gewöhnlich zu viel mit dem Gesichtssinne zusammenfließt, woraus Verwirrung und schlechteres Sehen entsteht. Würde man darin sorgfältiger seyn, so fände sich mehr Sinn für das Mahlerische unter den Menschen; so aber entbehren wir ganz den schönen Schein des großen Naturgemähldes, welchen der sehend gewordene Blindgeborne im Anfange genießt; den wir erst wieder durch die Kunst des Mahlers, allenfalls auch durch die bekannte Wendung des Kopfs durch die Beine, uns verschaffen. Der Gefühlsinn entreißt uns viel von diesem Zauber, denn da messen wir Länge, Breite, Höhe, machen nur die Entfernung aus, und sehen buchstäblich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Darum soll man diese Anschauungskunst nicht zu frühe treiben.

Der Geruchsinn, welcher sich am spätesten entwickelt, hat seinen Werth, um manches zu entdecken, gleichsam zu wittern, aber auch um die Wohlgerüche zu genießen. Durch die künstlichen, die Parfümerieen, wird er leicht für den gröberen Sinnengenuß gereizt.

Die Vortrefflichkeit des Geschmacksinnes besteht dar-

in, daß er ein sichrer Führer des Magens ist. Also würde er durch vielerlei Unterscheidungen des Wohlgeschmacks vielmehr verdorben; Lüsternheit, nicht gesunder Appetit würde dadurch erweckt. Die einfache Kost könnte ihn am ersten zu der Vollkommenheit bringen, welche er bei den Thieren hat. Zu den Sinnenvergnügungen sind nur unsre oberen Sinne von der reinen Natur bestimmt. Schmecken soll man nur, um zu essen, und essen, um zu leben, nichts weiter sollte man darin suchen. Verdürbe hierin nicht die erste Pflege der Kinder so viel, so würde gewiß nicht die Eßlust so viel Unheil anrichten. Auch stumpft eine zu starke Uebung des Geschmacksinnes im Wohlschmecken (gourmandise) ihn selbst ab *).

Noch weniger ist der allgemeine Gefühlsinn zum Genusse seiner Eindrücke bestimmt; sie sind theils Mittel zur Gesundheit, wie die Gewöhnung an Wärme und Kälte, theils Mittel sich zurecht zu finden, wie das Gefühl in den Fingerspitzen. Und nur in dieser Absicht wird er geübt.

Da die Sinnenübungen schon in die Unterrichtslehre gehören, so dürfen wir nicht weiter hier derselben vorgreifen.

Nun aber bedarf auch die Einbildungskraft mehrerer Cultur, sowohl in den Gedächtnissen, als in ihrer Productivität. Zu beiden führt die angegebene Cultur der Sinne von selbst; zu dem ersteren hilft die Sprache; das letztere erfordert noch eigene Anregung. Denn obgleich jetzt noch im Ganzen die Zeit des Empfangens ist, so geht sie doch nunmehr in die Zeit des freien Her-

*) Zwar läßt sich das nicht so im Allgemeinen behaupten, aber doch hinsichtlich der Sinnenerkenntniß und reinen Bildung. Die Gourmandise der Römer, die zu den Zeiten der Lucullus und Apicius ins Ungeheure ging, oder des Vitellius einst, wo man 2000 der köstlichsten Fische, 7000 Vögel auftrug, die vielen vielfach zusammengesetzten Schüsseln nicht zu rechnen, verdiente noch eigens eine Beachtung, wie sich so etwas in einem Volkscharakter entwickelt.

vortreibens über. Alles was die Kraft überhaupt anregt, setzt auch das innere Bilden in Thätigkeit, insbesondere die Erregung des sympathetischen Triebes. Spielende Kinder umher, eine Wiesenflur, ein plätschernder Bach, Berg und Thal (auch hier sieht man wieder das Erweckliche der Gebirgsgegenden), Wald, muntere Heerden — dergleichen giebt dem Kinde nicht nur Stoff zu schönen Bildern, sondern regt es auch zum freien Produciren allmählig an, indem es aufgefodert wird, diese Gegenstände immer noch besser aufzufassen und unter einander zu verbinden.

Alle diese Bilder würden aber in ihren Elementen schon zerflattern, und die Phantasie würde überhaupt sich zum Schwärmen begeben, wenn man sie nicht zugleich im Denken an das Festhalten gewöhnte. Die Vorstellungskraft muß demnach, um sie harmonisch auszubilden, jetzt zugleich als Denkkraft geübt werden. Und wodurch geschieht das bestimmter als durch Frage und Antwort? Nicht daß man das Kind am meisten frage; umgekehrt, die Kunst besteht darin, das Kind zum Fragen zu reizen. Sein natürlicher Bildungstrieb, bei manchen schwächer, bei manchen stärker, wird es von selbst dazu bringen, wenn ihm etwas Neues vorkommt, und es einer freundlichen Behandlung gewohnt ist. Führt es also zu unterhaltenden Gegenständen, laßt es frei reden, mischt Euch manchmal in seine Reden, und kommt ihm auf seinem Wege entgegen, so wird es gern und oft fragen. Macht nur nicht den allzubereitwilligen Lehrer, erweckt vorerst die Lust in ihm, dieß und das zu lernen, wenn es ein wahres Lernen seyn soll; setzt Euch also lieber zu ihm herab, und lernet selbst mit ihm, ohne mit ihm zu tändeln. Dann könnet Ihr ihm oft sagen: das ist dieses, das ist das; und dann fragt es zu einer andern Zeit wieder darauf, was es weiß: was ist das? wo ist der Baum? ꝛc. Das sind die ersten absichtlichen Verstandesübungen, wobei es aber an dem freien Spiele der Denkkraft nicht

fehlen wird, auf welche am Ende doch das Meiste ankommt, und worin sich die natürliche Verstandesanlage beweiset. Darum sollen aber um das Kind, um den Knaben und das Mädchen keine verstandlose Menschen oder dumme Gespielen seyn, sonst wird ihre Denkkraft zu wenig erweckt.

Wie sie bestimmt gebildet wird, hat die Unterrichtslehre zu zeigen.

---

2. Das Gemüth, wie es sich in der ersten Jugendperiode bildet.

Alles was in dem Geistesleben vorkommt, ist in seinem Grunde und Wesen Einheit, und diese, gleichsam die Wurzel derselben, bezeichnen wir als das Gemüth. Gefühl-, Begehrungs-, Denkvermögen sind die drei Richtungen dieser einen Grundthätigkeit; jedoch legt der Sprachgebrauch das Gemüth mehr in das Gefühl, und nennt die Denkkraft mit Hinsicht auf eine gewisse Stärke derselben gewöhnlich Geist, oder auch Kopf im Gegensatze gegen Herz, welches die beiden ersten Vermögen zusammen faßt. So hat der eine Mensch mehr Geist, der andere mehr Gemüth, dem einen wird ein guter Kopf, dem andern ein gutes Herz beigelegt, dem dritten Vorzüge in beidem, dem vierten Harmonie in allem diesem; und hiermit urtheilt man nicht mehr über bloße Naturanloge, sondern schon über irgend einige Bildung. Wir halten uns hier an den schon im vorigen Abschnitte angegebenen Begriff von Gemüth, wornach wir jene Einheit denken, wie sie in den verschiedenen Richtungen wirkt, und also das sich im Empfangen und Hervorbringen bestimmende Selbst. Es ist das freie Wesen, das zuerst im Selbstgefühle, dann im Selbstbewußtseyn hervordringt, und sich zunächst in den einzelnen Gefühlen, dann in den einzelnen Willensbestimmungen (Handlungen), hiermit aber auch in

allem Denken äußert; es ist die nach der Natur des menschlichen Geistes wirksame Vernunft. Sie ist aber in dem Kinde vorerst wirksam durch das Sinnen- und Gefühlvermögen, und so geht sie beständig das Leben hindurch mehr oder weniger in ihrer Thätigkeit davon aus; das ist der natürliche Gang ihrer Entwickelung. Sie ist zugleich, und schon von den ersten Lebenstagen an wirksam, indem sie sich bildet, und die wahre Bildung soll eben zur vollkommenen Vernunftthätigkeit das Gemüth entwickeln. Sonach verstehen wir unter Gemüth, auch schon des Kindes, das freie Wesen der geistigen Kraft, welches durch den Einfluß Anderer etwas Bestimmtes geworden ist, und sich aus dieser Knospe weiter bildet.

Da jedoch die Naturanlage eben so viel Antheil an dem Gemüthe hat, indem sich die Vernunft nach der Natur des einzelnen Kindes entwickelt, so reden wir auch von verschiedenen Gemüthsarten, und diese sind nichts anderes als die verschiedenen Naturarten, die wir oben kennen lernten, wie sie durch Freiheit sich bestimmt haben. Nun ist die Freithätigkeit entweder der Bestimmung gemäß oder zuwider; im ersten Falle ist die Gemüthsart des Kindes gutartig, im zweiten bösartig, und in beiden Fällen spricht sich zugleich das Naturell aus. Es giebt also Kinder von fester, heftiger, feuriger (hitziger), lebhafter, empfindlicher (reizbarer), munterer (jovialer), sanfter, (weicher), ruhiger, inniger (tiefer) Gemüthsart; und so noch in weiteren Nuancirungen. Auch lassen sich die Kennzeichen für jede so ziemlich angeben, sowohl in den Unarten als in der reineren Bildung. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es nur Ein Kind von heiligem Gemüthe gab, und daß jedes andere Menschenkind vom Anfange in seiner Entwickelung der Reinheit ermangelt, und mehr oder weniger dem sich annähert, was wir als absolute Unart nur denken, aber nirgends finden, weil es kein durchaus bösartiges Kind geben kann. Schlimm genug schon, wenn es das ist, was man

gemüthlos nennt. Die Gemüthsart bildet sich nach der Kindheit zur Gesinnung aus, und diese, indem sie das Bleibende in dem Menschen wird, zum Charakter.

Hier müssen wir sogleich einem Blendscheine begegnen, der in der modernen Erziehung, und noch in weiterem Umfange eine Quelle von Unheil geworden ist, und vielleicht noch mehr zu werden droht *). Es ist die innere Unwahrheit. Sie kann sogar mit einer gepriesenen äußeren, und mit Wahrhaftigkeit des Wortes bestehen. Derjenige ist nämlich unwahr in sich selbst, welcher in der Reflexion ein anderer ist als in dem Gemüthe; er giebt im Denken und Handeln ein anderes Selbst, als das wirkliche, indem er sich im Momente zu einem andern macht. Das ist alsdann der Fall, wenn man durch Reflexion abscheidet, was im Leben sich mit anderem durchdringt, wenn man gleichsam das Organische in das Chemische auflöst, oder hier bestimmt, wenn man das einzelne Denken und den einzelnen Entschluß ansieht, als rein für sich bestimmt, und nicht als aus dem innersten Geistesleben, das aus der Tiefe quillt, erwachsen. Das

*) Das trifft ebensowohl die Moralisten der neueren Zeit. Die Abscheidung der drei Gemüthsvermögen hat sich weder in der Pädagogik, noch in der Ethik so zuträglich bewiesen, als in früherer Zeit die Unterscheidung in Gottesfurcht und Hypokrisie (nicht blos gröberen Pharisäismus), und in vorchristlicher in die verschiedenen Ansichten vom höchsten Gute (ἡδονή — ? ἀρετή?) Hieraus hat sich in dem herrschenden abstracten Denken der neuen Zeit, das sogar den Thron der Aufklärung usurpirt, die Denkart verbreitet, welche das, was in der Reflexion geschieden ist, als in dem Leben selbst geschieden ansieht, und somit in den Wahn gerathen ist, also sey die Freiheit nur in der Erscheinung unserer Selbstthätigkeit, die wir als Wollen bezeichnen, und nicht auch im Denken und Fühlen wirksam. Nicht einmal die Lehre eines Fichte, daß auch das Denken ein Handeln sey, ist als Zurechtweisung benutzt worden. — Oder wollen wir es mit der Rabbinenlehre halten, daß erst mit dem 14ten Jahre, wo man den Knaben in die Synagoge einführt, das Gute in den Menschen komme? etwa als Wirkung des Gesetzes?

ist vorerst ein grober Irrthum, denn es widerspricht unserer Natur, die in jedem Momente ein Ganzes ist, und deren Einfachheit kein Denken oder Handeln, so stark es auch im Bewußtseyn hervorbringen mag, ohne ein Fühlen zulassen kann, und in jedem Einzelnen den Grund des Gemüths in Thätigkeit setzt. Es ist aber auch für's andere ein Selbstbetrug, indem der Geist das, was er von sich abstrahirt hat, für das wahre lebendige Selbst hält; also nichts anders als eine Art von Schauspielerei (Hypokrisie), die man mit sich selbst treibt. Hieraus folgt drittens, daß es auch zu einer inneren Lüge wird, sobald der Dünkel das reflectirte Selbst, wie es in dem einzelnen Momente sich giebt, mit dem inneren Beifallsrufe anschaut; das bin ich, ein Denkfreund, ein Wahrheitsfreund, ein Rechtsfreund, ein Mensch, wie er seyn soll. Dieser Dünkel nährt sich durch das Bewußtseyn, daß man wahr rede, nämlich äußerlich, wo das Wort mit dem Begriffe, dem selbstgemachten, oft durch geheime Leidenschaft verfälschten zusammenstimmt, während man gern das innere Auge von dem Blicke in die Tiefe des Gemüths wegwendet. So hört man manchmal schon Kinder sprechen, wie ein Buch, und nach Maximen sogar handeln, während im Herzen ein ganz anderer Mensch wohnt, dem die alte Schlange nicht fehlt. Das ist der geheime Götzendienst der modernen Cultur. Die innere Wahrheit aber kann nichts anders als die Einheit des Gemüths mit sich selbst, und nichts anderes kann das Ziel der wahren Bildung seyn.

Wie wird sie nun erreicht? Nur durch das, was den Menschen einig mit sich selbst macht, mit seinem wahren Selbst. Darum setzten jene Alten das Höchste der Bildung in die Harmonie und Selbstbeherrschung, und von welcher Seite wir es auch erfassen mögen, es ist das in dem Vernunftwesen wirkende höchste Princip, es ist der von Gott ausströmende Quell der Liebe. Sie ist, wie wir seines Orts bemerkten, das wahrhaft

Bildende, und also auch die Seele von dem Bildungstriebe. Dieser soll ja das Gemüth kräftig in allen Richtungen durchdringen, als die sich entwickelnde Freiheit, welche nach dem Höchsten strebt, den Menschengeist zur Gottähnlichkeit mehr und mehr entwickelt, und also seine Bestimmung erreichen läßt. Geht man nicht von diesem Triebe aus, so bringt alles Bilden nur einen Schein hervor, dessen Glanz nur die Fledermaus-Augen blendet, und da ist an kein Erwachsen aus dem Leben und in dem Leben zu denken. Wie wenn man den Baum dadurch zu guten Früchten treiben wollte, daß man ihm die lebendigen Zweige abschneidet, dafür gemachte ansetzt, und so auch Blätter und Blüthen, um seine Natur, statt sie zu veredeln, zu ertödten.

Durchdringt der ächte geistige Bildungstrieb, den man mit Recht auch den Vernunfttrieb genannt hat, das ganze Gemüth von der Wurzel aus, so bewirkt er vorerst in jeder der drei Hauptrichtungen das Rechte, also Edelsinn, Wahrheitssinn, Rechtssinn, welches vereinigt sich in der guten Gesinnung zu dem Ideale und zur Lebensweisheit ausbildet.

Das kleine Kind verschließt dieses alles noch in der Knospe, und erst mit dem Selbstbewußtseyn ist es zu dem geistigen Leben erwacht, worin sich jene Richtungen bestimmt haben, und in einzelnen Momenten bemerkbar hervortreten. Man kann daher kurz sagen: das dreijährige Kind hat sein Gemüth. Wir sagen eben damit auch: es hat seine Gemüthsart. Denn da alles Wirkliche ein Bestimmtes, Individualisirtes ist, so muß auch das Kind, so gut es früher schon seine Naturart hatte, nunmehr seine Art im Selbstbestimmen haben, welche derselben eine gewisse Bildung gegeben hat, und worin das freie Wesen noch als Natur erscheint. Das aber ist es, was wir die Gemüthsart nannten. Das dreijährige Kind ist also mehr oder weniger gutartig, sein Charakter ist begründet, und etwas Bleibendes in seiner

Gesinnung läßt sich jetzt schon erkennen. Wir sehen das noch von einer andern Seite. Von der Geburt an hat das Kind im Empfangen und Herauswirken seine Thätigkeit entwickelt und in einer bestimmten Form und Farbe durch alle die dunkeln Regungen und Eindrücke hindurch gestaltet. So ist es zu seinem Selbst gelangt, und so findet es sich nun selbst. Kann es nun gleich viel seyn, wie es sich findet? Vielmehr, wie es sich findet, so hat es sich; wie es zum erstenmale sein Ich ausspricht *), so geht das Ich die ganze Lebensbahn hindurch. Es findet sich als dasselbe, in seinen Gefühlen, Gedanken, Willensbestimmungen. Alles Einzelne ging in das Ganze über, und dieses Ganze ist der Charakter. Er kann so wenig jetzt ein anderer seyn als er früher war, wie die Seele, wie der Körper ein anderes Individuum seyn kann. Was auch etwa nachher umgestaltet wird, ist nur Einzelnes, das nun nicht mehr so in das Ganze verflossen bleibt; umgießen läßt sich das Gemüth nicht. Wir wollen damit nicht mögliche Aenderungen im Innersten, zum Besseren oder Schlechteren, selbst nicht solche, die als Umwandlungen, als Wunder erscheinen, bezweifeln, aber wir reden hier, was im natürlichen Gange der Entwickelung erfolgt, und, wie es auch gewöhnlich erfahren wird, sich erwarten läßt. Grund genug, um die Gemüthsbildung in den drei ersten Lebensjahren als die wichtigste für das ganze Leben anzuerkennen.

Diese Einigung der Natur und Freiheit in dem sich entwickelnden Kinde ist das, was man unter der Gewöhnung begreift. Sie ist also das, wodurch das Gemüth in den ersten Jahren der Kindheit gebildet wird. Aber das geschieht durch das Ganze der Erziehung, und wir haben hier nur noch von dem Einzelnen zu reden, das wir in den Tugenden finden.

---

*) Man sollte bei dem Kinde beobachten, wie es zum erstenmale Ich sagt.

Wir gaben in der Einleitung den allgemeinen Begriff der Tugend als die Stärke der Kraft in ihrem Gleichgewichte, wodurch sie sich gegen ihre beiden Hauptrichtungen hin festhält und insbesondere als ihr Streben zum Unendlichen hin, ganz bestimmt als Liebe. Sie, das Göttliche in jedem Vernunftwesen, entwickelt sich auch als das Bleibende, und das einerseits aufwärts zum Urquelle, zum höchsten Gute, zu Gott, andererseits nach innen und außen gegen uns selbst, gegen die Außenwelt und insbesondere gegen die Menschen. Die Liebe zu Gott ist die Religion (Frömmigkeit), die Liebe zu uns selbst und zu andern Wesen, wie sie sich in Selbstbeherrschung und Harmonie bestimmt, ist die Sittlichkeit. Da sich indessen beides gegenseitig durchdringt und in Einigung sich entwickelt, so begreifen wir auch beides hier als die Tugend des Kindes und auch weiterhin. Sie erscheint in einzelnen Gestalten nach einander, und diese sind es, wozu das Gemüth gebildet werden soll.

---

3. Entwickelung und Bildung der Tugend vom Frühesten an.

Wir haben hier das Gute des Menschen als werdend zu betrachten, und zwar vorerst für sich, abgesehen von dem Bösen, das freilich keinem Menschenkinde fehlt; also den reinen Bildungstrieb, wenn er ein ungestörtes Wachsen hervortreibt, und so die schönen Gestaltungen der einzelnen Tugenden hervorbringt. Denn vorerst ist zu sehen, was man hierzu thun könne, daß es nur Eine Tugend giebt, welche in der Vielheit der einzelnen erscheint, jede zur Tugend macht, und in allen den vielfachen Gestalten ihre Einfalt bewahrt, setzen wir als eine bekannte Lehre der Ethik voraus *). Nur das ist Tu-

*) Wir brauchen da nur auf Platon, z. B. Menon, und Aristoteles, z. B. Eth. 1, 5. 6. Magn. Mor. 1, 20., zu

gend des Kindes, was sich in den mancherlei Formen und Farben als dasselbe, und das noch im Alter der Reife bewährt. Wir finden es zuerst in der Aufmerksamkeit und Freundlichkeit des Kindes; diese sind die ersten Tugendblüthen. Denn so wie das Kind aufmerksam hinsieht, so steht seine Kraft im Empfangen und Herauswirken gleich, es fixirt den Gegenstand und nimmt ihn in sich auf; es ist also im Gleichgewichte der Freithätigkeit, und zugleich in liebevoller Stimmung, indem es sich mit dem Gegenstande befreundet; über das strebt darin der Bildungstrieb zum Unendlichen hin. Noch mehr zeigt sich das schon in dem frühesten Hinhören und Aufhorchen. Das Liebevolle im Aufmerken, also das Kennzeichen der Tugend, beweiset sich aber erst durch das Wohlwollen gegen das Wesen, auf welches es seine Aufmerksamkeit wendet, und diese Erscheinung ist die Freundlichkeit. Diese beiden Tugenden sind also zusammen gehörig, gewährleisten einander, und so sind sie das Ziel der frühesten Bildung.

Aus dieser Doppelknospe entfaltet sich zur einen Seite die Frömmigkeit (pietas), zur andern Seite der Fleiß (reiner Thätigkeitstrieb), zwischen beiden der Frohsinn. Diese Dreitugend — denn auch sie müssen vereinigt seyn, wenn jede einzelne die ächte seyn soll — ist der kindliche Glaube, zu dessen Gestaltung und Blüthe die zweite Kindheit bestimmt ist, und aus welchem denn

---

verweisen; von der christlichen Lehre ist es ohnehin allgemein bekannt; der Christ hat in seiner πίστις den Quell und die Fülle aller Blüthen und Früchte, die Gott gefallen und zum ewigen Leben gereichen. — Unser Wort Tugend schließt einen Reichthum in sich; die alte Wurzel ist ziehen, gedeihen, wachsen; daher weiter Thun, Taugen, und altdeutsch Thegan, der vorzügliche Mann, als Kämpfer und als Diener, Theganheiti, Dugido etc. seine Kraft, überhaupt auch die gute Gesinnung; Glaube, Liebe, Hoffnung heißen die Dritugedo, und Dohti hießen die Guten, Thog, Dohta, Kraft, Geschicklichkeit, Herrlichkeit.

nun die Menge der einzelnen Tugenden erblühet in den Gefühlen, Neigungen und Thätigkeiten.

Dem wohl gedeihenden Kinde ist die Neigung zur Freude natürlich, wird sie nun von der Liebe geweiht, so wird sie als frohe Stimmung herrschend. Eben so ist ihm der Thätigkeitstrieb natürlich; ist es nun in demselben aufmerksam, liebt es seinen Gegenstand und hat es sein Vergnügen in der Beschäftigung, so gewöhnt es sich mit jedem Tage mehr zum Fleiße. Indem so das Kind immer etwas thun und selbst etwas werden will, so schaut es zu dem Höheren hinauf, horcht gern auf das gebietende Wort, und giebt sich mit Freuden der Person hin, von welcher es sich abhängig fühlt. So entfalten sich schon in den ersten Lebensjahren jene drei Tugenden in ihrem untrennbaren Bunde, der Frohsinn am meisten durch die Natur, die Frömmigkeit am meisten durch die Freiheit, der Fleiß durch beides gleichmäßig, da er in dem zu einem Zwecke festgehaltnen Thätigkeitstriebe besteht.

Sie sind Tugenden, und mit jenen beiden früheſten identisch, nur in bestimmterer Form. Es einigt sich in denselben das Thun und Empfangen in gleicher Stärke *), welche sich als Vernunftkraft erweiset, und zwar im geistigen Streben der Liebe. Das gute Gemüth des Kindes verhält sich da gegen die Eindrücke, die zur Thätigkeit erregen, so daß es sich gern dazu erregen läßt, und also mit froher Empfindung und festgehaltenem Zwecke, und so wird es fleißig; was in der Aufmerksamkeit und Freundlichkeit vorkam, hat sich hier bestimm-

*) Man wird hier an manches im Alterthume und in der Lebensphiloſophie erinnert, z. B. an Indische Lehren, welche die einseitige Vertiefung als etwas fühlen, das doch nicht das Rechte ist, und in der Ruhe auch das Thätigseyn verlangen; und die beides verbindende Vorschrift des Confucius. S. Gesch. d. Erz. S. 51 fg. 66. so auch die Salomonische im Pred. z. B. 3, 22.

ter gestaltet, als Liebe zu einer Thätigkeit, wozu das Kind sich erregen läßt und selbst erregt. Gegen die Eindrücke, welche Gefühle bewirken, verhält sich sein Gemüth so, daß es sie leicht aufnimmt, aber seine feste Stimmung dabei behauptet, und da schon die eines gesunden und guten Menschen keine andere seyn kann, als ein Gefühl der Zufriedenheit und des Wohlseyns, d. h. ein Wohlgefühl, bei dem Kinde aber noch durch Lebenslust verstärkt wird, so muß sein gutes Gemüth fröhlich seyn; die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit kommt nun auch in dieser Gestalt als freundliche Unterhaltung mit den Gegenständen und Beschäftigungen vor. Die Thätigkeit wird also fröhlich, und die Fröhlichkeit ist mit geordneter Thätigkeit verbunden; so ist beides in dem Innersten Eins. Aber in beidem soll sich das Höhere der Menschheit zeigen, und dieses ist nichts anderes als die Liebe, die zum Höchsten hinführt. Das Kind neigt sich also liebevoll zu demjenigen hin, welcher ihm den Eindruck des Höheren macht, und das ist der Natur nach Mutter und Vater; zugleich aber behauptet das gute kindliche Gemüth seine Selbstbestimmung in freier und froher Thätigkeit. Hierdurch wird es fromm, das Kind liebt und verehrt seine Eltern, indem es ihnen folgsam ist; und eben diese Kindlichkeit ist es, das später in Liebe und Verehrung Gottes übergeht. Das gute Kind läßt sich also gern seine Thätigkeit vorzeichnen, und dadurch wird es erst im vollen Sinne des Wortes fleißig, es strebt in seinem muntern Thun und Treiben, darnach sich führen und bilden zu lassen, und hierdurch betritt es die Bahn seiner Bestimmung. Schon in dem Thiere gefällt uns das thätige und muntere Wesen, aber in dem Kinde sind diese Erscheinungen humanisirt, und darum gewährt der Anblick eines solchen so allgemeines Vergnügen. Aeußert sich nun vollends dabei sein folgsamer Sinn, so gefällt es uns um so besser, und wir nennen es ein gutartiges, ein liebes, ein vortreffliches Kind.

Denn in ihm erscheint das geistige Streben zur Gottähnlichkeit.

Froher, fleißiger und frommer Sinn in innerster Einung ist also die gute Gesinnung, welche schon das dreijährige Kind gewinnen soll, nicht eins allein, sondern dieses Dreifache zusammen ist die erste Tugend, durch welche das Gute in dem Gemüthe begründet worden; es ist die edle und holde Kindlichkeit. Lasse man eine dieser Tugenden fehlen, so vermißt man bei schärferem Blicke auch die andern. Das widerspenstige Kind ist auch das unfröhliche, und gesetzt es wäre arbeitsam, so ist sein Fleiß gewiß nicht edler Art. So ist er es auch nicht bei dem trübsinnigen Kinde, dessen Folgsamkeit denn eben auch nicht die freudige seyn wird. Zeigte es sich fromm, aber verdrossen, so ist sein hingebendes Wesen nur Schwäche und Weichlichkeit. Treibt es sich munter herum, ohne zu gehorchen oder etwas ernstlich zu thun, so geht ihm seine Lustigkeit nicht einmal von Herzen *), und man hat übrigens wenig Gutes von ihm zu erwarten. Der ausgelassene Knabe wird, wenn er auch etwas lernt, vielleicht ein finstrer Jüngling, das weiche Mädchen vielleicht ein mürrisches Weib.

Daher verlangt die wahre Bildung, daß schon in den drei ersten Lebensjahren jene Tugenden vereint entwickelt werden. Das geschieht denn durch Gewöhnung. Wir wollen sie also für jene einzelnen Tugenden so bemerken, wie sie für die Gesammtentwickelung des guten Gemüthes dienen.

1) Die Aufmerksamkeit des Kindes wird durch die naturgemäße Beschäftigung mit ihm am besten erweckt. Da die Mutter zur ersten Pflegerin desselben bestimmt ist, und da ihr Naturtrieb, wenn er nicht durch

*) So soll es in Frankreich hier und da Sitte seyn, die Kinder eine Schauspielerei zu lehren, daß sie lustig erscheinen; das wäre im ärgsten Sinne une bonne mine pour un mauvais jeu!

schlechte Sitte irre gemacht worden, sie dazu antreibt, so wird sie schon bei dem Herumtragen, bei dem Waschen, bei dem Säugen des Kindes, so wird sie überall wissen, seine Aufmerksamkeit auf eine freundliche Art zu unterhalten; und sie bedarf hierzu nur weniger Winke.

Vorerst will das Kind sehen. Man halte es also dem Gegenstande gegenüber, wohin es gern sieht, und lasse ihm völlige Freiheit. Es ist daher nicht gut, wenn man es mit Gewalt, oder, wie es oft geschieht, mit Tänzeln davon wegreißt; der Eindruck bleibt dann unvollendet, die Kraft wird in ihrem Bilden aufgehalten, und die Festigkeit des Blicks, selbst der Augenmuskeln, könnte darunter leiden. Lässest du aber dein Kind unverwandt nach dem hellen Puncte hinsehen, so lange es ihm gefällt, so wird es mit diesem Puncte fertig, geht dann vergnügt zu einem andern über, findet dann freithätiger den Unterschied, vorerst der Hellung, dann der Farben und des Umrisses, weiter der festen und der sich bewegenden Gestalten. In diesen freithätigen Uebungen werden ihm die Anstrengungen seiner Sehkraft leichter, es freut sich darin, und seine Neigung zu sehen wächst mit jedem Tage. Eben dadurch wird aber auch seine Denkkraft zur frohen Thätigkeit erweckt.

Wenn das Kind einige Wochen alt ist, und seine Augen gesund sind, so gebe man ihm an dem Orte seines Aufenthalts verschiedene Grade der Hellung, wie auch schon die Tagszeiten und die Lampenerleuchtung im Zimmer mit sich bringen. Aber man trage es auch des Lichts halber alsdann in das Freie, nur nicht gerade vor blendende Gegenstände. Im Grünen ist es am besten. Ist es einige Monate alt, so lasse man es auch manchmal im Dunkeln wachend liegen, damit es sich nicht an das hellere Licht verwöhne. Diese Uebung scheint besonders die Einbildungskraft frühzeitig anzuregen, gleichsam zu versuchen; außer dem Vortheile, daß sie das Auge empfänglicher für schwächere Lichtstralen macht.

Von der Zeit an unterhalte man das Kind unter mancherlei Umgebungen, worin sich fließende Linien und schöne Umrisse befinden, wo Farbenwechsel ist, nur keine allzugrellen Farben, und wo sich manches vor seinen Augen bewegt. Die freie Natur mit ihren Blumen, Blättern, Zweigen und lebendigen Geschöpfen ist auch dafür der beste Entwickelungsort.

Auf ähnliche Weise übe man das Kind im bestimmten Hören, und überhaupt in der Sinnenthätigkeit, so gelangt es zur rechten Zeit zur natürlichsten Anregung des Verstandes; seine Kraft wird in dieser Richtung frühzeitig zur leisen Erregbarkeit und zur Verarbeitung stärkerer Reize geübt; und so wird es zur Aufmerksamkeit richtig gewöhnt.

2) Die Freundlichkeit des Kindes ist die Erscheinung der Liebe in der Aufmerksamkeit, insbesondere gegen Personen; sie erhält ebenfalls durch die Mutter, aber auch durch den Vater, und überhaupt durch die Menschen umher, die natürlichste Auffoderung. Man sollte sich durchaus einem Kinde mit keiner andern als freundlichen, oder wenigstens heiteren Miene nähern. Dieses ist von unglaublichem Einflusse.

Das erste Lächeln des Kindes wird meist sympathisch erregt. Mutter und Vater brauchen indessen nicht einmal gerade zu lächeln, die Freude darf nur aus ihren Augen glänzen, so empfindet das schon ihr Kind, und das Gleichartige erwacht in diesem Augenblicke in seinem Gemüthe. Schon in dieser Hinsicht müssen wir es für ein großes Unglück eines armen Kleinen erkennen, wenn es keine Eltern, oder elterlich liebende Menschen um sich hat. Es müßte einen außerordentlichen Keim der Liebe in sich tragen, wenn Freundlichkeit in ihm hervorkommen sollte.

So lange nur das Kind lächeln will, und wenn es auch wirklich lacht, unterbreche man es ja nicht. Das hieße die Blüthe des schönsten Augenblicks zerreißen,

und dafür würde sich die Natur rächen. Die Menschen können ihm nicht oft genug freundlich erscheinen.

Man beobachte auch, ob es nicht bei irgend einem andern Anblicke oder einer Bewegung seines Körpers diese liebliche Gesichtsmiene zeige, und suche es auch hierdurch dazu aufzufodern. Lächelt das Kind so für sich hin, so ist das oft noch mehr werth, als wenn es durch eines Menschen Anblick erregt worden, weil es eine innere Beschäftigung mit voller, frei ausströmender Liebe anzeigt.

Eben so auch das Lallen des Kindes, welches nach dem Lächeln das Hauptzeichen einer freundlichen Seele ist.

Auf diesem Wege wird also die Liebe in dem Kinde erweckt, und mit derselben die Geistesthätigkeit als Tugendkraft geübt; das Kind wird zu der guten Selbstbestimmung vorerst gewöhnt, welche nun allmählig freier wird, während der Unterricht hauptsächlich dazu wirken muß. Das ist denn die Aufgabe für die folgende Periode.

Aber schon in dieser ersten tritt die Verschiedenheit der Erziehungssysteme ein. Denn manches will kein frommes oder folgsames, manches kein frohsinniges, manches kein früh schon sich geistig oder überhaupt ernstlich anstrengendes Kind; hiernach wird also auch von keinem derselben diejenige Bildung erwählt werden, die wir als die reine für diese erste Jugendperiode anerkennen. Wir werden aber weiter unten bemerken, wie jene einseitigen Ansichten, Verirrungen, und also Unarten des Kindes zur Folge haben.

4. Die Gesinnung, wie sie sich in der zweiten Jugendperiode bildet.

Die Gemüthsart wird zur Gesinnung, indem das Kind sich in seinem Fühlen, Begehren und Denken frei und selbstständig bestimmt. Wenn sie gut ist, so legt man ihm ein gutes Herz bei *), im entgegengesetzten Extreme ein böses, welches aber nur erst in den einzelnen Gesinnungen, die als Unarten zu bezeichnen sind, gemildert erscheint. Die gute Gesinnung ist die tugendhafte, und keine andere, als die in der ersten Periode zu jenen drei Tugenden entwickelte, nunmehr aber sich befestigende und erstarkende Gemüthskraft.

Der kindliche Glaube ist die Knospe, aus welcher sich eine Tugend nach und mit der andern, Blüthe aus Blüthe, entfaltet, jede unvermerklich, so daß in der frischen Fülle derselben die schöne Gestalt der reinen Seele dasteht **). Die Einheit der Tugend erscheint nun als eine Vielheit von Tugenden, so wie sich die Verhältnisse nach außen und innen vervielfältigen, diese aber lassen sich auf gewisse Hauptzweige zurückführen. Jene gute Grundgesinnung bezieht sich nämlich theils als Frömmigkeit (Pietät) auf die höheren Wesen, und auf das Uebersinnliche in denselben, mit dem Gefühle der Abhängigkeit, theils als Selbstmacht mit dem ernsten Streben nach Bildung, theils als liebende Wirksamkeit; und so gestalten sich die drei Hauptzweige aller Tugenden.

Aus dem ersten erwachsen die der Frömmigkeit. Das Kind giebt nicht der Furchtsamkeit nach, sondern muthvoll hält es sich an seine Eltern, von denen es

---

*) So bei den Römern puer bonae indolis; im Gegentheil malignus, mala mens; bei Platon, je nachdem er zu seinem Thone einen Zusatz von edlem oder von schlechtem Metalle hat; s. Gesch. d. Erz. S. 398.

**) „Heilig bewahre den Kinderglauben, ohne welchen es gar keine Erziehung gäbe.“ Levana.

sein Bestehen fortwährend mit liebevoller und freudiger Ergebung erwartet. Hiermit unterwirft es sich auch gern ihrer Leitung. Es denkt gern dessen, was es hat, so daß es dieses von ihnen empfangen habe, und hat ein Herzensgedächtniß für ihre Wohlthaten. Indem es hierin seine Abhängigkeit von ihnen fühlt und erkennt, erblickt es in sich selbst mit Unlust, daß es ihren Erwartungen nicht entsprochen, nicht genug seine Liebe bewiesen hat. So leben in der Seele des Kindes die vier Tugenden, Vertrauen, Gehorsam, Dankbarkeit, Demuth, als zusammengehörig, und gegenseitig sich erzeugend und verstärkend. Das vertrauende Kind ist in seinem Thun ein gehorchendes, das dankbare in der auf sein Inneres gerichteten Thätigkeit ein demüthiges; und die Gesinnung, welche auf die folgende Zeit bezogen Vertrauen heißt, ist auf die vergangene bezogen Dankbarkeit, das eine und dasselbe liebevolle Bewußtseyn der Abhängigkeit; auf ähnliche Weise ist der Gehorsam die Beziehung der Folgsamkeit vorwärts, die Demuth rückwärts, im Ganzen dieselbe Liebe gegen die Eltern. Es versteht sich von selbst auch gegen die, welche der Eltern Stelle vertreten, und bei weiterer Entwickelung gegen Gott. Die Liebe nun zu dem höheren Wesen wird in diesem Einzelnen und aus der allgemeinen in eine besondere sich ausbildend die Tugend, welche wir Ehrfurcht nennen, die dann so rein gestaltet und jene vier Tugenden vereinigend, in die wahre Anbetung Gottes (Religion) übergeht. Das nun sind die Tugenden der Frömmigkeit.

Der andere Zweig bringt die der Trefflichkeit (Kalokagathie) hervor. Sie ist die liebevolle, frohgesinnte Selbstbestimmung an sich, also theils sich von dem Niederen losreißend, theils diesem gebietend, Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung; welches beides in seiner Einheit sich beweiset sowohl gegen Unlust als gegen Lust, gegen jene nämlich widerstehend der kon-

menden als Tapferkeit, der vorhandenen als Geduld (Ertragsamkeit), gegen die Lust ebenfalls sich im geistigen Leben festhaltend, und zwar gegen die kommende als Enthaltsamkeit, gegen die gegenwärtige als Mäßigkeit *). Auch diese Tugenden verdienen nur dann den Namen, wenn sie zusammen sind, d. h. wenn das Gemüth dahin gebildet ist, daß jede derselben, wo sie gefordert wird, augenblicklich hervorbricht, und wenn die Liebe sie hervortreibt. Sie sind also auch in nothwendiger Verbindung mit der Frömmigkeit, und so schließen sie den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne in sich, und geben dem Bildungstriebe seine beste Richtung und seinen kräftigsten Schwung.

Verschwistert mit beiden Zweigen erwächst die Tugend der Menschenfreundlichkeit (Humanität) als die in geordneter Anwendung der Kräfte der Menschenwelt zugewendete Liebe. Vorerst äußert sie sich im Gefühle als sympathische Neigung, theils in der Mitfreude und in dem Mitleide, theils in der Geselligkeit, woraus sich denn weitere Tugenden entwickeln. Je froher der Sinn des Kindes ist, um desto leichter und frischer werden diese Gemüthsblüthen hervorbrechen, und je frömmer dabei, um desto voller und reiner.

Vermag es nun die Bildung dahin zu bringen, daß diese Tugenden sämmtlich in dem Gemüthe erzeugt seyen und jede nur auf den Sonnenblick warte, wo sie aufblühe, so hat sie die gute Gesinnung bewirkt und sich als reine Bildung bewährt. Die Zeit dieser Entwickelung ist die zweite Jugendperiode, d. i. von dem zurückgelegten

---

*) Diese vier, oder die ihnen nahe kommenden Tugenden wurden seit Platon gewöhnlich als die hauptsächlichen (cardinales) aufgezählt; von den Stoikern wurden sie auf das ἀνέχου, ἀπέχου (sustine, abstine; leide, meide) zurückgeführt; aber auch die übrigen sind nicht übersehen. S. Gesch. d. Erz. an mehreren Orten z. B. S. 396.

3ten Lebensjahre bis zur Beendigung des 14ten. Es versteht sich, daß diese unter dem erziehenden Einflusse erfolgende Entwickelung nach dem Gesetze der Stetigkeit geschieht. Das erinnert nochmals an die Wichtigkeit der ersten Periode. Hat nun in dieser das Kind sein gutes Gemüth gewonnen, so fragt sich, was weiter zu thun ist, um es zur guten Gesinnung zu führen? Es liegt aber zugleich vor, daß hierbei der Bildner nicht mehr so bestimmend durch bloße Gewöhnung einwirken kann, sondern mehr die freier gewordene Selbstbestimmung des Knaben oder Mädchens erregen muß. Wie nun geschieht das auf geschickte Weise?

Im Allgemeinen ist es nöthig, daß die frühesten Tugenden von der Aufmerksamkeit an fortwährend geübt werden. Daher ist der Unterricht und die gute Lebensordnung unentbehrlich zu dieser Bildung. Dann aber auch ist insbesondere jede ihrer weiteren Verzweigungen hervorzurufen und in ihrem Wachsthume zu begünstigen. Auch in diesen ist die Tugend eine Sache der Gewohnheit, der Uebung, des Lernens, und zugleich der freiwerdenden höheren Kraft *).

Das Kind wird also zu einem frommen gebildet, wenn die Eltern ihre Liebe gegen dasselbe mit einer Würde beweisen, welche es zu dem Höheren der Menschheit aufschauen und das Göttliche ahnden läßt. Kommt hierzu ein frommes Familienleben und ein ächter, d. i. belebender Religionsunterricht, so kann bei dem gutartigen Kinde die reine Gestaltung der Frömmigkeit nicht fehlen. Das gilt von ganzen Nationen, und so wäre das Ideal eines christlichen Volkes aus lauter ächtfrommen Familien bestehend zu zeichnen **). Vater und Mutter, oder wer

---

*) Vgl. Platons Lehren; Gesch. d. Erz. S. 395 fgg. insbes. sein Gespräch Menon.

**) Wer will unter den Unreinen einen Reinen finden? und wo gar eine fromme Nation? auch nur wie sie Homerus in den Archio-

in ihrer Weise über dem Kinde steht, mache sich seines Vertrauens würdig, übe es in dem Gehorchen, nähre überall sein Dankgefühl, lasse es zur Erkenntniß seiner Fehler so kommen, daß es die Schuld nur in sich finde. Weil aber seine Vernunft allmählig auch in den über ihm stehenden Personen Menschlichkeiten sieht, so versäume man ja nicht, das Herz des Kindes schon im Anfange dieser Periode zu dem himmlischen Vater zu erheben, dem auch seine Eltern und alle Menschen angehören. Wird dieses versäumt, so ist unendlich viel verloren, denn jene Tugenden der Frömmigkeit können gegen die Menschen, auch die besten, sich nicht befriedigen und genug nähren, und müßten also verkümmern, gleichsam schon im Aufblühen verschmachten.

Zugleich ist der Knabe und das Mädchen, schon damit jene Tugenden gedeihen, zur inneren Trefflichkeit zu bilden. Man übe den Muth durch Uebung der Kraft, welches ebenfalls mit dem Unterrichte, insbesondere dem gymnastischen, und mit der ganzen Lebensweise zusammenhängt, wie die Geschichte vieler Völker lehrt, und in jeder Familie erfahren werden kann. Man übe den Geist und lasse den jungen Menschen seine in demselben erwachsende Selbstmacht fühlen; nur, wie sich versteht, nicht einseitig, sondern in Verbindung mit den übrigen Tugenden, denn nur so verhütet man Dreistigkeit, Keckheit,

---

piern poetisirt, und Herodotus in den Makrobiern vermeint? Doch ist im Alterthume die Frömmigkeit selbst heidnischer Völker nicht zu übersehen, um das Heilsame darin zu bemerken. Desto mehr gewinnt die patriarchalische und Israelitische (Gesch. d. Erz. S. 165 fgg.), und desto heller steht uns das Bild der christlichen vor (vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 72 fgg.), welche das Beste der Pythagoräischen, Mosaischen und jeder andern achtungswerthen in sich nicht etwa aufnimmt, sondern verklärt. Nur sie kann auch ein Beispiel eines rein frommen Kindes aufstellen. Noch zu wenig haben unsere Poeten oder Historiker oder Religionslehrer das Aufleben Jesu (Luk. 2, 41 fgg.) verstanden, darum giebt es noch keine richtig entwickelte Darstellung von seinem Leben.

Uebermuth u. s. w., und gewöhnt zur Selbstschätzung, die zugleich Bescheidenheit und Streben nach immer höherer Bildung. Sind die Kinder durch gute Lebensordnung gewöhnt, enthaltsam und mäßig zu seyn, Beschwerlichkeiten zu unternehmen und auszuhalten, so darf nur der Blick immer nach oben gerichtet werden, um ihnen den Willen zu beleben und zu stärken, daß sie auch streben nach dem, was droben ist, und das Ewige in sich zu erkennen anfangen, also nunmehr selbst in der wahren Geistesbildung ihr Höchstes anzustreben *).

Leichter scheint die eben wohl hiermit zu verbindende Uebung wohlgeordneter Thätigkeit, um die Kinder auch zu nützlichen, dienstfertigen, menschenfreundlichen Gliedern der Gesellschaft zu bilden. Die Schule und das Haus hilft dazu. Nur muß in beiden Menschenliebe herrschen, nie durch etwas, auch nicht durch Gesinnung oder Verfahren der Lehrer, gestört, sondern vielmehr durch die ganze Umgebung und Einwirkung eingeflößt werden. Man erwecke also bei den heranwachsenden Knaben und Mädchen die Zuneigung gegen die Menschen umher, ja wir möchten hinzufügen, auch zu den Thieren, wenn nicht hier so leicht die Gränze überschritten würde; aber allerdings werde sie in einem gewissen Grade, wenigstens Neckereien verhütend, gegen alles umher angewöhnt, auch gegen die Gewächse, daß das Kind seine Freude daran habe, sie nicht zu zerstören, sondern anzusehen, und allem, Lebendem und Leblosem, seine Stelle gönne. Das Mitgefühl werde nicht überspannt, etwa durch grelle Darstellungen, aber man verschone es auch

*) Auch hierin dürfen wir die Bildung alter Völker nicht übersehen; wir verweisen auf die Perser, Spartaner ꝛc., insbesondere auf das Höchste der heidnischen Erziehung, die σωφροσύνη; Gesch. d. Erz. S. 534. So war ein Epaminondas erzogen, der Staatsmann, Kriegsheld und edle Mensch, der sich mitten in der Hitze des Gefechts von seinem Gegner wegwenden konnte, weil er in demselben seinen Gastfreund erkannte.

nicht mit dem, was die natürlichen Verhältnisse erfordern. So würden wir es nicht gut heißen, wenn man Kinder frühzeitig bei dem Schlachten der Thiere zusehen läßt, aber auch nicht, wenn man ihnen später jeden Anblick der Art sorgfältig entziehen wollte, und durchaus ist es zu mißbilligen, wenn man ihnen die Leiden der Geschwister, Eltern ꝛc. ganz verbergen wollte. Denn der Mensch ist bestimmt, an die Leiden und Freuden des Lebens sich so zu gewöhnen, daß er sich geistig hierin erhebe, und zu thätiger Menschenliebe erstarke. Auch das muß, nach dem Gesetze der Stetigkeit, schon in früher Jugend anfangen. In allem diesem fordere man die gewonnenen Kräfte zu hülfreicher und wohlthätiger Anstrengung auf, so daß sich die Dankbarkeit und der Gehorsam erfreuen möge, immer besser sich äußern zu können, und auch die Liebe der Kinder zu ihres Gleichen. So erwachsen, mit den übrigen verschwistert, also in ihrer Wahrheit, die Tugenden der menschenfreundlichen Gesinnung *). Und hierzu vereinigte sich die reinbildende Wirksamkeit, um die Tugendentwickelung in dieser zweiten Periode naturgemäß zu ihrem Ziele zu leiten.

Das gilt nun freilich für die reine Bildung, zu welcher die Menschheit von Gott bestimmt ist. Wer dagegen ein anderes Ziel vor Augen hat, muß auch andere Wege einschlagen, und darf wenigstens nicht für die Bildung seiner vermeinten Sittlichkeit, wenn er anders dieses Wort noch gebraucht, jene drei Zweige der Tugendentwickelung zugleich in seinem Bildlinge cultiviren.

---

*) Zwar ist gerade dieser Zweig von den Alten weniger cultivirt worden, vielmehr brachten die kriegerischen Uebungen eine gewisse Härte oder gar Gehässigkeit in den Charakter, ganz besonders die grausamen Schauspiele der Römer; doch dürfen wir die Erweckung der liebenden Thätigkeit bis zur Selbstopferung in dem Vaterlandsgefühle der Alten nicht verkennen, auch nicht in den Freundschaftsverbindungen; und so denke man an Pythagoras, Sokrates, Cicero, und viele Andere.

Wer ihm ein mönchisches Wesen zugedacht hat, muß ihn blos in den Tugenden der Frömmigkeit mit wenigen aus den andern Zweigen üben. Wer ihn zu einem Weltmanne erziehen will, der sein Glück mache, sorge vorzugsweise für die Uebung in der Trefflichkeit, doch nicht ohne Milderung des einen und andern in demselben, und Zuziehung dieser und jener in den beiden andern Zweigen. Wer einen praktischen Menschen bilden will, hat vorzugsweise die Thätigkeiten des dritten Zweiges anzugewöhnen. Wer nun vollends das Ich unter dem Namen der Freiheit über alles erheben will, darf durchaus nicht die Tugenden der Frömmigkeit zulassen, muß vielmehr schon die junge Seele zu jenen der Trefflichkeit gewöhnen, in welchen sie ihrer Selbstmacht recht inne werde, und den Aeußerungen der Menschenliebe nur so viel vergönnen, als ohne Gefühl, — denn alle Gefühle sind von diesem Liberalismus verbannt — und ohne Aufopferung des eignen Ich bestehen kann. Durchaus darf daher der Zeitgeist des Egoismus *) kein Gefühl der Abhängigkeit von etwas anderem als dem eignen Selbst aufkommen lassen; und so ist es ganz folgerichtig, keine Auctorität auch bei dem Kinde noch gelten zu lassen, alles nach jenen Meinungen Rousseaus schon in der frühesten Erziehung anzulegen, und deßhalb selbst das Gehorchen des Kindes in ein Gebieten desselben über sich selbst, in ein freies Handeln nach eignem Gutdünken, zu verkehren. Sehr folgerichtig ist es daher auch, daß man kein Gefühl des Dankes bei dem Kinde gelten läßt; denn wer unabhängig und blos in sich selbst gehalten seyn soll, darf nichts von Dankbarkeit in sich tragen. Von Demuth kann gar nicht mehr in einer solchen Erziehung die Rede seyn, ja sie wird als ganz und gar verwerflich erklärt, weil sie die Selbstheit aufgiebt, höchstens wird nur Bescheidenheit gestattet, aber wie sehr mit Maß und

*) S. Gesch. d. Erz. II. S. 448. 490 fgg.

Ziele. In solcher egoistischen Bildung muß denn vorerst die Pietät, bald auch alle Humanität, und endlich das ganze geistige Leben, die wahre Kraft und Freiheit, entschwinden.

Dieses System verbindet sich entweder mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande, d. i. dem Ideenlosen und folglich unvernünftigen, und findet also Beifall nicht nur bei der Demagogie, sondern auch im Gebiete des Lehrwesens; oder auch mit einer speculativen Philosophie, welche vor lauter abstracten Begriffen das Leben nicht begreift. Diese nämlich ist manchmal in die Meinung gerathen, als komme die Freiheit erst mit der Reflexionskraft, nach völlig entwickeltem Selbstbewußtseyn in die Seele herein, man weiß nicht wie und woher. Da wird denn freilich nicht daran gedacht, daß das Selbst vom frühesten an schon da sey, und allmählig sich finde hiermit aber sich so finde, wie es in seinen Empfindungen, Trieben und Begehrungen als freithätige Kraft sich gestaltet hat, und daß so dasselbe Wesen, das aus dem Dunkel erwacht ist, allmählig als wollendes in seinem hellen Bewußtseyn erscheine, und was vorher in seinem Gemüthe vorkam, nun in seinen Willen aufnehme. Wer nun jene Freiheit wie durch ein Wunder plötzlich eintreten läßt, kann folgerichtig nicht durch frühzeitige Gewöhnung erziehen wollen, sondern muß das heranwachsende Kind ganz und gar seinem beliebigen Thun und Treiben überlassen. Daß das aber nur einen Wildling hervorbringe, die seltensten Fälle ausgenommen, ist genugsam bekannt.

---

5. Bildung des Charakters; dritte Jugendperiode.

Die einzelnen Tugenden gehen nunmehr in ihrer Vervielfältigung immer kräftiger hervor, so Lernbegierde,

Gefälligkeit, Wohlwollen, Treue, u. s. w. Sie treten aber auch mehr und mehr in diejenige Einheit zusammen, die sich als Charakter befestigt. Das ist nun die Bildung während des Alters, das zur Reife erwächst, vom 14ten Lebensjahre an bis zur Vollendung. Während dieser Periode soll sich also die Einheit der Tugend zu ihrer vollkommenen Erscheinung entwickeln.

Jenes Einzelne, das man wünscht, läßt sich durch Einzelnes ausbilden, z. B. Tapferkeit, Geschicklichkeit, Kunst und Wissenschaft, durch den Ehrtrieb, und allerdings sollen alle Tugenden geübt werden als das Werk der Freiheit und zugleich als Gewöhnung. Es können freilich einzelne gute Gewohnheiten bleiben, ohne daß es im Ganzen zum tugendhaften Charakter gekommen ist, z. B. Dienstfertigkeit: allein jede ist doch ein Beweis, daß die Jugend auf einem guten Wege war. Je früher nun das Gute in dem Gemüthe entwickelt worden, um desto mehr konnte es zur Gewohnheit werden, und je weiter es in der Jugend fortwächst, um desto sichtbarer erscheint in ihm die Freiheit. Jene werden daher gewöhnlich von uns Erwachsenen gar nicht mehr als Tugenden erkannt, was sie doch wirklich in dem Kindesalter gewesen sind, und wir wissen die Tugendverzeichnisse so sorgfältig auf unser Alter einzurichten, daß die Jugend so ziemlich leer ausgeht, oder daß wir anmaßend und unkundig genug die Sittlichkeit der Kinder beurtheilen. Gleichwohl möchte es mehr gute Kinder als Erwachsene geben, denn diese entbehrten theils das frühere Gute, theils entweihten sie es in dem Spiele ihrer Freiheit, oder verdrängten wenigstens durch ihren weltlich gewordenen Sinn das Göttliche, dessen Heiligthum in der Kindheit noch unverletzt blieb. Das Sprüchwort: Jugend hat nicht Tugend, nimmt es nur zu äußerlich. Eben darum ist es so schwierig, das Bleibende der Tugend, wie es sich nach und nach im Einzelnen entfaltet, genau nachzuweisen. Wo sich der tugendhafte Charakter

während der Jugendzeit völlig entwickelt, da müssen auch alle Tugenden sich einfinden, denn wo eine wahrhaft ist, da liegt auch die andere im Gemüthe. Die religiösen Tugenden sowohl als die übrigen müssen dann vorhanden seyn und sich bei vorkommender Veranlassung darlegen: Frömmigkeit und Menschenliebe, Edelsinn, Gerechtigkeit und Güte, Nüchternheit, Keuschheit, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, Dankbarkeit, Verehrung, Edelmuth, Liberalität, Wahrhaftigkeit, Treue, Herzlichkeit und Vertrauen u. s. w. Insbesondere wird sich alsdann in dem Jünglingsalter die Begeisterung entwickeln, als Streben nach dem Wahren und Edlen.

Je tiefer in der Kindheit, desto mehr sind diese Tugenden noch unbestimmt, und ununterscheidbar in das ganze Wesen verflossen; es ist die Kindlichkeit. Wo uns diese schöne und rührende Erscheinung begegnet, sehen wir die menschliche Güte in ihrer ersten reinen Gestalt. Aus derselben erwächst der Kinderglaube, aus diesem die angegebenen Haupttugenden jedes Alters, bis sie als Einheit des Charakters erscheinen.

Indem so vom frühen an die Tugend den ganzen Menschen durchdringt, wirkt sie in allem innerlich die Bildung der Seele, und äußerlich Veredlung der Physiognomie. Der Sinn wird geläutert, die Aufmerksamkeit geübt, die Einbildungskraft rein erhalten, der Verstand angestrengt, die Vernunft erhoben, das Göttliche in dem Geiste frei gemacht, und dabei erscheint durch die Reinlichkeit, Keuschheit, Freundlichkeit, Thätigkeit, Würde und Anmuth in dem Aeußeren, die Jugendfülle auch in edler Gestalt. Ist nun jede dieser mannigfaltigen Blüthen in Wahrheit Tugend, so muß sie mit jeder neben, nach und vor ihr im Innern dieselbe seyn, derselbe Geist, der nur nach Ort und Zeit in andre Farben bricht, und in jeder Tugend des Jünglings muß sich die des Kindes wieder erkennen lassen. Es wird zu unserm Zwecke dienen, wenn wir auch von Seiten der gewöhnlichen

Unterscheidung in Religion und Sittlichkeit ihre Entwickelung als Einheit in der Vielheit betrachten.

1) Die Religion entsteht auf folgende Weise. Man könnte sie schon gewissermaßen aus dem physischen Leben von dem ersten geistigen Streben an ableiten. Jedes lebendige Geschöpf empfindet ein Wohlbehagen bei seinen Erzeugern; es ist dem Küchlein wohl unter den Flügeln der Henne, und die Nähe des Alten ist physisch anziehend für das Junge. Aber in dem Menschen steht auch die Natur höher. Der Säugling liegt gern an der Mutterbrust, das Kind hält sich noch lange gern an seine Eltern, gewissermaßen mit thierischem Wohlbehagen, aber in allem diesem dringt doch vom Anfange schon die Sehnsucht der Vernunftanlage zu der Ergebung an die höchste Vernunft hervor.

Reiner indessen sehen wir sie aus der Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, als den ersten Tugenden des Kindes, erwachsen. Wendet sich dieses mit denselben gegen die Personen, so merkt es mit Liebe auf sie, und aufhorchend lernt es gehorchen. Und so geht dieser fromme Sinn weiter in den Kinderglauben über, welcher mehr und mehr in dem Gemüthe des edlen Kindes auflebt, und sich in jenen vier Grundtugenden, der Frömmigkeit, Vertrauen, Dankbarkeit ꝛc. entfaltet. Nun aber lernt das Kind umher die Menschen näher kennen, und auch seine Eltern sind ihm nicht mehr vollkommen genug: in seinem Herzen erwacht also eine geheime Sehnsucht nach einem höhern Gegenstande. Mittlerweile erweitern sich seine Vorstellungen von Raume und Zeit und Kraft: es fängt also an das Ganze zusammen zu reihen und sich Vorstellungen von unermeßlichen Zeiten und Räumen und von höheren Mächten zu bilden; die Phantasie giebt seinem Denken mehr Schwung und führt sein Gefühl zum Großen und Erhabenen. Schon an Kindern unter 7 Jahren bemerkt man dieses häufig, oft schon unter 4 Jahren. Da nun alles in dem Menschen Eine Kraft

ist, und das Gemüth eine absolute Einheit, so vereinigen sich diese idealen Vorstellungen mit jenen kindlichen Gesinnungen dahin, daß das Kind gern von einem großen Vater im Himmel hört. Ist aber einmal diese Stufe errungen, so schwingt sich der Geist schnell noch höher zur Ahndung des Unendlichen und Ewigen, sowohl mit dem Gefühle des Erhabenen als mit der Liebe zum Urquelle, womit ebenfalls jene Gesinnungen in dem kindlichen Gemüthe zusammen fließen; dieses sieht man klar bei Kindern noch unter 14 Jahren, die einen guten Religionsunterricht genießen. Und auch außerdem würden sich durch andre Erregungen, z. B. durch abergläubische Vorstellungen der Menschen umher, oder durch egoistische Erwartungen solche Ahndungen des Uebersinnlichen, obwohl unter schlechteren Formen, erzeugen. Nichts giebt aber sichreres Zeugniß von der wahren Frömmigkeit, als der kindliche Glaube, wenn er durch das ganze Leben hindurch bleibt. Denn was soll die Religion ohne ihn heißen? Etwa eine Reihe erlernter Begriffe? leerer Tand? oder angewöhnte Gebräuche? herzloser Mechanismus? oder festgehaltnes Glaubensbekenntniß ohne Geist und Wahrheit im Leben? oder sogenannte Rechtschaffenheit ohne Ergebung an Gott? Und so ist es auch gerade, vorerst die Dankbarkeit, diese schönste Blüthe des kindlichen Herzens, dann aber noch entschiedner die Demuth, diese reinste Herzensergebung, was noch gewisser als Vertrauen und Gehorsam für die fromme Gesinnung zeugt, weil diese, allerdings ebenfalls nothwendige Tugenden, für sich schon durch die Bedürfnisse der Natur geboten werden, jene dagegen am weitesten vom Egoismus entfernt sind. Wenn man aber überhaupt, ohne diese kindlichen Gesinnungen zu haben, sich Religion beilegte, so befände man sich tief in der Pharisäischen Lüge. In dem Jünglingsalter nun mag sich das Gemüth schon ganz über die Sinnenwelt erheben, so daß seiner Phantasie Raum und Zeit und endliche Kraft nicht mehr ge-

nügen, und sich das Gefühl des Erhabnen vollendet; zugleich wird in seinem Inneren die Idee der sittlichen Vollkommenheit heller und entflammt die jugendliche Begeisterung; hierdurch tritt nun auch die wahre Idee von der Gottheit hervor, und somit die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Diese Idee steigert sich immer höher bis zur Unbegreiflichkeit des absoluten, des ewigen heiligen Wesens; das Gemüth ist erfüllt mit dem erhabensten Gefühle, mit dem höchsten Gedanken, worin zugleich der Gedanke der Unsterblichkeit liegt, mit dem edelsten Streben, mit der reinsten Liebe, es betet den wahren lebendigen Gott an. So entwickelt sich die Religion bis zum Alter der Reife als ein Eigenes und scheinbar Abgesondertes in dem Gemüthe, aber tiefer doch in der innigsten ursprünglichen Einheit und immer erneuerten Einung mit allem Sittlichen *).

2) Die Sittlichkeit entwickelt sich ebenfalls vom frühesten an allmählig bis zu ihrer eigenthümlichen Gestalt. Man wird an dem kleinen Kinde, sobald es nur anfängt auf die Gesichtsmienen der Menschen zu merken, öfters eine Art Bedenklichkeit gewahr werden, wenn es etwas Neues beginnt, wenn es einen Versuch macht, wenn es eine Speise nehmen will, die ihm nicht gerade gegeben wird. Man wird ferner bemerken, daß das Kind nur mit Schüchternheit etwa dieses zu wiederholen wagt, daß es dabei auf die Gesichtsmienen der Menschen umher sieht, was diese dazu sagen, und daß es gemeiniglich, wenn hier Unwille erscheint, von seinem Vorhaben

*) „Die schöne Kindlichkeit ist die Religion des Kindes. Gott ist ihm eine Mutter mit unendlicher Liebe, ein Vater mit allerbarmender Huld. Angeklammert an die Liebe, die Vater, Mutter heißt, ist es angeklammert an die Liebe, die Gott ist. — — Die schöne Kindlichkeit ist der Prophet der schönen, großen Zukunft. Was im Kinde noch ein Zartgefühl gegen Gott und Gewissen ist, das wird im Manne als Mannhaftigkeit, als Heroismus hervortreten.“ J. M. Sailer, über Erz. an Erz.

absieht, oder doch in eine Art von Kampf geräth, und in seinem Inneren sich unbehaglich fühlt. Stärker noch zeigt sich das, wenn es wirklich schon etwas nach seinen kleinen Kräften verübt hat, was ihm Bedenklichkeit machte, und diese hat es mit dem leisesten Gefühle bei allem, was aus seinem gewöhnlichen Thun herausgeht. Sieht es dagegen Billigung bei den elterlichen Menschen, so wird es über sein neues Thun oder über seinen Genuß so froh, wie etwa jemand, der auf einmal aus einer großen Besorgniß errettet worden. In diesen und mehreren Erscheinungen der zartesten Kindheit ist das Gefühl für Recht und Unrecht, die heilige Macht des Gewissens, und die Achtung gegen den Ausspruch höherer Personen nicht zu verkennen. Das Sittliche ist dem Menschen das Schickliche; die äußere Sitte giebt ihm den Unterschied von Recht und Unrecht, ein dunkles Gefühl heiligt ihm diese Sitte, er findet es anständig, sich darnach zu betragen; und da er einmal daran gewöhnt ist, so will er darin bleiben, Recht und Gebühr sind ihm Anfangs nichts anders, als Gewohnheit, in dem Thun und Lassen es nach dieser Weise zu halten. Erst wenn er anfängt über das Sittliche nachzudenken, führt er seine Begriffe von Recht und Unrecht auf Grundsätze zurück, und strebt nach der Vollkommenheit in der Ausübung derselben, und so berichtigt sich nach und nach sein sittliches Gefühl, das immer einen Anstoß empfindet, wenn es zu einer ungewohnten oder nicht von Andern gebilligten Handlung schreiten soll. Nicht anders entwickelt sich dieses Gefühl bei der Jugend. Das Gewohnte und Gebilligte wird ihr das Schickliche und Anständige, so nimmt sie die Sitte an *), und erst mit der erhaltenen Bildung gewinnt sie die Idee des eigentlich Sittlichen. Zuerst giebt die Em-

*) *Πᾶν ἦθος διὰ ἔθος.* Gesch. d. Erz. S. 396. Aber gewiß nicht wird durch Raisonniren der sittliche Wille des Kindes erzeugt; das sagt Rousseau, J. P. Richter, und jeder, der den Menschen in dem Kinde versteht; wie in alter so in neuer Zeit

pfindung des Gewohnten einen Sinn, der bei allem, was über die Linie geht, stutzig und unmuthig wird, den Sinn für das, was recht ist; einen natürlichen Sinn für das Gerade, Gleiche, Rechte, wie für die gerade Linie und den rechten Winkel. Das Kind fühlt einen Anstoß bei jedem Ungewöhnlichen, was es thut, oder wenn es einmal nicht gehorcht, wo es zu gehorchen gewohnt ist; der Knabe merkt auf das Recht, und hält es für Schande, wenn man ihm etwas Unrechtes Schuld geben kann; das Mädchen gefällt sich in der Sittsamkeit, beiden ist das Unrechte, wenn man ihnen davon erzählt, ein Gegenstand des Abscheues; der reifere Jüngling reflectirt auf seine Gesinnung, und bildet sich seinen Charakter von edlem Eifer für das Gute entflammt, und die Jungfrau weiht sich der anständigen Sitte, und darin der Tugend. Mit diesem Gefühle für das Sittliche verbindet sich die Liebe, und so wird die Sittlichkeit Menschenliebe; es verbindet sich damit die Verehrung der Eltern, und so wird sie zugleich Befolgung des göttlichen Gesetzes; und es entwickelt sich darin der Gewissenstrieb, sie wird also wahrhaft sittliche Güte und edler Charakter. So scheidet sich das Sittliche des Gemüthes aus, indem es sich doch immer wieder mit dem Religiösen einet, weil das Gewissen und die Achtung gegen einen höheren Willen im Tieferen die Verbindung unterhält, sollte sich auch etwa eine trägere Phantasie den Ideen und der Andacht versagen. Begreiflich ist es auf diese Art, wie in dem einen jungen Menschen ein einseitig rechtschaffener, in dem andern ein einseitig frommer Charakter erwachsen kann, je nachdem er sich zu der Achtung für Gesetz und Pflicht, oder zu der kindlichen Verehrung für das höchste Wesen vorzüglich neigt und geführt wird. Diese Trennung will

---

gewöhne man die Kinder zum Gehorchen, das allein führt sie zum Selbstbeherrschen.

die Natur freilich nicht, sie ist meist das Werk der Erziehung.

Alle Kinder, die nicht verstandeslos sind, fühlen für Recht und Unrecht, und lassen sich leicht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, zur Sitte gewöhnen; eben so fühlen alle etwas von Verehrung gegen Vater und Mutter, und lassen sich gern zu Gott führen. Der Knabe wie das Mädchen denkt nach über das Gute und Erlaubte, auch wird ihnen der Gedanke an Gott heilig und nicht selten zum Gebete. Das Jünglingsalter verliert dieses ernstere Nachdenken keineswegs durch jugendlichen Leichtsinn, wenn übrigens nichts verdorben wird, vielmehr wird es dabei von heiligen Gefühlen durchglüht. Die frühere Jugend verhält sich auch hierin mehr blos empfänglich, die Eindrücke des Moralischen und Religiösen finden mehr Eingang, das gute Beispiel ist wirksamer, und das sittliche religiöse Gefühl zieht mehr von dem verbotenen, ungebilligten, achtungswidrigen Betragen zurück, als daß es schon die positive Willensbestimmung zum Gutesthun hervorbrächte. So wie aber die Jugend reifer wird, sinnt sie mehr nach, um das Gute zu finden und auszuüben, ihre Verehrung gegen den höheren Willen wird freiere Willensbestimmung, und ihre Tugend überhaupt mehr Selbstthätigkeit. Ein siebenjähriger Knabe, der seinem Vater harte Worte, oder mit frecher Stirne eine Unwahrheit sagt, ist eine Unnatur; der vierzehnjährige ist es schon eher im Stande, und der Jüngling thut dieses so leicht, daß er darum gerade noch nicht ein sehr hartes Urtheil verdient. Dagegen ist der kleinere gewöhnlich auch noch nicht der Plane zu edlen Handlungen fähig, wie es der herangewachsene ist; eher noch das Mädchen in seiner Art, besonders wenn es darum gilt, seinen Eltern eine Freude zu machen, weil das Mädchen früher seinen Sinn bildet und mehr auf die Menschen achtet. Auch wird der Knabe gewöhnlich eher im Stande seyn die Achtung gegen die Mutter aus den

Augen zu setzen, als gegen den Vater, weil dieser ihn mehr und länger mit seinem männlichen Ansehen im Respecte erhält. Doch macht es hier so wie in dem Uebrigen einen Unterschied, ob das Naturell des Kindes mehr sanft ist, oder mehr fest, mehr feurig u. s. w.

Die Tugend durchdringt als edler Sinn des Kindes alles sein Fühlen, Denken und Thun. Aufmerksam ist es alsdann hauptsächlich auf die Eltern, es behält ihre Worte, um sie zu befolgen, sein Gedächtniß bewahrt gern das Andenken an empfangene Wohlthaten auf, es bemerkt vorzüglich das Gute an den Menschen, und das prägt sich seinem Herzen ein, theilnehmend versetzt es sich gern in die Lage Anderer, und fühlt mit ihnen, sympathisch zieht es sein Nachahmungstrieb am meisten zum Guten hin; und so verstärkt sich der tugendhafte Charakter in sich selbst durch jenen edlen Sinn. Durch ihn geleitet, bewahrt der Jüngling seine Seele unbefleckt von jeder unkeuschen Regung, und unterhält sich mit den Ideen des Guten, Wahren und Schönen; es entsteht daraus eine Reinheit und Lauterkeit des Gemüthes, und ein leiser Tact für das Rechte, eine Veredlung in dem Innersten, welche dem Menschen die Stelle eines Schutzengels vertritt.

Jene Ideen stehen in der innersten Verwandtschaft, und müssen also mit der Sittlichkeit zugleich ins Leben treten. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich zuerst und hauptsächlich in dem Gesichtssinne, dann aber auch in dem Gehörsinne; und mit dem Freiwerden des Sinnes überhaupt und der Einbildungskraft werden Knaben und Mädchen für das Schöne empfänglich; aber erst dann, wenn der Jüngling der Welt frei gegenüber steht, faßt er die reine Form freundlich und ruhig auf. Dieses ist die negative Bedingung. Hierzu muß noch die positive kommen, nämlich das Erwachen der Ideen in dem Jünglingsalter, welche mit der Liebe zum Idealen begeistert. Zuerst gefallen hiernach dem Kinde die Far-

ben und die zweckmäßigen Sachen, die Blumen, die munteren Thiere, z. B. die Vögel; dann, etwa gegen das 8te Jahr hin, die schönen Gestalten, wie Bäume ꝛc., hierauf die Gegend; und nun erwacht auch allmählig das Wohlgefallen an Kunstdarstellungen; zuerst an Gemälden, später an der reinen Form und an Umrissen, wie Kupferstichen, zuletzt und mit vollendeter Reife an den plastischen Kunstwerken. — Das Musikalisch-Schöne wird zwar oft früh durch Musikübungen erweckt, aber vor dem 14ten Jahre horcht wohl schwerlich mit Gefühl der Knabe auf den Gesang der Nachtigall*). — Das Schöne des Tanzes empfindet auch die reife Jugend noch nicht eigentlich, weil sie noch zu viel in der Lust zum Tanzen begriffen ist. Der Schönheitssinn, und somit für das Urtheil der Geschmack, kommt erst dann, wenn Sinn und Geist aus dem befangenen, gereizten Zustande völlig heraustritt.

Der Sinn für das Wahre geht vom frühen an mit der ganzen Entwickelung des Gemüthes hervor, durch den Trieb der Mittheilung. Er bildet sich in und mit der Sprache, zuerst im Sinnlichen, steigt dann zum Reinvernünftigen, und begeistert den Jüngling mit der Idee der Wahrheit. Daher ist die Sprachbildung hierzu unmittelbar wichtig, wie schon oben bemerkt worden; der Unterricht soll gerade hierin ein erziehender seyn, daß er das Gemüth in der Sprache nicht nur wahr werden, sondern auch wahr denken und wahr fühlen lehrt. Diese Bildung, so wie die des Geschmacks, wird also theils durch den Unterricht, theils durch die Sittlichkeit im Ganzen bewirkt, wie der Duft der Blüthe von selbst kommt, so wie sie sich aufthut. Man gebe also nur dem Geiste Nahrung und den Ideen Veranlassung, daß sie sich

*) „Die Knaben, die im Thale spielten ꝛc.“ — hörten nur dem Guckuck zu; Gellerts Fabel von Guckuck und der Nachtigall.

zu rechter Zeit entwickeln. Das ist denn die Zeit der jugendlichen Fülle.

In dieser Vollkraft des Gemüths nun erreicht die Blüthe ihr Höchstes, alle Tugenden leuchten in ihr auf. Sie ist die Liebe zum Ideale. Sie hat vorerst das Licht der Religion. Der Jüngling fühlt sich in seiner Kraft zur Gottähnlichkeit bestimmt, hierin fühlt er zugleich sein Verhältniß sowohl zu den höheren Personen als zu dem Ideale *): er kann also zwar nicht mehr gegen Menschen so gehorsam seyn, wie vorher, aber er wird sie theils hochachten und verehren, theils neben ihnen mit Schüchternheit sich als unvollkommen erkennen. So ist er bescheiden gegen die Menschen, demüthig und gehorsam gegen Gott. Und so wie er nun mehr das Gute und Wahre kennen lernt, so wird er bei dem zunehmenden Jugendfeuer auch davon mehr begeistert; und da das edle Streben in ihm lebt, so wendet sich seine fleißige Lernbegierde und ganze Thätigkeit mit glühendem Eifer nach dem Idealen, theils zu seiner Selbstbildung, theils um sich dessen außer sich zu erfreuen, und es etwa aufzustellen. Hieraus geht nun in besondern Beziehungen jene Rechtsliebe, Tugendliebe, Wahrheitsliebe u. d. g. hervor, die nur aus Mangel der Bekanntschaft mit den Verhältnissen und aus Rücksichtlosigkeit, wo nicht gar aus Egoismus, nicht selten schwärmerisch ausbricht. Das Wohlwollen ist begeistert, und mit dem Gefühle der zunehmenden Kraft verbunden, also mit einem angenehmen Selbstgefühle, das sich gern in dem Wohlthun findet, und gern mittheilt; es ist erhöhetes Gefühl der Freiheit und Selbstständigkeit in thätigem Wohlwollen. Da sich nun aber seine Verhältnisse gegen die Menschen schärfer schei-

*) „Wie soll ohne die ideale Jugendgluth das Leben reifen, oder der Wein ohne August? — — Hinter einem voranziehenden Gott würden alle Menschen Götter. Tilgt ihr aber das Ideal aus der Brust, so verschwindet damit Tempel, Opferaltar und Alles.“ Levana.

den, so erwächst eine Zuneigung gegen manche Personen, und insbesondere die Freundschaft. Ein Jüngling ohne Begeisterung, oder ohne Bescheidenheit ist so weit von der Tugend entfernt als der, welcher verschwendet oder gar geizt.

Da nun das Vortreffliche, welches in den einzelnen Tugenden erscheint, nur das bleibende Gute der Gesinnung seyn kann, so muß sich auch, wie wir schon oben angedeutet, die Identität der früheren und späteren Tugenden so nachweisen lassen, daß ihre Verschiedenheit nur in der verschiedenen Form besteht, welche dasselbe innere Wesen bei weiterer Entwickelung des Gemüths und in den vermehrten Beziehungen annimmt. So läßt sich in dem Enthusiasmus des Jünglings noch dasselbe sehen, was in der früheſten Aufmerksamkeit des Kindes vorkam, nämlich Streben des Geistes nach dem Edlen, nur daß jetzt der Geist mehr an Kenntnissen und Phantasie gewonnen hat. Jenes Bleibende wird gefunden, wenn man der Entwickelung des Gemüths die ganze Jugendzeit hindurch nachgeht, und die Spuren des späten wie des früheſten Guten in allen Formen aufsucht, diese mit einander vergleicht, und die von einer bestimmten Richtung in eine Reihe stellt, in welcher man denn die Entwickelung irgend einer einzelnen Tugend vor sich hat. Zum Beispiel bei der Jugend edler Art zeigt sich beständig ein Trieb zur Thätigkeit, nur anders bei dem Knaben und anders bei dem Jünglinge, bald in der körperlichen Anstrengung, bald im Nachdenken, bald im aufmerksamen Zuhören ꝛc. Wer nun diesen Jüngling von seiner Kindheit auf kennt, wie ihn seine Eltern kennen sollen, der sieht etwas in allen diesen Erscheinungen, was immer dasselbe geblieben, Liebe zur geordneten Thätigkeit. Wir sehen hier also Tugenden aus der Reihe des Fleißes, und in diesem Stücke ist der Jüngling noch derselbe, der er als Kind war. Was in ihm ehedem verhüllt lag, und nur der Allwissende in ihm schaute,

sehen nun auch die Menschen, indem unter den verschiednen neuen Verhältnissen das Innere in ein Aeußeres hervortritt. Der Erzieher mit dem geweiheten Blicke konnte daher in dem Kinde weissagen, was nun in dem Erwachsenen dasteht, als Grundzug seines Charakters, den Fleiß. — Eben so schimmert der Frohsinn durch die Munterkeit des Mädchens hindurch, erscheint in mancherlei Aeußerungen, begleitet dasselbe in seinem Sitzen und Hüpfen, in seinen häuslichen Geschäften, in der freundlichen Pflege der Geschwister, in dem vergnügten Kreise der Gespielen, selbst in der Ertragung von Sorgen und Mühen und Schmerzen; er zeigt sich in der freundlichen Stimmung des edlen Weibes, die immer Harmonie über das Leben hingießt; dasselbe was dem Angesichte des Säuglings eine himmlische Huld gab, aber erst jetzt das volle Leben durchstralt. Kindliche Liebe, Folgsamkeit gegen die Eltern, Verehrung der höheren Personen, Ahndung dessen, was mehr ist als alles Sichtbare, Erhebung über das Irdische, Unterwerfung unter eine göttliche Ordnung der Dinge, Glaube an ein Besserwerden, an eine ewige Weisheit, Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit — alles dieses ist nur das Eine, der fromme Sinn. Als das Kind auf dem Mutterschoße dem Vater entgegen lächelte, da schon zeigte sich in ihm das Gemüth, welches nun mit reifer Vernunft zu Gott betet.

Wichtiger kann wohl nichts in der Erziehung seyn als diese Betrachtung der Innerlichkeit, denn nur dadurch kann man sich der Vortrefflichkeit versichern. Aber diese Forschung wird erschwert 1) durch die Sprache, da alle Worte, die wir brauchen müssen, theils nicht ganz jene Begriffe ausdrücken, theils mehr und anders sagen; 2) durch die Sache selbst, weil sich das, was früherhin Werk des edlen Strebens war, späterhin nur noch als zurückgebliebene Gewohnheit findet, und wohl gar bösartige Neigungen aufgenommen hat, z. B. die Gefälligkeit als Gefallsucht; 3) durch die herrschende Denkart,

das Sittliche als etwas Zerstückeltes anzusehen, und die Tugenden zu vereinzelnen. Deßhalb mußten wir hier daran erinnern, daß wo Eine ist, sie Alle sind, obgleich im Innern verborgen, daß aber das Jünglingsalter sie als Einheit des Charakters erscheinen läßt.

Die menschliche Natur selbst hat es darauf angelegt, daß die Jugend mit der Reife des Körpers auch einen edlen Charakter der Seele gewinnen möge. Besonders soll die Entwickelung des Geschlechtstriebes zur Selbstbeherrschung führen *), und in derselben zur würdigen Begeisterung; bei dem Jünglinge mehr mit edlem Stolze, bei dem Mädchen mit reiner Schamhaftigkeit. Denn mit diesem Triebe erwacht etwas ganz Neues in der jugendlichen Natur, neue Reize, neue Kräfte, neue Siege, neue Ahndungen, ein höheres Leben will sich im Innern aufschließen.

Der Jüngling, der unschuldig im Knabenalter geblieben ist, und dessen Seele von keinem unkeuschen Worte, auch nicht durch frühzeitige Belehrung über das Geschlechtliche, irgend befleckt worden, bringt Schamhaftigkeit und Achtung vor sich selbst mit in die Periode, wo sich die neuen Reize in seinem Organismus regen. Eine geheime Schüchternheit läßt sie nicht in seine Phantasie

---

*) Schon Aristoteles bemerkt, daß die beiden Geschlechter während der Entwickelung des Geschlechtstriebes der genauesten Aufsicht bedürfen; denn sind sie da enthaltsam, und überlassen die Natur rein ihrer Veränderung, so bleiben sie auch keuscher: je früher sie dagegen Ausschweifungen begehen, um desto wollüstiger werden sie. — Nicht ganz können wir der Levana III. §. 129 fgg. beistimmen, wenn sie im Geschlechtlichen den Kindern schon vieles sagen, und sogar auf ihre Fragen darüber offenen Bescheid geben läßt, statt des sicherern einer geschickten Abweisung; die Erfahrung stimmt ihr nicht zu, aber eher einigen trefflichen Regeln, z. B. daß man eben in jener Periode des 12ten oder 15ten Jahres die Geschlechter in Gesellschaft zusammen seyn lasse; daß Mädchen mit Mädchen eher ohne Gefahr können zusammen seyn, als Knaben mit Knaben, u. dgl. m.

dringen, auch nicht in seine Träume. Seine Seele ist keusch, und so versagt sie jedem lüsternen Gedanken schon die Entstehung. Er ist an das Reine und Gute gewöhnt, er ist auch in körperlicher Anstrengung geübt, er hat genug zu denken und zu thun, das seinem edlen Selbstgefühle zusagt. So müssen wir den 14jährigen Knaben von reiner Bildung denken. Er ist also schon gegen jenen neuen Reiz vorbereitet. Hat er schon manchmal Hunger und Durst überwunden, und fühlt er bisher schon die Lüsternheit des Gaumens unter seiner Würde, so hat er auch den Angriff auf sein Gefühl der Schamhaftigkeit schon halb besiegt. Aber diese Vorbereitung ist ihm auch nöthig. Denn die Reize ergreifen stärker seine Natur, als alle bisherigen, und dauern immerfort. Es ist eben, als sollte er sich durch ihre Besiegung sein Ritterthum erringen, aber auch immer sich selbst gegen den gefährlichsten Feind bewachen. Da steht gerade die Versuchung und die frische Jugendkraft im Gleichgewichte, Herkules am Scheidewege; der Moment der Entscheidung ist da, ein Sirenengesang, den er noch nie vernahm, ertönt in seinem Innern, und lockt — „was soll das!" ruft er sich selbst zu, wendet sich unwillig ab, augenblicklich verstummen diese Töne, aber eine eigne Ruhe und Freude zieht dafür ein, und nun erst hört er die erhebenden Harmonieen der Tugend. Er hat den ersten Sieg erkämpft, er weiß jetzt erst recht, was es heißt, über sich selbst siegen, und diese höhere Lust ist zugleich erhöhetes Kraftgefühl *). Aber bald wird es aufs neue gefordert: er siegt schon leichter; und immer aufs neue: und jedesmal ist der Sieg leichter und vollständiger. Er gewinnt dabei zugleich an Körperkraft; und das geht

*) Der Physiolog Ackermann begründete das auch physisch, weil das ausgesonderte semen absorbirt und zur Körperstärkung verwendet wird, wodurch auch der Muth des keuschen Jünglings wächst.

so fort, die Entwickelungszeit der Pubertät hindurch; so erwächst er in seiner Jugendfülle durch Kampf und Sieg über sich selbst. Er hat nunmehr an sich erfahren, daß er auch die stärkste Reizung überwunden, den größten aller Siege davon tragen kann, und nun ist ihm nichts zu schwer, das er nicht zu bekämpfen, nichts zu groß, das, wenn Gott ihn dazu beruft, er nicht unternehmen könnte. Mit diesem Hochgefühle belohnt ihn unmittelbar seine Tugend. Eine höhere Lebenskraft durchströmt ihn jetzt; das ist seine Jünglingsweihe*). In diesem Ritterthume ist er zu allem Edlen ermuthigt. Seine Gefühle der Würde und Ehre haben einen höheren Schwung erhalten; er will ein trefflicher Mann werden und Würdiges leisten, er will dann auch bei andern als das gelten, was er ist, bei dem Freunde, in seinem Hause, unter seinem Volke. So sucht er nun Verbrüderungen für edle Zwecke, sehnt sich nach einem Wirkungskreise, ergiebt sich der Wissenschaft oder Kunst, und die Flamme, welche sein Inneres begeistert, lodert reiner in seiner durch Selbstüberwindung erstarkten Seele **). Nun führt ihn vielleicht auch die Geschlechtsliebe edler Art, die ihm als Gegengewicht den Sieg über die sinnliche erleichterte, zu der Verbindung mit einer würdigen Gattin; auf jeden Fall aber sucht er als Mann den Wirkungskreis, welchem er sein Leben geweihet hat.

Das Mädchen wird durch eine eigne Veränderung in der Natur, die gewissermaßen plötzlich eintritt, Jungfrau. Aber mit derselben sind auch neue Reize und neue Siege ihrer unschuldigen, reinen Seele vorbehalten. Ihr Gefühl ist erhöht für das Edle und geschärft gegen

*) Religiöse und bürgerliche Einweihungs-Feierlichkeiten für die angehenden Jünglinge finden wir in alter und neuer Zeit bei mancherlei Völkern. Sie liegen in der Natur, und die Erziehung sieht sie gern.

**) Wir erinnern hier nochmals an die σωφροσύνη der Alten, zunächst an das, was Gesch. d. Erz. S. 110. bemerkt worden.

alles Unschickliche; ihre Schamhaftigkeit glüht, wo nur etwas ihre Gegenwart zu verletzen wagt, und sie flieht vor allem, was nur ihren Sinn entweihen, der jungfräulichen Unschuld, dem schönen Dufte auf zarten Früchten vergleichbar, auch nur mit einem Wörtchen zu nahe treten könnte. Eine stille Sehnsucht erfüllt ihre Brust; sie sucht, und weiß nicht was, sie ahndet die Bedeutung ihres Lebens, und kennt sie noch nicht. Sie wendet sich bald zu Blumen, bald zu Kindern, bald zu dem Felde und Garten, bald zur Küche und dem Haushalte, beschäftigt sich emsig, sitzt sinnend da, und oft ziehen Töne der Wehmuth sie ganz in ihr Inneres. Da kommt ihr die Mutter als Freundin entgegen, und deutet ihr das Göttliche, das sich in der weiblichen Natur entwikkeln soll, und sie gewinnt täglich ihren Beruf für das häusliche Leben lieber. Erwacht nun etwa die Liebe zu einem jungen Manne in ihrem Herzen, so ist ihr Herz nur dem Würdigen geweiht, der ihr das Geheimniß ihres Daseyns ausspricht. Keinem andern will sie gefallen, und ihr jungfräuliches Zartgefühl erträgt kaum die Nähe eines unwürdigen Menschen. Das häusliche Leben, und in demselben die ordnende, erhaltende, bildende Wirksamkeit, ist ihr Wunsch, und hätte sie die Vorsehung auch nicht gerade zur Gattin oder Hausmutter bestimmt. Sollte die edle Jungfrau sogar allein stehen müssen, so ist sie an ihr inneres Leben angewiesen, worin sie als ein Tugendbild *) auch Andern leuchtet, und ihrer Bestimmung

*) Wir nehmen dieses Wort in der alten Bedeutung als Seelenschöne, wie denn auch gerade die weibliche Seele ihre Schönheit in der unbefleckten Reinheit und Gottesliebe hat. Daß die reine Jungfräulichkeit fast überall als gewissermaßen etwas Heiliges angesehen wird, sagte uns die Geschichte der Erz. an mehreren Orten. — Dahin gehört auch die freilich nicht gerade erhebende Ansicht von einem Blumenleben der Jungfrau, wie bei der Indischen Sakuntala. Ja, man hat sogar in dem weiblichen Gesichte Blumenähnlichkeit finden wollen, besonders im Farbenreize; im männlichen dagegen mehr Thierähnlichkeit!

in hülfreicher Thätigkeit sich erfreuet. So führt die Einrichtung der Natur selbst dahin, daß sie in reiner weiblicher Bildung dastehe, welche Art von häuslichem Leben ihr auch beschieden sey. Das Weib soll in sich selbst durch eine heilige Macht festgehalten seyn; und welche wäre das anders als die himmlische, die sich in der mit Gott vertrauten Seele aufschließt? Darin hat es seine oft wundersame Stärke. Bei aller der begründeten Klage unserer Zeit, daß ein großer Theil der Mädchen verbildet werde, fehlt es doch nirgends an Beispielen, welche uns jene bewundernswürdige Macht in der weiblichen Natur bestätigen.

Wäre die natürliche Entwickelung beider Geschlechter ungetrübt, und wäre eine reine Bildung unter den Menschen möglich, wo kein Reiner gefunden wird, so müßte jedes zu seinem edlen Charakter gelangen, der Mann zur kräftigen, gerechten und wohlthätigen Wirksamkeit nach außen, das Weib zur Seelenschönheit, womit sie mild und klug ordnet, versorgt und verschönert.

So entwickelt sich die Tugend in dem geschlechtlichen Charakter. Noch müssen wir auch ihre Erscheinung nach jedem Naturelle betrachten, und hierbei wird sich uns mehreres Einzelne ergeben, was in der Bildung zu thun sey. Denn der Geist trägt in seinem Streben zum Urbilde vom frühesten an eine Sehnsucht, sich rein und kräftig zu entfalten, aus welcher sein Gutes *) hervorwächst. Aber eben dieses Gefühl wird beständig beengt, als Wehmuth, da die Flügel der Psyche gebunden sind, und auch in ihrem Freiwerden sich nur immer in den Schranken der Endlichkeit zum Unendlichen hinaufschwingen; sie will frei werden, aber ihr Bildungstrieb kann sich nicht von ihrer individualisirten Natur losreißen, und

*) Auch die Erkenntniß, „aus der herrlichen Mutter derselben, aus dem Gefühle der Sehnsucht, erwachsen die lichten Gedanken," sagt der Philos. Schelling.

soll es auch nicht*). Wir müssen also dem Naturelle gemäß, d. h. wir müssen dieses selbst zu seiner Vollkommenheit ausbilden. Da indessen die Tugend nicht Einseitigkeit ist, so wird sie der Richtung des Naturells da einen Widerstand leisten, wo sie sich zu sehr seitwärts wendet, und daher soll man ein Gegengewicht geben, soll mildern, soll das Bäumchen zum geraden Wuchse festhalten. Auf solche Art durchdringt der Bildungstrieb das ganze Gemüth gleichförmig zur Anstrengung im Denken, wie zum reinen Fühlen, zur Schärfe der Urtheilskraft wie zum Aufschwunge der Phantasie, zur einzelnen Pflichthandlung wie zur Geistesfreiheit, zum liebevollen Herzen wie zu einem klugen, gewandten Kopfe, überhaupt zur Einheit der Vernunft im edlen Charakter. Außerdem hat man nur die sogenannten Temperamentstugenden zu erwarten. Da kann z. B. das von Natur weiche Kind ein recht folgsames seyn, aber auch würdelos werden**), und der Verführung sich Preiß geben, das von Natur fleißige widerspenstig, düster, stolz, gehässig werden, das frohsinnige ein flatterhaftes seyn, u. s. w. Wird nun die Tugend vom frühesten an gefördert, so bildet sie selbst das Naturell, das eine zur Mäßigung zurückziehend, das andere mehr nach außen treibend, und dem einseitigen Streben sich selbst widersetzend; und sie erscheint in demselben in der ungezwungenen, natürlichen

---

*) „Gott hat jeder Menschenseele ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; es kann daran, wie an der Figur des Körpers, hier und da gemodelt werden, aber schwerlich wird der Stempel getilgt, und ein anderer an die Stelle gesetzt. — Man sollte also die Natur u. die Fähigkeiten der Kinder studiren.“ Locke.

**) „Ein einziger guter Gedanke, nur eine That, von scharfem, tiefem Gefühle entsprossen, obgleich noch roh auf verschiedenen Seiten, ist eine glückliche Vorbedeutung; und so Schnelligkeit zu fassen u. zu behalten; hingegen Allgehorsam u. Fraubasengutherzigkeit, so beliebt bei Pedanten, eine unglückliche, denn da ist kein Muth u. keine Kraft“ (keine Tugend). Heinse.

Schönheit *); so zeigt sie jeder Mensch in eigener Gestalt, und so ist diese unendliche Mannigfaltigkeit einer Menschenwelt von reiner Bildung der reichsten Pflanzenwelt zu vergleichen.

Das feste Naturell **) treibt nach außen, will etwas hervorbringen, durchsetzen, beherrschen: die Tugend zieht es zurück, zugleich zum inneren Streben nach dem Großen und Guten, um nach Ideen zu schaffen und zu wirken, und um in dem Willen, der sich Gott ergiebt, seine wahre Freiheit zu finden. Sie erst giebt der Tapferkeit ihr Edles und läßt sie nie in Gesetzwidrigkeit ausschlagen, und sie flößt zugleich die Stärke zur Geduld ein, wo diese gefordert wird. Das heftige Naturell wie auch das hitzige sichert sich auf ähnliche Art gegen Unbändigkeit, Zorn, u. dgl. und bildet sich zur eifrigen Ausführung menschenfreundlicher Gesinnungen. Die wahre Bildung würde also z. B. den Knaben Themistokles, dem die Thaten des Miltiades den Schlaf raubten, besser geleitet haben, als seine Mutter, die er vielmehr leitete; und wenn ein Knabe aus dem Bette springt, um an sein

---

*) Die Griechen insbesondere haben die Tugend von der Seite der Seelenschönheit angesehen (τὸ καλόν), und Cicero bemerkt: Oculorum, inquit Plato, est in nobis sensus acerrimus, quibus sapientiam non cernimus; quam illa ardentes amores excitaret sui, si videretur!“ Auch Philosophen unserer Zeit stellen von dieser Seite die Tugend dar; so Jakobi, noch bestimmter Fries; und Locke giebt die pädagogische Regel: „man soll die Kinder den natürlichen Anlagen gemäß, d. i. zur Schönheit in allen Handlungen bilden.“

**) D. Friedländer giebt in seinem Buche über die körperl. Erz. des Menschen, S. 347 fgg. eine Ansicht über die Temperamente, welche wir als einen Mittelweg zwischen der gewöhnlichen alten und der unsrigen der Naturelle betrachten möchten; sie läßt das Krankhafte im melancholischen, cholerischen, phlegmatischen, sanguinischen weg, u. giebt physische u. psychische Merkmale, wie blühende Gesichtsfarbe u. Lebhaftigkeit, dabei auch wohl braune Haare und Augen für das Letztere an; dabei gute praktische Winke für die Bildung.

Werk zu eilen, so wird sein Bildner ihn nicht zurückhalten, aber seiner Seele Gedanken einflößen, die ihn zum Großen der Menschheit, und zugleich zur Mäßigung hinweisen. Es bedarf nur dieser Winke, um bei jungen Leuten solcher Naturart nach Ort, Zeit und Umständen das Rechte zu ersehen, was man zu thun hat.

Das lebhafte Naturell mit seinen Nuancirungen muß gegen die zu große Reizbarkeit, gegen Aufwallung der Begierden, oder gegen Empfindlichkeit in der Gesinnung gewahrt, und zur Lust am Lernen, am Festhalten, auch seiner selbst aufgeregt werden; man muß ihm Uebungen vorlegen, besonders in den Tugenden der Trefflichkeit, um von selbst gern mäßig, enthaltsam ꝛc. zu seyn. Jedes Geschlecht bedarf hierin seine eigene Behandlung, z. B. der Knabe von lebhafter Phantasie fürchtet mehr das Größere, das Mädchen mehr das Kleinere, in beiden aber soll der besonnene Muth durch sorgfältige Leitung erwachsen. Die Anlage zur Jovialität bedarf der Milderung durch Ernst in der Anstrengung und in würdigen Gedanken, aber sie soll keineswegs erdrückt werden, sondern sich vielmehr zu einer wohlthätigen Stimmung ausbilden.

Das weiche (sanfte) Naturell bildet sich in den stillen Tugenden aus, und sucht eine ruhigere Thätigkeit; aber es bedarf eben darum auch der Aufregung zu äußerer Thatkraft, so daß z. B. die natürliche Hingebung sich durch die Pflicht bestimme, daß nicht in Weichherzigkeit, oder in leidender Geduld die Seele verschmachte, sondern sich auch, wo es gilt, zusammennehme, und mannhaft dem Uebel entgegen trete und Beschwerlichkeiten überwinde.

Das Innige vertieft sich gern in seine Ideenwelt und könnte sich in der Tiefe des Gefühls verlieren, wenn es nicht für ein edles Leben in der Wirklichkeit aufgefordert, zur Aufnahme auch fremder Ideen angehalten, und durch Klarheit in der Beurtheilung zur heiteren Thätigkeit in

der Außenwelt geübt würde. Die Tugend gestaltet solche Seelen zur Hervorbringung hoher Gedanken, reiner Gefühle, und unwandelbarer Treue in dem die innere Stille abspiegelnden äußeren Leben.

Weiter haben wir hier nicht auf das Bestimmtere einzugehen, da wir mit Regeln für die Bildung doch nicht zu Ende kommen würden, und auch nichts damit gewonnen wird. Nur fügen wir noch zu diesen Winken über die Behandlung der Naturellverschiedenheiten auch noch den hinzu, daß die nationalen nicht minder zu berücksichtigen sind, z. B. die Weichheit der Hindus, die Düsterheit der Chinesen, die Betriebsamkeit der Europäer, und unter diesen wieder das Deutsche Gemüth, die Französische Beweglichkeit, die Englische Klarheit, die Moskowitische Sprachfähigkeit. Es ist auch nicht uninteressant, die merkwürdigen Personen in der Geschichte hiernach zu betrachten, sowohl nach ihrem Naturelle an sich, wie die Helden, Gesetzgeber, Lehrer, Künstler alter und neuer Zeit, als auch, wie schon oben bemerkt, im Verhältnisse zu ihrem Volke, z. B. ein Kyrus, ein Karl d. Gr., ein Alfred d. Gr., und auch mehr aus dem Gesichtspuncte der Bildung, worin sie sich theils auszeichneten, z. B. die Apostel und die Frauen in der heiligen Geschichte, oder welche sie theils entbehrten, was z. B. aus einem Alexander d. Gr. und auch aus diesem oder jenem preißwürdigen Manne noch Besseres hätte gebildet werden können. Nicht blos dem Künstler sind solche Personen aus der Historie oder Poesie gegeben, für Meisel und Pinsel, sondern noch als ein höherer Reichthum für den Bildner der Jugend.

Von der Kindheit an bis zur Reife wird also die ächte Bildung die Tugend begünstigen, und ihre Uebung durch die Schule und das Leben *) veranlassen, damit

*) „Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."
Göthe.

sich der Charakter in seiner Freiheit, Naturgemäßheit, d. i. Wahrheit und Einheit, entwickele. So geschieht es denn, daß in dem Jünglingsalter die Kindheit wieder erscheint, nämlich auf einer höheren Stufe, wie aus der Rosenknospe die reich gefüllte Blüthe. Die Kindeseinfalt der Kraft versucht sich in dem Knabenalter gleichsam spielend, bis sie ihre Hauptrichtung gefunden hat, und das ist die rein gestaltete Charaktereinfalt. Sie erscheint in der Vernünftigkeit, d. i. in der reinen Begeisterung. Wie gerade hierin alle Tugenden des Jünglings unmittelbar hervorleuchten, namentlich die Besonnenheit und Bescheidenheit sammt dem Streben nach dem Ideale, haben wir schon oben aus einander gesetzt, aber erinnern müssen wir noch, daß nur sie die Frucht der wahren Bildung seyn kann. Freilich wer nicht die Gottähnlichkeit zum höchsten Ziele setzt, muß nur auf den rechnenden Verstand arbeiten, und den Egoismus recht fein ausbilden, um, — wie sollen wir es nennen? ein Titanisches Geschlecht hervorzubringen *). Er muß den jungen Menschen vor allem lehren zu rechten, und dann sich unabhängig von aller Auctorität zu machen, endlich auch aus seinem Ich die Gottheit und das All zu schaffen. Dabei muß er denn gegen jedes Gefühl wachen, und alles von der jungen Seele abweisen, was die Phantasie nähren oder gar begeistern könne. Ueberall nur kalter Verstand und geschcidte Urtheilskraft! Nur muß man das Jugendfeuer für politische Zwecke anschüren, wenn man nicht etwa mehr zur Klugheit oder Vielgewandtheit erziehen will.

Das Hauptmittel nun zu der Bildung der Vernunft,

---

*) Gesch d. Erz. II.

Eine der angesehensten Frauen unserer Zeit, Fr. v. Stael, spricht es in ihrer Corinna so aus: „Wenn man einmal die Begeisterung lächerlich gemacht hat, so bleibt nichts übrig, als das Geld und die äußere Gewalt.“ So ist es, und so sah es die geistreiche Weltfrau.

daß sie das, was sie ihrem Wesen nach ist, das Vermögen der Ideen, auch in dem jugendlichen Gemüthe beweise, kann kein anderes seyn, als das, wodurch die Ideen hervorgerufen werden, wie die Blüthen durch das Sonnenlicht. Und das ist nur die Religion; nirgends sonst wird man es finden. Die Tugend übt sich durch Kampf, aber die Kraft in demselben ist die Liebe, die von Gott kommt und zu Gott führt. Sie, die in dem kindlichen Glauben erwächst, bleibt also die Seele der Bildung zur Vernunft. Der Charakter kann nur aus der Freiheit hervorgehen, aber nur die wahre Religion macht recht frei. Wer jenes andere Ziel sich setzt, handelt ganz verständig, wenn er andere Wege einschlägt, die aber die Vernunft und Freiheit auf einem andern Wege suchen, handeln unvernünftig und machen unfrei. Solche wissen nicht, was sie thun. Es ist ein ewig wahres Wort: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang" *).

---

*) Fichte sagt in den Grundzügen des gegenwärt. Zeitalters: „Es giebt nur Eine Tugend, sich selbst als Person vergessen; und nur Ein Laster, an sich selbst denken. Jenes ist sein Leben an eine Idee setzen, und nach der Bibelsprache, sich an den Willen Gottes hingeben. — — Aber erst die Religion giebt dem Pflichtgesetze Bedeutung und Leben; in ihr Liebe und Seligkeit." Aber die Vernünftler des Zeitalters mochten gerade hierin diesen Philosophen nicht hören. Wenn Fries den guten Charakter erklärt, als „die Eine Grundthat, wodurch der Mensch selbst gut ist; die Grundtugend; die Kraft der Idee in uns; als sittlicher Charakter die Kraft der Selbstbeherrschung in uns, wodurch wir der Ueberzeugung der Pflicht das Leben unterwerfen:" so ist da nur die Seele des guten Charakters, die Religion übersehen. Das haben selbst die Griechen nicht ganz; wir brauchen nur an Pythagoras und Platon zu erinnern, und von Aristoteles anzuführen, wie er den Vorzug des Menschen in das setzt, „daß er etwas Besseres als er selbst ist, zu erkennen vermag." Schön sagt Epiktet: „Wäre ich eine Nachtigall, ich wollte singend das Geschäfte der Nachtigall — und wäre ich ein Schwan, auch singend das des

6. Der junge Mensch in seiner Ausbildung.

Wer das Ziel der wahren Bildung erreicht hat, ist mit der Idee seines Lebens Eins geworden. Er hat sie gefunden, er hat sich damit gefunden, seinen Genius, sein Ideal, sein wahres Selbst. Hierin erkennt er denn seine Bestimmung und erwählt seine Lebensbahn; der Mann die seinige nach Zeit und Lage, eben so das Weib die seinige, wie es die Vorsehung fügt.

1) Das Ideal ist so vielfach wie das Naturell, und jeder hat hiernach sein eigenes, das unter eine der vier Hauptclassen gehört. Wer es in sich aufstellt, ist ein vortrefflicher, und wer darin hervorragt, ein großer Mensch *); der vollkommenste würde freilich dieses Vierfache in sich vereinigen, allein wo ist er? und wo der, welcher nur ein Zwiefaches vereinte? ist doch schon der, welcher Eins recht wäre, eine Seltenheit der Jahrhunderte. Hiernach würde denn der kräftige Mann, welcher eine äußere sittliche Ordnung in der Menschenwelt schafft, als Ideal gedacht, der Gesetzgeber seyn, der, welcher das Schöne, das er in sich schafft, außer sich hinstellt, der Künstler oder Poet; der, welcher das Göttliche in den Menschen entwickelt, der Lehrer, und zwar

---

Schwans verrichten. Da ich aber ein vernünftiges Wesen bin, so ist mein Geschäft, Gott zu loben; das ist mein Beruf, ich will ihn erfüllen." Tief gedacht ist das Wort der Levana: „Nicht Besonnenheit und Sittlichkeit unterscheidet den Menschen vom Thiere, sondern Religion."

*) Gleichsam zur Uebung der Urtheilskraft an historischen Personen — an mythischen, wie Herakles, den Homerischen Helden ꝛc. könnte man es auch, mögen hier ein Paar Fragen stehn: Wer war größer? Alexander, oder Diogenes? oder Alexanders Lehrer Aristoteles, dem der Eroberer selbst schrieb: „lieber möchte ich doch an Wissenschaft als an Macht den Menschen überlegen seyn?" oder Homer, dessen Ilias er in die eroberte goldne Kapsel legte? Wer unter jenen Römern? Julius Cäsar? oder Cato? oder Cicero? oder jene Arria? Und im Mittelalter Karl d. Gr.? Alfred d. Gr. ꝛc.

als Gottbegeisterter, wenn man ihn in seinem Höchsten betrachtet; endlich der, welcher das Innere des Geistes klar macht, also alles Denken und Wissen ordnet, und in der Einheit der Vernunft für jeden Denker aufzeigt, der Philosoph. Derjenige, welcher alles dieses so einigt, daß ihn die göttliche Idee, die sich in der ganzen Menschheit entwickeln soll, wirksam macht, ist ein Weiser, wie ihn die alte Welt in einem Pythagoras, Zerdusht, u. a. sehen läßt. Wer Philosophie und Lehrweisheit vollkommen verbände, wäre ein idealisirter Sokrates; der Philosoph zugleich Poet, und beides vollkommen, ein Platon, noch göttlicher, als jener wirkliche; ein Philosoph und Gesetzgeber in einer Person wäre ein noch über dem historischen stehender Solon, Numa u. a. *).

Auch lassen sich alle Lebenszweige, welche etwa der Mann erwählt, auf eine dieser idealen Bestimmungen zurückführen, und gerade hierdurch erhalten sie ihren Werth. Je tiefer sie noch unter einem derselben stehen, um desto geringer die Würde des Geschäfts und dessen, der es betreibt: je edler der Mann, desto mehr wird er in seinem Geschäfte, so gering es auch an sich sey, nach der Idee hinstreben, welche in ihm selbst lebt, und welche ihn treibt, seinen Kräften gemäß einen höheren Wirkungskreis zu suchen. Dieser Trieb soll den jungen Mann beseelen.

Zu der ersten Hauptbestimmung gehört in dem ersten Range der Staatsmann und der Kriegsheld, ein Sully und ein Bayard; beide haben zunächst den öffentlichen Wohlstand, Recht und Gerechtigkeit zum Ziele, und weihen hierzu Zeit, Kraft, Gesundheit und Leben. In dem mittleren Range stehen alle Männer, welche Handel trei-

*) Man vgl. die ähnliche Abtheilung der Ideale von Fichte, Grundz. des gegenw. Zeitalt. (1806) S. 115 fgg.; auch die Levana giebt vier männliche Ideale an (II. S. 368. u. a.)

ben und Gewerbe haben, weil sie, insofern sie edel sind, darin das Beste der Welt zu fördern trachten; und hier wiederum nach Stufen, der Großhändler, der Fabrikant, der Oekonom ꝛc, bis zum Manufacturisten und Producenten herab. In den untersten Rang gehört der blos dienende Mann, wie der Tagelöhner ꝛc.; aber auch dieser veredelt sein Geschäft durch den Gedanken, das Gute im Einzelnen zu befördern, was der Gesetzgeber im Großen und Ganzen veranstaltet.

Dem zweiten Ideale gehören an: vorerst der Poet im eigentlichen Sinne, weil er unmittelbar geistig, vermittelst der Sprache darstellt, dann jeder andere Künstler, Bildhauer, Mahler, Musiker; eine untere Stufe hat der Mechaniker, weil ihn mehr die Idee des Nützlichen, als des Schönen leitet, endlich auch der Handwerker.

Das dritte Ideal, erste Classe: Lehrer der Religion und Sittlichkeit, oder Erzieher im Großen; zweite Klasse: Erzieher im Einzelnen, und Lehrer einzelner Wissenschaften und Künste.

Das vierte Ideal steht vornehmlich den genialen Erfindern der Systeme vor; die untere Klasse machen hier die aus, welche irgend ein einzelnes Ganze der menschlichen Kenntnisse weiter bringen.

So wie nun in dem vollkommensten Manne dieses Vierfache in seiner Vollendung vereinigt wäre, so findet sich bei den untergeordneten Menschen eine Mischung von mehrerem, so daß es, je niedriger ihre Stufe ist, um so mehr von äußeren Umständen abhängt, was sie erwählen, und worin sie am besten arbeiten. Dagegen je kräftiger eine Idee in einem Manne lebt, desto mehr Begeisterung, desto freier durchbricht er alle Hindernisse, und desto mächtiger schafft er sich seine Wirksamkeit. Die körperlichen Anlagen sind jederzeit von der Natur der Hauptbestimmung gemäß dem Kinde mitgegeben, weil die Natur überall Einheit ist und ein Ganzes erstrebt: allein von frühem an werden sie durch tausenderlei Störungen ge-

schwächt und verändert, und so fehlt es wohl hin und wieder dem Mahlergenie an Fingergeschicklichkeit, aber gewiß nie ganz, und immer wird die Genialität von den ihr zugehörigen Talenten bis zur Schärfe des Sinnes und bis zur Beweglichkeit der Muskel begleitet seyn. Und da jeder nicht ganz verwahrloſete Jüngling für irgend ein Ideal immer doch Einiges hat, so kann er auch immer irgend eine bürgerliche Bestimmung erwählen; er kann Staatsbeamter, Volkslehrer, Arzt ꝛc., überhaupt Gelehrter werden; er kann sich dem Handelsstande, der Oekonomie, einem Gewerbe oder Handwerke ꝛc. widmen.

Von der größten Wichtigkeit ist es, daß man den inneren Beruf des jungen Menschen sicher erfahre, und daß er sich selbst dessen zeitig genug bewußt werde. Das wird aber um so weniger der Fall seyn, je mehr man sich von äußerlichen Rücksichten leiten läßt; denn da setzt man dem gewöhnlichen Abrichten mit derselben Eigenmacht die Krone auf. Kein Wunder, daß da der Genius manchmal gefesselt wird, und im tragischen Kampfe seine Flügel frei zu machen strebt, und daß in der Welt, wo man so das Erziehen treibt, so wenige Menschen an ihrem Platze stehen. Unbefangenen Eltern und Lehrern würde es doch nicht schwer werden, die wahre Bestimmung des jungen Menschen bis längstens gegen sein 15tes Jahr hin zu erkennen. Sein Naturell bei möglichst vielseitiger Erregung, besonders durch guten Unterricht, so daß sein reinster Trieb sich frei entwickeln kann, läßt da schon Vieles bemerken. Nun beobachte man ihn in seinen Aeußerungen, wo sich oft leise aber überraschend das Ideal seines Lebens wie von weitem ankündigt; und dieser Ton wird öfters anklingen. Auch mögen die Eltern die Verhältnisse und Lebenszweige, die der Zeitgeist darbietet, mit dem, was sich in dem Knaben entwickelt, unpartheiisch vergleichen, und alsdann sind sie bald im Stande, ein bestimmtes Urtheil zu fällen, in welchem der

vorliegenden Berufsarten er, einst wirkend als Mann, am meisten seine Vortrefflichkeit darlegen werde. Nun kommt es weiter darauf an, dieses zu seinem eigenen Bewußtseyn so zu bringen, daß er, obwohl wie von einer unsichtbaren Loge geleitet, ganz frei und fest von selbst dieses erwähle. Vor allen Dingen also sage man ihm nichts von seinem Berufe vor, und frage ihn nicht darüber; oder fragt er, so lasse man ihn bemerken, wie wenig er dieses noch verstehe, man zeige ihm die unangenehme Seite da, wo er nur die angenehme sah, und die angenehme, wo ihm der Beruf unangenehm vorkam. Ueberhaupt lehre man ihn die Lebensweisen allmählig kennen und würdigen, so wie er nur dieser Einsicht fähig wird. Das wird nun gerade nicht so frühzeitig der Fall seyn, als man es gern hätte; aber das Voreilige verdirbt die richtige Erkenntniß und Wahl. Man suche daher zugleich die Tugendkraft zu üben, und die Thätigkeit unter der Hand auf das zu lenken, was man in der Natur des Knaben angelegt sieht. Und so wird es nicht fehlen, die Einsicht wird ihm zu rechter Zeit kommen, sein edles Selbstgefühl wird sich erheben, und, ob er gleich schon längst dunkel, ohne darum zu wissen, gewählt hat, so wird es ihm doch nunmehr klar werden; es wird ihm in seiner Seele vielleicht aufblitzen, und er wird sich in einer glücklichen Stunde zurufen: „Ja, bei Gott! das ist es, das will ich werden!“ Das ist dann sein göttlicher Beruf. Und da sich diese Wahl unter dem Einflusse des Aeußeren mit seiner Bildung entscheidet, so wird er auch gerade das ergreifen, was sein Zeitalter fordert, er wird gleichsam in dasselbe zu dessen Verbesserung mit seiner Vortrefflichkeit hineinwachsen. Die ehemaligen Zeiten bedurften und erhielten auf solche Art Weise, Gesetzgeber, Vaterlandsvertheidiger, Dichter: die neuere bedurfte Volkslehrer, Staatsbeamten, Kriegsmänner, Gelehrte, Erfinder von Systemen, und es fehlt auch jetzt nicht an Dichtern. Große Menschen werden minder

selten seyn, sobald nur unsere Cultur zur wahren Bildung übergeht; sie führt wenigstens den jungen Mann der Wahrheit seines Lebens und dem Heile seines Zeitalters zu.

2) Auf ähnliche Art ist es bei dem weiblichen Geschlechte. Allein das Weib hat von der Natur nicht ein so Vielfaches, weil es nicht so zur Wirksamkeit nach außen bestimmt ist, und weil es in dem Innern weniger zu unterscheiden giebt. Jenes Vierfache findet sich indessen auch hier, aber ganz anders gestaltet. Denn die Weiblichkeit zieht den Trieb zum äußerlichen Wirken überall zurück, hält es also in einem kleineren Kreise, läßt es in demselben mehr ordnen und ausbilden, als schaffen, aber vereinigt auch die Kraft zu innig stärkerer Thätigkeit. Der Charakter ist hier überhaupt Milde und Sanftheit. So ist das Weib nach der ersten Idee Gebieterin, es sey nun durch ihren stillwirkenden Geist in der Ordnung des häuslichen Lebens als Hausmutter, oder durch die Macht der Sitte und der Anmuth in der Gesellschaft. Nach der zweiten Idee stellt sie das Schöne der Seele für den Mann auf, dem sie durch Liebe und in möglichster Vortrefflichkeit angehören will; sie wird Gattin. Nach der dritten entwickelt und bildet sie den Menschen durch stillen Einfluß ganz von innen heraus als Mutter. Nach der vierten schaut sie die Wahrheit wie durch eine Sehergabe; sie hat die Lebensweisheit, und besitzt in der Kenntniß und Behandlung der Menschen ein leises Gefühl des Wahren und Schicklichen, und tiefe praktische Blicke für das ganze Leben. Künstler idealisiren nach diesen, obwohl dunkel zum Grunde liegenden Ideen, Göttinnen, Heroinen, Madonnen, aber in der Wirklichkeit ist hier weniger das Vortreffliche vereinzelt, als bei dem Manne, sondern liegt mehr in der Einen Blüthenfülle, wenn auch nicht in gleicher, und das Weib, welches sich zugleich als Gattin, Mutter und Hausfrau mit Lebensweisheit auszeich-

net, ist gerade keine Seltenheit. Die gewöhnlichste Verschiedenheit ist wohl, selbst unter Schwestern, jene zwiefache, wie dort Martha und Maria.

Aber damit dürfen wir dem weiblichen Geschlechte nicht die Fähigkeit zu jenen männlichen Idealen absprechen. Die Welt zeigt wahrhaft große Frauen auf dem Throne, ja sogar einige Heldinnen, Dichterinnen genug, auch Lehrerinnen, welche ihr Inneres mächtig zu der Wissenschaft hintreibt. Nur wird dieses alles unter dem weiblichen Geschlechte sich seltener finden, als unter dem männlichen, und wo es sich findet, wird es durch die Weiblichkeit sein eigenes Vortreffliche erhalten, und aus Wahrheit hervorgehen, nichts Gesuchtes seyn müssen; es soll mehr das Begleitende und gleichsam die ausströmende Kraft der andern weiblichen Vortrefflichkeiten seyn. So ist z. B. die Dichterin eigentlich bestimmt eine schöne Seele auszusprechen, und zarte Gefühle schön darzustellen. Zur stillen, zeichnenden Kunst ist ihr Schönheitssinn und Gemüth, und so auch zur musikalischen Kunst bestimmt, besonders für den Gesang, als den schönsten Ausdruck der inneren Harmonie. Wo sich nun irgend eine außerordentliche Anlage in dem Mädchen befindet, da wird sie sich vielleicht noch stärker ankündigen, als in dem Knaben. — Uebrigens ist für die Jungfrau auch ihrer Natur nach weniger von Wahl ihres künftigen Berufes die Rede. Sie soll, Ausnahmen abgerechnet, Gattin werden, und nur in der Wahl dessen, dem sie Herz und Hand giebt, äußert sich das Besondere ihres Berufes zu ihrer künftigen Lebensweise. Nur diejenige scheint von der Natur bestimmt zu seyn, unverheirathet zu bleiben, welche sich in irgend einer einzelnen Vortrefflichkeit, die sich gerade nicht mit dem ehelichen Leben verträgt, z. B. als Künstlerin, sehr auszeichnet. Diejenige indessen, welcher das Schicksal den Ehestand versagt hat, sollte billig einen Beruf fin-

den, worin sie dennoch ihrem Genius lebt, wohlthätig in einer engeren oder weiteren Umgebung.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter in ihrer Vollkommenheit wird meist entweder mit zu viel Erhebung oder mit zu viel Herabsetzung des Weibes angestellt *), die Menschenwürde aber steht in beiden gleich, und man soll gerecht seyn, und in der Verschiedenheit dieses Gleiche anerkennen. Daher hat das Mädchen eben so gut ein Recht auf vollendete Bildung als der Jüngling, nur sey sie nicht die des Mannes, sondern die für sein weibliches Ideal.

Eine vollendete Natur würde die körperlichen Vollkommenheiten, wie wir sie oben aufzeichneten, mit den geistigen in Einheit darstellen, und so den Jüngling und die Jungfrau, jedes in seiner eigenthümlichen Tugendgestalt, Kraft, Würde und Schönheit. Das wirkliche Leben auf der Erde zeigt nirgends so etwas Vollkommenes auf; und so leben solche Wesen nur in der Poesie, aber auch für die Bildung als hohe Ideale.

---

*) Gegen so manche Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts im Alterthume, im Oriente, von Physiologen ꝛc. entschädigt in Barretts Lobgedichte auf dieses Geschl. besonders die Stelle, welche Darwin und Hufeland (Erzieh. des weibl. Geschl.) anführen, von den Frauen in der heil. Geschichte:

„Sie entweihten nicht die Lippen des Erlösers mit verrätherischem Kuß;
Sie verläugneten ihn nicht mit unheiligem Munde;
Sie blieben, als die Apostel flohen, und boten Trotz der Gefahr.
Ein Weib gab ihn uns, ein Weib war die letzte am Kreuze, ein Weib die erste bei seiner Auferstehung."

Zweiter Abschnitt.

Störungen und Verbesserungen.

Wenn die Natur des Menschen, wie die der Bäume hervortriebe, und wenn in der menschlichen Gesellschaft die reine Vernunft überall herrschte, so wäre dem Bildner nur das Geschäft und die Freude des Gärtners beschieden, oder vielmehr die himmlische, Kinder in das Paradies einzuführen, daß sie sich da zu Engeln entfalten. Unsere Erdenwelt zeigt es anders. Wir mögen wohl von der Unschuld der Kinder reden, wer sie aber in dem seinigen zu finden vermeint, wird seinen Wahn bereuen; denn sein Kind wird darüber verwildern und verderben. Der Erzieher als solcher sowohl, wie als Christ, weiß nur zu gut, daß schon von den ersten Lebensstunden an in dem Menschenkinde sich etwas regt, das nicht ein gerades Aufstreben der Vernunft ist, sondern sogar ein Widerstreben; nenne man es Sinnlichkeit, oder radicales Böse, oder Erbsünde, genug es ist da, und wer es wegläugnen will *), ist ein schlechter Philanthrop, denn er sieht das Unkraut für die edlen Keime

*) „Wer die Erbsünde läugnet, ist wie die, welche die Sündfluth läugnen wollen, weil sie nicht mit darin ertrunken sind," sagt unser Claudius; und Joh. v. Müller bemerkt von unserm Zeitalter: Et jamais il n'y a plus d' Egoismo que depuis qu'on deteste, qu'il y ait un pecho originel. Vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 490 fg.

an, und tritt dem, was die rechte Entwickelung stören wird, nicht zeitig genug entgegen. Das Böse fängt mit dem Frühesten an, und kommt nicht etwa auf einmal, mit irgend einem Gedanken oder sonst einer Regung in die Seele, welches fast so viel hieße, als ein böser Dämon führe herein, sondern ebenso, wie das Gute, und neben demselben erwächst es aus einem unsichtbaren Keime *). Wird nun auf diesen nicht geachtet, so überwächst es leicht und schlägt tiefere Wurzeln. Also ist schon bei dem kleinsten Kinde mit aufspürendem Blicke zu wachen.

Aber es ist in dem Menschenkinde auch kein böser Geist geboren, sondern jedes bringt seine Anlage der Gottähnlichkeit mit sich. Auch der Pädagog verabscheut einen Manichäismus von absoluter Verdorbenheit der menschlichen Natur. Von der Aufmerksamkeit des Kindes an sahen wir die Tugenden in ihm aufknospen, und den Bildungstrieb sie hervortreiben. Sie werden nur in jedem Momente durch das Entgegengesetzte, welches einfließt, verunreinigt und in ihrem schönen Wachsthume gestört. Auch schon der Säugling äußert sich oft so, daß die Freude an ihm getrübt wird. Und so wie sich die Tugend immer mehr in einzelne entfaltet, so auch ihr

---

*) Die Levana nimmt eine Art von Liebestrieb in dem Kinde an, und daß die Ueberfülle der Kraft in Liebe überache (III. 622 fgg.) und so habe man sie nicht erst einzuimpfen, sondern das eigensüchtige Unkraut nur auszuziehen. Aber dieses Ausziehen? wie macht man es? Da ist alles vergeblich und nur ein süßes Träumen von Liebe des Kindes, wenn man nicht gegen den bösen Feind wacht, d. i. wenn man bei dem Vertilgen des einzelnen Keims meint die Wurzel, der Egoismus, sey nun wirklich ausgerottet. Das aber ist sie nie. Daraus ist denn das wirklich harte, aber auch sehr unrichtige und erfahrungswidrige Urtheil geflossen, daß (S. 642.) „nur von liebenden Eltern liebende Kinder zu erbeirathen seyen; und daß besonders ein hassender oder liebender Vater (wir dächten eher: Mutter, und doch! —) kindliches Hassen oder Lieben fortpflanze."

Entgegengesetztes; dieses geht ebenfalls mit den Jahren in dieses und jenes Bestimmtere über, und erscheint also in dem Bewußtseyn sowohl, wie nach außen, mehr sichtbar und mehr als etwas Böses. Daher erinnert sich kein Mensch der ersten bösen Regungen, sie fallen vor sein Bewußtseyn, aber wohl schon der weiteren, die sich etwa nach seinem 3ten Lebensjahre äußerten, und darum denken wir alle mit Wehmuth an die Kinderjahre, wo wir noch nicht Gutes und Böses unterschieden, als an ein verlornes Paradies zurück *).

Diese Beschaffenheit des Kindes läßt also durch die ganze Entwickelung des Guten hindurch auch das Entgegengesetzte bemerken, bald mehr als hemmend, d. i. als Schwäche in dem Bildungstriebe, bald mehr als entstellend, d. i. als widrige Richtung desselben, und beides nach dem Alter, Geschlechte und Naturelle verschieden. Gäbe es eine völlig freie Tugendentwickelung, so hätte der Bildner, wie oben bemerkt, ein Engelsgeschäft: gäbe es gar keine, sondern hätte das Böse die Uebermacht, so wäre gar keine Bildung möglich. So, wie es wirklich ist, bietet sich uns in der Jugendwelt weder eine Angelologie, noch eine Dämonologie dar, sondern ein Kampf in jedem Kinde, worin die Tugend der Sieg ist, und eben hierzu soll der Erzieher helfen. Die reine Bildungslehre ist also zur Praxis noch nicht genug, und wir müssen noch ihre Störungen kennen lernen.

Das allgemeine Wort für alles, was als solche vorkommt, möchte etwa Mißbildung heißen. Wir begreifen darunter das Physische und Psychische, alles was an Körper und Geist der Bestimmung und dem Urbilde des jungen Menschen widerspricht. Hiernach hätten wir zuerst von jenen Gebrechen zu handeln, wo der

*) Die erwachende Idee des Guten straft den Führer, der nach der Platonischen Vorstellung dem schwarzen Rosse in dem Zweigespanne der Psyche den Zügel schießen lassen.

Körperbau mißgebildet oder übel gewöhnt ist *), wie auch, wo es an einem der Sinne fehlt, und endlich, wo Blödsinn (Fatuität) oder gar Verrücktheit vorkommt. Allein das würde theils aus der Erziehungslehre in eine Krankheitslehre führen, und wir müssen uns in engeren Gränzen halten, theils werden wir in der Unterrichtslehre der Grundsätze für die Behandlung der Taubstummen ꝛc. gedenken. Hier haben wir von dem sittlichen Zustande zu reden.

Schon in der Einleitung wurde der Rohheit, als gänzlichen Mangels der Bildung, und der Wildheit, als der roh ausschlagenden Kraft gedacht; wie auch der Verbildung, wo sie der Bestimmung zuwider cultivirt worden. Wir gehen nunmehr auf das Innere ein, wo der Trieb entweder erst falsch hervorbricht, oder schon zu einer bösen Gewohnheit geworden ist; jenes sind die Unarten, dieses die Verdorbenheiten; jene sind erst die Anfänge von diesen, und diese, d. i. jedes Laster, jede Leidenschaft, jede schlimme Gewohnheit, ist aus irgend einer Unart erwachsen. Darum hat der Bildner diesen bis dahin nachzuspüren, wo sie eben entkeimen wollen, um wo möglich ihre Keime zu zernichten und sie gar nicht aufkommen zu lassen, oder wären sie schon da, um sie baldigst zu vertilgen, ehe sie zu Verdorben-

*) Dahin gehört verwachsener Knochenbau, manche schlimme Angewohnheit, z. B. das freiwillige Hinken der Kinder, das Schielen ꝛc. Man hat schon vorlängst eigne Bücher über dergleichen. Daß sich vieles auch bei ganz verwachsenen jungen Leuten hierin thun läßt, beweisen mehrere Curen der neueren Bandagisten; und daß Buckelichte alt werden können, beweisen mehrere Beispiele, unter ander Pope, der 72 J. alt wurde; in der neuesten Zeit ist manches zur Heilung solcher Gebrechen erfunden worden; indessen muß man doch da immer den Arzt zu Rathe ziehen. — Was man von jungen Leuten, die in der Wildniß, oder ohne irgend einen vernünftigen und Sprachverkehr aufgewachsen, berichtet, führt nur auf die Nothwendigkeit der menschlichen Cultur hin. — Oft sind bei verwachsenem Körper die Geisteskräfte vorzüglicher.

heiten erwachsen. Denn je länger gewartet, desto mehr verloren. Die Unart wird noch leicht geheilt, aber eine verwilderte Seele zu reinigen und in ein Land edler Früchte umzuschaffen, dazu gehört mehr als menschliches Vermögen. Wir werden also vorerst die Unarten in ihrer Entstehung aufzeigen, und die Art der Heilung dabei bemerken, sodann diejenigen Verdorbenheiten der Jugend anzeichnen, gegen welche die Erziehung noch Mittel finden kann, die wir ebenfalls angeben müssen.

---

1. Die Unarten, ihre Entstehung und Heilung.

Da wir unter Unart jede Abweichung von der rechten Art, d. i. von dem reinen Aufstreben des Bildungstriebes, verstehen, also das Unedle in der Entwickelung, so können wir sie nur in der Jugendzeit suchen, und vornehmlich in der Kindheit. Es giebt nur unartige Kinder, und was bei Erwachsenen etwa mit jenem Namen bezeichnet wird, das sind unschickliche Gewohnheiten, die man gerade nicht böse nennen kann, und die meist auf Vernachlässigungen in den früheren Jahren deuten. Gradweise verstärken sich die Unarten zu bösen Sitten; sie gehen endlich in Laster über, und jedes, das wir in dem Jünglinge als solches erkennen, müssen wir schon in der noch kleinen Unart des Kindes aufsprossen sehen. Daher sollte man mit einem künstlerischen Talente in dieser den bösen Dämon erblicken und bis dahin ausmahlen, wo er in seiner scheußlichen Gestalt dasteht; und geschähe das eben so mit den kindlichen Tugenden als Gegenstücken, so könnte manchmal das Verhalten solcher Gemählde ein bildender Wunderspiegel seyn.

Im Reiche der Tugend ist Einheit und Eintracht, im Gebiete des Bösen ist Vielheit und Widerstreit. Alle Tugenden sind immer zusammen, aber das können nicht die Laster, welches auch ein Ungeheuer gäbe, indessen ist

in dem Menschen doch nur Eine Wurzel des Bösen, die man zwar verschieden benennt, aber eigentlich nichts anders ist, als der Egoismus. Von ihm sind daher auch die Unarten abzuleiten, und zwar so, wie er die Tugendentwickelung störend begleitet. Weil nun diese die schöne Mitte hält zwischen dem negativen und positiven Abirren der Kraft, so haben wir auch bei jeder einzelnen Tugend, wie sie sich entfaltet, nach zwei Seiten hin Unarten zu gewahren, und was der Moralist als Widerspiel und Mangel unterscheidet, hat der Pädagog als zwei Reihen von Unarten zu denken, wovon die eine im Zuviel, die andere im Zuwenig die Kraft als abirrend aufzeigt. Je jünger das Kind, desto einfacher auch die Unart; sie vervielfältigt sich aber bald so, daß immer eine die Mutter von einer Menge wird, jedoch immer der Egoismus die böse Wurzel bleibt, und auch immer neben der Entwickelung einer Tugend ihr zu beiden Seiten erscheint. Auch gestalten sie sich in jedem Kinde frühzeitig nach Geschlecht und Naturell.

---

a) Die Unarten des Säuglings.

Die erste Unart des neugebornen Kindes erscheint in seinem ungeberdigen Schreien; denn wir müssen dieses von dem ersten Schreie, der noch die Kraft in ihrer einfachen Gegenwirkung gegen die eindringenden Reize ankündigt, wohl unterscheiden. Von diesem war bei der Entwickelung die Rede *). Als Unart aber ist das Schreien zu erkennen, wenn es den erwachenden Egoismus ankündigt, und diesen kündigt es an, wenn es ein Widersetzen gegen die Mutter oder andere Menschen ist, und die Ordnung umkehrt, nämlich wenn das Kind herrschen will. Das Kind hat noch nichts anders zum Wi-

---

*) Und Aristoteles findet es gesund, besonders zur Erweiterung der Lunge; es hieß bei ihm διάχυσις.

derstande als die Stimme, aber weiterhin kommt das Ungeberdige im Schlagen, Stampfen ꝛc. hinzu. Solches Schreien wird von denen, welche sich um das Kind befinden, nicht nur an dem widrigen Tone, sondern auch daran erkannt, daß es immer heftiger wird, bis die Befriedigung erfolgt. Hiermit bildet sich die Association zwischen der ungeberdigen Aeußerung und der Erreichung der Absicht für das ganze Leben. Das Kind weiß bald, daß es durch dieses Mittel seinen Zweck erreicht; es weiß das im Anfange wie das Thier, wie der Hund durch Bellen von seinem Herrn etwas fordert, aber allmählig lernt es aus Reflexion durch sein Schreien alles ausrichten, und durch Ungestümm seine Menschen beherrschen. Schwer kommt dieses Kind irgend einmal zu einer Empfindung der Liebe, der Dankbarkeit, des Frohsinnes, der vertrauenden Hingebung, es wird nur commandiren, die Menschen umher zu Mitteln gebrauchen, und zum Ende sich selbst. Es wird seines Lebens weder sich selbst noch Andere recht froh werden lassen. Verlangt ein solcher Mensch einmal etwas, fühlt er ein Bedürfniß — und wie wenige Lebensmomente sind davon frei! — so ist er verdrießlich und schon zum voraus voll Aerger, der natürlicher Weise durch tägliche Erfahrungen vermehrt wird; daraus erwächst denn nichts als Mißmuth und Mißtrauen. Hat er etwas erhalten, so ists ihm nicht genug, und weit entfernt, es jemanden Dank zu wissen, weiß er nur von dem zu reden, was er noch fordern konnte, und sucht da noch Rechte auf, wo er an Pflichten denken sollte. Fehlt ihm etwas, will ihm etwas nicht gelingen, so wird er die Last und Qual der Menschen umher und seine eigene. Ueberall in ihm ein Kampf mit dem Schicksale, nirgends Friede. Hat er auch einen Schein von Religion, so gebraucht er nur Gott zum Mittel, und weiß nur die Vorsehung zu tadeln. Lernt er Moral, so ist sein Betragen durch und durch erzwungen. Von Liebe ist da nirgends viel zu finden,

und auch die Eltern dürfen keine von ihm erwarten. So kann aus dem Kinde, welchem man die Unart läßt, alles durch Schreien zu bewirken, ein unerträglicher egoistischer Mensch werden; und wenn er es nicht wird, so ist es nur durch Lebensumstände verhütet worden, wofür man Gott danken möge. Man stößt im gemeinen Leben auf viele Menschen, bei deren bösartigem Betragen man mit Sicherheit sagen möchte: sie haben schon als Kinder dem Hause mit ihrem Schreien Noth gemacht. Nach Beschaffenheit des Naturells und der Umstände wird so dieses Kind boshaft, halsstarrig, zornsüchtig, tückisch, arglistig, lügnerisch, kriechend, falsch, grausam, tyrannisch ꝛc.

Diese Unart ist also eine schwere Anklage gegen die Eltern *). Zwar ist kein Kind so ganz von derselben besessen, daß nicht hin und wieder das Bessere erscheine, aber schlimm genug, wenn sie nur Wurzel gefaßt hat. Es würde weit mehr Kinder von edler Gemüthsart geben, wenn man nicht, und das schon in dem Wochenkinde, jene Unart entstehen ließe.

Das Hauptmittel dagegen ist, daß man schon den ersten Versuch des Kindes zurückweise, ihm also nicht nachgebe, es nur schreien lasse, und seinen natürlichen Bedürfnissen zuvorkomme, ehe es die Befriedigung durch Schreien und mit Ungestümm sucht. Außerdem behandle man es so freundlich als möglich. Dieses ist das sogenannte Brechen des Willens. Es ist eine Unkunde, wenn man meint, das geschehe erst durch eine Art Gewalt, denn wenn es dazu kommt, so ist schon viel verschuldet worden; freilich der gewöhnliche Fall, da leider jene Nachgie-

*) Sömmerrina bemerkte einst dem Verf., daß er nach 20jährigen Beobachtungen das ungeberdige Schreien nie als Fehler des Kindes, es sey denn Krankheit gewesen, sondern nur der Erzieher gefunden; von wenigem sey er so gewiß. Und wirklich bestätigt sich diese aufmunternde Erfahrung in jedem Hause, wo man die kleinen Kinder gut behandelt.

bigkeit herrschend ist, und so die Verkehrtheit der Eltern auf die Kinder übergeht. Allein, wenn das Uebel nun einmal da ist, so bleibt nichts anderes übrig als dieses Brechen des Willens, und das je eher je lieber. Mit jedem Tage nimmt es sonst zu, denn die Association befestiget sich, und verwächst gewissermaßen in das Organ. Ebenso und vielleicht noch schlimmer ist es, wenn man mit dem Kinde capitulirt; denn damit gesteht man ihm schon eine Herrschaft zu, und am Ende kommt nichts anderes als ein heilloses Zerren heraus, das zu immer stärkerer Ungeberdigkeit reizt. — „Aber das Kind wird zu sehr schreien, und sich vielleicht einen Schaden thun." Laßt es darauf ankommen; oder ist der Schaden geringer, wenn es von Tage zu Tage halsstarriger wird? Wann soll ihm dann der Wille gebrochen werden? Wollt ihr das dem Schicksale überlassen? Das wäre grausam; denn die Nemesis bleibt nicht aus, und sie kennt keine Schonung! Das Kind mit einem Leibesschaden kann geheilt und kann auch ohne das glücklich werden: aber ein boshaftes Kind wird sicher ein unglückseliger Mensch. Und mit der Beschädigung durch das Schreien hat es auch so keine Noth. Die Natur fühlt wohl, wann sie sich zerstört, und das Kind wird nicht länger schreien, als es seine Natur aushalten kann, wenigstens in dieser Periode noch nicht; es wird ermüden, und dann wird es desto sanfter ruhen; dient ihm doch selbst diese Stimmübung auch vielleicht zur heilsamen Erschütterung des Körpers. Hat aber das unartige Kind sich nur einmal recht tüchtig ausgeschrieen, ohne seine Absicht zu erreichen, so ist nun auch alles gewonnen. Jene bösartige Association ist aufgelöst, es wird zum zweiten Male schon nicht mehr den Versuch so weit treiben, und die reine Natur wird frei gemacht. Nach dieser nämlich fühlt sich das Kind von fremdem Willen abhängig, und befindet sich dabei auch recht wohl, viel besser, als bei jenem unnatürlichen Herrschen. Ich sah eine edle Mutter, welche scharfsich-

tig genug jene Unart bei ihrem etwa 6wöchigen Mädchen im Beginnen bemerkte. Es schrie, um von seinem Lager aufgenommen zu werden, sie ließ es liegen, es schrie heftiger, es hielt an, wohl eine halbe Viertelstunde lang, es war nicht mehr anzuhören, die Mutter aber war auch stark genug es auszuhalten. Das Kind schrie sich aus, wurde müde, schlief ein, wachte freundlich auf, und es machte nie wieder einen ähnlichen Versuch, es wurde das folgsamste, liebevollste Mädchen. Unerachtet es einen Nabelbruch mit auf die Welt gebracht hatte, der noch kaum zugeheilt war, so hatte sein Schreien nicht die mindeste schlimme Wirkung darauf gehabt.

Da alle Abgewöhnung die Kraft widrig reizt, und zwar um so empfindlicher, je mehr sich die schlimme Richtung befestigt hatte, und je mehr sie sich jetzt geradezu gehindert in dem wilden Ausbruche fühlt: so muß auch jedes Mittel gegen jene Unart einen unangenehmen Eindruck in dem Kinde zurücklassen, der nie ganz ausgetilgt werden kann, einen Widerwillen gegen diejenige Person, die ihm Einhalt thut, und also der Liebe und dem Frohsinne schaden. Je länger man nun mit dem Brechen des Willens wartet, desto stärker wird die Erbitterung in dem Kinde gegen die Menschen, die ihn dann einmal brechen wollen. Daher der überall herrschende Hang der Kinder zum Ungehorsame und sogar zum Widerwillen gegen ihre Erziehung. Denn eine der größten Seltenheiten ist das Kind, das nicht hierin verwahrloset wäre. Hierin haben sie alle etwas zu verbüßen, und nie wird die Schuld ganz getilgt, denn in dem Büßen erneuert sie sich immer wieder, wenn auch nur ein wenig. Und so ist demnach der Ungehorsam der Kinder für die Eltern, die darüber klagen, und alle Bitterkeit und Bosheit der jungen Generation für die ältere, die darunter leidet, meist Sündenschuld.

Im äußersten Falle muß man zur Züchtigung schreiten; und die Ruthe ist dann ein Heilmittel wie das Vo-

mitiv gegen manche Krankheit. Das Kind fühlt da durch den körperlichen Schmerz den Unwillen der Eltern, und dieses Gefühl geht in die Association über, daß es künftige Versuche unterläßt, um sich solche Schmerzen zu ersparen. Aber das kindliche Gefühl wird auch zur Demuth aufgefordert, denn es sagt ihm, daß ihm recht geschehe, und der Unwille seiner Eltern wird nun sein eigener über sich selbst. Man kommt ihm in diesem Falle durch jenes angreifende Mittel vielmehr zu Hülfe. Freilich, wenn es nicht durchgesetzt wird, so ist es schlimmer als zuvor, denn da ist das Kind erbittert und boshaft geworden, und fühlt sich dabei noch sogar über den Willen der Eltern überlegen. Aber wird es wirklich dazu gebracht, die Ueberlegenheit der Eltern zu fühlen, — und wie sollte es das nicht, wenn sie nicht selbst schwach sind? — so tritt in dem Augenblicke die Natur wieder in ihre Rechte ein, es ist weich und nachgiebig geworden, und es schmiegt sich jetzt bei dem ersten Darreichen der Hand nur mehr an seine Eltern an. Liegt es doch in der menschlichen Natur, daß der Schwächere, der fremde Leitung bedarf, zufrieden gestellt wird, wenn er die Stärke seines Führers sieht, und sie vielleicht sogar mit eigenen Büßungen fühlen muß. Wenn nun die Züchtigung ertheilt wird, so sey sie kurz, und gerade in rechtem Maße fühlbar, damit sie nicht ein Zerren werde; auch hüte man sich vor Schelten dabei, denn das erbittert nur. Ein ernstes Wort, z. B. „stille!" mit gebietender Stimme gesprochen, ist besser, als viele. Aber es geschehe ohne Zorn, weil auf das Kind ein erzürntes Gesicht den schrecklichsten Eindruck machen würde. Und so wie nun das Kind zufrieden ist, und sich fügt, zeige man ihm alsbald wieder die heitere Stirn und entwölkte Blicke, und man spreche von andern Dingen mit ihm; das wirkt, wie der warme Sonnenschein nach dem ersten Gewitterregen im Frühlinge.

Im geringeren Grade erscheint jene Unart, wenn

das Kind gern weint; das ist meist bei dem empfindlichen Naturelle. Im höheren Grade zeigt sie sich bei dem heftigen, etwa durch Umsichschlagen, und die Zeichen von Zorn dagegen im in sich gekehrten Naturelle als Aerger, der in der Tiefe kocht und grollt*). Da die Thränen den Augen schaden können, so sorge man, daß sie immer bald abgewischt werden.

Wenn das Kind aus Langerweile schreit, so ist das freilich auch eine Unart, aber ein Zeichen, daß es nicht genug beschäftiget ist; allein nichts ist leichter abzuwenden. Man gebe ihm etwas Unterhaltendes, ehe sich die üble Laune bei ihm ansetzt. So auch bei dem Schreien aus Verdruß; man bringe nur das Kind alsbald in eine andere Lage. Macht es körperlicher Schmerz oder Krankheit, daß das Kind schreit, so beweise man ihm Theilnahme**); wollte es aber dadurch nur mehr Aufmerksamkeit oder Mitleid erregen, so breche man davon ab, spreche ihm etwa Muth zu, oder lenke seinen Sinn auf etwas ganz anderes.

Da sich diese Hauptunart der ersten Lebensmonate da zu äußern pflegt, wo man das Kind an seine Ordnung gewöhnen will, z. B. bei dem Waschen, bei dem Hinlegen ꝛc., so lasse man sich nur nicht irre machen, es wird sich schon gewöhnen, und sich dann zufrieden geben.

Von üblen Angewöhnungen, z. B. wenn die Kinder den Finger gern in den Mund stecken, ist nicht Noth zu reden, die Wärterin kann ihnen leicht, und schon mechanisch vorbeugen. Durch einen krankhaften Zustand wird freilich die Bildung leiden, die körperliche sowohl, als

---

*) Von einem solchen bis zur Unnatur schon entarteten Säuglinge erzählt Augustinus: Vidi ego et expertus sum zelantem parvulum. Nondum loquebatur, et intuebatur pallidus amaro adspectu collactaneum suum.

**) Die Levana giebt I. S. 236. treffliche Winke über die Unterscheidung und liebevolle Behandlung der verschiedenen Schreie.

die geistige. Was ist da anders zu thun, als ihm so weit nachzugeben, wie es die Krankheit nothwendig macht, aber auch gegen Mißlaune es zu schützen, so viel nur möglich ist. Manche Eltern geben den Kindern da mehr nach, als es nöthig ist. Sucht man sie aber im Ernähren, Waschen, u. s. w. an den Tagen, wo es besser mit ihnen steht, der gewöhnlichen Lebensordnung wieder zu unterwerfen, und behandelt man sie nur nicht zu ängstlich, dann hilft die Natur selbst das innere Uebel wieder heilen, das durch sie kam. Ich sah einen Knaben, der seine ersten Lebensjahre mit Augenübeln unter beständigen Schmerzen zubrachte, so daß er fast nicht sehen und in einem dunkeln Winkel sich aufhalten mußte. Hörte er nun die andern Kinder umher munter spielen, so stampfte er manchmal vor Schmerz und Aerger auf die Erde. Die Eltern waren besorgt, es möge ein boshafter, neidischer Knabe aus ihm werden. Ich rieth auf seine Aeußerungen nur nicht zu achten, ihn bei dem Gebrauche der Arzneimittel zu seiner Ordnung im Essen pünktlich anzuhalten, und übrigens ihn freundlich und sanft zu behandeln. Es geschah; sie verhätschelten ihn nicht, und stießen ihn nicht von sich. Als er nach einiger Zeit genas, zeigte sich nichts von allem dem, was gefürchtet wurde, denn es lag nicht in seiner Natur, und er hatte vor seiner Krankheit keine Unart angenommen. Er wurde einer der fröhlichsten, gutmüthigsten, liebevollsten Knaben. Was die Natur blos auf ihrer Rechnung hat, ersetzt sie wieder.

---

b) Die bestimmteren Unarten und deren Heilung.

So wie das Kind das Selbstbewußtseyn mehr entwickelt, macht sich auch das Ich mehr geltend, und insofern dem guten Triebe zuwider, als die einzelnen Tugenden darunter leiden. Die erste ist, wie wir sehen,

die Aufmerksamkeit (Freundlichkeit); ihr entgegen wirkt der Egoismus einerseits durch Eigensinn, andererseits durch Trägheit. Das sind also die ersten bestimmten Unarten des Kindes, und jede erzeugt aus sich eine Reihe von mehreren, welche im weiteren Verlaufe bald mit diesen, bald mit jenen andern verwachsen. Der Eigensinn entsteht aus dem Bewußtwerden der Willkür, und ist ein Streben sich unabhängig von dem Führer zu machen, ohne weiteren Zweck und Achtung, blos um selbstständig zu seyn. Die in sich gekehrte Natur äußert ihn mehr als Eigensinn, als ein Gefühl, das jedes Bestimmtwerden durch Andere mit Unlust empfindet und also ohne weiteren Grund von sich abweiset. Die nach außen strebende Natur äußert ihn mehr als Eigenwillen; sie sucht zu herrschen, und mag sich nicht nach Andern fügen, soll sich also der Wille eines solchen Kindes an dem der Eltern brechen, so sucht es vielmehr den seinigen geltend zu machen, und manchmal mit heftigen Bewegungen durchzusetzen. Daher ist der Knabe in der Regel mehr eigenwillig, dann rechthaberisch, endlich widerspenstig: das Mädchen mehr eigensinnig, mürrisch, verdrossen; beide aber sind alsdann unfolgsam, und können unbeugsam und halsstarrig werden. Die Trägheit ist der Egoismus in der Schwäche, wo sich die Kraft nicht zu ihrer Bildung anstrengen will; bei dem lebhaften und weichen Naturelle Hingebung an jeden Eindruck, Leichtsinn, Zerstreutheit, bei dem festen und innigen Zurückziehen in sich selbst, bis zur Gedankenlosigkeit und zu trägem Selbstverlieren. Beide Hauptunarten stehen der Aufmerksamkeit im Wege, die erste will nichts in sich aufnehmen, die zweite will nicht hinachten, die erste hat die bildende Kraft (die Liebe) verloren durch einseitigen Widerstand, die zweite durch einseitige Weichheit.

Die drei Tugenden des kindlichen Glaubens erfahren, so wie sie hervortreten, jede nach ihrer Art die Störungen durch den Egoismus. Dieser hindert den

Fleiß einerseits geradezu durch Unthätigseynwollen, welches wir in seinem Extreme als Faulheit bezeichnen; andererseits aber durch ein Treiben, das sich gehen läßt, und an keinem festen Ziele hinhalten mag, welche Unart wir die Unstetigkeit nennen. Dem Frohsinne widerstrebt er entweder geradezu als Trübsinn, oder in der sich hingebenden Ausgelassenheit; dem frommen Sinne von der einen Seite als Selbstsucht, die nichts von Abhängigkeit wissen will, von der andern als Sinnenlust, die sich dem sinnlichen Leben hingiebt.

So nun entwickeln sich die Unarten fortschreitend bis ins Jünglingsalter, wo sie in Affecte und Leidenschaften und weiteres Verderben übergehen und der edlen Selbstbeherrschung, der Bildung zum Ideale, dem guten Charakter überall im Wege stehen. Ehe wir dieser Entwickelung weiter nachgehen, betrachten wir erst im Allgemeinen, was die Mittel zur Heilung sind.

Es giebt zwei Arten von solchen Mitteln, ein negatives und ein positives Verfahren. Das erstere beugt vor, verhindert, entwöhnt, das zweite greift an, vertreibt, vertilgt; jenes liegt hauptsächlich im Ganzen der Erziehung, dieses besteht in dem Einzelnen, was man Belohnung und Bestrafung nennt; von diesem nur haben wir also hier zu reden.

Das einzelne Mittel, welches als Arznei angewendet wird, wirkt als Reizmittel, und wir müssen hier an die in der Einleitung angegebenen psychologischen Grundsätze erinnern, daß nämlich solche Mittel weder überreizen, noch schlaff machen dürfen, sondern den wohlabgewogenen Grad haben müssen, um da, wo und wie es Noth thut, den Reiz hervorzubringen, der die Gesundheit wieder herstellt, d. h. die Kraft dahin zu ihrem Gleichgewichte bringt, daß sie der Reizmittel (Arzneien) immer weniger bedarf. Würde man anders verfahren, und immer neue oder stärkere nöthig machen, so würde man dem Pfu-

scher gleichen, der eine Krankheit durch Vergiftung curirt, oder sonst so, daß er dem Patienten eine andere zuzieht. Man darf weder einen Dämon durch den andern austreiben, noch ihm die Herberge offen lassen, daß er dann etwa sieben andere zu sich nimmt, und mit ihnen zurückkehrt, und es so mit dem Menschen ärger wird, wie vorher. Im Behandeln der Unarten begehen die Eltern und Erzieher gewöhnlich die größten Fehler, und vielleicht mehr Uebels als im Aerztlichen von Unkundigen begangen wird *). Auf solche Art dürfen und müssen Belohnungen und Bestrafungen statt finden, nämlich nach den Gesetzen der Reizmittel; die ersteren aber eben darum sparsamer als die letzteren, denn Lob wirkt bekanntlich stärker, eingreifender, als Tadel, und führt also auch leicht ins Verderben der Eitelkeit. Die Strafen im pädagogischen Sinne sind Zuchtmittel, und darin wesentlich von polizeilichen, oder gar criminellen unterschieden, daß sie nur die Heilung des Bestraften zum Zwecke haben. Sie bestehen in der Empfindung eines selbstverschuldeten Schmerzes, den der Erzieher zufügt, um den Zögling zur Selbsterkenntniß und Besserung zu bringen.

---

*) Man möchte auch hier fast auf die Idee von homöopathischen Curen kommen, wie sie wirklich schon manchmal von genialen Erziehern versucht worden, ob mit Glück? Gewiß aber führt die Erziehung, die sich nach den 3 Gemüthsvermögen sondert, nur zu einer solchen Pfuscherei, wo man z. B. das Herz krank macht, während man das Haupt stärkt, und umgekehrt. Sehr gut erinnert die Levana (I. S. 224.) „Kaum ist eine bedeutende Strafe des Kindes so wichtig als die nächste Viertelstunde nach ihr, und der Uebergang ins Vergeben; — — höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen ist erlaubt ꝛc.“ und mehreres im Cap. über die Strafen. Jene veralteten Schulstrafen, Knieen auf Holzscheiten oder Erbsen, Einspannen in den polnischen Bock, u. dgl., wie man sie aufs ärgste noch in Lancasterschulen neuerdings gesehen hat, sind vielleicht noch schlechter als die Strafe ungezogner Kinder in Habyssinien, denen man Beinschellen anzuhängen pflegt.

Sie sollen daher den göttlichen Züchtigungen darin ähnlich seyn, daß der Strafende einen Unwillen (edlen Zorn) zeigt, der dem Herzen des Gezüchtigten ein Zeugniß der Liebe seyn möge. Es soll also durch den strengen Ernst die freundliche Gesinnung hindurchblicken. Wenn dagegen im mindesten etwas von Ungerechtigkeit, von Rachsucht, von Haß des Erziehers darin empfunden wird, so ist nicht nur ihre heilsame Wirkung verloren, sondern sie wird zum Gifte. Auch wenn sie keinen Ernst fühlen läßt, wirkt sie nachtheilig, sie macht, daß die Strafe und der, welcher sie verfügt, von dem Bestraften verlacht wird. Daher muß sie auch dem Alter des Kindes gemäß seyn; das kleine empfindet nur den Ruthenstreich, oder wenn man ihm auf die Finger klopft: das größere würde dabei mehr die Verletzung seiner Ehre als den körperlichen Schmerz fühlen.

Am besten ist ihr Zweck erreicht, wenn das Kind darin die Herstellung seines inneren Friedens und gleichsam die Versöhnung findet, eine Büßung, welcher es sich selbst gern unterzieht. Bei gutartigen Kindern findet man das auch, sie bieten sich manchmal selbst zur Strafe dar, und gemeiniglich sind sie, nachdem der Schmerz vorüber ist, heiterer für sich und sogar liebevoller gegen den ernsten Führer. Das soll man bewirken, nicht aber die Hand, welche die Streiche gab, küssen lassen, denn das macht Heuchler; auch nicht, wie Rousseau will, natürliche Strafen erkünsteln, denn das Kind soll ein heiliges Willensgesetz in dem erkennen, der sie verfügt, nicht aber hinter die Coulissen einer Schauspielerei kommen.

Besondere Regeln würden nicht weiter dienen; so wenig als einem Arzte am Krankenbette, wenn es ihm an dem praktischen Blicke fehlt, eine Receptirkunst. Nur die allgemeinen bemerken wir: die Strafe sey gerecht, der Unart angemessen und wahrhaft bessernd, nach dem Stufengange der Reizmittel, also bei größeren Kindern

erst Verweis, dann Beraubung der Freiheit auf eine Zeit lang, zuletzt Schläge. Sobald die Strafe vollzogen ist, trage man nichts weiter dem Kinde nach.

Wir kommen zur Anwendung, und gehen auf die vorhin angegebenen Reihen zurück.

1) Der Eigensinn. Das Kind will herrschen, und mit seinen Menschen wie mit seinen Sachen umgehen. Da commandirt es denn z. B. die Mutter, sie soll ihm Essen geben, thut sie es nicht auf der Stelle, so schreit es, und ruht nicht eher, bis sie ihm seinen Willen thut. Ihm es rund abschlagen, dabei fest beharren, nur in allem Uebrigen sich seiner freundlich annehmen, das ist das souveraine, allbekannte, aber leider wenig gebrauchte Hausmittel. Es muß helfen. Denn warum stürmt das Kind nicht gegen die Natur? warum sinnt es dem Baume nicht an, daß er sich voll Kirschen hängen, oder sie ihm herabreichen soll? Seine Menschen sind ihm zwar eine gefällige Natur, welcher es mehr ansinnen kann, aber wenn sie da, wo sie ihm versagen sollen, gleich der äußeren Natur, unerbittlich versagen, so wird sich das Kind bald eben so wie dort seiner Untergebenheit bescheiden, und sich vergebliche Wünsche, Bitten und Bemühungen ersparen; besonders wenn sie zugleich seinen naturgemäßen Bedürfnissen zuvorkommen. Wäre die Unart zu arg, und das Kind zu unbändig, so sperre man es ein, d. h. man entferne es von den Menschen an einen, gerade nicht unfreundlichen Ort, wo es fühlt, was es entbehren muß, bis es ruhig und nachgiebig geworden. Wenn der Sohn des Themistokles einst sagte: „Was ich will, will ganz Athen; denn was ich will, will meine Mutter, und was diese will, will mein Vater, und was der will, das wollen auch die Athenienser;“ so darf es uns nicht wundern, wenn dieser Sohn seines Vaters unwürdig ward; Sokrates konnte von ihm ein Beispiel hernehmen, daß die Tugend nicht durch Lehre mitgetheilt

werden könne*). Gefällt sich nun das Kind darin, daß es herrschen kann, so macht es gern Versuche damit, theils aus Stolz, theils aus Laune; man könnte sagen, zu Schimpf und Ernst. Dasjenige nämlich, welches gern etwas ausführt und auf sein Ziel gerade losgeht, dabei aber nicht blos die Sache, sondern auch sich selbst im Sinne hat, und sich gern sagt: ich muß doch meinen Willen haben, spielt mit seinem Willen. Daraus folgt aber jene Langeweile und Verdrossenheit, welche man üble Laune nennt. Ein unangenehmer Zustand, den sich der Eigensinn dadurch vertreiben will, daß er Andere um seinetwillen in Thätigkeit setzt, um sich jenes Gefühl des Herrschens zu erwecken. Wenn ihm nun alles geschieht, was er verlangt, so ist es ihm doch nie recht, und er wird dann am meisten ärgerlich, wenn er ihnen nichts mehr anzusinnen weiß; am Ende will er sie nur quälen.

Der Eigenwille ist eine Beharrlichkeit in dem Außersichwirken, der Eigensinn in dem Insichaufnehmen; der letztere ist der Natur nach tiefer und bleibender, aber

---

*) Wir erinnern hierbei an den weisen Grundsatz der Alten, daß man das Regieren nur durch Gehorchen lerne; Gesch. d. Erz. S. 415; wird dagegen das Kind ein kleiner Tyrann, so kann es einst ein großer werden, versteht sich, selbst tyrannisirt, von seiner Leidenschaft. — Recht gut erinnert die Levana gegen Rousseau, der Wille der Eltern müsse dem Kinde nicht als Wille des Schicksals, der Natur, sondern als freier, als höhere Nothwendigkeit erscheinen; und setzt hinzu, um ihn geltend zu machen, müsse das Vaterwort dem Mutterworte zur Verstärkung dienen; man müsse nur einmal verbieten, aber nicht den unendlich kleinsten Ungehorsam bestrafen wollen, also damit lieber etwas zögern, zur stärkeren Stimme aufsteigen, u. s. w. I. §. 63 fgg., — was Rousseau im Emile gegen das commander spricht, das sich schon das Kind auf dem Arme angewöhnt, und wie es so die opiniatreté steigere, und ein enfant gaté werde, gehört zu dem besten, was darüber gesagt worden, und was im ganzen Emile steht. Wie wahr ist es: Il n'y a donc, qu'un seul desir des enfans, auquel ne doive jamais complaire, c'est celui de se faire obéir. Vgl. Gesch. d. Erz. II. 456 fgg.

der erste ist heftiger und ungeberdiger. In beidem darf man nicht die Beharrlichkeit als das Schlimme ansehen, auch in jenem nicht das Selbstgefühl, in diesem nicht die Anlage zur Empfindung: aber in jenem muß man das Herrschen wollen, in diesem das Sichentziehenwollen nicht aufkommen lassen. Jenes geschieht mehr positiv, dieses mehr negativ. Z. B. dein Knabe besteht darauf, du sollst ihm seine Peitsche machen, und gerade du, Mutter, sollst es thun. Du hast es ihm rund abgesagt, er wird dringender, er schreit, er stampft auf den Boden, und wiederholt sein: „du sollst es aber thun!" Andere haben sich ihm erboten, das will er aber nicht. Was ist nun zu thun? Es versteht sich, du thust es nicht, und jetzt thut es niemand. Man sagt ihm nichts, als höchstens ein kaltes Nein! — Still! Lärmt er zu viel, so wird er allein gesetzt, wird er ruhiger, so sinnt man geschwind etwas aus, was zu sehen oder zu thun ist, und worauf man seine Thätigkeit hinlenkt, doch ohne ihn bestimmt dazu aufzufordern, damit er sein Freiheitsgefühl nicht verliere, und doch inne werde, daß seinem Willen sich niemand unterwirft. Gelingt dieses auch nicht immer in dem ersten Paroxismus, so wird es doch in den meisten Fällen gelingen, wenn die erste Hitze sich legt, und gelingt es auch da nicht, dann lasse man ihn — sitzen, und müßte er auch einige Stunden fasten. Da der Eigenwille aus Heftigkeit kommt, so leite man sie nach einer andern Seite hin, und setze ihm auf jeden Fall festeren Widerstand entgegen, an welchem er sich doch endlich brechen muß.

Dein Mädchen ist verdrießlich, weil man es nicht zuerst besorgt hat, jetzt beschwert es sich darüber, man verweiset es zur Ruhe, es beschwert sich über etwas anderes, man will seiner Beschwerde abhelfen, es wird immer verdrießlicher, verlangt bald dieß, bald jenes, weint, will nicht von der Stelle. Was ist zu thun? Nichts. Kehret Euch gar nicht an das mürrische Kind, laßt es

stehen, laßt Euch nicht von ihm in Euren Verrichtungen stören, und würde es zu laut, so bringt es allein. Niemand spreche indessen mit ihm, niemand erbittere es; kurz, man thue, als wäre es gar nicht da. So wird sein Zweck nicht erreicht, es sieht vielmehr, daß es auf diese Art niemand für sich interessirt, und, ohne daß seine Empfindungsfähigkeit abgestumpft, seine Festigkeit geschwächt wird, muß es endlich gute Worte geben. Es wird dann nicht leicht den zweiten Versuch machen. Ist es nur einigermaßen zur Stille gekommen, so gebe man ihm ganz ungesucht irgend einen Auftrag, von dem man voraus weiß, daß es ihn gern ausführt.

Je mehr Liebe in dem Kinde ist, desto schmerzlicher wird ihm seine Unart werden, wenn es so sieht, daß die Menschen, die es liebt, sich alsdann nichts um es bekümmern. Wollten diese ihm aber noch Vorwürfe machen, oder sich durch sein Betragen gekränkt zeigen, so würden sie es theils seinen Zweck erreichen lassen, und die Unart ernähren, theils das Kind erbittern. Und wollten sie viel mit ihm capituliren, so würden sie es nur länger in der bösen Stimmung hinhalten. Wenn man aber diesen Widerstand leistet, so ist das Kind am allererſten alsdann seiner Fröhlichkeit wiedergegeben. Man hilft ihm dazu. Ist die Anwandlung vorüber, so trage man sie ihm nicht nach, und behandle es wieder freundlich.

Bei diesem Verfahren ist es kaum möglich, daß der Eigensinn aufkommen kann; und es würde gar nicht bis zu diesen Ausbrüchen gekommen seyn, hätte man sich nur vom Anfange von dem Kinde nicht commandiren lassen. Uebrigens nehme man die Anwandlung dieser Unarten nicht zu hoch auf, denn kräftige und empfindliche Kinder können nicht ganz davon befreit bleiben.

Aus der Anlage zum herrischen Wesen, d. h. aus dem natürlichen Selbstgefühle, entwickelt sich noch eine andre allgemeine Unart, daß nämlich das Kind gerade etwas thun will, weil es ihm verboten ist. Der Hang

hierzu liegt in allen Menschen *), aber nicht als Bosheit, sondern als Emporstreben der Kraft im Egoismus. Denn sie will wirken, das Verbot giebt eine Möglichkeit und den ersten Reiz dazu, und indem es nun zugleich durch dasselbe erschwert ist, so giebt das einen zweiten stärkeren Reiz; das Kind sieht die Möglichkeit, eine Uebermacht über diejenigen zu behaupten, welche ihm die Sache verboten haben, und durch welche es sich selbst nunmehr beschränkt erkennt, und das verstärkt noch den Reiz. Und so reizt jedes Verbot zum Dawiderhandeln, wenigstens insgeheim, indem es den egoistischen Freiheitstrieb in dem natürlichen Kraftgefühle anregt. Gefällt nun das noch den Eltern, und halten sie das dann wohl für etwas Edles, unverständig genug, so ist gar alles verloren. Bei den ehrlichen Kindern kommt es noch zum offenen Ausbruche, andre thun, als ob sie gehorchten, ihr Sinn ist aber heimlich zuwider, und sehnt sich nur darnach, der Fesseln los zu werden; dieses sind gleißnerische und wahrhaft ungehorsame Kinder, und sie werden falsch, listig, tückisch. Man lasse also lieber die Unart, wenn sie doch einmal in dem Herzen sitzt, und man sie nicht gar verhüten kann, geradezu ausbrechen, um dann möglichst entgegen zu wirken. Das könnte man etwa so: wie dem Kinde etwas verboten wird, muß ihm etwas anders gezeigt werden, das seine Thätigkeit erregt, und worüber es das vergißt, was es nicht thun darf, am besten, wenn es dann kaum das Verbot hört. Ueberhaupt soll man den Kindern wenig verbieten. Das ist freilich überall das leichteste, aber was richtet es aus? Es ist die Gesetzgebung für die Rohheit nur die Unnatur der Menschen, und die Trägheit in der Zuchtmeisterei bringt eine endlose Menge von Verboten zuwege, wovon denn das eine immer wieder ein neues nöthig macht.

---

*) Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata. Ovid.

Der Erzieher sehe doch auch hier auf das göttliche Urbild. Wollte man es durch Raisonniren *) gut machen, um dem Kinde die Nothwendigkeit des Verbots zu beweisen, so wäre das noch schlimmer, denn dafür hat das Kind noch keinen Sinn, und soll keinen haben, man reizt es also zu einem ganz unnatürlichen Beginnen, es fängt an zu capituliren, will sich gegen diejenigen behaupten, denen es nur folgen soll, verlernt vollends den Gehorsam, wird unwahr ꝛc. und man versetzt es nur in einen mehrfach gereizten Zustand. „Aber das Kind muß sich überwinden, es muß nach Pflicht handeln lernen.“ Nur jetzt sinne ihm das noch nicht an, wenn du es nicht entweder zum Heuchler oder Trotzkopfe, zu einem trübsinnigen, gehässigen Menschen bilden, sein Inneres zerreißen willst; das Kind in Versuchung führen, ist gerade so, wie wenn man sein argloses Herz vor der Zeit des Bösen beschuldigt, es ist ein Aergernißgeben, es ist himmelschreiend.

Verwandt ist die Unart des Neckens, sie ist ein Kraftgefühl, das sich egoistisch gegen seines Gleichen geltend machen will, indem sie Ueberlegenheit durch kleine quälende Aufreizungen fühlen läßt. Sie nährt zugleich den Eigensinn des Geneckten, und so hört unter solchen Geschwistern, wo einmal diese Herrschsucht der Schwachen einheimisch geworden, das unleidliche Zerren nicht auf. Die älteren Kinder der Art necken gern die jüngeren; sind sie kräftiger, so üben sie gern eine Herrschaft

---

*) Es ist erfreulich, daß gegen das laute Anpreißen der Erziehung durch Belehrung und Reflexion, wie es unser Zeitalter von Theoretikern, die nur das menschliche Herz nicht kennen, zu hören gewohnt ist, die Stimmen der eigentlichen Pädagogen sich fast durchaus und entschieden gegen das Raisonniren mit Kindern erklärt hat; so auch Niemeyer, J. P. Richter, Karol. Rudolphi (Erz. Gem. I. Br. 9.) „Vor dem zu häufigen Rais. mit Kindern kann ich nicht laut, nicht stark genug warnen,“ sagt hier eine Pädagogin, aber schon das einmalige ist zu häufig.

über sie aus. Dazu kommt es um so leichter, weil sie dem kleinen Kinde helfen, und es doch nicht als Erwachsene ansehen, nicht den natürlichen Trieb des Gehorsams wie gegen die Eltern gegen sie fühlen. Gelingt es ihnen, so werden sie ganz herrisch, und ihren Gespielen unerträglich, unter Umständen tyrannisch, grausam, malitiös. Was ist da nun gleich im Anfange zu thun? Nur nichts vordemonstrirt, nur nichts von Rechtsverhältnissen, wenn das Kind nicht unwahr, rechthaberisch, gehässig werden soll. Man lasse ihm nur sein gewaltsames Beginnen nicht gelingen. Sieht man so etwas, so entreiße man ihm sogleich die Sache, und klopfe ihm allenfalls auf die Finger, giebt es Streit darum, so nimmt man sie den Kindern allen ohne weiteres weg, höchstens mit einem entschiedenen Worte, und sucht dann die Aufmerksamkeit auf etwas anders zu lenken.

2) Träge wird das Kind, wenn man seine Aufmerksamkeit theils zu wenig, theils zu flüchtig unterhält. Im ersten Falle entsteht Unthätigkeit des Geistes, Stumpfheit, wohl auch Dummheit, obgleich vielleicht körperliche Thätigkeit Statt finden mag. Dieses sieht man bei solchen Gassenjungen, aus denen Lazaronis werden, und überhaupt bei den Kindern, welche nicht zur Schule gehalten, und zu keinem verständigen Thun und Treiben, etwa durch verständige Spielkameraden, oder sonst etwas aufgeregt werden. Im andern Falle wird das Kind flüchtig, zerstreut, unbändig, und mag nichts mit Beharrlichkeit ausführen. Es wird also nichts recht lernen; allenfalls dasitzen, sich etwas vorsagen lassen, auch gern lesen, aber in allem sich an das Beschäftigtwerden gewöhnen, und selbst in dem scheinbar talentvollen Spiele seiner Phantasie doch nichts anders als Passivität zeigen. Darin verderben gemeiniglich die sogenannten gebildeten Stände, d. i. worin die Bildung als Mode gilt, ihre Kinder, indem sie bei ihnen etwas thun, aber nichts nach vernünftigem Plane, nichts mit Festigkeit, und sich da-

bei an dem flatternden Knaben ergötzen. Auch solche sind es, worauf sich die Hauslehrer gefaßt halten können, besonders da, wo ihnen Eltern und Kinder mit Ansprüchen auf die neueste Bildung entgegen kommen; da läßt sich eben nicht viel Gutes weissagen.

Die lebhaften Naturen strengen sich aus Flüchtigkeit, die weichen aus Liebe zur Ruhe nicht gern an; die Knaben haben gewöhnlich die Trägheit der ersteren, die Mädchen der letzteren. Doch gehören zu der letzteren Art auch die plumpen und ungeberdigen Knaben. Das feste und das innige Naturell ist weniger zur Flatterhaftigkeit geneigt, bedarf aber mehr der tiefgreifenden Erweckung.

3) Die Faulheit ist die vorige Unart in ihrem weiteren Wachsthume, wo sie positiv den Fleiß zernichtet. Man führt sie durch Nachsicht gegen die Trägheit herbei, und nährt sie durch Müßiggang und Mangel der Erregung. Daher ist sie unter Bettlern einheimisch, aber auch öfters bei dem Landvolke, wo alles in einem langsamen Gange geht, also weniger wo man mit Pferden, als wo man mit Ochsen fährt. Doch fehlt sie auch nicht in den andern Häusern da, wo man zu wenig die Thätigkeit des Kindes erregt. Man findet sie theils mehr im Geistigen, theils mehr im Körperlichen, theils in beidem zugleich. Da der Trieb in dem Grade sich dem Genusse zuwendet, als er sich von der Thätigkeit abwendet, so wird das faule Kind leicht gefräßig, unreinlich, diebisch, lügenhaft; am schlimmsten scheint das bei Mädchen zu seyn. Die in sich gekehrten Naturen, besonders die weichen, sonst auch das phlegmatische Temperament genannt, sind am meisten zur Unart des Faulwerdens geneigt.

Das Mittel dagegen ist von der Natur selbst angegeben: die Noth treibt den Menschen zur Arbeit. Also lasse man nur getrost das faule Kind an diesem und jenem, wohin gerade sein Begehren geht, Mangel leiden,

und so lange, bis er ihm recht empfindlich wird, wenn es nicht erst durch irgend eine Arbeit seine Bedürfnisse, selbst auch das Essen, verdient hat. Man weiß von Verbesserungshäusern, worin durch dringende Noth der Faule immerfort getrieben wird, etwas zu thun, wenn er nicht umkommen will, und man will Beispiele haben, daß auch ältere Personen wirklich dadurch gebessert worden sind. Wenigstens kann man bei Kindern sichrer auf die gänzliche Heilung rechnen, weil bei ihnen die Kraft so gern zur Thätigkeit hintreibt und die böse Gewohnheit sich noch nicht verhärtet hat. Aber eben darum verleide man ihnen auch die Arbeit nicht, man gebe ihnen nie mehr als sie bestreiten können, man gewöhne sie nur allmählig an mehrere Anstrengung, und suche sie dabei durch ihr erhöhtes Selbstgefühl, also durch mäßiges Lob und übrige freundliche Behandlung, aufzumuntern. In dem früheren Alter wird es hauptsächlich die körperliche Anstrengung seyn, woran man das Kind vorerst zu gewöhnen hat.

Die Unreinlichkeit ist nichts anderes als Faulheit, die durch Mangel der Schamhaftigkeit unterstützt wird. Hier hilft nur unerbittliche Gewöhnung.

4) Die Unstetigkeit erwächst aus dem Mangel an dem Festhalten der Aufmerksamkeit, besonders bei lebhafteren Kindern, wenn man sie zu viel sich selbst überläßt und nicht an Beharrlichkeit gewöhnt. Da giebt es ein unruhiges herumflatterndes Treiben; mit Hitze fängt der Knabe etwas an, läßt es aber bald wieder liegen, und fängt etwas Neues an; endlich mag er gar nichts Ernstliches mehr anfangen, er läuft herum, spielt, unterhält die Phantasie u. s. w. So geht diese Thätigkeit nicht nur in Zerstreuungssucht, sondern selbst in innere Faulheit über. Nicht selten sehen wir dieses in den gebildeten Ständen, wenn vielerlei mit den Kindern angefangen, und nichts genug beharrlich durchgeführt wird; kommt nun noch der spielende Unterricht hinzu, so ist

das Uebel völlig begründet. Auch bringen es manche Schul- und Erziehungsanstalten durch ihr Vielerlei hervor. Ueberhaupt haben die herrschenden schlechten Methoden dieses, in unserer Welt des täglichen Lebens sowohl als der Literatur so sichtbare, Uebel verschuldet. Man entdeckt es gewöhnlich erst ganz bei dem Jünglinge auf der Universität, und bei dem Mädchen, wenn es in die gesellschaftlichen Zirkel eintritt; da zeigt sich dann der Mangel des Triebes für ernstliche Beschäftigung und der Hang zum leeren Geschwätze oder zu Lustbarkeiten.

Die Heilung ist nicht leicht, wenn das Kind bei diesem Uebel etwa schon 7 Jahre alt geworden wäre. Man muß hier ganz von vorn anfangen seine Aufmerksamkeit zu üben, dabei erhalte es leichte und immer schwerere Aufgaben, jedesmal so, daß man voraussieht, es werde sie lösen können, während dessen entferne man alles, was zerstreuen kann; auch werde das Lernen ganz vereinfacht, nur Ein Gegenstand vorgenommen und zu Ende gebracht. Hat das Kind nur einmal sich die Freude erworben, etwas zu Stande gebracht zu haben, so wirkt das unbeschreiblich, aber der gewonnene Sieg muß alsbald verfolgt werden. Ueberhaupt giebt es hier kein gründlicheres Heilmittel, als die wahre Lernmethode, ausgehend von dem Anfangspuncte in der Selbstthätigkeit des Kindes, und lückenlos fortschreitend; dieses läßt sich allerdings auch auf die körperliche Thätigkeit anwenden. Alles andere Künsteln, womit man die Anstrengung umgehen will, z. B. daß man dem Kinde die Sache angenehm machen, gleichsam überzuckern möchte, ist ein leidiges Palliativ, ja es macht nur Uebel ärger.

Da die Trägheit zwar nicht ganz müßig und doch nicht ernstlich thätig seyn mag, so finden sich gerade hier eine Menge von Unarten ein; man spricht gewöhnlich auch am meisten von ihnen. Ungeberdige Stellungen des Körpers, lümmelhaftes Wesen, Lärmen, lautes Lachen, Aeußerungen des Unverstandes und der Dummheit,

Gefräßigkeit, Naschhaftigkeit u. dgl. sind Körper- oder Seelenthätigkeiten, wo sich die Sinnenlust mit der Trägheit verbindet, und das macht den widrigsten Eindruck auf die Personen umher. Auch hier giebt es kein anderes Mittel, als die Kraft des Kindes im Ganzen zur Anstrengung zu gewöhnen, aber dabei auch selbst durch kräftige Strafmittel die unartige Gewohnheit anzugreifen. Doch muß man mit solchen Bestrafungen ökonomisch verfahren, damit sie nicht zu oft kommen und das edlere Gefühl abstumpfen. Nichts ist nachtheiliger, als z. B. das ewige Schelten gegen eine Unart; lieber schaffe man erst, gleich den behutsamen Aerzten, Ein Uebel weg, ehe man das andre angreift. Auch giebt es hier, jedoch nur für die hartnäckigsten Fälle, physische Mittel, z. B. man giebt in den Näschereien ein Brechmittel, man bestreicht den Finger, der oft in den Mund genommen wird, mit etwas Bitterem ꝛc.

Eine der ärgsten Unarten, die aus der Faulheit in Verbindung mit andern, und häufig genug, vorkommt, ist das Benetzen des Bettes im Schlafe. Es kann nur da gründlich verhütet werden, wo die natürliche Schamhaftigkeit des Kindes schon in seinem ersten Lebensjahre benutzt wird, und man es gewöhnt, den Ausleerungstrieb so in seine Gewalt zu bekommen, daß dabei die Reinlichkeit eben so als Naturtrieb im Schlafe empfunden werde. Das 3jährige Kind wird alsdann auf keine Art mehr das Bett verunreinigen. Aber jene Gewöhnung muß auch so beschaffen seyn, daß man nicht zu viel das Kind anhalte, ihm seinen Schlaf unterbreche, es zu den Ausleerungen reize u. dergl.; denn die Erfahrung lehrt, daß gerade dadurch das Gegentheil bewirkt wird, das Kind verliert nämlich alsdann die Gewalt über sich selbst, und die Natur wird gestört. Wenn nun aber einmal die Unart da ist, was ist zu thun? Vor allen Dingen untersuche man die Ursache. Liegt sie in der Verwöhnung, so kann nur der Ernst, der dem Kinde recht

empfindbar werden muß, hier helfen, wobei man ihm zugleich die Enthaltung möglichst erleichtert. Man giebt ihm Abends weniger zu essen, besonders aber keine Speisen, die auf den Urin treiben, man läßt es vor dem Schlafengehen sich entledigen, man warnt es dann, man weckt es auch wohl in der Absicht auf, einige Zeit hindurch, und zwar gegen Morgen, und wenn es nun dennoch das Bette verunreinigt hat, so läßt man unmittelbar die gedrohte Strafe folgen. Diese muß sinnlich fühlbar seyn, je jünger das Kind ist, also einige empfindliche Schläge, und wenn es älter ist, eine gradweise steigende, auch wohl mit Schlägen verbundene Beschimpfung. Ich weiß wohl, daß diese Strafen andere Uebel mit sich führen, ja daß sie sogar in vielen Fällen anhaltend und in zunehmender Strenge angewendet werden müssen: aber ich muß sie dennoch für nothwendig erkennen, wo jene gelinderen Mittel nichts mehr helfen, weil einmal die Unart nicht geduldet werden kann*). Ist aber ein sehr tiefer Schlaf, oder ein physisches Unvermögen, oder sonst etwas in dem Organismus die Ursache, so ziehe man den Arzt zu Rathe. Nicht selten findet sich in den Zeiten des verstärkten Wachsthums, oder bei Veränderung der Luft und der Lebensmittel auch bei wohlgezogenen Kindern dieses Uebel ein, aber doch nur vorübergehend, wenn man es nicht durch Mangel der Aufsicht einreißen läßt; ernstliche Warnungen dürften hinreichend seyn.

5) Trübsinn. Das düstre, verdrießliche, dumpfe und mürrische Wesen wird den Kindern leicht zur Gewohnheit, so sehr auch die Natur zur Freude treibt; man darf sie nur unfreundlich behandeln, oder auch nicht gegen die Langeweile schützen. Aus beiden Gründen sind es die gewöhnlichen Unarten des ohnehin zum Ernste geneigten Deutschen, ganz besonders in dem Bauern-

*) Immedicabile vulnus ense resecandum est.

stande. Aber auch durch allzu ängstliche Behandlung und Verweichlichung entsteht bei manchen Kindern selbst eine Aengstlichkeit, die in Trübsinn oder Aergerlichkeit übergeht, oder wodurch sich so leicht die üble Laune erzeugt. Dieses ist mehr der Fall in guten Familien der höheren Stände, in welchen etwas Engsinniges herrscht. Mit den Jahren geht hieraus entweder ein feiger und zur Sorglosigkeit geneigter, dem inneren Frieden stets widerstrebender, oder ein mürrischer, mit Gott und der Welt unzufriedener, von Bitterkeit und Quälgeist durchdrungener Charakter hervor. Das ganze Menschenleben wird nur zu leicht dazu mitwirken. Das innige Naturell neigt sich am meisten zum Trübsinne; so auch das weibliche Geschlecht.

Diese Unarten sind ebenfalls nur im Anfange ganz heilbar. Vor allen Dingen behandle man das Kind freundlich, muntere es auf, so viel man kann, bewahre es vor der Langeweile, und lasse es in seiner Körper- und Geistesthätigkeit recht zu dem lebensfrohen Selbstgefühle gelangen. Doch muß man den Trübsinn manchmal geradezu angreifen. Dieses geschieht schon, wenn man, ohne darauf zu achten, von dem Kinde Arbeit und Muth verlangt, und, wenn es üble Laune hat, ihm desto mehr aufgiebt. Ja, selbst Strafen wirken alsdann meist sehr wohlthätig, weil dadurch die Stimmung der Kinder umgewandelt wird, und sie aus dem unbehaglichen Zustande, wo sie nicht wußten, was sie wollten, heraus versetzt werden; denn sie werden nun auf etwas ganz anderes aufmerksam gemacht; man sieht sie gemeiniglich nachher viel heiterer *). Sind doch die Erwachsenen

*) Die Levana giebt auch darüber Winke des geweiheten Blickes (I. 234.): „Kinder können, wie schwache Menschen, im Weinen nicht gut aufhören; — dem Mädchen halte man einiges zu gut, gleichsam als überflüssiges Reden; — auch die Witterung hat Einfluß dabei; wenn Rubens durch einen Strich ein lachendes

hierin noch wie die Kinder; wenn es ihnen zu wohl geht, bekommen sie am leichtesten üble Laune, haben sie aber wirklich Mühe und Noth, so finden sie am ersten den heiteren Sinn wieder. Die Volkssprache sagt bezeichnend von solchen Menschen, die nicht wissen, was ihnen fehlt, weil sie es zu gut haben, „man muß ihnen den Brodkorb höher hängen.“ So gewiß indessen die Nachgiebigkeit das mürrische Wesen der Kinder vermehren würde, so nachtheilig wäre auf der andern Seite fortgesetzte Unfreundlichkeit. Die Hauptsache bleibt also: fröhliche Umgebung, liebevolle Behandlung, regelmäßige Beschäftigung, aber mitunter, wenn es Noth thut, unerbittliche Strenge.

6) Die Ausgelassenheit entwickelt sich gemeiniglich erst ganz gegen das Jünglingsalter hin, aber früh ist sie schon da, wenn das Kind unachtsam, leichtsinnig, unbesonnen, flatterhaft und gedankenlos ist; und so entsteht sie durch eine solche Vernachlässigung, wobei man alles für es thut, aber gar nicht seine Anstrengung übt, und es bei seinem frohen Wesen sich ganz selbst überläßt. Das lebhafte Naturell führt am ersten darauf hin, insbesondere das weibliche Geschlecht. So haben die sorgfältigsten Hausmütter oft die nachlässigsten Töchter; und woher kommt dieses anders, als weil sie ihren Töchtern alles vorthun, und sie gar nicht zur eigenen sorgfältigen Thätigkeit kommen lassen? — Das unbesonnene Kind wird leicht ein ausschweifender Jüngling, oder ein leichtfertiges Mädchen, und endlich ein charakterloser Mensch.

Ist die Unart einmal da, so kann man nicht genug

Kind in ein weinendes verkehrte, so thut die Natur diesen Strich eben so oft an ihrem Urbilde; nie zieht ein Kindesauge, wie die Sonne, leichter Wasser, als in dem heißen Wetter der Lust; — die Freude der Kinder erfliegt sehr bald das Extrem, das durch Erschöpfung an das zweite führt.“

die Achtsamkeit des Kindes festhalten, und es gewöhnen, sie auf sich selbst zu lenken. Man gebe ihm nur viele Beschäftigungen und Gelegenheit zu Unternehmungen, wobei es sich leicht wehe thun kann, ohne sich beträchtlich zu beschädigen; z. B. der Knabe möge Vogelnester im Dorngebüsche suchen, das Mädchen mag die Rose selbst brechen; sie mögen sich ihr Obst u. dergl. auf eine Zeitlang selbst aufbewahren ꝛc. Man versage dem unbesonnenen Knaben ja nicht alle Unternehmungen; man führe ihn vielmehr dazu an, z. B. auf der Eisbahn, unter Aufsicht und mit Anweisung, damit er seine Kraft recht kennen und abmessen lerne, und bei Zeiten allenfalls auch durch Schaden klug werde. — Ein zwar indirectes, aber vielleicht das wirksamste Mittel gegen den Leichtsinn, besteht in fleißigen Uebungen des Gehörsinnes und Gedächtnisses. So sehr übrigens eine liebevolle Behandlung solche Kinder vorher warnen wird, so darf doch dieses nur mit wenigen Worten geschehen, weil sonst gar nicht auf Achtsamkeit zu rechnen ist; auch ist das ein Palliativmittel, welches sogar der Gedankenlosigkeit Nahrung giebt, wenn man sich da viel in das moralisirende Sprechen einläßt.

7) Die Selbstsucht ist der Eigensinn, inwiefern er den frommen Sinn auflößt. Mangel der Liebe überhaupt, besonders gegen die Eltern, Schwäche des kindlichen Gefühls, lassen den Egoismus sehr leicht in Unfolgsamkeit, und bei festeren Naturen in Widerspenstigkeit übergehen. Diese Unarten erwachsen also in denjenigen Familien, wo die Eltern dem kindlichen Herzen nicht entgegen kommen, und ihnen weder Liebe noch Ehrfurcht einflößen, auf dem Lande wie in der Stadt, bei Vornehmen und bei Geringen; überall nur auf eigene Art, und am meisten bei den Knaben. Wo nun auch der kirchliche Sinn erlischt, und die Jugend nicht mehr an Beten und sonst an Gottesverehrung gewöhnt wird, da erstirbt der fromme Sinn schon in der ersten Jugend-

zeit, und damit geht das Wohl der Familie wie des Volkes zu Grunde. Keine Lebenswahrheit ist älter und heiliger als die: Verehrung der Eltern bringt den Segen auf Kinder und Kindeskinder, so wie es keine Weisheit giebt ohne Gottesfurcht. Wenn aber einmal die Jugend hierin vernachlässigt ist, so läßt sie sich schwer wieder zurecht- und nie ganz wieder zurückführen. Man sey also ja darauf bedacht, alle Unarten, die hierher gehören, in ihrer Geburt zu ersticken. Rechthaberei, Grobheit, Härte, Betrug und Gewaltthätigkeit sind die weiteren Folgen.

Das Heilmittel ist einfach, wenn es früh angewandt wird. Die ganze Behandlung und auch wohl die äußerliche Lage des Kindes muß umgeändert werden. Die Menschen umher muß das Kind achten und lieben lernen. Alle unzeitige Nachgiebigkeit höre auf, fester Ernst stehe dem unfolgsamen Kinde entgegen, wenig werde ihm verboten, aber unbeweglich darauf gehalten, der Wille des Erziehers muß dem Kinde werden, wie der Wille der Natur, die nicht den Ast mit den Kirschen zu ihm herabsenkt, wenn es verlangend hinaufsieht: aber übrigens werde das Kind von Herzlichkeit und Freundlichkeit auf allen Seiten umschlungen. Wenn dieses genau befolgt wird, so sind wohl keine Züchtigungen des Ungehorsams nöthig, oder sie werden doch immer seltner nöthig seyn. Desto mehr ist es nöthig das Gefühl des Kindes zu erwecken, und dieses kann nicht anders geschehen, als wenn es von liebenden, zärtlichen Menschen, die ihm aber in nichts zu Gebote stehen, umgeben ist. Dabei gebiete man ihm Anfangs mehr das, wovon man denken kann, das Kind werde es gern befolgen, und thut es das, so erfreue und erhebe man es mit liebevoller Anerkennung seiner Liebe. Fehlt dem Kinde dankbares Gefühl, so hüte man sich dieses durch Tadel erzwingen zu wollen, denn dadurch erwirbt sich der Wohlthäter nur Haß, und die Worte des Dankes wären dann nur niederträchtige

Lüge. Gelegentlich aber belehre man es über die Häßlichkeit des Undanks; zugleich behandle man es mehr kalt und blos rechtlich, damit es die Wohlthat als solche fühlen lerne. Fehlt es ihm an Vertrauen, so wird sich dieses leicht durch ein freundliches Betragen und durch kleine Hülfleistungen erwerben lassen. Dann lasse man den selbstsüchtigen kleinen Menschen auch öfters seine Armseligkeit fühlen. Dabei darf es an den gehörigen Belehrungen in der Religion nicht fehlen, welche das kindliche Gefühl zugleich erregen und den unterdrückten Keim wieder möglichst erheben. — Schlimmer ist das alles, wenn es erst im späteren Knaben- oder gar im Jünglingsalter geschehen soll. Wer alsdann z. B. erst noch das Zutrauen seines Sohnes gewinnen will, muß zuvörderst wohl prüfen, wodurch er ihn von sich zurückgescheucht hat, und alles dieses jetzt weglassen, wenn er es gleich mit hundert Gründen entschuldigen könnte, als da ist: Zürnen, Schelten, Moralisiren; und dann muß er sich zu dem Jünglinge gütig hinneigen *), und in allen erlaubten und billigen Dingen sich als den Theilnehmer an seiner nicht des Mannes, sondern des Jünglings Freude beweisen.

8) Die Sinnenlust ist eine Hingebung des Kindes an den Genuß der niederen Sinne, also vornehmlich an Süßigkeiten, Leckerbissen ꝛc. So entsteht Unmäßigkeit, Lüsternheit, Naschhaftigkeit, und aus den Unarten der Gaumenlust weiterhin die noch niedrigere Wollust. Die in sich gekehrten Naturen sind am meisten zu dergleichen geneigt. Gewöhnlich aber entstehen diese Unarten, wo man die Kinder verweichlicht, wo viel Wohlleben in den Familien herrscht **),

*) Man höre hier den ehrwürdigen Alten in Terent. (Adelphi) Gesch. d. Erz. S. 466.

**) Göthe macht in Meisters Lehrj. I. S. 33. interessante Bemerkungen über die Näschereien der Kinder in vornehmen Häusern.

und wo man sie einen großen Werth in das gute Essen zu setzen gewöhnt. Auf dem Lande und in den ärmeren Familien lernen die Kinder fast nichts Höheres kennen, als Essen und Unthätigseyn, in den wohlhabenden und in der Stadt werden die Sinnengenüsse nur verfeinert.

Bei einer gewissen religiösen Bildung entsteht durch den Hang zum inneren Genußleben der reinere Mysticismus, ein in sich gekehrtes Wesen, ein Zurückziehen von den geselligen Geschäften und Freuden; dieses geschieht sehr leicht bei Töchtern edler Bildung. Der gröbere entsteht in rohsinnlichen Seelen. Auch das leutscheue Wesen entsteht am häufigsten aus der groben Sinnlichkeit, und in rohen Volksclassen leicht Verlust des Ehrgefühls, Lug und Betrug, Dieberei und andere Schlechtigkeiten. Bei einer gewissen Bildung und Lebensordnung gefällt sich der Weichling gern in faden Schwätzereien und Einschmeichelungen, eine der widrigsten Unarten an Knaben und Jünglingen. Gerade solche geben sich am ersten aller Verführung Preiß, lassen sich zum Besten haben, und werden lüderlich. Und das ist gewöhnlich das Schicksal der gefälligsten Muttersöhnchen. — Gemeiniglich drückt sich dergleichen Verderben durch eine gewisse Schlaffheit des Körpers aus.

Das Hauptmittel gegen alle Unarten der Sinnenlust und Weichlichkeit ist eine gesunde, feste und anstrengende Lebensordnung von Kindheit auf, wobei man das Kind an Gehorsam, Arbeit, einfache Kost gewöhnt, und ihm auch die seinem Alter angemessenen unschuldigen Freuden zu Theil werden läßt. Wo nun jene Unarten schon eingerissen wären, da muß eine förmliche Entwöhnung, eine strenge Schule der Versagung und Abhärtung angeordnet werden.

Alle die Unarten in diesen angegeben Verzweigungen verwachsen vielfältig in einander, verstärken sich dadurch und schlagen in Verdorbenheiten aus, die denn gewöhnlich in dem Jünglingsalter erscheinen. Wir haben hier

auf jene nicht weiter ins Einzelne einzugehen, da bei den Hauptarten das Nöthige angegeben ist, und unter diesen besonders der Eigensinn die erste und nie aufhörende Aufmerksamkeit des Erziehers bedarf.

Daß mehrere Unarten in einen Bund zu treten pflegen, und dann um so schwerer zu bezwingen sind, bedarf kaum der Erinnerung. Aber wir müssen besonders aufmerksam auf die traurigen Folgen machen, welche eine gewisse Verweichlichung bei einem weinerlichen, trübsinnigen, und etwa noch dazu auch eigensinnigen Wesen hervorbringt. Das macht vorerst das Kind wehleidig, wogegen man seyn muß, dann gewöhnt es zu einem ewigen Klagen, das mit Recht niemand hören mag; ferner begründet es Unmuth, womit der Mensch das ganze Leben verbittert, sich und Andern, und endlich ernährt es den Egoismus, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, so sehr, daß er das arme Geschöpf den Dämonen der Seelenmarter oft bis zur Verrücktheit übergiebt. Das ist eine Krankheit unserer Zeit, welche nicht blos in dem häufigeren Selbstmorde sich kund thut. Dagegen rüste man schon das Kind mit einer stillen Ertragsamkeit auch der Schmerzen aus, um Starkmuth für den Lebenskampf zu gewinnen *).

*) Man lese darüber, was die Levana III. S. 558 fgg. sagt, z. B. „Ist die Gesundheit die erste Stufe zum Muthe, so ist die körperliche Uebung gegen Schmerzen die zweite. Dieß wird neuerer Zeit nicht nur unterlassen, sondern sogar bekämpft — — läuft das Kind mit dem Berichte seiner Wunde zu euch, so lasset es auf euer Gehör erst ein wenig harren — — gebt ihm den Befehl, etwas zu thun, — — zerlegt die Qual in Untersuchung ꝛc.“

2. Behandlung verdorbener Jugend.

a) Allgemeine Verdorbenheit.

Alle Menschen sind mehr oder weniger durch den Egoismus beherrscht, der den einen mehr dem Sinnengenusse, den andern mehr der Besitzeslust, den dritten mehr der Ehrsucht unterwirft, aber jeden dabei der Eitelkeit und dem Stolze. Diese beiden Richtungen sind die allgemeinen, und stehen der Tugend des Jünglingsalters, auch wenn der eigentlichen Verdorbenheit gewehrt worden, bestimmt entgegen. Der Stolz ist das Gefühl der Selbstständigkeit ohne Begeisterung für das Ideal, das man auch etwa schon erreicht zu haben wähnt; er zerstört also die Bescheidenheit und Demuth in der Wurzel. Die Eitelkeit ist das Selbstgefühl, das man durch zufällige, äußere, nichtige Dinge, also durch das Wesen der Welt, zu gewinnen sucht. In jenen Fehler geräth mehr der Jüngling, in diesen mehr die Jungfrau. Aber schon früh wird der Grund dazu gelegt. Die Eltern machen zu viel aus dem Kinde, es lernt auf sich reflectiren; was es spricht und thut, geschieht nicht mehr ganz ohne die Absicht, damit etwas zu gelten; es zeigt sich immer anmaßender, weil man ihm keinen Widerstand leistet; dabei wird es kalt und untheilnehmend, will immer Recht haben, wird leicht beleidigt, krittelt, zankt, mag nicht nachgeben, wird grob und schlägt um sich, oder hört Andre nicht an, und will nur auf sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ziehen. Nicht selten bemerkt man solche Jünglinge oder Mädchen, die in den Gesellschaften diejenigen Leute, von denen sie glauben, daß sie nicht viel bedeuten, kaum einer Antwort, kaum eines Seitenblickes würdigen; in solchen hat sich der Hochmuth schon entschieden, es sey nun als Adelstolz, oder als Geldstolz, Verstandesstolz, Geniestolz, Pedantenstolz ꝛc., oder als Dünkel einer vornehmeren Bildung und dergl. So augenscheinlich solcher Egoismus in den hö-

heren Ständen zu Hause ist, weil er immer von den Erwachsenen den Kindern eingeimpft wird, besonders wenn hierzu eine Anspornung des Ehrgeizes in dem Lernen, oder ein frühes Einführen in die Zirkel der Erwachsenen kommt: so gewiß ist er doch auch in dem niederen Volksstande einheimisch, wo nämlich die Kinder gewöhnt werden, auf ihre Güter sich etwas einzubilden, und in ewiger Prozeßsucht aufwachsen, ohne daß ihr Herz dem Wohlwollen eröffnet wird, oder auch, wo sie mit ihrer körperlichen Ueberlegenheit etwas ausrichten. — Die Eitelkeit der jungen Leute ist, daß sie gern gefallen wollen. Das Kind wird dadurch eitel, daß es die Aufmerksamkeit Andrer auf sich ziehen lernt. Man reflectirt zu viel auf sein artiges Wesen, man spielt mit ihm wie mit einer Puppe, man putzt es heraus, man bewundert es, man läßt es noch einmal sagen oder machen, was man schön gefunden hat u. dergl. m., — kurz man gewöhnt es, zu repräsentiren, oder alles gleichsam vor dem Spiegel zu thun. Kein Wunder, wenn es auf Abgeschmacktheiten in seinem Reden oder Thun verfällt, womit es etwas vorstellen will; und noch ärger wird die Sache, wenn man mit ihm tändelt. Der Jüngling wird dann ein fader Modemensch, das Mädchen eine putzsüchtige Kokette. Und wenn es nun an der Liebe für das Ideale, für das Wahre und Gute fehlt, so ergiebt sich jedes in seiner Art der Eitelkeit, und der Welt. Schon in früher Jugend bemerkt man dieses in mancherlei Unarten, z. B. im Tändeln, in der Gefallsucht; und nicht etwa ist das weibliche Geschlecht hierzu vorzüglich geneigt, sondern es giebt gewiß eben so viele eitle Knaben, nur haben diese Unarten in jedem Geschlechte ihre eigne Form, und dem Mädchen sieht es an, bis auf einen gewissen Grad gern zu gefallen, was dem Knaben nicht geziemt. Am meisten findet sich dieses Uebel in den gebildeten Ständen, und zwar da, wo nur das Aeußere gilt, und der innere Werth wenig in Betracht

kommt. Die öffentlichen Auszeichnungen, welche hier die Kinder erhalten, wenn man z. B. ihr Klavierspielen bewundert, oder wenn man sie früh zu den Lustbarkeiten führt, oder schon in Gesellschaften ihre Rolle spielen läßt, dergleichen Unsitte in unsrer cultivirten Welt befördert nur den Götzendienst der Eitelkeit. — Der Eigennutz, um ihn hier nicht ganz zu übergehen, entsteht in allen Ständen, und zwar am meisten durch das Beispiel der Eltern, und durch deren Gewohnheit, die Kinder überall auf ihren Vortheil aufmerksam zu machen. Zuerst wollen diese auch haben, was sie sehen, daß andre haben, alsdann nehmen sie diesen weg, was ihnen gefällt, oder sie theilen nicht gern mit, und dieses alles zeigt sich freilich am ersten bei Eßsachen; aber bald geht es weiter, und ist man nicht vorsichtig genug, wie man das Kind zu früh mit Gelde umgehen läßt, so wird es auch früh geldsüchtig. Daher giebt es so viele eigennützige junge Leute, die auf der einen Seite verschwenderisch, und auf der andern Seite so habsüchtig sind, daß sie sich sogar vor Betrug und diebischen Entwendungen nicht schämen. Dieses letztere ist indessen darum selten, weil doch in den meisten Familien fremdes Eigenthum, besonders Geld, als eine heilige Sache angesehen wird. Daß der Eigennutz bei den niedrigen Ständen in seiner groben Gestalt am häufigsten ist, kommt daher, weil da die Kinder nicht auf den Geist säen lernen. So insbesondre da, wo, wie noch bei vielen Juden, die Kinder früh genug allen Werth des Menschen in vielgewandtes Ausrechnen kleinlicher Vortheile setzen lernen. Auf ähnliche Art verhält es sich mit der Ehrsucht, wenn der edle Ehrtrieb von seinem wahren Ziele abgelenkt, und in das Mehrseynwollen als Andere schon frühzeitig gesetzt wird.

Die Mittel gegen alle diese Zweige des Egoismus liegen im Ganzen der Erziehung. Man entreiße das Kind der Lage, in welcher man die Fehler erwachsen sieht, sonst ist alles Arbeiten dagegen vergeblich. Dabei lehre

man es sich wahre Vorzüge erwerben, und so bis zum Jünglingsalter hinauf in der ächten Bildung zunehmen. Gegen Stolz und Eitelkeit giebt es einmal kein andres Mittel, als das Gefühl des Strebens nach wahrer Vollkommenheit; und eben so hat gegen den Eigennutz nur das Ideale, wozu sich der Geist erhebt, das Uebergewicht. Je mehr sich der Mensch von Jugend auf einer Idee weihet, um desto vollkommner opfert er sein Ich. Dieses wird aber freilich nicht bei ihm dahin gebracht werden, wenn er nicht durch den Zug der Liebe überhaupt ergriffen wird; man kann also nicht genug dazu wirken, daß egoistische Kinder zur Herzlichkeit kommen. — Außerdem wird es in vielen Fällen von gutem Erfolge seyn, wenn man die Kinder das Thörichte des Stolzes, des Eigennutzes ꝛc. fühlen läßt, indem sie gerade dadurch sich gegen Andre zurückgesetzt sehen, oder Verlust erleiden müssen; selbst der Spott könnte hier manchmal an seinem Orte seyn, wenn er nicht große Vorsicht und Herzensgüte erforderte, weil sonst die Kinder erbittert, und so im Innersten verschlimmert werden. So darf man ihnen auch nur mit der größten Vorsicht Andre zum Muster aufstellen, weil sie bei einigem Ehrgefühle dadurch nur erbittert werden; besser man läßt sie die Muster von selbst bewundern. — Gut ist es auch oft, besonders bei Mädchen, wenn man sie über manches, was die Eitelkeit wünscht, hinauskommen läßt, z. B. schöne Kleidung. So lange sie nämlich darnach trachten, als nach einer ihnen versagten Glückseligkeit, so erscheint ihnen dieses alles reizender: wird ihnen aber der Wunsch befriedigt, so verliert die Sache wenigstens den Reiz der Neuheit, und wenn gleich die Wünsche alsdann gern immer weiter gehen, so werden sie allmählig bescheidner werden, wenn man ein Gegengewicht durch Erhebung über das Nichtige zu geben weiß, z. B. daß das Mädchen auch das kennen lernt, was ihm mehr werth seyn muß, als jene Armseligkeiten. So kann es wohl

dahin kommen, daß es sich zwar gern putzt, aber selbst über diese Schwachheit lächelt.

Wenn Knaben gegen einander lärmen und sich raufen, so ist für dieses Alter der Egoismus als Unart aufs ärgste ausgebrochen, ob es gleich noch einen versteckteren, der weit schlimmer ist, giebt. Solchen Ausbrüchen läßt sich auch bald abhelfen durch Aufsicht, Beschäftigung, bessere Gespielen, Lernen u. s. w. Uebrigens ist es nicht gerade so arg, wenn einmal Knaben an einander gerathen; sie werden auch wieder mit einander fertig; das kommt selbst bei den besseren vor, und man braucht nur da einzuschreiten, wo die Sache bedenklich wird.

Die eigentliche Verdorbenheit, welche jeder junge Mensch im heranreifenden Alter mehr oder weniger an sich hat, ist unter den angezeigten begriffen. Von Stolze oder Eitelkeit ist keiner ganz frei, eher wohl mancher Jüngling von Eigennutz, manche Jungfrau von Ehrsucht. Es sind die Gestalten des Egoismus, der doch in keinem fehlt; sie erscheinen nur nach Ort, Zeit, Veranlassung, wie auch nach Geschlecht und Naturell verschieden. So finden sich in dem festen, heftigen, hitzigen lieber Stolz und Ehrsucht ein, oft bis zu gewaltthätigen Ausbrüchen, dagegen ist das in sich gekehrte mehr zur Eitelkeit und zum berechneten Eigennutze geneigt.

Daß jede dieser Verdorbenheiten der reinen Bildung im Wege steht, ist klar und allgemein zugestanden. Gleichwohl nimmt die gewöhnliche Erziehung eine oder die andere in ihre Dienste, und bewirkt damit oft große Dinge. Wie viel läßt sich nicht durch die Ehrsucht, wie viel durch Ernährung der Eitelkeit bei dem jungen Menschen ausrichten! Man darf nur diese Triebfedern nähren und in Bewegung setzen, und man kann ihn zu einer allgemein bewunderten Bildung hinauftreiben. Nämlich zu einer solchen, wie sie in der Welt gilt. Wer nun diese will, begebe sich in den Dienst des Geistes, welcher in diesem Weltsinne seine Herrschaft hat, und er

wird in der Regel seinen Zweck erreichen; dieser Geist lohnt seine Diener, auch im Bildungsgeschäfte. Wer aber ein Bildner der Menschheit seyn will, verabscheut jeden Dämon, und spiegelte er Wunder vor, der dem göttlichen Urbilde widerstrebt.

Wir nennen die befestigte Neigung, welche über das Göttliche in dem Menschen die Herrschaft gewonnen hat, eine Leidenschaft, und die Aufwallung des Gefühls, welche den besonnenen Zustand verdunkelt, einen Affect *). Die Leidenschaften sind an sich kalt, können aber Affecte, die oft heiß aufkochen, hervorbringen, z. B. die Ehrsucht den glühenden Zorn; auch sind sie gewöhnlich mit Ueberlegung und vielem Verstande verbunden, und daher tief befestigte Verdorbenheiten. Die wahre Bildung darf es also zu keiner Leidenschaft kommen lassen, und jeder edle Jüngling wie die edle Jungfrau ist von jeder völlig frei, wenn gleich nicht von jener allgemeinen Verdorbenheit. Affecten bleibt auch der Beste unterworfen, mit der Leidenschaft aber ist ein böser Geist in die Seele eingezogen. Die Erziehung hat da, wo sie diese sieht, z. B. Spielsucht, fast nur zu trauern, denn wenig vermag sie gewöhnlich dagegen auszurichten. Gegen die Affecte aber findet sie Mittel. Hier kommen besonders die beiden in Betracht, aus welchen die andern entsprossen, nämlich die der weichen Art und die der rüstigen Art.

Jene gleichsam der negativen Richtung, ist die Furcht, Angst nach ihren Graden **). Kinder von

---

*) Die Sprache des gemeinen Lebens vermischt gewöhnlich beides, und nennt den Affect meist Leidenschaft, eben als wollte sie das Böse wo nicht gut heißen, nicht aus guter Gesellschaft abhalten.

**) Was die Levana über die Furcht und den Schrecken erinnert (III. S. 565 fgg.) gehört zu dem Besten. Sie führt dabei aus einem ital. Schriftsteller an, daß Kinder, die rauh und vor erzieherischen Schreckbildern erzogen werden, leicht dem Wahnsinne anheimfallen. Sie erinnert daran, daß „in jedem Kinde neben der roman-

lebhafter Einbildungskraft sind ihr am meisten unterworfen, erweckt und ernährt wird sie aber gewöhnlich durch schauerliche Erzählungen, durch die Furchtsamkeit der älteren Personen u. dgl. Schon alles Unbekannte erregt sie der Natur nach, und so die Dunkelheit, oft noch mehr das Halbdunkel; und so fürchten sich Kinder, die nie etwas von Gespenstern gehört haben, dennoch vor dem finstern Winkel, oder der schauerlichen Einsamkeit, oder gar bei dem Knippern einer Maus. Eine Weisheit der Natur läßt sich darin nicht verkennen, daß besonders alles Ungewisse solche Gefühle erregt, um die Vorsicht aufzurufen. Diese nun soll daraus entstehen, aber nicht Furchtsamkeit oder gar Feigheit. Man verhüte daher nur das Erzählen von Gespenstergeschichten und dergleichen, oder rede nur insofern davon, als man zugleich den Sinnentrug aufzeigt; man führe aus den Täuschungen der Phantasie zur Wirklichkeit; man gewöhne auch an das Dunkel und an die Einsamkeit; man stärke den Muth durch Bildung der Kraft, u. s. w. Bei plötzlichem Schreck, wo man ihn nicht verhüten konnte, hilft oft augenblickliche Entfernung, stärkendes Auffordern zum Muthe, Hinweisen auf etwas anderes; ebenso bei der Angst.

Die rüstigen Affecte sind von positiver Richtung, sie wirken mehr nach außen; sie erscheinen in dem Zorne, nach seinen Abstufungen. Gerade die edleren Menschen gerathen leicht in Zorn, indem ihr Unwille durch das Unrecht, das sie bemerken, stark aufgeregt wird; besonders aber sind die lebhaften Naturelle, wenn sie eine Beimischung von dem innigen oder auch von dem festen haben, also die hitzigen, heftigen, feurigen, raschen dem

---

tischen Hoffnung eines unendlichen Himmels, eben so der romantische Schauder vor einem unendlichen Orkus wohne, welchen man ihnen gräulich offen halte, sobald man der romant. Furcht den allmächtigen Gegenstand dadurch gebe, daß man irgend einen benennt."

Zorne unterworfen, und das weibliche Geschlecht ist es weniger in der Regel als das männliche. Bei den in sich gekehrten Naturen kocht auch der Zorn tiefer im Innern, welches sich meist durch Bläße verräth, und wird leicht Ingrimm. Am schlimmsten ist der Jähzorn, ein krampfhafter Zustand, der zugleich physisch behandelt werden muß. Das Hauptmittel gegen den Zorn ist möglichste Entfernung alles dessen, was ihn veranlaßt, so lange man noch die Widerstehungskraft zu schwach findet, insbesondere aber innere Verwahrung dagegen durch Bewirken der Selbsterkenntniß, durch Vorhalten der traurigen Folgen, durch Befestigen des Entschlusses ihm zu widerstehen; während der Anwandlung selbst aber, ruhige Erinnerung, die selbst ohne Zorn seyn muß, allenfalls hält man, besonders beim Jähzorn, den Entbrannten mit Gewalt fest und bringt ihn weg. Gut ist das Mittel, irgend einen Spruch im Augenblicke, wo der Zorn kommt, bei sich herzusagen.

---

b) Zwei Laster der Jugend.

Je tiefer eine Unart eingewurzelt ist, um desto mehr ergreift und verdirbt sie den ganzen Charakter, von dem Besseren den Sinn immer weiter ablenkend; sie zieht folglich um so mehr andere Unarten herbei, je älter sie wird. Das ungehorsame Kind wird leicht starrsinnig, das naschhafte wollüstig, das feige lügenhaft, das eitle pralerisch, das leichtsinnige tollkühn, u. s. w. Daher bleibt es Hauptregel, gleich im Anfange Widerstand zu leisten *). Auch selbst alles, was man nachher zur Kur anwendet, zieht etwas Nachtheiliges herbei, so wie jede Arzenei doch immer den Körper angreift, wenigstens wird dabei Zeit und Kraft für die bessere Bildung eingebüßt,

*) Principiis obsta, ist recht eigens hierauf gesagt.

und oft kann nur das Schicksal den verlornen Sohn zurückführen. Wo viel verdorben ist, da muß man viel tadeln und strafen, und damit wird gemeiniglich noch mehr verdorben.

Die Leidenschaften und endlich die Laster entstehen aus den Unarten, in welchen sie wie aus der Hülle schon durchblicken, z. B. der Ehrgeiz, die Rachsucht, die Spielsucht, die Putzsucht, die Lügenhaftigkeit, die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes u. s. w. Insbesondere verräth es ein tiefes Verderben der Natur, wenn sie früh zum Vorscheine kommen, da selbst im späteren Jünglingsalter kaum von einer Leidenschaft, und nie von einem Laster die Rede seyn sollte. Allein dieses Verderben liegt in unserer Kultur, welche besonders dadurch, daß sie so viele Reize verfrühet, und das Kind schon in so manche unnatürliche Lagen versetzt, mehrerlei Unarten entwickelt und zu einer solchen Unsittlichkeit zusammen verwachsen läßt, woran in einem besseren Zustande nicht zu denken wäre *). Es giebt hauptsächlich zwei solcher Uebel, obgleich unnatürlich genug, doch überall verbreitet, eigentliche Jugendlaster, die Lügenhaftigkeit und die Unkeuschheit.

Die Lügenhaftigkeit mit ihren Zweigen, Falschheit,

---

*) Die Beobachtungen der neuesten Zeit geben hierin die traurigsten Resultate, Gesch. d. Erz. II. S. 508. Die Verbrechen nehmen in den civilisirtesten Ländern, insbesondere in großen Städten, verhältnißmäßig mehr unter der Jugend zu. Kinder unter 14 Jahren kommen in England, Frankreich ꝛc. vor die Assisengerichte als Diebe, sogar als Theilnehmer an Mordthaten, u. s. w. Von eigner Art ist die Erscheinung, die manchmal vorkommt, daß Knaben Feuer anlegen, und daran ihre Lust finden. Soll man das Wahnsinn nennen? Wenn z. B. ein 8jähriger Knabe so etwas verübt, oder wie ein 10jähriger im Cant. Zürich i. J. 1826 eingezogen wurde, der in seinem Dorfe drei bis vier Feuersbrünste seit kurzer Zeit angelegt. In demselben Jahre wurde zu Paris ein 16jähriger Mordbrenner zum Tode verurtheilt, und ein 13jähriger Giftmischer zu langem Gefängniß; u. dgl. m.

Verstellung, Aufschneiderei, Gleißnerei, Tücke ꝛc. haben wir schon zum Theil in manchen Unarten, aus welchen sie erwachsen, kommen sehen. Es gehört viel dazu, bis das Kind lügt, denn Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht; wo es lügt, da hat man es sicher Lügen machen gelehrt *). Zu der Zeit nämlich, wo es noch nicht Wahrheit und Dichtung unterscheidet, reflectirt es auch noch gar nicht darauf, ob es mit der Unwahrheit etwas ausrichte, und es will eigentlich nicht die Unwahrheit sagen, wenn es auch wirklich etwas Unwahres sagt. Nimmt man ihm nun dieses hoch auf, und schreibt ihm einen Willen zu, den es noch nicht hat, oder lenkt man selbst seine Reflexion darauf, oder ist man nicht auf seiner Hut, und läßt das Kind etwas damit ausrichten: so lehrt man es etwas, was es sonst nicht gelernt hätte, ja was es nach einem Naturinstincte würde verabscheuet haben, nämlich, daß es die Unwahrheit absichtlich sagt, gegen alles Gefühl der inneren Würde, man lehrt das Kind lügen. Treibt es nun allerlei, das ihm nicht gutgeheißen wird, hat es mehrere Unarten an sich, und erhalten sich die Eltern nicht sein ganzes Zutrauen, oder kommt noch gar Härte der Behandlung hinzu, so gewöhnt sich der Knabe oder das Mädchen das Lügen als ein

---

*) „In den ersten 5 Jahren sagen die Kinder ein wahres Wort und kein lügendes," Levana III. Cap. 2. wo man tiefe Seelenblicke über das Lügen der Kinder, aber die Regel Rousseaus und Kants, dem Kinde, das lügt, eine Zeit lang nichts zu glauben, unrichtig begriffen befindet, wenn sie meint, „hier lüge ja der Richter selbst unter der Strafe des Lügens;" er scheint nämlich blos nichts zu glauben. Das ist aber keineswegs der Fall, denn man kann ihm nicht glauben, wenigstens in gewissen Puncten nicht; auf seine Aussage kann man sich nicht verlassen, und das soll es fühlen. Und Rousseau zieht die Folgerung, que les mensonges des enfans sont tous l'ouvrages des maitres, et que vouloir leur apprendre à dire la verité, n'est autre chose que leur apprendre à mentir. Nur ist jenes tous viel zu übertrieben.

Laster an, begünstigt durch Beispiel und erwünschten Erfolg, und gereizt in mannichfacher Gelegenheit.

Hier giebt es kein anderes Mittel, als jene Quellen in den andern Unarten zu verstopfen, und völliges Zutrauen einzuflößen. Man lasse es gar nicht dazu kommen, daß das Kind sich durch eine Lüge heraushelfen könne, man lasse sich nicht von ihm betrügen: aber man lege allen Werth auf ein offenes Geständniß, und bestrafe nicht den Fehler, den das Kind selbst sagt. Hat man es einmal dahin gebracht, daß es Zutrauen beweiset, so ist schon alles gewonnen, und man fahre nur auf diesem Wege fort. Die erste Lüge, wenn es wirklich absichtliche Unwahrheit ist, bestrafe man ohne Nachsicht, mit trauerndem Ernste; und so jede folgende nach dem Stufengange der Strafmittel. Ist das Lügen schon zur Natur geworden, so wird der junge Mensch freilich nicht sobald davon zu heilen seyn, und vielleicht erst nach Jahren, aber nichts destoweniger befolge man getrost diesen Heilplan. Zugleich wird es, besonders bei verhärteten Lügnern, von Erfolge seyn, wenn man bei jeder Gelegenheit die Schändlichkeit dieses Lasters ihnen fühlbar macht; das wenigste ist hier, daß sie so lange allen Glauben verlieren, bis man ihre Besserung rühmen kann *).

Die Unkeuschheit entsteht hauptsächlich durch Verfrühung des Geschlechtstriebes, weil alsdann die Reize zu stark auf die Sinnlichkeit wirken, und noch nicht durch jenes edle Selbstgefühl, wovon wir oben bei der naturgemäßen Entwickelung redeten, aufgewogen werden; und

*) Wie viel jedoch die Erziehung hierin thun kann, beweisen die verbesserten Volksschulen, vornehmlich auch die Armenschulen. Da wo sonst die Kinder im Lügen und Stehlen, welches gewöhnlich bei der niedern Classe verbunden ist, gleichsam lebten, sieht man sie bald in Wahrhaftigkeit gedeihen. Auch der Verf. dieses hat in den Landschulen, die unter seiner Aufsicht standen, solche erfreuliche Beobachtung gemacht; die Kinder verlernten das Lügen sogar manchmal gegen den Willen der Eltern.

weil alsdann auch die Schamhaftigkeit zu viel leidet, indem sie zu einer Zeit verletzt und vertrieben wird, wo sie der Schutzengel der Tugend seyn sollte. Man denke sich also, wie unglücklich der Eindruck von leichtfertiger Gesellschaft und unzüchtigen Reden bei den Kindern seyn muß. Zwar empört sich nicht selten bei Kindern edler Art, besonders bei Mädchen, das Gefühl ihrer Würde dagegen, so daß sie sich mit bitterem Hasse gegen solche Tugendfeinde rüsten: allein der Funke, den die Phantasie nun einmal gefangen hat, glimmt und glühet fort, und die innere Reinheit ist verloren. Führen nun gar die Eltern selbst solche Reden, so ist nichts anderes abzusehen, als gänzliche Uebergebung an die Wollust. Solche Erfahrungen sind nicht selten. Nahe daran, dem Erfolge nach, wenn gleich herzlich gut gemeint, gränzt das Verfahren derjenigen, welche den Kindern Belehrungen über den Geschlechtstrieb geben wollen, um das Uebel zu verhüten *). Sie verletzen die Schamhaftigkeit; weiter brauchen wir nichts zu sagen, um die Verkehrtheit dieses Verfahrens zu zeigen; wir könnten noch hinzusetzen, daß sie eine Gedankenreihe anregen, die noch ganz wegbleiben sollte, weil mit derselben Lüste und Begierden kommen. Wenn ja etwas vor dem Jünglingsalter gesagt werden soll oder muß, so kann es nicht genug mit

*) Pythagoras war der besseren Meinung, s. Gesch. d. Erz. S. 326 Das älteste Werk über die Onanie kam in England im 17ten Jahrh. heraus; im J. 1765 erhielt es eine Deutsche Uebers. nach der 15ten Aufl. Deutsche Schriftsteller sind Gesch. d. Erz. II. S. 441 fg. angegeben. Vorzügliches sagt auch die Levana, obgleich nur kurz, darüber III. §. 129, und was J. M. Sailer, über Erz. an Erz. als Regeln angiebt, ist nicht außer Acht zu lassen. Tissots (urspr. franz.) Schrift über jenes geheime Laster hat seit den 1770ger Jahren die Aufmerksamkeit der Eltern, Lehrer und Erzieher zuerst recht rege gemacht, und sie hätte noch heilsamere Wirkung gehabt, wäre sie von Uebertreibungen frei.

Schonung der Schamhaftigkeit geschehen; am besten also noch durch ältere Freunde. Was hierin die Natur verbirgt, soll der Mensch nicht entschleiern. Auf der andern Seite ist freilich eine Verschleierung nur ein stärkeres Reizmittel, ja es giebt Erfahrungen, daß Jünglinge während der Lektüre solcher Schriften, welche gegen das Laster redeten, von dem Laster ergriffen worden sind, weil die Darstellung unter der Hülle nur desto mehr Reiz erregte. Das Uebel fängt an mit einer gewissen Freude an unkeuschen Vorstellungen, hiermit folgt Verlust der Scham vor sich selbst, dann ein Gelüsten, und dann bedarf es nur der geringsten Gelegenheit, z. B. der Anführung von Andern, oft auch das kaum, oft nur der stärkeren Erregung des Triebes durch Bettwärme, hitzige Getränke, Müßiggang, manche Lectüre, selbst Ruthenhiebe am Hintern ꝛc., so begeht der junge Mensch das Schändliche, und nun wird die Begierde immer schreiender und häufiger, und das Laster bekommt seine furchtbare Herrschaft. Manchmal sind es zufällige Veranlassungen, welche zur Selbstschändung verleiten. So erzählt man von einem jungen Mädchen, das sie durch das Spinnen gelernt hatte, und schon hinwelkte, als man ihm das Spinnrad wegnahm, wodurch es denn wieder genas. Vornehmlich hat man dieses Geschlecht vor solchem Sitzen, wie auf Schaukelpferden u. dgl. zu wahren; auch Knaben müssen dergleichen, z. B. auch Rutschen am Treppengeländer, am Seile ꝛc. als unanständig meiden.

Diese Laster sind in allen Ständen verbreitet; dort mehr durch die herrschende Schamlosigkeit, hier mehr durch die Reize einer üppigen Sinnlichkeit. Nur da, wo diese fehlen, wo Fleiß und Einfachheit der Sitten den Kindern natürlich ist, und wo sie etwas besseres kennen lernen, als sinnlichen Genuß, in solchen edlen Familien wird ihnen noch der Eingang verwehrt. Die Folgen, wodurch sich die Unkeuschheit um so sichtbarer ankündigt,

je früher sie da war, sind Erschlaffung der Körper- und der Geisteskraft. Da aber beides auch durch andere Ungesundheiten, z. B. starken Wachsthum, Würmer u. dergl., selbst auch durch allzustarke geistige Anstrengung entstehen kann, so darf man ja nicht voreilig auf jenes Uebel schließen. Man muß alle Aeußerungen des jungen Menschen zusammen nehmen, um einen sicheren Schluß machen zu können; ganz besonders berechtigt dazu, wenn man an dem Jünglinge alle Begeisterung vermißt, und an Mädchen das reine Gefühl. Solche pflegen keine Freude an edler Unterhaltung zu haben, und fliehen die anständige Gesellschaft.

Ist einmal der junge Mensch unkeusch, so hat er seine Unschuld verloren, und nie ist dieser Verlust wieder zu ersetzen, wenn er auch seinen Charakter bessert. Auch wird wohl eben so selten der Fall seyn, daß ein solcher von diesem Laster ganz geheilt würde, wie ein Erwachsener von dem Laster der Trunkenheit. Man wähnt wohl mit Vorstellungen etwas auszurichten, aber man sehe nur zu, wie wenig sie bedacht werden. Einfache Diät, tüchtige Körperanstrengung, Entfernung von schlechter Gesellschaft, Umgang mit edlen Menschen, Erhebung des Selbstgefühls durch Fortschritte der Geistesbildung — dieses alles zusammenwirkend läßt noch etwas hoffen, es vermindert wenigstens das Uebel. Es ist bekannt, wie wenig z. B. bei dem Laster der Selbstschändung durch die strengste Aufsicht, und selbst durch ärztliche Mittel, die doch hier eine Hauptsache sind, z. B. Infibulationen u. dergl., ausgerichtet wird, wenn das Uebel einmal eingerissen ist. Also bleibt es dringende Angelegenheit, so früh wie möglich durch obige Mittel, d. i. hauptsächlich durch die Erziehung im Ganzen, zu wehren.

Die Belehrung über die traurigen Folgen dieses Lasters, wo sie nun etwa an der Zeit ist und nöthig geworden, übertreibe dann auch nichts, nach der Art mancher Schriften, die von den geheimen Jugendsünden han-

deln; denn die Erfahrung lehrt, daß alsdann der Jüngling, wenn er nur Ein Beispiel sieht, wo diese Folgen nicht eingetreten sind, alle jene Vorstellungen verlacht. Das Gefühl der Würde ist hier die Hauptsache, worauf auch alle Wirkung des Warnens und Zurechtweisens berechnet seyn muß. Eben darum sind auch diese Ausschweifungen bei dem weiblichen Geschlechte innerlich weit schlimmer; ein leichtfertiges Mädchen ist ein verlornes Geschöpf, dagegen wird das verführte Mädchen, oder das, welches in das unglückselige Laster der Selbstschändung gerathen wäre, durch das Gefühl der Würde weit leichter zurückgebracht, als der Jüngling. Um noch kurz einige Vorsichtsregeln zusammen zu fassen: man wache über solche Knaben (und Mädchen), die eine besondere Sympathie gegen einander zeigen, und lasse diese Knaben am wenigsten, überhaupt keine, zusammen schlafen; man lasse sie nur einzeln auf die Abtritte gehen; man hüte sie vor unzüchtigen Menschen, und mißtraue den Gesindestuben; man halte die Geschlechtstheile durch kaltes Waschen rein und mindere dadurch die Reize, gewöhne auch die Kinder aus Schamhaftigkeit deren Berührung zu scheuen; man flöße ihnen Furcht vor den Folgen solcher Berührungen ein, vornehmlich aber Furcht vor dem Allgegenwärtigen; man lasse sie das auch bei Pollutionen fühlen*); man beobachte übrigens krankhafte Reize, z. B. von Würmern, um ärztlich zu helfen.

Jedes Naturell wird auf seine Art gleich stark zu diesen Ausschweifungen versucht; sie nehmen deßhalb nur die Form von demselben an. Wenn das Sprüchwort sagt: stille Wasser gründen tief, so läßt sich dieses auf

---

*) Verf. dieses weiß von einem Knaben, den ein Vers aus einem Abendliede (von v. Cronegk) hierin rein erhalten hat, indem er eine Warnung in den Worten fühlte: „Laß fern von Schreckensbildern — Und wilder Phantasei, — Die Seele dir nichts schildern, — Das ihrer unwerth sey.“

die in sich gekehrten Naturen anwenden, bei den herauswirkenden zeigt es sich dagegen mehr äußerlich, sie leben, wie man gemeinhin sagt, toll in den Tag hinein*).

Die andern Laster, z. B. das Stehlen, die Trunkenheit, gehören nicht in die Lehre für die Erziehung, weil sie über den Kreis derselben hinausliegen, als Verderbnisse, die sich gewöhnlich nur in dem Alter der Reife einfinden, aber mit den angegebenen zu verhüten waren. Man beurtheile aber auch dergleichen nicht nach dem Maßstabe wie bei dem Erwachsenen. Wenn Rousseau als Knabe die Aepfel aus der Kammer listig zu erwischen wußte, so war er darum noch kein Dieb, und so wird das manches Kind nicht, welches z. B. Obst wegputzt, während bei einem andern schon die Entwendung eines Papierchens ein wirklicher Diebstahl ist.

So wie wir die Unarten als Gegensätze gegen die früheren Tugenden gefunden haben, eben so lassen sich nun die Hauptverdorbenheiten jedes Alters der Haupttugend desselben Alters gegenüber bemerken. Die Unarten des Kindes bestehen in Eigensinne und Trägheit; die des

---

*) Die Lebensweise begünstigt manchmal jene stummen Sünden, z. B. bei Hirten, und das selbst in den unschuldigen Alpenländern. Wie es bei den alten Völkern und in ehemaligen Zeiten sich möge damit verhalten haben? Wir finden nur wenige Spuren, die uns darüber mehr sagen, als wir in der Gesch. der Erziehung anführen konnten; so auch wenig von Maßregeln der Erz. dagegen. Wie sind die Männer- und Jünglingsfreundschaften im alten Kreta, Sparta, und sonst in der Ritterzeit für diesen Punct anzusehen? Wie das Klosterleben? Wie hat das Christenthum gewirkt? Wie das Schulwesen? Wie die neuere Artigkeit? — Ueber alles dieses giebt D. Friedländer treffliche Winke; überhaupt gehört das, was er im 10ten Cap. seines angef. Buches sagt, zu dem Besten, was über diese Gegenstände je gesagt worden; es ist kurz und gut.

Knaben in Faulheit und Unstetigkeit, in Trübsinne und Ausgelassenheit, in Selbstsucht und Sinnenlust; die des Jünglings im Egoismus des Stolzes und der Eitelkeit u. s. w.

Auch lassen sich eigene pädagogische Untersuchungen darüber anstellen, wie eine Unart die Mutter von vielen andern ist, z. B. die Naschhaftigkeit die Ursache der Lügenhaftigkeit, wie oben schon bei mehreren gezeigt worden. Aber es läßt sich auch so zeigen, wie dieselbe Unart, die in dem Kindesalter vorkommt, in dem Jünglingsalter unter einer andern Gestalt, z. B. jene als Unkeuschheit, vorkommt. Wir müssen also hier noch einige Winke angeben, theils über die Entwickelung der Verdorbenheiten einer aus der andern, theils über die Identität derselben unter verschiedenen Gestalten, wie sie gerade am meisten vorkommen.

Die Unaufmerksamkeit des Kindes erschwert ihm den Gehorsam und den Fleiß, befördert den Leichtsinn und die Ausschweifungen, und hindert alle gute Sitten; also läßt sich aus derselben viel Uebels weissagen, und nach Beschaffenheit des Naturells und der Lage ziemlich bestimmt. Besonders aber kommen hieraus die intellectuellen Verdorbenheiten, denn Aufmerksamkeit ist die Bedingung zum Lernen.

Der verdrossene Sinn des Kindes erzeugt Mißmuth zum Geschäfte, am Ende die traurigste Wechselwirkung zwischen Müßiggang und Bosheit, woraus manchmal Heimtücke erwächst. Auch erzeugt er Ungehorsam und allgemeine Lieblosigkeit; bei dem männlichen Geschlechte Spottgeist und Bitterkeit, Schadenfreude, Tyrannei und Grausamkeit, bei dem weiblichen Geschlechte bringt er eine bösartige Kälte hervor, und individualisirt sich in allerlei Gestalten, bis zu Xantippen. Auch geht hieraus Mißgunst, Neid und Eifersucht hervor.

Der Mangel an kindlichem Gefühle läuft in vielerlei Geflechte des Eigensinnes, Eigenwillens, und Ei-

gennutzes aus zur Grobheit, Rechthaberei, Irreligiosität, und so auch wiederum zur Verdrossenheit und zur Faulheit. Stolz oder Eitelkeit von der schlechtesten Art sind die Folgen davon.

Die Trägheit zieht Mißmuth nach sich, lehrt den Ungehorsam liebgewinnen, läßt die Seele leer und dafür eitlen Dünkel und Hochmuth entstehen. Zugleich ist der Müßiggang das Ruhebett der ganzen Lasterbrut, ganz besonders aber der Wollust.

So legt sich denn in früher Jugend schon die Entstehung einer Leidenschaft aus der andern, und vieler Laster aus Einem dar.

Unmäßigkeit führt gern zu völliger Ausschweifung; Gaumenlust geht gern in Lügen und Wollust über.

Unenthaltsamkeit des Knaben, z. B. wenn er in die Hitze trinkt, kündigt einen gänzlichen Mangel der Selbstbeherrschung überhaupt an; da sind denn z. B. wilde Ausbrüche des Zorns, oder Ausschweifungen des Geschlechtstriebes von dem Jünglinge zu erwarten: bei dem Mädchen deutet so etwas mehr auf ein Hingeben an Affecte und Leidenschaften, z. B. der Putzsucht, der Tanzsucht ꝛc.

Die Furchtsamkeit geht bald in Feigheit über, begünstigt die Trägheit und den Ungehorsam, und hat gemeiniglich die Lüge und manche andre Niederträchtigkeit in ihrem Gefolge. Aber sie geht auch nach Beschaffenheit des Subjects in Tollkühnheit, Großsprecherei und gänzlichen Mangel der Begeisterung über. Dagegen verführt der Uebermuth leicht zur Neckerei, die dann bösartiger Muthwille und etwa Spottgeist wird, und, wenn er sich mit Ehrgeize verbindet, alles Schlimme der Nebenbuhlerei erzeugt.

Das unruhige Treiben stört den Fleiß, und läßt es nicht zu einem festen Charakter kommen u. s. w.

Betrachten wir also alle Verdorbenheiten, die in der Jugend erscheinen, in ihrem tieferen Grunde, so fin-

den wir nicht nur einen Zusammenhang unter vielen, indem sich eine aus der andern erzeugt, sondern auch ein Etwas in mehreren, das immer dasselbe ist, und nur nach Verschiedenheit des Alters und der äußerlichen Erregung eine veränderte Gestalt trägt. Die Sache ist wichtig, wir wollen sie noch etwas weiter im Leben betrachten.

Wir sehen ein unaufmerksames Kind; denken wir es einige Jahre weiter hinaus, so wird der böse Grund in diesem Fehler es nicht genug auf das Wort der Eltern hören, nicht genug auf die Lehre merken lassen; noch einige Jahre weiter werden wir in ihm ein flatterhaftes Mädchen oder einen unsteten Knaben bemerken; und endlich in dem Jünglinge sehen wir wenig Achtsamkeit auf das, was gelehrt wird, wenig ehrerbietiges Betragen gegen die Personen, denen Aufmerksamkeit gebührt, und wenig ruhige Thätigkeit, um etwas zu vollenden; und so sehen wir schon jetzt in dem 3jährigen Kinde das wichtige Treiben des 18jährigen jungen Menschen, denn das ist im Inneren ganz identisch mit der Unaufmerksamkeit des kleinen Knaben, und so wie diese jetzt von individueller Beschaffenheit ist, so wird sie auch in einer eignen Verdorbenheit des Jünglings wieder erscheinen.

Das Kind ist unfreundlich gegen seine Nebenmenschen, sein ganzes Gemüth ist unfreundlich: wenn nun einmal von dem Knaben oder Mädchen etwas verlangt wird, das nicht nach ihrem Sinne ist, werden sie es anders als mit Verdruß aufnehmen? Das ist aber alsdann die Aeußerung, die wir Widerspenstigkeit nennen. Oder wenn der Jüngling etwas Unangenehmes erfahren muß, wird er es anders, als mit seinem widrigen Sinne empfinden? und da alsdann das Nachdenken über die Ursachen, Bekanntschaft mit der menschlichen Handlungsweise ꝛc. eingetreten ist, was kann diese Empfindung anders seyn, als eine bösherzige, die sich nun nach dem

Naturelle theils als Rachsucht, theils als Zornsucht, theils als Bitterkeit u. s. w. darlegt? In der Unfreundlichkeit des Kindes sehen wir also die Gehässigkeit des Erwachsenen. Schlägt das Kind die Erde, wo es gefallen ist, so wird es einst als Jüngling auf die Menschen wenigstens losschlagen wollen, die ihm das Schicksal in den Weg führt, und als Mann wider die Vorsehung murren. Wem es Gott nie recht machen kann, der war auch sicher als Kind nicht leicht zufrieden.

Wir bemerken in einem Kinde wenig kindliches Gefühl. Es wirkt also wenig in ihm zur Liebe und Verehrung gegen Höhere; wo aber der Trieb fehlt, da wird auch bei jeder Erregung nichts erwachsen: wie will also das Kind je den unsichtbaren Vater lieben, da es vom sichtbaren, d. h. von dem stärkeren Eindrucke, nicht erregt ward, und wie will es ein Gefühl von Verehrung gegen das höhere Wesen haben, zu welchem nicht äußerlich, sondern geistig, der religiöse Trieb hingewendet wird? Dieser Trieb fehlt ihm ja, freilich nicht ganz, aber er ist schwach genug. Mangel jenes Gefühls in der Kindheit ist also mit dem Mangel der Herzensreligion in dem Jünglingsalter ganz identisch, und nur in der äußerlichen Form verschieden, wie der verkrüppelte Stamm dasselbe ist, was der geknickte Stiel des zarten Pflänzchens war.

So wirkt der physische Trieb zum Genusse zuerst in der Kindheit als Trieb zum Speisegenusse; hat er nun da die Uebermacht gewonnen, so geht er nicht mehr auf Befriedigung des Naturbedürfnisses aus, sondern auf Erregung und Unterhaltung der Gaumenlust. Hiermit ist nun einmal das Gemüth von der Sinnlichkeit überhaupt unterjocht, und der unordentliche physische Trieb geräth in eine Verirrung nach der andern, bemächtigt sich des ganzen Organismus sammt der Seele. Er erscheint also theils als verfrüheter, theils als überwiegend gewordener Geschlechtstrieb, ja als eine krankhafte Reizbarkeit, in diesem wie

in jenem Zweige der Sinnlichkeit, und so wie jene durch das Kindesalter bestimmt wurde, so bestimmt sich diese durch das Alter der Pubertät. Die Unkeuschheit kann freilich auch in jungen Menschen noch entstehen, die keine sinnlichen Kinder waren, denn wie schwach und verführbar ist hier der Mensch! aber das der Gaumenlust ergebene Kind hat schon angefangen wollüstig zu seyn. Wenn ein unordentlicher Trieb in der Pflanze ist, so schießt sie wohl früher in den Stengel, aber sie wird schmächtig, und in der zu früh hervorgetriebenen Blüthenknospe hat sich alle Kraft des Gewächses verzehrt.

So ist die Spielsucht des Jünglings identisch mit der trägen Lust am Beschäftigtwerden, die wir an dem Kinde sahen; in seinem jetzigen Renommiren erscheint nur wieder die Unbändigkeit des herrschenden Knaben; die Putzsucht, Vergnügungssucht, Coketterie des Mädchens ist nur die neue Form der trägen, nichtigen und gefallsüchtigen Thätigkeit des Kindes, je nachdem diese nun gestaltet war: und in der Verdrossenheit des kleinen Mädchens sehen wir schon das launische Wesen des Weibes.

Und so finden wir, daß in den Ausschweifungen des Jünglingsalters gerade so wieder die Untugenden der Kindheit neu erstehen, wie die Tugenden der Reife nichts anders sind, als jene Schönheit des ersten Frühlings in ihrer völligen Entfaltung. Der Mensch ist in seinem Wachsthume ein Ganzes in seinem organischen und geistigen Werden. Das Eigenthümliche seiner Natur offenbart sich in seinem Bösen, wie in seinem Guten, so daß hierin das Bleibende erscheint, und man nur die Naturentwickelung und die äußerlichen Verhältnisse zu kennen braucht, um vorwärts oder rückwärts zu urtheilen, d. h. um bestimmt zu sagen, was aus dem Kinde werden wird, oder wie es früher gewesen seyn muß. Ja, der geübte Erzieher ist hiernach im Stande anzugeben, durch welche Fehler der Erziehung etwas Schlim-

mes entstanden ist, und durch welche Verbesserungen etwas Besseres sicher erwartet werden kann.

Auch sind die Heilmittel gegen die Verdorbenheiten im Wesentlichen dieselben, ob sie später oder früher angewendet werden, nur in der Form verschieden, so wie die Reizfähigkeit des Subjects sich nach den Jahren ändert, bei dem Kinde körperliches Gefühl, bei dem Jünglinge Ehrgefühl u. s. w. Aber je später das Heilmittel angewendet wird, desto weniger ist eine Radikalkur zu erwarten. Ueberdas wird in den Krankheiten des Geistes, gerade wie wir es in den leiblichen erfahren, durch die Heilung, so gut sie auch gelinge, immer auf irgend einer Seite das freie Geschäft der guten Natur gestört, Ueberreiz auf der einen, Erschlaffung auf der andern Seite ist immer mehr oder weniger die Folge davon; dieses hat man aber bei der früheren Jugend noch am wenigsten zu erfahren. Man schmeichle sich also nie, die Jugend in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zu sehen, so lange man Verdorbenheiten zu heilen hat, aber man verzweifle auch nicht an der Heilung. Schon manches boshafte Kind, schon mancher verlorne junge Mensch, so manche verwahrloſete junge Leute, die schon in Lastern versunken und vielleicht ganz aufgegeben waren, haben ihre Retter gefunden *).

Der Jugend gewährt die Natur ein gewisses Vorrecht der Besserung, und Gott legt sie den Obrigkeiten, Eltern und Erziehern auf das Gewissen. Sie dürfen daher nicht eher einen jungen Menschen aufgeben, bis sie von seiner unheilbaren Bösartigkeit überzeugt sind.

*) Wie der thatkräftige Apostel der Liebe einen verwilderten Jüngling gerettet haben soll, s. Gesch. d. Erz. 11. 15., und wie manches Beispiel findet sich, wo sich auf die Besorgnisse, wie sie dort Luk. 18, 26. die Leute äußerten, die heilige Antwort vernehmen läßt: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.“ Die Menschen sollen also keinen solchen Hülfsbedürftigen aufgeben und hülflos lassen.

Und wie können sie das seyn? Zwar ist man es manchmal durch eine Art von einschauendem Gefühle, aber man darf doch darauf nicht fest trauen.

Ist es Rohheit, was verbessert werden muß, so ist der junge Mensch in ähnlichem Gange, wie das Kind zu entwickeln, z. B. wenn ein vernachlässigter Negerjüngling, oder verwahrloſete junge Leute, die als Bettler und Landstreicher herangewachsen sind, zu nützlichen, rechtlichen, sittlichen Menschen gebildet werden sollen. Aber die Behandlung ist doch sehr verschieden von der, welche im guten Zustande das Kind genießt. Strenge Aufsicht und Zucht, dabei ernster und zweckmäßiger Unterricht, in allem diesem aber Beweise wahrer Liebe, ist hier die Hauptsache. Ist es aber Verbildung, wie denn dieses Verderben in unserer Culturwelt häufig genug vorkommt, so möchte man fast ein neues Wort dagegen machen, Entbildung, um auf ein neu zu ersinnendes Verfahren hinzuweisen, wodurch man die falsche und unzweckmäßige Bildung auf die wahre und die Einfachheit und zum rechten Ziele zurückführen könnte. Das Ganze der Erziehung giebt für dieses alles erst die gehörigen Winke.

Schließlich müssen wir noch den Hauptfehler der Jugend hervorheben, welcher sich durch die ganze Zeit der Bildung hindurchzieht, und ihr beständig unmittelbar im Wege steht, d. i. wenn der junge Mensch nicht will gefehlt haben. Es scheint gerade ein Uebel unserer Zeit zu seyn. Man widersteht ihm nicht durch Moralisiren, Räsonniren und Rechten, denn man verstärkt es vielmehr damit, weil man dadurch den Egoismus nur noch mehr zu einem Chicaniren und zur Pharisäischen Selbstgefälligkeit herausfordert: nur das Festhalten der heiligen Macht, die Gott den Eltern und Bildnern ertheilt hat, kann das Unheil verhüten, und, wenn es schon da ist, am ersten wieder wegschaffen. Es ist aber einzig und allein die ächtchristliche Erziehung, welche hier hilft, weil nur sie tief genug in das Herz wirkt, und die Sehnsucht ein-

stößt, überall seine Fehler zu erkennen, um sich zu bessern.

Sollten wir noch eines allgemeinen Uebels in unserer Bildung erwähnen, so ist es jene Klage über angegriffene Nerven, wie sie jetzt fast in allen Ständen gehört werden. Das soll aber nicht so seyn. — Doch was die bisherige Erziehung hierin verschuldet hat, sei eine bessere für die nächste Generation auszutilgen suchen. Darauf führt die folgende Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Erziehung im Ganzen.

Digitized by Google

Einleitung.

Erziehung ist das Ganze der Behandlung, was von der Kindheit an die Jugendzeit hindurch geschehen soll, daß der junge Mensch zu seiner Bestimmung gebildet werde. Sie befaßt also alles das in sich, was die beiden vorhergehenden Abtheilungen angaben, und vereinigt es in der gesammten Wirksamkeit, welche sich um das Kind, sobald es an das Licht der Welt gekommen, für sein Gedeihen und Werden bewegt, und den heranwachsenden Menschen bis zur Reife begleitet. Während dieser ganzen Jugendperiode ist die Absicht des Erziehers, also der Eltern, oder wer ihre Stelle vertritt, der Lehrer, und eines jeden, welcher bildend einwirkt, darauf gerichtet, daß alles veranstaltet werde, wodurch man den jungen Menschen zu seinem Ziele zu führen gedenkt. Das liegt aber in seinem Urbilde; er soll mit der Reife dahin gelangen, daß er dieses selbst finde, es ganz in sich aufnehme und von jetzt an im Leben sich selbst erziehe. Wer so erzogen worden, ist nunmehr in sein freies und selbständiges Daseyn eingetreten, er hat seine Bestimmung in der Gottähnlichkeit kennen gelernt, mit Begeisterung ergriffen, und sich ganz demselben geweiht. So können wir, und zwar auch im evangelischen Sinne, die Erziehung richtig erklären als die Führung des Menschen von

seiner leiblichen Geburt bis zur geistigen, der Wiedergeburt *).

Denn der Geist der wahren Erziehung kann doch kein anderer als der seyn, welcher über die Kinder das Segenswort gesprochen: solcher ist das Gottesreich. Für dieses soll jedes erzogen werden; so wie es auf die Welt geboren ist, sollen es die Menschen als ein Gott geheiligtes Kind ansehen und es so in das Leben hereinführen, daß es zur Gottähnlichkeit gelange. Nur das ist es, was wir unter Bilden zu verstehen haben, nur das giebt dem Menschen sein Urbild, nur das zeigt dem Erzieher den Weg vor, und giebt ihm die rechte Kraft, den rechten Verstand und die rechte Freude in seinem wahrhaft göttlichen Geschäfte. Gerade entgegengesetzt, um nicht aller der in der Einleitung berührten einseitigen Systeme zu gedenken, ist die, jetzt freilich häufig beliebte, Erziehung, welche das Kind in seine vollendete Ichheit erheben möchte, also das Ziel darein setzt, daß es nur von seinem Selbst abhänge, nur in seiner Kraft gehalten sey, und alles in sich und außer sich mache. Da ist kein Urbild als das Ich selbst, oder was es aus sich erzeugt, also Gutes und Schlechtes durcheinander, und da der Natur nach das letzte, man nenne es nun das Sinnliche oder das Sündhafte, den Sieg behält, so nährt man nur das tiefwurzelnde Verderben, und der frei gepriesene Mensch ist der Sclave seiner Leidenschaft. Das Christenthum dagegen macht recht frei. Es lehrt das Böse in dem Herzen erkennen und besiegen, es lehrt Gott als Vater lieben und sich ihm heiligen, es lehrt das niedere Selbst verläugnen und das höhere gewinnen. Man sucht irgendwo sonst vergeblich die Menschenbil-

*) Allerdings; denn vom Frühesten an zeigt sich in dem Kinde ἡ ἐν ἡμῖν οἰκοῦσα ἁμαρτία. „Es gehört mit zur Inconsequenz des Zeitalters, die Universal-Erbsünde läugnen, und täglich die Familien-Erbsünden in den sprechendsten Exemplaren mit Augen vor sich wandeln sehen.“ Sailer, über Erz. an Erz.

dung: mit dem Christenthume ist einzig und allein der Menschheit das Heil aufgegangen, und jedem Kinde, jeder Mutter, jedem Vater und jedem Erzieher. Der Christ weiß das, er kann also nicht anders lehren. Doch wir wollten hier nur an das erinnern, was sich uns sowohl in dem bisher Betrachteten, als auch in der Geschichte der Erziehung genügend vorgelegt hat. Es soll uns also der Geist der christlichen leiten *).

---

*) Man vergleiche hiermit die neuesten Theorieen der Erziehung, so wird man in allen dieses wohl als das Gemeinsame finden, nur nicht genug hervorgehoben, oder auch blos nebenbei, oder gar untergeordnet. Am meisten ist das der Charakter der Lehren von Rousseau, Basedow, Campe, des Revisionswerkes, u. A. aus dieser Schule; die aus der Schule von Kant und Fichte ordnen das religiöse Princip dem sittlichen unter; dahin gehört auch die Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke der Menschheit ꝛc. von Pölitz, 1806, doch durch einen gewissen Eklekticismus verbessert. Eben das gilt von der Allgemeinen Pädagogik aus dem Zweck der Erz. ꝛc. von Herbart 1806, wo man nur der logisch scharfen Begriffentwickelung von Regierung und Zucht, Vertiefung und Besinnung, Erkenntniß und Theilnahme, Charakter, Gedächtniß des Willens, Wärme, u. s. w. manches für die Anwendung im Leben selbst verdankt. Weit näher zu kommen scheint: Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung ꝛc. von Graser 1811, (2te Aufl. 1814.) „Strebe dem Menschen dahin zu verhelfen, daß er sein Seyn sobald als möglich, d. h. sobald es die menschliche Kraft erlaubt, selbst zu begründen vermöge;“ dieser Grundsatz könnte indessen auch gerade zum Entgegengesetzten führen, wenn nicht der christliche Sinn in der Anwendung zum Rechten hinlenkte. Noch näher kommt: Die Erz. als integrirender Theil unsers Kampfes gegen das Böse von L. v. Holst, 1821, allein es entwickelt philosophisch nur Einen allerdings wahren Gedanken, und diesen nicht genug für das Leben. Mehr giebt für das christliche Leben durch den christlichen Grundsatz jenes Kampfes: Ueber gedeihliche Erziehung, von Ebel, 1825. Als Belehrungen aus dem Leben für das Leben mit Hinweisung auf das Ideale sind die Fragmente über Menschenbildung v. M. Arndt 1805 1tes Fr., (das 3te Fr. 1819, Briefe an Psychidion, über weibl. Erz.): „Bilden ist ge-

Die Erziehung läßt sich weniger durch Regeln, oder auch durch ein System lehren, wie darnach höchstens nur die reine Bildung gelehrt werden kann; sie bewegt sich vielmehr im Leben und formt sich in tausend Verhältnissen, welche jedesmal die Urtheilskraft und den Tact auffordern, um das Rechte zu thun. Es ist also der Geist, welcher leiten muß, und wohl dem, der eben den Geist erhalten hat, der den Sinn für das Kindliche rein und den Verstand für das Urbildliche scharf macht, der Blicke, Mund und Hand richtig führt! Wir suchen daher in dieser Abtheilung, welche die Lehren, wie die Natur entwickelt und die Vernunft bildet, für das Verfahren der Erzieher zusammenfaßt, mehr aus dem Leben selbst zu reden, und einzelne Winke zu geben, als Sätze aus Sätzen zu beweisen. Und so giebt hier blos die Zeitfolge die Anordnung an.

---

wöhnlichen Sinne ein ꝛc. Wort, im höheren Sinne ein göttliches; den Menschen zum Bilde der Welt machen, größter Gedanke einer sterblichen Brust! Das aber kann nur ein Gott, der Mensch verdirbts nur. Mit dem Kinde empfängt er schon ein von der Natur bestimmtes Bild; er sollte nur lauschen, wie es alle Dinge allmählig in sich aufnimmt und spiegelt, höchstens das Schädliche wegräumen. Sich bilden lassen soll man den Menschen, alle Züge der schönen Welterscheinung in die weiche Tafel einzeichnen lassen. Die Nichtstörung dieses einfältigen Naturverfahrens, nur das ist Menschenbildung. J. P. Richter führt in der Levana das Höhere bestimmter in das Leben ein.“ „Die Erziehung ist nicht blos Entwickelung oder Erregung überhaupt; bei Rousseau ist der Naturmensch mit dem Idealmenschen vermengt, beide dem Säcularmenschen entgegen gesetzt. Jeder hat seinen idealen Preißmenschen in sich, — am hellesten schaut man diesen heiligen Seelengeist im Jünglingsalter. Im Genie tritt er am stärksten vor, z. B. Kant, Raphael, Mozart (oder mehr noch Händel) Cato, Friedrich II. Aristophanes, Swift, Tasso ꝛc., diese in Modellir- und Quetschformen einzwingen wollen, welche Geisterniederlage! Ist der Mensch aus seiner Individualität herausgeworfen, so schwankt alles.“ — Aber sie bleibt, wird geheiligt, und alles ist fest, nur durch die christliche Erziehung.

Erſter Abſchnitt.

Die Kinderjahre.

(Das erſte Jahrſiebend.)

I. Die erſten Lebensmonate.

a) Das Wochenkind.

So wie das Kind zur Welt geboren iſt, ſollte es mit einem betenden Gedanken aufgenommen werden. Es iſt ein Geſchenk Gottes von unendlichem Werthe, und dieſer wird ihm dadurch zuerkannt, daß man es Gott heiligt. Das geſchieht dadurch, daß man ſogleich und fortwährend alles das thut, was zu ſeiner Lebensbeſtimmung dient. Wir ſollen alſo dem Kinde keine andere Natur geben wollen, als die es mitgebracht hat, aber derſelben ſorgfältig nachgehen, ſie vom erſten Puncte an richtig leiten und bildend auf ſie einwirken. Das geſchieht denn zuerſt im Phyſiſchen, und ſo iſt die Wartung und Pflege des neugebornen Kindes auch ſeine erſte Erziehung *).

*) L'Education physique wurde zuerſt ſo genannt und zum eignen Gegenſtande gemacht durch eine Diſſertation von Ballerſerd, Genf 1762, welche den Preiß erhielt, da die Geſellſchaft zu Harlem ihn zur Aufgabe gemacht hatte. Dieſer gebührt alſo die Ehre, dieſen hochwichtigen Zweig der Erziehung gleichſam hervorge-

Vor allem hat also die Hebamme das Gehörige zu beobachten. Ihre Hülfe ist sehr nöthig, wenn nicht Kind und Mutter augenblicklicher Gefahr Preiß gegeben seyn sollen, aber ihre Hülfe muß auch verständig und geschickt seyn. Von Alters her ist Aberglaube und Unkunde hierin unglaublich fest gewurzelt, und erst in den neuesten Zeiten ist die Geburtshülfe zu einer gewissen Vollkommenheit in den cultivirtesten Ländern Europas gebracht worden, welche nunmehr, in Deutschland wenigstens, auch auf den Dörfern für gute Hebammen sorgt. Ein wichtiger Punct auch für die Erziehung unter dem Volke. Wir sind also aller der Regeln überhoben, wie z. B. von richtiger Lösung der Nabelschnur, von schonender Behandlung des Neugebornen, auch darin, daß man der Natur nicht im Zurechtdrücken des Kopfes vorgreife, was die innere Kraft von selbst und besser bewirkt, daß man die Mundhöhle reiniget, und die Zunge lösen will, aber mit dem Finger dann zu leicht die zarten Theile verletzt, u. dgl. mehr, das man in der Regel der Natur überlassen soll *).

---

rufen zu haben; nur hatte Rousseau gleichzeitig, und Locke früher vieles dazu gethan. Er wurde hierauf in Frankreich, Deutschland und England bis zur Vollendung ausgebildet. So findet man ihn in Dr. Friedländer, de l'éducation phys. de l'homme 1815. vgl. dessen Abh. unter dem Art. Educ. ph. im Diction. des sc. med. t. XI. Sehr schätzbar sind: Unzer, Diätetik für Schwangere; und Hufeland, guter Rath an Mütter; der früheren Schriften über physische Erz. nicht zu gedenken. Ballerserd, Desessart, Fourcroy, Tissot, so wie Stuve, Zückert, Frank, Weikard, u. e. a. verdienen unsern Dank.

*) Das Zuvielthun der Menschen bei der Kreisenden und dem Neugebornen hat einerseits seinen Grund in dem edlen Triebe der Hülfeleistung, andrerseits aber auch in dem Hange überhaupt, gern bei der Kraft des Schwächeren vorzugreifen; darum halten auch hierin Vorurtheile und Aberglauben zu fest. Von dem letzteren zeigt die Gesch. d. Erz. S. 455. besonders bei den Römern vieles auf, und noch ist vielleicht manches davon unter den Europ. Nationen

Das Leben des Neugebornen soll dann auch alsbald weiter in Schutz genommen werden *), und alles umher soll zu seinem gesunden Gedeihen mitwirken. Also keine unreine Atmosphäre, kein düsterer Ort, aber auch kein zu heller, keine kalte oder heiße Luft, keine blendende Helle, kein erschütterndes Getöse, wodurch das Kind alsobald betäubt oder gar zum Schrecken geneigt werden könnte, empfange den neuen Weltbürger, sondern alles sey für ihn zubereitet, wie wenn man ein ersehntes Familienglied aus fernem Lande kommend empfangen will. Wie viel hierauf, und dann allerdings auch auf die weitere gute Pflege ankomme, legen die entschiedensten Erfahrungen vor Augen. Seit den Fortschritten der Hebammenbildung und überhaupt seit den Verbesserungen in allem diesem hat die Sterblichkeit der kleinen Kinder bedeutend abgenommen, und auffallend gerade da, wo hierin eine bessere Einrichtung eingetreten **). Wo man

---

übrig geblieben. Das Christenthum gebietet dergleichen zu vertilgen, um das Kind, so wie auch das Leben der Mutter, heilig zu halten. In den obrigkeitlichen Anstalten für Hebammen und Gebärhäusern und in andern, die dahin gehören, so Findelhäuser nach ihrer verbesserten Einrichtung, zeigen sich erfreuende Fortschritte der wahren Aufklärung. — Man führt ein Beispiel an, daß ein Kind durch Zurechtdrücken der Schedelknochen aberwitzig geworden.

*) Selbst bei frühzeitigen Geburten läßt sich noch Erhaltung hoffen. Bronzit, Essai sur l'educ. medicin. 1754. I. p. 38 fg., führt ein Beispiel an, daß sogar ein 5 Monatskind erhalten worden, und erst genau nach 4 Monaten weiter anfing zu schreien, und wie die ausgetragenen Kinder aufzuleben, und wurde stärker als eins.

**) Wir beziehen uns hierbei auf ein Hauptwerk, über die körperl. Erziehung des Menschen v. Friedländer, aus dem Franz. übers. von Oehler, 1819, worin, wie überall, entscheidende Thatsachen gesammelt sind. Man hat in der Maternité zu Paris folgende Beobachtungen seit 1749 bis 1800 gemacht: in den ersten 9 Jahren starb von ungefähr 15 Kindern Eins, in folgenden 9 J. von 20 Eins, dann von 42, weiter von 44, ferner

sie also vernachlässiget, achtet man das Leben des Kindes gering, und verschuldet seinen frühen Tod, oder um es genauer zu bestimmen, man hat den Tod des 4ten oder 5ten Kindes, oder wie das Verhältniß seyn mag, zu verantworten, und kann sich also bei dem einzelnen Kinde, welches stirbt, nie ganz losklagen. Man findet wohl gewöhnlich, daß die Sterblichkeit der Kinder verhältnißmäßig am stärksten ist in den ersten 9 Lebenstagen, dann in den ersten 2 Lebensjahren, und im Ganzen in den ersten 10 Jahren, und die Mortalitätstabellen lassen die gewisse Verhältnisse auffinden, allein diese sind verschieden nach Ort und Zeit, und, wie ebenfalls die Erfahrung lehrt, nach Behandlung. So wie diese sich verbessert, sterben weniger Kinder *). Man dürfte vielleicht be-

---

von 77, und in den letzteren J. von 118 nur Eins; also hatte für die Sterblichkeit der Kinder, und in stärkerem Grade der Mütter, mit fortschreitender Verbesserung gleichmäßig vermindert, so daß sie in der Zeit von 40 Jahren bis zu einem Siebentheile der anfänglichen herabgesunken, d. h. unter 7 Kindern, die früher starben, jetzt 6 gerettet sind. Das spricht laut! — Nach einem Zeitungsart. v. London, 25. Mai 1827, wurden in dem Findelhause zu Dublin v. 1726 bis 1826 Kinder aufgenommen 52,150, von welchen 14,613 schon in ihren ersten Jahren starben, noch in der Anstalt, dann noch weiter 25,859 während der Pflege auf dem Lande, ferner 730 nach ihrer Rückkehr, im Krankenhause, endlich noch 322 als erwachsene Kinder, im Ganzen also 41,524, d. i. nur kaum der 5te Theil überlebte die Kinderjahre! Ob es jetzt besser dort ist? Nach einer Beobachtung soll, nachdem man die Wartung im Dubliner Geburtshause verbessert, in den ersten Lebenstagen nur das 14te, vorher das 6te, gestorben seyn.

*) Duvillard, daß in Frankreich von 1,000000 Kinder, die in einem Jahre geboren sind, am Ende desselben nur noch 767,525 übrig seyen, also im 1ten Lebensjahre beinahe der 4te Theil sterbe, daß sich aber dieses da vermindere, wo sich die Pflege verbessere. Man rechnete bei uns gewöhnlich, daß ungefähr die Hälfte der Gebornen in den ersten 2 Lebensjahren sterbe, und der Mehrzahl nach Knaben, so daß die Zahl derselben, da deren mehr als Mädchen geboren werden, sich nicht nur mit diesen ausgleiche, sondern

haupten, daß mehr durch Vernachlässigung umkommen, als in alter Zeit durch Aussetzung getödtet wurden. Oder sollte es in der Natur liegen, daß etwa der 10te Theil der Menschen in den Kinderjahren sterbe?

Alsbald nach der Geburt muß dem Kinde die gehörige Wärme zu Theil werden, wie sie die Natur auf der Mutter Schooße und an ihrer Brust anweiset, damit der Uebergang nicht zu stark sey. Wollte man auch an eine Abhärtung denken, so kann sie doch nicht jetzt schon eintreten, denn auch in den kältesten Zonen wird das Kind nicht auf Eis und Schnee geboren; und überdas ist die Natur der Bewohner von wärmeren Ländern gerade nicht darauf eingerichtet, daß sie sich in den ersten Lebensjahren schon für die Polarländer acclimatisiren könnte. Die Zimmertemperatur wird gewöhnlich auf 15° Reaum. angegeben, indessen bedarf auch das gesunde Kind in den ersten Lebensstunden mehr Grade in seiner nächsten Berührung.

Auch verlangt die Natur sogleich seine Reinigung. Es bringt an der Haut und im Darmkanale Unreinigkeiten mit, von welchen es bald entledigt seyn will, wenn es gedeihen soll. Das Thier leckt sein Junges, das es eben geworfen hat, und man will bemerkt haben, daß das zugleich ein Mittel sey, das auch innerlich zum Abgange wirke. Was die Natur so auf der niederen Stufe zeigt, ist ein Wink für den Menschen, der es humanisiren soll. Die Wärterinnen sollen also das Kind am ganzen Körper mit reinem, lauwarmem Wasser von etwa 25° Reaum. unter sanftem Reiben reinigen, und ihm dann eine linnene, leichte Hülle, sein Hemd anlegen. Denn das Kleid, von Menschenhänden gefertigt, ziemt

---

auch etwa noch gegen diese sich vermindere. Wer weiß, ob nicht die Sterblichkeit der Kinder bei besserer Pflege viel geringer werde. Verf. dieses hat die Erfahrung gemacht, daß sie bei Bauerskindern größer ist, als in den gebildeten Ständen.

dem Menschen an der Stelle der Bekleidung, welche die Natur dem Thiere aus seiner Haut wachsen läßt; und nur der Kopf des Kindes bleibe ohne Bedeckung, weil ihm die Natur eine genügende in den Haaren gegeben hat. Oder es mag auch diesen leichtes Linnen blos dazu umgeben, daß nicht leicht die sogenannten Fontanellen und die Schedelbildung eine Beschädigung erfahren. Das Waschen sogleich mit kaltem Wasser von der Temperatur des an der Sonne erwärmten Flußwassers ist wenigstens für unser Klima bedenklich, nach einigen Wochen könnte man es durch allmählige Gewöhnung, und wenn es zugleich ein Reiben ist, minder bedenklich finden, aber das Baden des Kindes in kaltem Wasser möge man vor der Hand noch unterlassen; Aerzte haben manchmal Skropheln und Gicht davon abgeleitet*).

---

*) Friedländer a. a. O. bemerkt, daß das Reinigen und die Friction zum Zwecke habe, die kleinen Haargefäße der Haut, welche eine zarte Hülle bilden, und zur unmerkbaren Aushauchung dienen, offen zu erhalten, und dadurch auch die Weichheit und Schönheit der Haut zu begünstigen; eine harte und wenig empfindliche Haut erfordre manchmal eine leichte Seifenauflösung, eine feine und sehr reizbare öligten Mandelteig, eine kraftlose und geschwollene Wein und Gewürze, eine sehr geröthete Wasser von geringerem Wärmegrade; ein dickes und starkes Kind lerne bald etwas kälteres Wasser vertragen. Schreiber dieses bemerkte an Kindern, die man in kaltes Wasser brachte, ein gewaltsames Sträuben, bis zu Convulsionen, und hielt das mit Recht für einen Wink der Natur; ein gewöhnliches Schreien sagt allerdings noch nichts dagegen, und nur so weit kann er die Einwendung der Levana gegen seinen Grund (II. 280.) gelten lassen, in der Hauptsache aber nicht. Die Meinung der Spartaner von dem Waschen der Neugebornen mit Weine, u. dgl. m. s. Gesch. d. Erz. S. 276. Locke räth, die Füße der Kinder in eiskaltem Wasser zu baden, nach dem Beispiele der Römer und der Juden in Polen und Deutschland (?), die sich zu jeder Jahreszeit in den Flüssen (?), und der Irländer, welche das ganze Kind in kaltem Wasser badeten; auch in Schottland wüschen die Frauen ihre Kinder manchmal in Wasser mit Eise vermischt.

Mit dem Waschen des ganzen Körpers fahre man jeden Morgen fort, bald auch Abends, und lasse es mit der Zeit in dem Wasser sitzen und plätschern.

Die Kruste über der Stirn und den Fontanellen muß mit Schonung behandelt werden; etwa nur mit einem leichten Abreiben.

Das Kind bekommt hierauf seine reine Hautbedeckung, es wird eingewindelt. Das dient fortwährend zum Rein- und Warmhalten zugleich, auch zur Stärkung des Hautorgans, dessen Wichtigkeit in neueren Zeiten zu sehr außer Augen gesetzt, und weßhalb so manche Kränklichkeit gewöhnlich geworden. Der Kopf erhält ein Häubchen, so lange ihn die Natur noch nicht genug mit Haaren bedeckt hat, welches aber nur locker unter dem Kinne befestigt seyn darf. Denn nirgends darf der Blutumlauf und die Bewegung der Glieder beengt seyn. Die Gelenkvertiefungen sind recht zu reinigen, dann abzutrocknen, und wo das Kind wund wird, ist die Stelle mit Lykopodium u. dgl. zu bestreuen.

Nun kommt das Lager des Neugebornen in Betracht. Auch hier will die Natur keinen schroffen Uebergang. Vor der Geburt ist sein Kopf abwärts gesenkt, jetzt darf er also noch nicht in die Höhe gerichtet seyn. Daher ist die horizontale Lage jetzt die naturgemäße, nur so, daß der Kopf sich nicht rückwärts beuge und überhaupt keinen Theil drücke; erst gegen den dritten Monat hin mag man das Kind zum aufrechten Sitzen allmählig gewöhnen, und erst viel später aufrecht stellen. Es muß weich liegen, aber nicht in übermäßiger Bettwärme. Es kann auch bald nach dieser oder jener Seite, doch nur wenig, gewendet liegen, damit sich desto leichter der Mund des Schleimes entledige; nur vermeide man einseitiges Einwirken der Lichtstralen, wodurch leicht Schielen oder Blinzeln entsteht; ja selbst kann von hinten ein stärkeres Licht schädlich werden, indem das Auge es sucht und sich zu übersichtigen Blicken

gewöhnt. Das kleine Bette, die Wiege, (nicht zum Wiegen!) sey zu diesen Zwecken mit Vorhängen versehen.

Bald bedarf auch das Kind der Nahrung. Die Natur fordert für dasselbe die Mutterbrust, und zwar von seiner Mutter, welche es eben zur Welt gebracht hat; das fordert die Natur für das Kind in seinen ersten Lebensstunden, nachdem es äußerlich gereinigt ist und auf seinem Kissen etwas geruht hat. Der Instinct treibt den Mund zur Saugbewegung, wird ihm nun nichts gegeben, sie zu üben, z. B. flößt man ihm nur etwas ein, so erschlafft alsobald dieser Trieb, und giebt man ihm etwas anders, nämlich den Zulp, so ist das, abgesehen von dieser Unreinlichkeit, nur ein Mittel, thierische Gier gleich mit der ersten Lebensverrichtung einzuflößen, und das Saugen nicht durch gedeihliche Nahrung zu befriedigen. Nichts ist von der Natur für diesen Zweck so geformt, wie die Brustwarze, und nichts für die erste Befriedigung dieses Triebes so geeignet, als was das Kind in den ersten Stunden und Tagen da einsaugt. Denn gerade diese Flüssigkeit (colostrum) ist das natürliche Reinigungsmittel für den Darmkanal des Kindes, um das Meconium abzuführen. Geschieht das nicht, so muß man zu künstlichen Mitteln greifen, die man aus der Apotheke holt; können diese je die Gabe der Natur ersetzen? Und wird das Kind in den ersten Lebenstagen nicht genug innerlich gereinigt, so fängt es an zu verkümmern. Aber auch für die Mutter ist dieses frühe Anlegen des Kindes nothwendig; sie erspart sich dadurch wenigstens das Gefährlichere der Milchfieber, wo sie ihr nicht ganz erspart werden, wenn man der Natur den Zufluß der Milch durch jenes natürliche Reizmittel erleichtert *). Die nährende Muttermilch kommt

*) Noch andere Uebel werden verhütet und manche Vortheile für die Gesundheit der Mutter herbeigeführt, wie die Aerzte beweisen, und die Erfahrung bestätigt. Selten werden Säugende von

dann allmählig in demselben Grade, wie das gereinigte Kind deren bedarf; wie denn die Sympathie der gegenseitigen Sehnsucht zum Stillen zwischen Mutter und Kind fortwaltet.

So wollte es der Herr der Natur und der Menschen: sie aber suchen viele Künste. Die Aerzte, welche so unzeitig galant gegen die Wöchnerinnen sind, um ihnen das Selbststillen zu erlassen, mögen es verantworten: in keinem einzigen mir bekannten Falle hat mich noch irgend ein Arzt, der es erließ, eigentlich überzeugt; und auch bei der scheinbarsten Unvermögenheit der Mutter hätte ich es gerathener gefunden, das Kind wenigstens in den ersten Tagen an ihre Brust anzulegen. Auch sollten die Ehegatten hier nicht so leicht nachgeben; der Mann soll vielmehr das Weib in seiner Pflicht stärken. Und gewiß ist schon frühere Verweichlichung des Weibes, wornach sie jetzt das erste Unangenehme des Reizes scheut, gleich dem unartigen Kinde, das die Arznei von sich stößt, aber sich dann auch um die süße Mutterlust bringt, die Ursache, daß in unsern Zeiten viele und immer mehrere Mütter den Liebesruf der Natur in ihrem Kinde überhören, und sich zu schwach zu dieser Pflicht fühlen mögen. Wo soll das hinaus, wenn der Zeitgeist dieses Entziehen sogar als Ehre des Standes oder Bildung ansehen läßt!

Indessen ist es nun einmal nicht anders; die Unsitte ist uralt, und schon im Alterthume beklagt*), jetzt aber sind nicht wenige auch der edleren Mütter von diesem Culturübel befallen. Da muß man denn auf Ersatz der Muttermilch denken. Ob nun durch eine Säugamme, oder durch Thiermilch und künstliche Auffütterung des Kindes? Die Meinungen sind getheilt. Von jeder Art

---

ansteckenden Krankheiten angegriffen, welchen Freibrief die Natur auch den Schwangeren zu ertheilen pflegt.

*) Gesch. d. Erz. 251. 458. u. a. a. O.

hat man günstige und ungünstige Beispiele genug, und jede hat ihre Gefahren *). Es läßt sich also um so weniger darüber eine allgemeine Entscheidung geben, und nur die Umstände im vorkommenden Falle können sie bestimmen; man berathe sich also mit dem Arzte. Man hat in neuester Zeit (1824) sogar das Anlegen des Kindes an eine Ziege vorgeschlagen **); ja man hat sich auch wohl jenem ekelhaften und gewiß auch ungesunden

---

*) Zu Paris will man bemerkt haben, daß mehr als die Hälfte der Kinder, die von Säugammen ernährt worden, in den ersten 2 Jahren starben — nur freilich zu Paris! — während von denen, welche die Mutterbrust erhielten, noch nicht das hundertste in dieser Zeit starb. Allein dieser Beobachtung ist nicht zu trauen, da jene bemerkte Sterblichkeit auch übrigens so ziemlich vorkommt, die letztere aber viel zu gering angegeben seyn muß. Das Schlimmste ist die Wahl der Säugamme. Auch der sorgfältigste Arzt ist, wie Friedländer (a. a. O. S. 56.) selbst gesteht, gegen Täuschungen nicht sicher; und auch er hält die moralischen Fehler derselben für bedeutend, wie auch schon Diodor. v. S. erzähle, daß Nero von einer trunkenen Amme gesäugt worden, die ihm jene Eigenschaften mitgetheilt, so daß man ihn nur Biberius statt Tiberius genannt habe; auch sey so die sinnreiche Fabel entstanden, die Amme des Caligula habe die Gewohnheit gehabt, ihre Brust mit Blute zu benetzen, damit sie ihr Säugling desto begieriger nähme. Allerdings beweisen genug Erfahrung, daß unsittliche Gesinnungen der Säugenden einen nachtheiligen Einfluß auf das Kind haben. Man sah das Weiße im Auge des Kindes nach einem Verdrusse der Amme gelblich werden. Besonders beweiset sich der Zorn nachtheilig; auch Schrecken, Angst, Haß, Trübsinn, Eifersucht, Wollust und jeder Affect, jede Leidenschaft. Nur die sanfte Liebe mit Edelsinne bringt dem Kinde Gedeihen an Leib und Seele. Man will sogar Beispiele von Thieren wissen, die von Menschenmilch zahmer geworden; sollte der Einfluß dieses ersten Nahrungsmittels wirklich so weit gehen? — In Frankreich hat es wohl die Diätetik, das Stillen der Kinder betreffend, am weitesten gebracht; s. Diction. des sciences medic. sous l'art Education phys. t. XI. p. 209.

**) Vielleicht mit dem Gedanken an die Ziege Amalthea, die den Herrscher des Olympus im Idagebirge aufgesäugt; warum nicht auch an Roms Wölfin?

Brauche, daß die Ammen oder Mütter dem Kinde die Speisen vorkauen *), nicht abgeneigt erklärt.

Legt die Mutter ihr Kind treulich an ihre Brust, so möge das anfänglich alle 2 bis 3 Stunden bei Tage, und alle 5 bis 6 Stunden bei Nacht geschehen, allmählig aber nach längeren Fristen; die Natur kündigt der rein gewöhnten Mutter die Zeit eben so richtig an, als ihrem Kinde. Dieses nimmt in 24 Stunden etwa 1½ Pfund Milch zu sich. Sie lege es auf jeder Seite an, um das Schielen zu verhindern.

In den ersten Lebenswochen schläft das Kind bei weitem mehr, als es wacht; man soll sich dessen freuen, aber mehr, wenn es die Natur bewirkt, als ein Einschläferungsmittel, das liebevolle mütterliche Einsingen ausgenommen.

Nach einigen Wochen werde es auch mitunter herumgetragen, jedoch Anfangs noch liegend auf einem Kissen, und auf beiden Armen, erst nach einigen Monaten auf einem Arme, der mit dem andern umwechselt, und so daß man die zarten Glieder nicht drückt, am wenigsten die Kniee, weil sonst die Füße leicht einwärts wachsen. Man hat auch eigene Tragkörbe vorgeschlagen; und so nicht minder dergleichen, in welchen das Kind ohne Gefahr erdrückt zu werden, neben die Mutter ins Bette gelegt werden kann **). Indessen unterläßt man am besten das letztere ganz; es giebt da nur ein Verhätscheln. Ueberhaupt verhüte man auch in allem diesem, z. B. in vielem Herumtragen, und späterhin im Herum-

---

*) Ob den Vögeln abgelernt, wenn sie ihre Jungen füttern (ähmen)? Wenigstens verstanden es die Wärterinnen zu Athen, Gesch. d. Erz. S. 353.

**) In England rechnete man nicht mehr als 40,000 Kinder, welche durch die üble Gewohnheit der Ammen, die Kinder neben sich ins Bette zu legen, von 1686 bis 1800 erstickt worden, also ein Jahr ins andere über 330! — ?

fahren, so gedeihlich das auch sonst seyn mag, jede Verwöhnung. Am wenigsten soll die säugende Mutter das Kind viel tragen; sie verliert sonst an Milch. Hat sich das Kind verunreinigt, so lege man es baldigst wieder rein und trocken. Gedeihlich ist ihm nach dem Waschen das Liegen auf dem Mutterschooße, ganz nackend, sowohl auf dem Bauche als auf dem Rücken.

Die Mutter lerne sich sobald als möglich auf das Schreien des Kindes verstehen, ob es Nahrungsbedürfniß habe, ob es naß und unbehaglich liege, ob es an einem Schmerze oder krankhaften Zustande leide, oder ob es nur eine unbestimmte Aeußerung sey. In den drei ersten Fällen suche man abzuhelfen, in dem letzten lasse man es liegen, ob es etwa einschlafe, welches das Beste wäre; wenn es aber immerfort schreit, so nehme man es auf und trage es herum, ob ihm etwa dadurch geholfen werde, weil man nicht weiß, was dem Schreien zum Grunde liegt. Besser aber, man kommt dem Bedürfnisse zuvor, ehe man das Kind durch Schreien die Befriedigung fordern läßt, damit nicht überhaupt ein ungestümmes Begehren entstehe. Damit sich der Blick nicht an ein Einerlei fixire, weil sonst die Aufmerksamkeit nicht genug aufgeregt wird, und ein Hinstarren, ein Hang zur Trägheit entsteht, so lasse man Hellung von verschiedenem Grade und mancherlei Lichtgegenden dem Kinde die Augen berühren.

Nun suche man, auch schon in den ersten Wochen, auf die individuellen Bestrebungen der Kraft bildend zu wirken; z. B. auf folgende Art. Siehst du, daß das Kind seine Arme bewegen will, so gieb ihm deinen Finger in seine Hand, und bewege sanft, so weit du spürst, daß seine eigne Kraft nachdringt, das Aermchen hin und her; am besten die rechte Gliedmaße. Dadurch wird der freie Zufluß der Säfte gefördert, die Hand lernt sich zum Fassen schicken, die dunkeln Triebe der Leibes- und Seelenkraft erhalten Nahrung, und das Kind ge-

wöhnt sich an Anstrengung, um sich zu unterhalten. Obwohl das Knäbchen diese Uebung schon so früh stärker verlange als das Mädchen?

Liegt das Kind wachend da, und sieht auf etwas hin, so beobachte man es, ob sein Blick einen Hang zum Unsteten hat; in diesem Falle lasse man den Lichtreiz nicht wechseln und den Gegenstand sich nicht bewegen; ist aber dagegen ein Hang zum Hinstarren bemerkbar, so lasse man das Helle vor seinen Augen sich hin und her bewegen. Da die wenigsten Menschen recht zu sehen wissen, und mit verwirrtem, oder unstetem, oder trägem Sehen zu kämpfen haben, so achte man dergleichen Uebungen nicht für unbedeutend.

Siehe deinem Kinde hell und freundlich in die Augen. Das Menschenauge ist ihm einer der Gegenstände, die ihm gerade das rechte Licht haben, und es mit einem eigenen Reize anziehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der dunkle Augenstern der erste Gegenstand ist, den das Kind als Form auffaßt. Er zieht es zur Menschheit hin, und diesen Zug gönne man ihm so früh als möglich.

Dergleichen ist allerdings schon wahrer Unterricht, d. i. absichtliche Bildung der Kraft in ihren einzelnen Richtungen. Durch das Zusammenwirken dieser geübten Thätigkeiten entspinnen sich sogleich eine Menge Associationen zur inneren und äußeren Bildung der Kraft. Wir sehen aber auch, daß man hier leicht zu viel thun kann, und daß es besser ist, man thut lieber nichts der Art, weil der Zufall es doch gemeiniglich besser schickt als alle Künstelei, wie er wirklich bei den meisten Kindern, wo nicht bei allen, es thut. Zugleich sehen wir, wie verständige, liebreiche Eltern, ohne es zu wissen, durch einen Naturtrieb gerade so mit dem Kinde umzugehen pflegen, wie es diese Regeln vorschreiben.

Die Fehler der Behandlung, die schon in den ersten Lebensmonaten vorkommen, müssen wir noch ausdrücklich rügen: 1) Unreinlichkeit, in Vernachlässigung des Waschens und des Lagers; 2) festes Einwickeln; 3) der Zulp, um das Kind zum Schweigen zu bringen, oder um es zu beschäftigen. Das heißt so recht mit dem ersten Aufleben das natürliche Bedürfniß des Hungers in müßige Lüsternheit verwandeln, und das ganze Daseyn für die Gaumenlust bestimmen. 4) Entziehung der frischen Luft; 5) Einschläferungsmittel.

Hierbei müssen wir etwas verweilen. Einschläfern heißt die Sinnenthätigkeit zur Ruhe bringen, bis sich der Schlaf einstellt. Dieses kann auf zweierlei Art geschehen, entweder durch Entziehung alles Reizes, oder durch zu starkes Reizen und Anstrengen der Sinne, daß sie endlich ermüden. Das letzte meint man gewöhnlich, wenn vom Einschläfern die Rede ist. Der Natur nach stellt sich der Schlaf von selbst ein, indem die Sinne für die Reize ermüdet sind, und sich die Augen nun von selbst dem Lichtreize entziehen und zufallen. Will das Kind nicht von selbst und nicht viel schlafen, so ist es nicht ganz gesund, und der Arzt muß rathen.

Allein das Einschläfern als künstliches Reizen ist in dem gewöhnlichsten Falle verderblich; die Kraft wird so entweder im Ganzen oder im Einzelnen mehr angegriffen, als sie vertragen kann; das Kind wird also geschwächt und siech gemacht. Es würde so auch endlich ermattet einschlafen, wenn man ihm seine Gliedmaßen lange hin- und herbewegte, oder wenn man es ununterbrochen auf einen hellen Fleck sehen ließe. Nichts anderes ist das beliebte Wiegen *), nur mit dem Unter-

*) Bei vielen Völkern unbekannt, ohne daß ihre Kinder des süßen Schlafes entbehren. In heißen Ländern pflegt man hier und da die Kinder nur in Hängematten zu legen. In Island steckt

schiede, daß da das ganze Seelenorgan, das weiche Gehirn durch das Hin- und Herschaukeln in allen Theilen sich reizt und ermüdet. Hierzu scheint noch die Gleichförmigkeit und Tactmäßigkeit der Bewegung, sowohl von einer Seite zur andern als in einerlei Zeitmaße, mitzuwirken, vermuthlich daß es den Reiz sanft, aber anhaltend macht, und die Bewegungen der Nerven- und Hirnkraft in ihrem Hin- und Herwirken unterbricht oder ableitet. Wenigstens ist dieser Zustand nahe mit dem Schwindel verwandt, und zwar mit dem künstlichen, den wir uns durch Herumdrehen oder Hin- und Herschwingen jeden Augenblick machen können, wenn wir Lust haben, uns bis zum Erbrechen übel zu machen. Gewiß würde auch so was bei dem Kinde erfolgen, wenn der Magen des Kindes schon gerade die Reizbarkeit hätte, wie bei dem Erwachsenen. Auch das Sehen erleidet Nachtheile, wenn die Augen noch offen sind, und so hin- und herfahren müssen. Der Sehnerve scheint besonders dabei angegriffen zu werden, auch bei verschlossenen Augen, weil wir schon durch das schnelle Vorbeifahren der Gegenstände neben uns her leicht schwindlicht werden.

Man hält das Wiegen, wo der Kopf auf und niedergeht, noch für das minder schädliche. Es mag seyn, daß das Schaukeln auf die Seiten die beiden Hirnhälften stärker in Schwung setzt, als die Lappen des großen und kleinen Gehirns bei dem Wiegen der Länge nach: allein dafür hates doch wohl wieder andere Nachtheile, denn das Zuströmen des Blutes in dem Kopfe muß doch hier wechselsweise gehemmt und vermehrt werden. Nicht besser finden wir den Vorschlag, durch Erheben und Senken vermittelst einer Federkraft in der Wiege dem Kinde die

---

man sie in eine Jacke, und läßt sie darin auf dem bloßen Boden schlafen, rutschen, und sich endlich so auf die Beine helfen; sie lernen da oft schon im 6ten Monate laufen, und man findet dort keine verwachsene Leute. Anderson Hist. nat. de l' Island etc.

einschläfernde Bewegung zu verschaffen. Wir sehen überhaupt nicht ein, unter welcher Bedingung das Wiegen noch zu dulden sey.

„Allein wie viele gesunde, kräftige, geistvolle Menschen giebt es nicht, welche tüchtig sind gewiegt worden! Und wie viele geistlose, die man nie wiegte?" — Gälte diese Einwendung, so gälte sie gegen alle Maßregeln der Erziehung, und dann hätten wir freilich nichts weiter zu thun, als unsere Kinder nur wild aufwachsen zu lassen, komme es dann wie es wolle; und diese Einwendung würde auch selbst gegen die gewöhnliche Sitte gelten. Wie wollte man es denn auch abstreiten, wenn jemand behaupten wollte, daß alle die gesunden, kräftigen, geistvollen Menschen es noch mehr geworden wären, wenn man sie nicht gewiegt hätte? So lange freilich nicht Alles in der Erziehung zusammenstimmt, kann die einzelne gute oder schlechte Maßregel nicht so deutlich ihre Folgen aufzeigen. Genug, alle neue Erfindungen von Wiegenmaschinen sind uns entbehrlich; dergleichen Ameublement mag dem Luxus dienen, es dient nicht der einfachen Erziehung.

Etwas anderes ist ein sanftes Schaukeln des Kindes auf den Armen. Denn hier fehlt jene betäubende gleichförmige Bewegung, das Kind wird beschäftigt, wenn es etwa noch Lust zum Wachen hätte, es befindet sich auf den Armen mehr in seinem Elemente, und seine Thätigkeit wird erregt bis zur natürlichen Ermüdung. Will also das Kind nicht auf seinem Lager einschlafen oder ruhig liegen, so ist nicht leicht ein anderer Rath, als es auf die Arme zu nehmen.

Aber weit entfernt seyen von dem reinen Leben des Kindes alle Schlafpulver und andere betäubende Dinge; sie irren nur die Natur des Gesunden.

Noch müssen wir das Einwickeln der Kinder rügen, denn auch dieses Uebel ist noch herrschend. Zwar ist die gewöhnliche Wickelschnur für die ersten Wochen

brauchbar, und mehr noch als eine bloße Decke mit Bändern, denn das Kind, welches dann noch leicht zusammenfällt und sich drückt, läßt sich darin am sichersten halten; allein sie muß breit genug seyn, und darf nur locker anliegen. Die Füße werden allerdings mit eingewindelt, nur nicht eingewickelt, um sie gegen Verkältung zu schützen, und ihnen doch freie Bewegung zu lassen. Die Arme bedürfen indessen jetzt noch einer viel freieren, und darum windele man sie auch vom Anfange nicht im mindesten ein. Die Besorgniß, daß sich das Kind kratze, ist unnöthig; und was wäre es denn auch? Es wird sich keinen Schaden thun; und glücklich der Mensch, welcher früh durch sich selbst Vorsicht lernt, wäre es auch durch leichte Selbstbeschädigung! Nur selten sah ich es interessen, daß ein Kind, auch selbst bei langen Nägeln, sich mit seinen Händchen im Gesichte eine Empfindung verursachte, wobei sich seine Miene verändert hätte.

Gegen das Taufen des Kindes in den ersten Lebenstagen läßt sich nichts Gegründetes einwenden; nur muß das Wasser die oben angegebene Temperatur haben, und man nicht zu grell den Kopf besprengen, sey es nun gegen die Stirn oder am Hinterhaupte. Sogar das Tragen des Kindes in die Kirche und, wie es an manchen Orten gewöhnlich ist, Stundenweit ins Pfarrdorf, wird nicht schädlich befunden, wenn die Witterung nicht zu kalt ist, und man nur sonst die gehörige Vorsicht beobachtet *).

---

*) Verf. dieses hat nicht wenige Kinder in Städten und auf dem Lande getauft, und nie auch nur eine nachtheilige Erfahrung gemacht, auch nie von einer gehört. Freilich fand er noch manche üble Gebräuche, z. B. Kindtaufschmäuße, damit verbunden. Aber selbst die Sitte, daß das Kind manchmal über Land in die Kirche getragen wird, zeigte ihm keine schlimme Erfahrung: indessen ist sie nicht zu billigen. Wo die immersio üblich ist, hat die Kindertaufe mehr Bedenken, und man führt Beispiele aus Rußland an, wo man die Kinder sogar in den beeisten Fluß eintaucht, daß

Der heilige Gebrauch der Taufe, welcher in der christlichen Kirche fast durchaus, einen kleinen Theil ausgenommen, schon an dem Neugebornen vollzogen wird, sey denn auch die ächtchristliche Feier, wodurch sie sich über die Weihungen der Kinder *) bei andern Religionen erhebt, daß das Kind, das Gott den Menschen zur Erziehung anvertraut hat, als ein Kind Gottes geheiligt sey, und überall mit Liebe umfangen, von seinen christlichen Eltern und Erziehern zu jener zweiten, höheren Geburt gebildet werde. Allerdings die rechte Zeit, dem Kinde seinen Namen zu geben. Er sey wohlklingend, denn der Mensch gewöhnt sich mit seinem Namen sein Selbst zu verwechseln; und möge er nun aus alter oder neuer Zeit, von dieser oder jener Nation, von einem Ahnen oder Heiligen hergenommen seyn, so werde er nur durch die Erziehung in der Person, die er bezeichnet, ein christlicher Name.

Ein Kind, das sich mit einem widrigen Namen nennen hört und selbst nennt, kann sich eines widrigen Gefühls von seiner Person nicht erwehren; klingt er aber zu süß oder zu gesucht, so kann es sich eben so wenig in seiner Wahrheit fühlen. Besonders möchten wir gegen Namen aus Romanen, u. dgl., die gerade dem Modegeschmacke gefallen, sowohl um des heranwachsenden jungen Menschen, als um der Eltern willen warnen. Die Herminen, oder Philinen, oder Theudelinden, die Pompejus, oder Julius Cäsar, oder Arioviste u. dgl. erregen nur Lächeln, wenn die kleinen Personen doch gar nicht darnach aussehen. Besser noch geben oft die Mütter ihren Kindern bezeichnende Scherznamen. Wenn

---

sie auf der Stelle starben: die adspersio dagegen erfordert nur Vorsicht in der Temperatur des Wassers und der Luft, und es giebt darüber polizeiliche Gesetze; s. Dictionaire des sciences medicales.

*) Gesch. d. Erz. S. 194. 351 fg. 458.

man ihnen nach ihrem innern Wesen, oder mit prophetischen Blicken den Namen geben könnte, so wäre das noch etwas. Nimmt man ihn von edlen Menschen, um diese selbst ihnen so als Vorbild gleichsam in die Seele zu legen, so lehrt nur die Erfahrung, daß doch im Leben nachmals wenig oder gar nicht daran gedacht werde. Am besten also, man bleibe bei der Sitte.

---

b) Das Monatskind bis zur Entwöhnung.

Der Säugling ist also der liebevollen Sorgfalt übergeben, und diese hat fortwährend ihr Hauptgeschäft in der Wartung und Pflege. Nicht blos das Mutterherz, sondern auch der verständige Ernst hat es zu führen. Wie sehr Einfachheit und Festigkeit dabei nöthig ist, brauchen wir weiter nicht zu sagen, wir erinnern nur daran, daß sich schon in den ersten Lebensmonaten die Unarten erzeugen, wenn man nicht ihrem Entkeimen durch wohlgeordnete Gewöhnung begegnet, und daß alles Erste am tiefsten wurzelt und am längsten fortwirkt.

Man fahre also in der angegebenen Diät im Ganzen fort. Doch giebt es mit der Zeit einige Abänderungen, die sich auf die weitere Entwickelung beziehen. Hierin macht das Zahngeschäft eine bedeutende Epoche. Es tritt gewöhnlich schon im 6ten Monate, selten früher, oft später, ein. Der ganze Organismus ist alsdann, wenn auch gerade nicht immer krankhaft, angegriffen, und das Kind überhaupt in einem gereizten Zustande. Da das Ausbrechen der Zähne gewisse äußere Reize am Zahnfleische, nämlich etwas Hartes, verlangt, so giebt man dem Kinde schon frühzeitig etwas der Art in die Hand, das es zum Munde bringen kann, z. B. Veilchenwurzel. Am besten wohl, wenn man das mit dem ersten Spielwerke der Kinderklapper vereinigt. Nach Umständen muß man ihm etwas Weicheres geben, z. B. den Finger, und

mit demselben das Zahnfleisch sanft reiben, manchmal auch gegen Entzündung Feigen in Milch gekocht, u. dgl.; in der Regel können es sehr harte Körper, z. B. Schlüssel, seyn; nur ist in allem diesem Vorsicht zu beobachten, und die Natur nicht zu stören. Wenn die Mutter achtsam genug ist, um überhaupt ihr Kind kennen zu lernen, so bemerkt sie auch leicht, wo man der Natur etwa zu Hülfe kommen muß, und wird auch bei dem Zahnen des Kindes nichts vernachlässigen, nichts übertreiben, und dabei getrost seyn. Ist der erste Zahn nun glücklich ausgebrochen, so freue sich deß das ganze Haus; es ist eine Begebenheit, die von unserem kindlichen Claudius mit Recht zu einem kleinen Familienfeste *) erklärt worden. Nun brechen nach und nach die 20 Milchzähne alle durch, bis die erste Zahnung vollendet ist. Da sie gewöhnlich das Kind stärker angreift, als die zweite (im 7ten Jahre), und bei dem einen mit diesen, bei dem andern mit jenen körperlichen Beschwerden verbunden ist, oder, wie man es zu bezeichnen pflegt, das eine über die Brust, das andre mit Diarrhöe zahnt, vielleicht nach Verschiedenheit des Naturells, so ist manchmal ärztliche Hülfe nöthig, aber auch um desto mehr zu wünschen, daß die Natur der Kinder von dem Arzte besser, als man es meistentheils findet **), verstanden werde.

Die Ernährung des Säuglings geschieht fortwäh-

---

*) Wie die Natur Feste wegen der Kinder verlange, zeigt uns die Geschichte, z. B. Gesch. d. Erz. S. 197. 277. 351. 457., warum achten wir, im christlichen Familienleben, sie doch so wenig! — Man hat angenommen, daß während dieser Periode 5 Procent von den Kindern dem Tode anheim fallen, also der 20te Theil der Bevölkerung, aber die Beobachtung ist ungenau.

**) Der Verf. dieses kann nicht umhin, aus seiner Erfahrung, — und er hat nicht wenige Beobachtungen hierin gemacht, — dieses zu bemerken, daß er meist auch unter den übrigens trefflichsten Aerzten genugsame Kunde der Kindernatur, und hier gerade die richtigen praktischen Blicke vermißt habe.

rend, wie wir angegeben, aber es kommen allmählig auch andere Nahrungsmittel hinzu. Die Muttermilch erleidet selbst allmählige Veränderungen, schon durch die consistenteren und vorher gewohnten Speisen, wozu die Wöchnerin wieder zurückkehrt, und man bemerkt, wie das Kind jedes neue Nahrungsmittel der Mutter, wenn auch nur leicht, anfangs verwinden muß. Indessen ist das so in der Ordnung, da unsere ganze Lebensweise solche Gewöhnung vom frühesten an verlangt. Gewiß ist eine allzusorgsame Schonung hierin dem künftigen Weltbürger noch gefährlicher, und es läßt sich hier wohl anwenden: „wer nichts an dem Kinde wagt, wagt es selbst daran." Sey nur die Mutter einfach und rein in ihrer Diät, wie in ihrem Gemüthe. Die Zeit des Stillens rückt mehr und mehr aus einander, so daß der Säugling kurz vor der Entwöhnung die Mutterbrust nur wenige male in 24 Stunden erhält. Auf diese Weise geschieht auch hier kein Sprung in der Natur. Und aus eben diesem Grunde fange man mit andern Nahrungsmitteln schon früh an, in zunehmender Gabe. Zuerst giebt man Mehlspeisen, die aber wohl zubereitet seyn müssen, Milchbrei mit Zwieback, u. dgl. *) Es versteht sich, daß man das Kind nicht überfüttern darf. Hierauf kann bald eine verdünnte Fleischbrühe folgen; Fleisch selbst wird von der Natur nicht eher gefordert, als bis sie die Eckzähne dazu hervorgetrieben hat. Das Vorurtheil gegen die animalische Kost wollen wir den Braminen überlassen; wenigstens in unserm Klima hat es sich genugsam widerlegt; sie nährt auch Kinder gut, da-

*) D. Friedländer a. a. O. S. 87 fgg. hat die neuesten chemischen ꝛc. Untersuchungen über die Milch von Menschen und den mit der ihrigen uns versorgenden Thierarten, wie auch über andere Nahrungsmittel sehr praktisch mitgetheilt, und wir wünschen, daß man es lese und benutze. Auch findet man da interessante Bemerkungen über den Einfluß der Nahrungsmittel auf das Aeußere und Innere des Menschen.

bei erregend. Gemüse eignet sich noch kaum für den Säugling, Gewürze gar nicht. Man halte sich also an jene einfachen, natürlichen Nahrungsmittel; und da im Ganzen genommen der Mensch sowohl für animalische als vegetabilische bestimmt ist, das Kind aber vorerst für letztere, so schreitet man naturgemäß zur ersteren fort, wornach es denn erst mit dem Umzahnen, also im 7ten Lebensjahre, zu den eigentlichen Fleischspeisen kommen würde. Allein die Lebensweise ist so sehr von der Einfachheit abgewichen, daß man fast nirgends zu derselben zurückkehren darf, ohne zu viel die Verhältnisse zu verrücken. So muß man also das Beste damit thun, daß man das Kind so einfach wie möglich, aber doch für die Lebensweise, in welche es einzutreten bestimmt ist, mit den Speisen gewöhne. Von Getränke ist bei dem Säuglinge noch kaum die Rede.

Die Bekleidung des Kindes bleibt die angegebene leichte, welche der Reinlichkeit und der freien Bewegung am besten dient, dabei genugsam wärmt, ohne zu reizen; weßhalb Wolle überhaupt erst auf die späteren Jahre verspart wird. Strümpfe bedarf das Kind noch gar nicht; die Kopfbedeckung sey leicht, hauptsächlich nur gegen scharfe Luft, Nässe, Sonne zu schützen. Oefters sollte das Kind nackend dem Luftbade, versteht sich in gehöriger Temperatur, und ohne Zugluft oder Wind, ausgesetzt seyn. Mit dem Baden wird auf die angegebene Weise fortgefahren. Wie viel übrigens auf gesunde, heitere Wohnung ankomme, bedarf keiner Erinnerung; indessen verwöhnt sich hierin zu leicht unsere jüngere Generation, und die engen, dumpfen Stuben, worin ehedem die meisten Kinder aufwuchsen, haben wenigstens ihre Nachtheile nicht so auffallend gezeigt *).

---

*) Wir verweisen auch hier auf das Belehrende über Wohnungen bei D. Friedländer S. 128 fgg. — Man hat in neuester Zeit in den hellen Wohnungen, deren wir uns jetzt erfreuen, eine

So wie das Kind mehr Thätigkeit in den Sinnen, Sprachorganen und Gliedmaßen äußert, fängt auch jene erregende Unterhaltung mit ihm an, welche die vorige Abtheilung als den Anfang der intellectuellen und sittlichen Bildung angab. Wir erinnern also hier nur daran, und so an die Wichtigkeit einer durchaus freundlichen Behandlung. Ganz besonders ist das Schamgefühl des Kindes zu begünstigen; fern sey jede unzüchtige Berührung, die sich leider die Wärterinnen zu gern erlauben! Das sind Schlangenbisse, deren Gift erst später wirkt.

Doch wir müssen auch hier einige Fehler ausdrücklich rügen, nämlich folgende: 1) Sprachlosigkeit und zu ernstes Wesen der Personen, die des Kindes warten; 2) verdrießliche Gesichter; 3) mürrisches, oder gar zorniges Anfahren; 4) Zanken, Keifen ꝛc.; 5) Schlagen; und so gradweise Härte und Bosheit gegen das verlassene Kleine. O du armes Kind, das du unter solchen widrigen Menschen zu deinem Lebensmorgen erwachst! Vielleicht befändest du dich besser unter wilden Horden, diese hätten doch das Naturgefühl gegen dich hülfloses Geschöpf nicht verdrängt! Denn eine solche Behandlung ist nur da möglich, wo die Dame das häusliche Glück auf eine Spielkarte oder auf einen Ballschmuck setzt, wo der Vater seine natürlichen Kinder verläugnet, wo es herzlose Koketten in allen Ständen, wo es venerische Seuchen, wo es Kindermädchen mit allen Uebeln behaftet, wo es so viel Unnatürlichkeiten giebt, daß man keine Ahndung mehr hat von dem Paradiese der Kindheit!

Schon der 3te, 4te und 5te Grad ist schrecklich, und sollte nur zu den Seltenheiten gehören. Dennoch sieht man ihn alle Tage und überall. „Aber soll denn

---

Ursache der vermehrten Nervenreizbarkeit finden wollen, ob mit Grunde?

das Kind gar keine Schläge bekommen?" — Es giebt Unarten, wo sich noch zur Zeit kein milderes Mittel will entdecken lassen, wie wir es in der vorigen Abtheilung auch zugestanden; aber was sollte das doch in den ersten Lebensmonden für eine Unart seyn, welche durch Schläge gehoben würde, und wozu es nicht gelindere Mittel gäbe? Der Grund, den man sonst wohl gegen das frühzeitige Schlagen anzuführen pflegte, daß es das Kind noch nicht verstehe, würde eher dafür als dawider sprechen. Denn so lange man noch nicht durch Vorstellungen wirken kann, muß man das Kind fühlen lassen, und so lange es noch nicht geistig fühlen kann, muß es an dem Körper fühlen. Aber das Kind versteht es nur allzugut, wenn es geschlagen wird; denn es versteht sich schon im frühesten auf die Gesichtsmienen seiner Menschen, und empfindet jede Unfreundlichkeit schrecklicher als die Finsterniß. Und daß das Schlagen Unwillen anzeigt, weiß es aus sich selbst, seitdem es seine Hände dazu gebraucht. Der körperliche Schmerz, den der Schlag verursacht, dient ihm dazu, daß es den Unwillen, von welchem er herkommt, desto lebhafter empfindet. Sein ganzes Daseyn wird also von dem Schmerze über die Unfreundlichkeit ergriffen, und folglich fühlt sich das Kind von den Menschen gewaltsam zurückgestoßen, und was ist da anders zu erwarten, als daß es entweder in Schmerz zerfließt, oder gegen die Menschen erbittert wird, oder sein gutes Gefühl in seinen ersten Regungen abstumpft! Wie kann da die Liebe aufkommen! Ja, auf diesem Wege werden die bösartigen gleichsam absichtlich in dem Kinde hervorgetrieben, während man jene erstickt. Durch das Schelten und Schlagen lernt es selbst nur das Schelten und Schlagen. Nicht mit Unrecht sprach man sonst von himmelschreienden Sünden, die unfreundliche Behandlung des Kindes ist so etwas. Jesus nahm die unschuldigen Kleinen auf den Arm, herzte und küßte sie, und, sie segnend, sprach er ein fürchterliches Wehe

über jeden Menschen, der sie ärgere, d. i. Böses in ihnen erzeuge.

Der entgegengesetzte Fehler ist das Liebkosen der schlechteren Art. Schon das Küssen ist bei dem Säuglinge übel angebracht, und wenn es viel geschieht, physisch schädlich *). Durchaus verwerflich ist aber das Kitzeln. Wärterinnen erlauben sich es oft, und das wohl gar an Orten, wogegen sich alle Schamhaftigkeit empört, um die Kinder zum Schweigen zu bringen, oder auch blos zum Spiele, u. dgl. Dadurch entsteht aber der schlimmste Frühreiz, der Grund zum niedrigsten Gelüsten des körperlichen Gefühls; die Geschlechtslust wird da eingeimpft, schon dem Kinde **)!

In der Mitte zwischen beiden liegt der Fehler, daß man das Kind der Langenweile Preiß giebt. Sie ist quälend für die aufstrebende Kraft, welche sich unablässig nach Beschäftigung sehnt, und sie erzeugt nur Unarten. Denn das Kind will sich doch mit irgend etwas beschäftigen, wird ihm nun das Rechte da nicht gegeben, so treibt es etwas anderes, das ihm nicht angemessen ist, die Kraft verirrt sich also; oder so lange es noch nicht selbst zu treiben weiß, wiederholt es sich sein leeres Spiel, und wird fade, kraftlos und faul; dabei auch übellaunig und verdrossen. Auch wird die Zeit, wo etwas entwickelt und gebildet werden kann, versäumt, und so bleibt das Kind roh; wenn z. B. der Gesichts- und der Gehörsinn nicht sogleich in dieser ersten Periode zur

---

*) „Ein verständiger Mann bat eine Mutter, nicht zuzugeben, daß die Amme ihr Kind so heftig küsse, da das Kind sogar unwillig ward, und die heftige Amme von sich abwehrte. Sie meinte indessen, die Kleine sey nur eigensinnig, und sie möchte auch von ihr keine Liebkosungen. Daran müsse sie sich aber doch gewöhnen. Der Pädagog schwieg.“ Karol. Rud. Erz. Gem. I. 6ter Br.

**) Man höre nur die Erfahrungen darüber bei Aerzten, und man wird schaudern über das Unheil, das oft von einer Wärterin dem Menschen auf Zeitlebens angethan wird.

Regsamkeit, Schärfe und Aufmerksamkeit gerichtet worden sind, wie will man das je wieder ganz gut machen? Die Ungeberdigkeiten, Verwilderungen und Rohheiten der Menschen schreiben sich großentheils von dieser ersten Zeit her, wo sie der Langenweile überlassen wurden. Und der Fehler, daß mit den Kindern wenig gesprochen wird, besonders daß so manche Mütter eher mit Gott und der Welt zanken, oder auch alle Gesellschaften unterhalten, als mit ihrem Säuglinge sich abgeben können, oder daß sie glauben ihrer Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn sie stumme Wärterinnen sind, schon dieser Fehler allein erklärt die Dumpfheit der niederen Volksklasse nicht nur, sondern auch die Geistlosigkeit in andern Ständen, und den Mangel an Frohsinne der Jugend.

Ueberall findet man Ursache, darüber zu klagen, daß die Eltern so wenig dazu thun, um die Liebe der Kinder zu erwecken. Wenn sich nicht die Mutter und der Vater oft und gern mit ihrem Kleinen beschäftigen, ja wenn sie nicht sich die erste Freundlichkeit des Kindes opfern lassen, so wird in diesem nicht das Gefühl gegen seine Eltern erwachen; mit den ersten Eindrücken der Liebe eröffnet sich dann andern Menschen mehr das Herz der Kinder als jenen, die ihnen die Natur zu den ersten, liebsten und theuersten bestimmt hatte. Aber eben darum kann sich in diesem Falle überhaupt das Gute des Kindes nicht so lebendig entwickeln, weil es nicht auf dem natürlichsten Wege erregt wird.

Wichtig ist daher auch die Wahl einer Wärterin. Strengsittliches Gefühl muß ihre erste Eigenschaft seyn, hieran muß sich Reinlichkeit, Freundlichkeit, ein natürlicher Trieb, sich des Kindes anzunehmen, gewissenhafte Sorgfalt und auch Redseligkeit anschließen. Wer diese Eigenschaften nicht hat, wird nicht das Kind besorgen, wie es treue Eltern wollen müssen.

II. Das selbstständige Kind.

a) Von der Entwöhnung bis in das dritte Lebensjahr.

Die Entwöhnung von der Mutterbrust geschieht naturgemäß vorbereitet durch allmählige Gewöhnung an die Speisen; und so ist sie leicht, und weder für Mutter noch für Kind mit besondern Uebeln verbunden. Es bedarf dann auch keiner Künsteleien, und nur selten ärztlicher Hülfe. Wenn das Kind schon vorher seinen Durst durch dargereichte mit Wasser verdünnte Milch stillen lernte, so ist ihm auch das nichts Neues mehr, und in den ersten Tagen ist die Mutterbrust ganz vergessen.

Die Zeit der Entwöhnung ist zwar nicht scharf bestimmt, und nach Volkssitte sehr verschieden, scheint jedoch von der Natur in die letzten Monate des ersten Lebensjahres gesetzt zu seyn, indem da gerade mehrere 10—12 Zähne durchgebrochen sind. Längeres Säugen würde die Mutter zu viel schwächen, und das Kind lüstern und gebieterisch gegen die Mutter machen *).

Mit dem Waschen des Kindes wird regelmäßig fortgefahren, so daß es noch lange hin Morgens und Abends statt findet, und in ein Baden übergeht, auch das drei- bis vierjährige Kind schon nicht mehr anders aushalten könne, als daß ihm bald nach dem Aufstehen des Morgens wenigstens Gesicht und Hände mit kaltem Wasser gewaschen werden, und es schon selbst das mit Lust übe.

Das Kind ist schon an Reinlichkeit gewöhnt; diese Gewohnheit wird jetzt so unterhalten durch Wa-

---

*) „Man behauptet, daß in Canada und Norwegen die Kinder bis zum 3ten und 4ten Jahre gestillt werden, und daß sie das dumm mache. Es ist wohl möglich, daß man dadurch die Kindheit zu sehr verlängert.“ D. Friedländer a. a. O. S. 89. Die Alten wußten nichts von solchem Dummwerden der Kinder, die auch lange die Mutterbrust genossen, aber die letztere Bemerkung mag richtig seyn.

schen, Baden, Ordnung in den Ausleerungen, daß sie ihm schon in diesen Jahren zur andern Natur wird. Denn auf diesem Wege kommt es dahin, daß es z. B. eine unausstehliche Unbehaglichkeit empfindet, wenn es Morgens ungewaschen herumgeht, oder in seinem Unrathe im Bette liegt. Man unterstützt dieses Gefühl, indem man das Kind aufmerksam darauf macht. Hat es z B. die Stube verunreinigt, so führe man es dahin, zeige es ihm mit einer Miene des Abscheues, bringe es darauf vor die Thüre, und halte es in die Stellung, worin es seine Ausleerungen zu verrichten pflegt. Da der Trieb zur Schamhaftigkeit und Verbergung dieser Dinge in der Natur liegt, so kann man sicher darauf rechnen, daß er jene Associationen ergreifen und befestigen werde. Das noch nicht einmal laufende Kind wird also vielleicht schon bei dem nächsten Bedürfnisse sich nach der Thür hinwenden. Aber sicherer ist es, wenn man mit der größten Aufmerksamkeit darauf achtet, ob es jetzt gerade das Bedürfniß habe und ihm dann zuvorkommt. Nur, wie oben erinnert worden, nöthige man nicht voreilig oder zu oft dazu. Es ist nicht schwer, die rechte Zeit zu bemerken, und hat man sich einige Wochen die Sorgfalt nicht verdrießen lassen, so ist man auch nachher vieler Mühe und vieles Verdrusses überhoben. Wenn nun das Kind so bei Tage gewöhnt wird, so erregt jene Association auch die dunkle Empfindung der Unbehaglichkeit, die schon durch das Physische des Naßliegens ꝛc. entsteht, noch stärker und früher, so daß es bei Ausleerungen im Schlafe erwacht, anfangs nachher, endlich auch schon vorher. Hier muß denn ebenfalls jene Sorgfalt angewandt werden, welche vielleicht nicht so oft nöthig seyn wird, wenn man Abends schon auf das Bedürfniß des Kindes achtet, und wenn es ganz gesund ist. So wird diese Bemühung schon frühzeitig durch die Reinlichkeit des Kindes belohnt. Das Kind, das zum Selbstbewußtseyn gelangt ist, darf im gesunden Zustande auf keine Art mehr das Bett ver-

unreinigen. Und ist es während dieser Periode nicht davon entwöhnt, so erwächst eine langwierige Unart daraus.

Schon um deßwillen wird man diese Genauigkeit nöthig finden. Aber die Reinlichkeit des Körpers und die Reinheit der Seele werden Eins; und das Kind, welches äußern Schmutz nicht fühlt, wird auch gleichgültig gegen innern Schmutz werden. Ein edler Sinn läßt es wenigstens nicht leicht zu irgend einer unreinlichen Gewohnheit kommen; und überhaupt ist aller Cynismus, welcher Art er auch sey, dem Menschen an Leibe und Seele verderblich.

Mit der Reinlichkeit ist schon für die übrige physische Pflege das meiste gewonnen, denn die Lebensverrichtungen gehen dann alle gut von statten, wenn man nur nichts hindert. Der Schlaf des Kindes sey nur ungestört, und so oft und so lang es will; er sey bei dem dreijährigen regelmäßig geworden, als Nachtschlaf und noch bei Tage, eine Folge fröhlicher Thätigkeit, wo möglich in seinem Bette allein, und ohne Federn. An Bewegung wird es ohnehin nicht fehlen. Man gebe ihm nur Raum zum Rutschen und Laufen *), trage es auch noch manchmal, wenn seine Beine ermüdet sind, herum.

Die Bekleidung des rutschenden und laufenden Kindes muß schon anders seyn, als so lange man es auf den Armen trägt; nur bleibe sie immer leicht, ohne irgend zu zwängen **), sey der Jahreszeit angemessen, und

*) Daß auf diese Weise das Kind am besten laufen lerne, ist schon in der vorigen Abth. bemerkt worden, und käme es auch später auf solche Weise dazu, so ist doch viel bei derselben gewonnen; indessen sieht man bei manchen uncultivirten Völkern, daß die sich selbst überlassenen Kinder auch früher laufen lernen. Negerkinder sollen sich den Müttern an die Füße hängen, und so fortziehen lassen, aber bald ihre Füße dabei gebrauchen.

**) Schnürbrüste u. dgl. sind eine Unsitte früherer Zeit, die Kaiser Joseph II. — zu seinem Ruhme wiederholen wir diese Kunde

sichere gegen den Reiz der Erwärmung, aber doch noch mehr gegen die weit schädlichere Verkältung. Sie sey dem Körper in keiner Bewegung hinderlich, folglich ein leichter Kittel, mit nicht zu weiten Aermeln; anfangs, so lange das Kind nur rutscht, lang, nachmals, wie es anfängt zu laufen, etwas kürzer, damit es nicht darauf trete, und ungehindert aufstehen könne. Nur putze man doch keins, so wenig Mädchen als Knaben. Man halte es nur reinlich, und in einer gefälligen Farbe. Die weiße würde es mit jeder freien Bewegung dem Schmutze aussetzen, ihm deßhalb wohl gar das Rutschen u. dgl. versagen, und also das Kind dem Kleide opfern. Jede lebhafte Farbe hat das wider sich. Daher können wir sie nicht rathen, auch abgesehen davon, daß der Eindruck des Grellen dem Kinde von sich selbst keinen guten Eindruck machen kann, auch wohl seine Augen verwöhnt. Mittlere, bläuliche, grauliche Farben der Kindeskleider möchten wohl die besten seyn. Denn läßt man es mit besudeltem Kleide herumgehen, so erwächst ihm darin ein Gefühl der Selbstverachtung.

Der Kopf bleibt allmählig ohne künstliche Bedeckung, denn er hat seine natürliche an den Haaren. Die ersten Haare, welche das Kind mit auf die Welt bringt, fallen gewöhnlich vor dem ersten Jahre nach und nach aus, und die an ihrer Stelle wachsen, werden länger, ohne daß es der Mittel dazu bedarf. Man suche nur den Kopf gegen Unreinlichkeit zu sichern, welches aber gewiß nicht durch die Mützen geschieht, denn diese sind nur Reizmittel, ziehen mehr das Blut nach dem Kopfe, vermehren die Ausdünstung, den Schmutz, das Ungeziefer, bringen Ausschlag und alles das Unheil der ehemaligen

---

aus D. Friedländer ꝛc. S. 149. — in Schulen und Erziehungsanstalten zuerst verboten hat. Die daselbst angegebene kurze Geschichte der Literatur über diese leidige Mode ist interessant gerade jetzt, da sie, unbegreiflich genug, wieder einreißen will.

Kopfunreinigkeit. Den Ueberzug, welchen die Kinder bald nach der Geburt über der Stirngegend auf der grossen Fontanelle erhalten, kann man wohl etwa durch Seife abwaschen, nur reibe man nicht zu stark, und verfahre allmählig, und befrage lieber einen Arzt; denn es giebt da eine Art Schüppchen, die zur Bildung der Härchen dienen, und welche man nicht ohne Nachtheil wegnimmt.

Zuträglich ist ihm viel freie Luft, Bewegung im Grünen und auch zur Winterszeit im Freien. Das dreijährige Kind muß sich lieber in der Sonne und im Schnee als hinter dem Ofen befinden. Waschen und Bewegung im Freien macht die Haut schön und gesund, wodurch auch die Brust und Respiration gewinnt.

Aber fern sey doch jene Abhärtung, welche in Abstumpfung des Gefühls und in Erstarrung der Fibern besteht. Sie beschleunigt das Alter und sie ist durchaus der Bildung zuwider, welche vielmehr die Kraft zur leisen Erregbarkeit eben so gut als zum freien Widerstande bringen will. In diesem letzteren, also in Ertragung von Hitze und Frost u. dgl., muß allerdings das Kind gestärkt werden *). Allein es giebt da ein Maximum, welches dann eintritt, wenn das Kind aufhören würde, so lebhaft und fein zu empfinden, oder so leicht seine Glieder zu bewegen, oder wenn seine Gesundheit bedeutend angegriffen würde, über welches sich aber weniger Regeln geben läßt, als man vielmehr die individuelle Natur des Kindes befragen muß. Wenn man es nur nicht verwöhnt, so wird es von selbst zeigen, wie weit

*) „Welches Daseyn wird eine Mutter ihrem Sohne bereiten, welche immer auch die kleinsten Beschwerden von ihm zu entfernen sucht! Ich führe ihr mit Rousseau die schöne und treffende Allegorie der Thetis an, welche den Achilles in die Stygischen Fluthen tauchte, um ihn unverwundbar zu machen.“ Friedländer ꝛc. S. 126.

man mit ihm gehen kann. Schnee und Eis haben einen ganz eignen, fast wunderbaren Reiz für die Kinder, insbesondere für die Knaben; man gönne ihnen also, diesem Rufe der Natur zu ihren Winterfreuden zu folgen. Sie vertragen die Kälte gut, nur nicht zu lange!

Unser Klima erfodert allerdings Fußbedeckung; aber wenn dem Manne, der sich viel mit Kopfarbeit beschäftigt, wärmere nöthig ist, so kann man das Reizmittel wollener Strümpfe dem Kinde noch lange aufsparen, wenn es nur in der kalten Jahreszeit und an den Orten, wo sie Schaden nehmen könnten, etwas an seine Füße erhält. Das natürlichste waren Sohlen, denn es ist allbekannt, daß unsere Schuhe den Fuß und die Zehen widernatürlich zusammendrängen*). Nicht blos das Uebel der Hühneraugen ist die Strafe dafür, sondern es ist auch mehr oder weniger am Gehen hinderlich, und es nähert sich der Entstellung der Natur, wie bei den Chinesischen Damen. Warum eilen wir also, unsere Kinder sogleich zu beschuhen? Genug, wenn wir sie allmählig daran gewöhnen. Die Beinkleider werden den Kindern etwa von dem 4ten Lebensjahre zuträglich, und man kann unbedenklich den Knaben Hosen geben, weniger den Mädchen**); eine Art Türkischer Kleidung, die anständig bedeckt und doch nicht einengt, ist zu empfehlen.

Daß die Kinder täglich mehr Speise bedürfen, darüber möge man sich freuen, sofern nicht Mangel von Gedeihen eine scrophulöse Schärfe oder sonst eine Ungesundheit vermuthen läßt. Die Eßlust werde also natürlich erhalten, so daß keine Art von Gier entstehe, und

---

*) Camper hat eine sehr interessante Abhandlung über den Schuh geschrieben.

**) Die Reize durch Wärme und Friction finden nämlich bei diesen eher statt als bei Knaben; sie müssen aber auch bei diesen weit genug seyn, und durch Knöpfe an der Weste, nicht aber durch Hosenträger, welche die Brust beengen, gehalten werden.

daß auch der Magen, der bei Kindern schnell verdaut, nicht unruhig und gereizt werde. Die Hauptregel bleibt daher immer: man gebe ihnen einfache Speisen, satt, und zu rechter Zeit. Unter einfachen Speisen verstehen wir diejenigen unter uns üblichen, welche sich als gesund bewährt haben und in der frugalen Haushaltung vorkommen; wozu allerdings die warmen Gerichte, insbesondere die Suppen, gehören. Nur so wenig als möglich von Gewürzen, und andern Reizmitteln, auch von hitzigen Getränken. Je nach der Landesart macht der Wein einige Ausnahme *). Der Zucker hat viel Nahrhaftes, und wehrt dem Schleime und den Würmern; aber das Zuckergebackene schadet in der Regel den Zähnen, dem Magen, den Säften, und dem gesunden Appetite, wogegen es nur Lüsternheit einflößt; besonders hält man das Mandelgebackene schädlich **). Der Wein stärkt manchmal, z. B. während des Zahngeschäftes. Man gewöhne das Kind, daß es sich an einem oder zwei Gerichten mit Appetite satt esse; etwas von Fleische sollte bei keiner Mahlzeit fehlen, so wenig man es an Brote fehlen läßt. Ganz besonders scheint das Obst für die Kinder gewachsen zu seyn; gebt ihnen Kirschen genug! Starkschmeckende Speisen scheinen seiner Natur zuwider zu seyn, erhitzen wohl, und überreizen wenigstens den Geschmack.

Der heranwachsende junge Mensch soll sich satt essen. Die Natur verlangt nicht mehr als sie bedarf, und erhält der Magen nicht genug, so kann er auch nicht genug zur Ernährung weiter geben, ist bald wieder leer, verlangt aufs neue, das Kind wird schwach, muß immer

---

*) Noch nie sah ich zwar, daß es einem Kinde schadete, wenn es sich auch am Weine satt trank; aber bedenklich bleibt doch auch dieses Reizmittel, um so mehr, da sich gewöhnlich die Natur des Kindes dagegen sträubt. Vgl. Gesch. d. Erz. S. 402.

**) D. Friedländer a. a. O. S. 101 fgg. zeigt das alles ausführlich.

an das Essen denken, ist im gereizten Zustande, wie die Kinder gewöhnlich sind, ehe sie ihre Mahlzeit gehalten haben; ihm nicht satt zu essen geben, heißt es also physisch und moralisch entkräften. Schiene es etwa mit Selbstüberwindung sich das gefallen zu lassen, so ist das schon ein Anfang von Heuchelei, denn nichts geht weniger von seinen Rechten ab als der Magen. „Aber dann wird sich das Kind überladen!" An Ordnung und Thätigkeit gewöhnt, kommt es gar nicht dazu; denn ist der Magen voll, so will er nichts mehr zu sich nehmen, aber voll will er seyn, und befindet sich dann wegen seiner schnelleren Verdauung viel besser als der angefüllte Magen des Erwachsenen. „Werden aber nicht alsdann die Verdauungseingeweide zu sehr erweitert? wird nicht das Kind gefräßig?" — Dieses wirklich große Uebel würde nur dann eintreten, wenn es sonst keine Beschäftigung hätte, und sich gleichsam an der Eßlust erholen müßte, oder wenn man es durch Leckereien um den gesunden Appetit, oder auch durch Unordnung in der Zeit und sonst in der Diät um die natürliche Empfindung des Hungers und der Sättigung brächte. Gebt ihm nur viel zu sehen, zu hören, zu spielen, laßt es recht vergnügt sich mit diesem und jenem unterhalten, und sorgt für seine Bewegung: so wird sich in seiner geistigen Thätigkeit ein Uebergewicht gegen die thierische Lust entwickeln, es wird nicht an das Essen denken, als bis es mit Recht hungrig ist, dann wird es sich gehörig satt essen, gerade so wie es seine Natur bedarf, und sogleich wird es fröhlicher wieder zu seinen andern Beschäftigungen eilen, und auf diese Weise wird sich der Nahrungstrieb in seinen natürlichen Dienst der harmonischen geistigen und körperlichen Thätigkeit begeben *).

*) Wenn die Spartaner gegen Ueberfüllung an Speisen bei der Jugend wachten, so hatte das wohl seinen Grund darin, daß sie mitunter zu lange müßig bei ihrer Mahlzeit lagen, so einfach

Man gebe dem Kinde zu rechter Zeit, und ehe es zum ungeſtümmen Fordern gereizt wird. Es bedarf öfter der Speiſe; eine ſorgfältige Beobachtung, beſonders wenn ſchon der Säugling gut gewöhnt worden, wird die rechte Zeit treffen lehren, damit es weder heißhungrig, noch vor dem wahren Hunger zur Eßluſt gereizt werde. Darum entferne man es auch von dem Anblicke der Speiſen, und beſchäftige es mit etwas, ehe ſeine Eſſenszeit da iſt; ſo wird es ſich bald an beſtimmte Zeit und Ordnung gewöhnen. Das drei- bis ſiebenjährige wird etwa 5 bis 6 mal des Tages Nahrung zu ſich nehmen, mit Inbegriff der 2 maligen warmen Mahlzeit. Das geſunde will eſſen, wenn es aufwacht, und ſchläft oft Abends mit dem letzten Biſſen ein.

Solche Gewöhnung in den erſten ſieben Lebensjahren dient für die ganze Folgezeit, wenn man nur nicht wieder verwöhnt. Von jetzt an, mit dem Zähnewechſel, bedarf der junge Menſch mehr und mehr der Nahrungsmittel, wie die Erwachſenen, beſonders auch der Fleiſchſpeiſen, nur nicht in demſelben Verhältniſſe. Man ſey alſo auch hierin vorſichtig, um nicht vor der Zeit die Natur an Reize zu gewöhnen, oder in ihr Triebe hervor zu locken *).

Dieſe ganze phyſiſche Erziehung iſt zugleich, wie wir ſehen, eine pſychiſche, und dient der Sittlichkeit. Das

---

ſie auch war, und nicht genug an Geiſtesthätigkeit gewöhnt waren. Wo man übrigens auf die verſchiedene körperliche Beſchaffenheit der Kinder zu ſehen habe, z. B. ob vollblütig, darüber belehrt Friedländer a. a. O. S. 111. 113 fg. —

*) Beſonders ſcheint der häufige Genuß von Schweinefleiſch nicht günſtig für die Jugend; auch Wildpret erhitzt ſie wohl noch, u. a. m., man belehre ſich darüber im angeführten Werke von D. Friedländer S. 97 fg. Wenn die Jünglinge unſerer alten Vorfahren viel Wildpret aßen, ſo erlegten ſie es auch, und der rauh gewöhnte Körper konnte ſtarke Nervenreize ertragen, ohne daß unkeuſche Regungen entſtanden, oder der Geſchlechtstrieb verfrühet wurde: bei uns iſt es anders.

Kind befindet sich dabei wohl und ist guter Dinge. Indessen bedarf es doch noch mancher anderer Erweckung zur Fröhlichkeit und Freundlichkeit, und das die Jugendzeit hindurch. Wir haben das in der vorigen Abtheilung verhandelt, hier erinnern wir nur daran, daß die elterliche Liebe dieses der Natur nach von selbst trifft, auch in der ernstesten Behandlung, und daß es der kindliche Sinn von selbst fühlt, auch wenn er die Eltern in verdrießlichen Angelegenheiten erblickt. Daher kann das Kind froh seyn bei seinen Eltern, lebten diese auch in Armuth und Elende *), wenn nur ihre Gesinnung rein ist, von verständiger Liebe beseelt. Wo diese fehlt, da helfen alle Regeln nichts, wo es darin gut steht, da muß die kindliche Ehrerbietung dennoch von selbst erwachsen, und vielleicht gerade dann am meisten, wenn auch die Eltern vor ihren Kindern leidend einhergehen, oder gar darnieder lägen, oder wenn sie in fröhlichen Spielen selbst Kinder würden. Es beruht hier das meiste auf der Sympathie. Das Kind hüpft auf deinem Arme, wenn es andere umher springen sieht. Man lasse es also in seiner Stube und auswärts ja nicht immer ohne seines Gleichen, oder vielmehr in den ersten Jahren ohne ältere Kinder, die sich munter herumbewegen, und nicht selbst verdrießlich oder unartig sind. Hier sehen wir einen Vortheil, welchen Kinder genießen, die unter Geschwistern aufwachsen. Freilich bleibt es da auch nicht ganz ohne Neckereien, aber das lasse man sich nicht bekümmern; niemand verträgt sich schneller wieder als Kinder; die Munterkeit ist bald wieder hergestellt und behält die Herrschaft. Nur in dem Falle, daß das dei-

*) Das überhebt uns aber nicht der Fürsorge für die armen Kleinen, die zu Hause im Elende wären und vernachläßigt würden. Dafür sind die sogenannten Kleinkinder-Schulen ein Fortschritt menschenfreundlicher Bemühungen, welcher Segen zur Folge haben wird.

nige irgend ein anderes nicht leiden könnte, ist dasselbe von ihm zu entfernen; sonst könnte, so wie das Kind mehr sein Ich fühlt, ein unfreundliches Verhältniß eintreten. Man achte auch hierin auf die Winke der Natur. Sie hat oft dem Kinde theils ältere, theils jüngere Geschwister zugesellt; wo sie nun fehlen, da wäre doch so viel möglich jenes häusliche Verhältniß durch andre Kinder nachzubilden. Einzige Kinder heißen oft Angstkinder, aber sie machen auch in sittlicher Hinsicht immer etwas bange *).

Die Munterkeit erfordert angenehme Beschäftigung gegen die Langeweile. Nur denke man nicht, das sey dem Kinde angenehm, was es den Erwachsenen ist, man sehe vielmehr in seinem freien Thun und Treiben seine natürlichen Liebhabereien heraus **). Das werden gewiß nicht die geschnitzten oder gegossenen Bildchen seyn, die dem Geschmacke oder Ungeschmacke der Alten gefallen; und welchen das Spielwerk bleierner Soldaten und dergleichen viel Unterhaltung gewährt, das ist schon durch Mangel der natürlichen Erweckung von dem wahren kindlichen Sinne abgelenkt. Spielsachen, welche das Kind schonen soll, sind lästiger Quark, machen die Kinder verdrießlich, ziehen ihnen beständige Verweise zu, u. dgl. Lieber Hölzer, Steinchen, und was die Kinder frei gebrauchen können. Noch mehr verräth sich jene Verderbung, wo man ihm Eßwaaren zu seinen Vergnügungen geben muß. Die natürliche Sinnenthätigkeit, die Bewegung, die Möglichkeit, solche Sachen in seine Hände zu bekommen, welche es handhaben kann, und die Belebung durch große und kleine freundliche Gespielen,

---

*) Bemerkt man nicht gewöhnlich noch in späteren Jahren den einzigen Sohn, oder die einzige Tochter?

**) Les jeux des enfans ne sont pas jeux, ils sont leur plus serieuses actions: sagt Montaigne sehr wahr, und wir möchten das auch auf obige Regel beziehen.

dabei alles Andere in seiner Ordnung und Abwechselung — das ruft die heranwachsende Jugend, Knaben und Mädchen, in ein gesundes, gedeihliches, vergnügtes und wohlgeordnetes Leben.

So kommt auch das Kind in dem Schooße seiner Familie, wenn sie edel ist, von selbst dazu, die Eltern, die Geschwister und die andern Menschen umher zu lieben, und es bedarf da weiter keiner Veranstaltung. Aber gesetzt, du sähest ein Kind nicht in diesem glücklichen Naturverhältnisse, und du wolltest dich der verwaisten Pflanze annehmen, was würdest du thun? Siehe nur darauf, was solche Eltern thun, denen der süße Zug eingiebt, was für Andere Pflicht heißen muß. Sie bemerken die wahren Bedürfnisse des Kindes und kommen ihnen hülfreich entgegen, sie lassen es überall fühlen, daß es ihnen am Herzen liegt, sie lächeln ihm Beifall zu, sie lassen es seine Unarten alsobald ohne Bitterkeit und Schelten empfinden, sie rufen es zur frohen Thätigkeit auf, sie verhelfen ihm zum edlen Selbstgefühle, sie sind seine Freudenschöpfer, sie versagen ihm nicht ihre Theilnahme an seinen Vergnügungen oder Schmerzen, ohne die letzteren durch weichliches Bedauern zu verstärken, — kurz sie sind ihm Alles, und es selbst erkennt das täglich mehr: wie wäre es da möglich, daß sie nicht auch seinem Herzen Alles würden? Das müßte eine durch und durch schon verstimmte Seele seyn. Auf ähnliche Weise findest du das Betragen und den Einfluß lieber Geschwister und andrer Personen. Dieses merke ihnen ab, und nähere dich nun eben so dem Kinde: du wirst dem verlassenen ein Gottesbote seyn.

Denn so, wie wir oben gesehen, wird ihm auch seine künftige Gottesliebe eingepflanzt *). Bleibt es doch

*) Darum soll auch das Kind gegen seine Eltern das Herzenswort des kindlichen Vertrauens beibehalten, das Du, womit es auch zu Gott redet. Vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 410. Anm.

ewig wahr: wer die Menschen nicht liebt, die er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? Aber die Liebe zu seinen Gespielen muß sich hierzu mit der Liebe zu seinen höheren Menschen vereinigen, damit sich mit der Hingebung auch das Gefühl der Würde zur ächten Frömmigkeit vereinige. Dabei dürfen die Personen um das Kind her nicht um seine Liebe buhlen, etwa daß sie seinen Launen nachgäben, oder ihm mit allem Thun und Helfen zuvorkämen: sie würden es dadurch nur herrisch und verdrießlich, und sich selbst ihm zuwider machen. Es bleibe dem Kinde sein vertrauliches Du unverkümmert, bis die Verhältnisse allmählig es in unserer Sprache mit dem Sie zu vertauschen nöthigen; damit besteht doch die Achtung, und es freut sich der Personen am meisten, die ihm gehörigen Orts vollen Widerstand leisten. Nur entweihe seine Gegenwart kein böses Gesicht und kein bösartiger Mensch.

Die Zuneigung zu den Hausthieren und zu den lebendigen Geschöpfen überhaupt pflegt sich oft bei ihnen stark zu äußern. Sie bedarf aber der Sorgfalt. Das Kind, welches mit dem Hunde spielt, wird ihn auch hudeln, und es wird dann gern auch mit Menschen spielen, die es hudeln kann; es wird egoistisch, tyrannisch, despotisch; dabei auch fade. Denn wie kann der Mensch durch das Thier, das tief unter ihm steht, zu seinem edlen Kraftgefühle sympathetisch aufgeregt werden? Das Kind bedarf aber durchaus solcher Aufregung, es bedarf hierzu der Menschen. Man lasse es also, um sicher zu gehen, mit keinem Thiere spielen. Wozu denn auch? Mögt ihr Menschen Euch denn nicht lieber selbst mit eurem Kinde zu thun machen? Oder seyd ihr so armselig, daß ihr ihm keine Unterhaltung gewähren könnt? Und wollt ihr, daß es sich lieber mit eurem Thiere als mit euch unterhalte? Die Bedientenstuben sind die Werkstätte der sogenannten nobles passions zu Hunden und Pferden. — Die Neigung des Kindes zu Thieren ist im All-

gemeinen schön, wenn es sich der freien Bewegungen derselben freut, sie gern betrachtet, ihnen gern Futter giebt. Zeigt ihm also den munteren Vogel, der da sitzet oder im Freien herumfliegt, führt es zu dem lieblichen Lämmchen, wovon es in seinem Wiegenliede zu hören gewohnt ist, laßt es mit euch Theil nehmen, wenn ihr den Hund oder die Thiere des Hofes füttert u. s. w., aber gewöhnt es auf alle diese Geschöpfe mit Wohlwollen von dem höheren Range des Menschen herabzusehen *). So wird diese Zuneigung den edleren Trieb zu den Menschen in euerm Kinde fördern. Ja, seine Freude an allerlei schönen Sachen, vornehmlich aber an Blumen und andern Gewächsen, wird, auf ähnliche Art unterhalten, die liebevolle Stimmung seines Gemüthes ebenfalls bestärken **).

Allein hier kommt ein andrer Umstand ins Spiel. Mit der Freude an den Sachen verbindet sich die Liebe zum Besitze, und diese ist meist die Mutter des Hasses gegen die Menschen. So ist es unter den cultivirten Völkern. Ich wäre begierig genaue Beobachtungen über die Kinder jener gutmüthigen Insulaner zu erhalten, deren Eintracht von keinem Mein und Dein gestört wird. Das Uebel des Rechtsstandes ist ein Kriegsstand der Herzen und vertreibt also unsre Kinder schon früh aus dem Paradiese. Was ist zu thun? Nährt nur nicht jene Liebe zum Besitze; führt so viel möglich Gemeinschaft der Güter unter ihnen ein; verhindert das Begehren des Kindes nach einer Sache, als wäre sie das Seinige; wenn aber ein Besitzthum Streit veranlaßt, so entfernt es ganz von ihnen, und erkennet nie zu Recht bei schon

---

*) Montaigne nennt insbesondere die Grausamkeit gegen Thiere unter denjenigen Unarten, welche in der Kindheit die Keime der größten Laster enthalten.

**) „Daher sage man dem Mädchen: es regnet, weil die Blumen durstig sind.“ Karol. Rud. Erz. Gem.

entstandenem Streite, entzieht es dann Beiden *). Den Gerichtshöfen wird der größte Theil ihrer Arbeit in den Kinderstuben angesponnen, denn so lange man die Kleinen etwas von Rechten gegen einander hören läßt, lernen sie mit dem frühesten das Lieblingslied des Egoismus von dem Fordern und Rechthaben anstimmen. Das dreijährige Kind sollte durchaus noch nichts von Mein und Dein wissen; wenig ist mir so gewiß; nur allmählig, und unter beständigem Einflusse der Liebe, gelange es erst in den folgenden Jahren zu diesen Begriffen. Sagt ihm nicht zu viel: das ist dein; so wird es sich wenigstens eben so oft im Geben selig fühlen als im Nehmen, und es wird keinen Werth darauf legen, daß es das Seine weggiebt, d. h. seine linke Hand wird nicht wissen, was die rechte thut. Die Dinge in der Welt werden ihm keinen Werth haben, als den des Gebrauchs; und wenn diesen der kindliche Sinn leitet, so wird er gesellig, und das Haben dient der Liebe zum Geben. Gewiß wird der so gewöhnten Jugend der Rechtsstreit widrig und der Geiz fast unmöglich. — „Aber die Sparbüchsen der Kinder sind doch schön!" — — Meint ihr? Nun dann erkauft ihnen nachmals so viele Tugenden um das schöne Geld, als sie für das schöne Geld brauchen!

In den ersten drei Lebensjahren ist die Kinderstube des Kindes Heimath und Welt zugleich. Es hat in derselben sein Wesen, und macht in derselben seine Reisen. Sie sey also gesund, trocken, heiter, geräumig; und sie sey die Wohnung der Familie, worin auch der Vater gern weilt und oft gesehen wird **). Nur so

---

*) Die Levana stimmt (I. S. 204.) im Allgemeinen zu, da sie sagt: „Was gehört dem Kinde? Vater und Mutter, mehr nicht; alles andere gehört dem Vater — — miß dem Kleinen das Kleine zu, und sage: mehr nicht!" — und ausführlicher Karol. Rud. Erz. Gem. I. 11ter und 13ter Br.

**) Auch Könige waren gern in solchen Stuben bei ihren Kin-

kann der Schutzgeist des Kindes noch den Jüngling zur glücklichen Stunde in das fromme Heimathsgefühl zurückführen.

Aber auch das Freie um das Haus her gehört schon zum Reiche dieser Kleinen. Ein Garten, ein Spielplatz, unter freiem Himmel und unter Obdach, ist für sie fast Bedürfniß. Man weiß, wie viel die Kinder in größeren Städten gewonnen haben, seitdem sie in den nahen Umgebungen mit ihren Wärterinnen einen angenehmen Aufenthalt im Freien genießen. Sehr gut ist es für sie, wenn sie im Sande spielen können, nämlich im trocknen *); sie haben da ein Material, wobei sie sich Stunden lang vertiefen, um allerlei damit zu machen, und man will bemerkt haben, daß der Sand die Glieder stärke, wenn er in der Sonne erwärmt worden.

Der Knabe und das Mädchen sind in dieser ersten Kindheit noch meist einer gemeinsamen Unterhaltung fähig, doch findet schon einiges Verschiedene statt. Die Sachen des ersteren sind Stöcke, Peitschen, Hammer, Bindfaden u. dgl., womit er allerlei anfangen und unternehmen kann; sein Wägelchen anschirren, sein Steckenpferd peitschen — besser als das Schaukelpferd, das der Träge vielleicht vorzieht. Das zweijährige Mädchen dagegen verlangt seine Puppe, und mag sich noch als zwölfjähriges gut mit ihr beschäftigen. Beiderlei Geschlechter mögen unter einander spielen, nicht nur ohne allen Nachtheil, sondern auch mit nützlicher Erweckung, die gegen Einseitigkeit verwahrt; und das auch wie sie älter wer-

---

dern — Agesilaus — Karl d. Gr. — Henri IV. — Die Engländer denken an das trauliche fireside mit edler Liebe auch aus fernen Welttheilen zurück. Aber was läßt sich da erwarten, wo man die Kinder in der wüsten Domestikenstube findet, die Hunde der Dame-Mutter dagegen bei ihr im eleganten Salon?

*) Wir danken es der Levana (I. §. 53), daß sie auf dieses Spielmittel aufmerksam gemacht hat, dessen Nutzen wir schon länger her aus Erfahrung kannten.

den, und nach dem 3ten Lebensjahre ihre geselligen Kreise erweitern. Brüder und Schwestern zusammen bilden sich gerade durch ihre gegenseitige Aufregung und Milderung. Denn auch das Mädchen bedarf der stärkeren Ansprache und auch der Knabe der sanft zurückziehenden Macht. Wohl ist der männliche Ernst für den kleinen Knaben nothwendiger als für seine Schwester, und man sollte ihm männliche Gesichter nicht entziehen, und auch einen Mann zur Aufsicht um ihn seyn lassen: allein das beste bleibt für beide Geschlechter in diesem ersten Lebensalter Mutter und Vater in vereinigter Sorgfalt.

Wir schließen die Lehren über diese Periode mit einem kleinen Bilde, das in keinem Familienkreise fehlen sollte, wenigstens nicht als Poesie; es ist aus Gleims Gedichte das Kind; solche Bilder, wie z. B. ein singendes Kind, oder das in seinem Händchen der Mutter etwas darreicht, u. dgl. dienen dem Maler zu seinen Engeln, und dem Erzieher, um den künftigen wirklichen in dem Menschenkinde zu schauen.

„O welche Freude, welche Freude kann
Des Menschen Herz empfinden, wenn es noch
Unschuldig ist! Ein Kind, das hingesetzt
An einem schönen Frühlingsmorgen ist,
Vor einem schönen Blumenkorb, und das
Zum erstenmale da sich sieht, und nun
Mit seiner zarten kleinen Kindeshand
In Blumen wühlt, wie lächelt's! Wie so froh
Nimmt's eine Blume nach der andern, wie
So höchst vergnügt betrachtet's die und die!
Und wenn es dann die Rose nimmt, wie stutzt's!
Und wenn die schöne Blume süßen Duft
In seine kleine Nase duftet, und
Das Kindchen nießt, und seine Mutter dann
Ihr Gotthelf! Gotthelf! ruft — o welche Lust
Empfindet dann das Kind, empfindet dann
Die zärtlichste der Mütter, die das Kind
Auf ihren sanften Mutterschooß sich holt
Und herzt und küßt!“

Von dem 4ten Lebensjahre an muß nun die Erziehung den Knaben schon ganz anders behandeln als das Mädchen, ihn mehr positiv, d. i. ernst und männlich bestimmen, als dieses, welches seiner Natur nach mehr negativ, aber darum nicht minder fest, geleitet seyn will. Daher bedarf er nicht mehr bloß der mütterlichen Pflege, sondern auch der Vater muß zur Seite seyn, damit das Gleichartige durch Gleichartiges erweckt werde. Das Weib müßte hierzu eine weniger weibliche Natur haben, oder sich in eine Rolle einstudiren, und eins wäre so schlimm für die Erziehung des Knaben als das andere. Im letzteren Falle würde schon ein Blick das weiche Herz verrathen, der angenommenen Strenge widersprechen, und die ganze Wirkung wieder aufheben. Dieses lehrt auch überall die Erfahrung. Knaben, welche unter Weibern aufwachsen, werden entweder Schwächlinge bis zur Auflösung der männlichen Würde, oder sie werden Trotzköpfe, und lassen sich gleich einem wilden Rosse, das seine Lenker immer verachten lernte, keinen Zügel mehr gefallen *). Sie sollen wenigstens kräftige Gesichter um sich haben, wodurch die Männlichkeit nicht nur erweckt, sondern ihr zugleich geboten wird, und sie lernen an dem Manne hinaufschauen. Ist das bei kräftigeren um ihrer schon vorhandenen Kraft willen Bedürfniß, so ist es bei den Schwächeren eben so nothwendig, damit sie eher erstarken. Jeder lerne durch den männlichen Führer männlich denken, das Gesetz als streng gebietend anerkennen, und seinen Willen fest dafür entscheiden.

---

*) Wenn gleich bei alten Völkern der Knabe oft bis über das 7te Jahr unter Weibern aufwuchs, Gesch. d. Erz. 281. 355., bei den Römern gewissermaßen noch länger, so war doch gewöhnlich irgend eine kräftigende Anregung sonst für ihn da, daß er sich nach der Zeit sehnte, wo er unter männliche Umgebung kam. Da mußte er dann erstarken durch eine Art von Umschwung in der Lebensweise.

Man gebe also dem Knaben immer Beschäftigung und Spiele, wobei er seinen Körper und allmählig auch mehr und mehr seinen Geist anstrengen muß. Er laufe, springe, klettere, welches nach gymnastischen Regeln gefahrlos geschehen kann; er sehe also auch dergleichen bei Größeren. Auch erhalte er z. B. Baukasten und Werkzeuge, wodurch er allerlei nach seinen eigenen Planen machen kann, und man lasse ihn ungestört allerlei machen. Hat er sich etwa einmal recht vertieft in seiner Arbeit, so rufe man ihn nicht leicht davon ab; und fesselte ihn sein Werk den ganzen Tag hindurch, so kann der Tag nicht besser angewendet werden; manchmal ist es mehr werth, als die Lehrstunden, die etwa darüber versäumt werden. Denn so etwas strengt sein Nachdenken und seine ganze Thätigkeit im Innersten an, gewöhnt ihn zum Anhalten, und giebt ihm, was so viele Knaben in den eifrigsten Lernanstalten nicht erhalten, Ernst und Lust an dem Arbeiten überhaupt. Gewöhnlich bestätigt die Erfahrung den Nutzen einer solchen Freiheit in jenen Jahren. Es ist daher übel für die Knaben, wenn sie keinen freien Platz haben, wo sie sich herumtummeln, oder wo sie ungehindert etwas machen können; und so bemerkt man, wie selbst die Jahreszeit Spiele mit sich bringt, die alljährlich regelmäßig wiederkehren. Daß sie in der Stadt so leicht Gassenjungen werden, die sich durch Unarten auszeichnen, liegt oft blos in diesem Mangel an Gelegenheit, die ihrem männlichen Thätigkeitstriebe die rechte Richtung und Freiheit gäbe; man bringe sie auf das Land, und sie werden glücklich und ordentlich seyn. Nur hüte man sie vor dem Herumflattern in ihren Unternehmungen und vor Scheinthätigkeit; es muß ihnen um alles Ernst seyn, und sie müssen es tüchtig angreifen. Das Spielzeug nehme man ihnen etwa auf eine Zeit lang weg, wenn sie seiner müde sind. Aber auf der andern Seite verlange man auch nicht, daß sie ihr Werk, das sie zum Spiele unternehmen, wie die Erwachsenen zu

Stande bringen; man sehe es ihrer Natur nach, daß sie oft große Anstalten machen und dann alles liegen lassen, und man mische sich nicht mit einem Regelgeben ein; das wäre schon darum nicht gut, weil zu wenig die jugendliche Erregbarkeit unterhalten würde, und weil sonst leicht das freundliche Spiel in verdrußvollen Ernst überginge *).

Das rechte Mittel zwischen Unstetigkeit und Ueberspannung wird man nur dadurch treffen, daß man die Knaben allmählig an eine bestimmte Lernzeit und an bestimmte Ausführung gewisser aufgegebener Arbeiten so gewöhnt, wie es gerade ihrer Kraft angemessen ist; ferner, daß man sie nicht unter andere Knaben gerathen läßt, welche sich mit abgeschmackten Dingen die Zeit vertreiben, und daß man sie überhaupt nur alsdann zu Spielkameraden kommen läßt, wenn man überzeugt ist, daß sie nicht von der Freude an eigner Unterhaltung dadurch abgezogen werden; endlich, daß man ihnen unter der Hand allerlei angiebt, was ihnen eine Beschäftigung für sich selbst gewährt, und am besten so, wenn man sie dieses oder jenes sehen läßt, das ihnen gefällt, und kleine Plane in ihnen erweckt. So zeigte ein 4jähriger Knabe viel Freude an Hammer und Nägeln ꝛc., man gab ihm dergleichen, jedoch sparsam, in die Hände, und er sah zuweilen einen Tischler arbeiten; jetzt suchte er sich Hölzchen zusammen, und war unendlich glücklich, wenn er ein wohl zugeschnittenes Stückchen fand; hieraus bauete er Häuser ꝛc., und als 6jähriger Knabe machte er schon

*) Auch über die Spiele der Kinder giebt die Levana (I. §. 48 fgg.) treffliche Winke, z. B. daß die früheren der geistigen Entwickelung nachhelfen sollen, die späteren umgekehrt; doch verstehen wir das nicht so, als ob die Kinder zu Verstandesübungen die Spiele machen sollten; daß nicht nach dem Ausschlafe ihre Spielzeit eintrete, ist unbedingt anzunehmen. — „Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen;“ bemerkte auch Göthe, Meist. Lehrj. I. S. 65.

manches, das doch eine Idee zeigte. So kam er an Gartenarbeiten u. dergl. Als 12jähriger Knabe hörte er einst zufällig von dem Gesetze der Hydraulik sprechen, er fragte weiter über Springbrunnen, und nun machte er in aller Stille in dem Garten eine recht schöne Wasserleitung mit einer kleinen Fontaine durch ausgehöhlte Hölzer u. dergl., und wie groß war seine Freude, als nun das Wasser wirklich sprang. Sein Vater, den er eilends hinzurief, erzählte ihm die Anekdote von Rousseau (in dessen Selbstbekenntnissen), wie dieser mit seinem kleinen Kameraden ein Aquädukt gemacht hatte, und wie ihnen die Freude so unfreundlich zerstört worden. Das war also zugleich ein Mittel, diesen Knaben seine glücklichere Lage in seiner nicht gestörten Thätigkeit dankbar fühlen zu lassen, und es verfehlte seinen Zweck nicht. Auf solche Art können die Knaben von frühem an beschäftigt werden, wenn man sich nur nicht eine kleine Mühe und Nachsicht verdrießen lassen will. Ein Hof, ein Garten, ein Bach, ein Hügel, ein Wäldchen, ein Felsen, das Eis, der Schnee, selbst der Vogelfang und die Insektenjagd — alles das ist mehr werth, als Stuben, bleierne Soldaten und Buchstaben, Trommel und Bilderchen, Säbel und Steckenpferd, welche Dinge man übrigens auch der Knabennatur nicht versagen darf. Laßt den Knaben als Knaben sich kräftigen, so wird der Mann als Mann auftreten. Wenn man seinem Naturtriebe sein Recht widerfahren läßt, so wird man nicht darüber so sehr klagen, daß man ihn nicht zu beschäftigen wisse, wie man gewöhnlich für dieses Alter verlegen ist. Spielsachen, die er schonen muß, machen ihm freilich nur Unlust; und eben so macht es ihm Unlust, wenn die Eltern oder Lehrer das machen wollen, was sie seinem Belieben überlassen sollten; alle Spiele der Kinder verlieren ihr Angenehmes, wenn sich die Erwachsenen zu viel einmischen. Es ist wahr, es giebt Regentage und andere Ursachen, wodurch die Kinder genöthigt werden,

in der Stube zu bleiben: nun wissen sie nicht, was sie treiben sollen, und verfallen dann auf Neckereien und andere Unarten. Hiergegen ist fast das einzige Mittel: man suche sie mit etwas zu beschäftigen, das schon in das Gebiet des Unterrichts gehört; wir werden also bei diesem davon reden. Manchmal giebt es auch da ein passendes Spiel; überhaupt aber müssen da die Eltern und Aufseher sich mehr mit ihnen beschäftigen. Wenn sie indessen in ein Disputiren gerathen, und nicht aufhören können, oder gar in einen heftigen, vielleicht handgreiflichen Streit, so ist oft ein Machtspruch an seinem Orte, und wenn dieser nicht hilft, alsbaldige Trennung.

Dramatische Unterhaltungen sind den Kindern natürlich. Die Schwestern führen sie mit ihren Puppen, kleinen Küchen, u. dgl. und in Person auf, während die Brüder sich draußen herumtreiben und Handlungen, Aufzüge, religiöse und kriegerische Dinge in dem besten Humor nachmachen. Niemand hat daran etwas Arges. Auch macht dieses Schauspielen gewiß nicht unwahr. Aber ein förmliches Auftreten auf irgend einer Bühne, selbst im kleinen Familienkreise, hat mancherlei Bedenken wegen der Einimpfung der Hypokrisie (Rollenspielen in den feinen Zirkeln oder sonst), und auf jeden Fall wegen Verstärkung der Eitelkeit. Dem Knaben ist sein Marionetten- oder Schattenspiel unschädlich oder vielmehr nützlich, das persönliche Auftreten aber ist Kindern, und vielmehr noch der heranwachsenden Jugend wenigstens gefährlich, so rein und gut auch die dramatischen Stücke seyn mögen; denn die innere Wahrheit wird auf eine zu schwere Probe gegen die Gefallsucht gesetzt *). Indessen erinnern uns manche nicht

*) Wir können unmöglich unbedingt beistimmen, wenn dgl. in Meist. Lehrj. v. Göthe I. S. 301. empfohlen wird, aber wir finden doch auch keinen Grund, weder einen sittlichen noch einen religiösen, unbedingt dagegen zu eifern. Das Dramatisiren liegt,

gerade ungünstige Erfahrungen, daß man es nicht sohin verwerfen kann, und dramatische Gesellschaftsspiele, z. B. Sprüchwörter aufzuführen, zeigen gar keine Nachtheile. Das Besuchen der Schauspiele können wir ebenfalls nicht sohin der Jugend versagen, müssen aber Vorsicht empfehlen, damit es nicht zur Neigung werde. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit Maskeraden, versteht sich, die nichts Unsittliches darstellen, sondern nur dem arglosen humoristischen Spieltriebe Raum geben.

Schlimmer ist während der Kindheit ein anderes Auftreten, das nicht wie jenes zum Scherze, sondern zum leidigen Ernste fast allgemein in den gebildeteren Ständen vorkommt, aber kaum bemerkt wird, und in seinen bösen Folgen sich gewöhnlich später erst bemerkbar macht. Denn wirklich scheint unser Zeitalter hierin verblendet. Man ist in einer Gesellschaft, das Kind des Hauses kommt herein, alle Leute müssen auf es hinsehen, ihm auch natürlich etwas Schönes sagen, da fühlt sich die kleine Person mehr noch als die Erwachsenen, und somit ist ihm das Naturgefühl ausgetrieben und das Scheinwesen eingeimpft. Die Prätensionen fangen jetzt an sich zu entwickeln, das Mädchen nicht nur, sondern auch der Knabe will die Augen auf sich ziehen, verlangt die Aufmerksamkeit der Erwachsenen, statt gewöhnt zu werden, nur auf sie zu achten, und statt sich nach ihnen zu richten, werden sie frühe schon von den Eltern in ein Leben eingeweiht, worin die älteren Leute für die jungen da sind, und am Ende von ihnen abhängen. Minder be-

---

wie gesagt, so in der menschlichen Natur durch den Nachahmungstrieb sowohl als durch den Humor, daß eben so gut wie Sokratische Ironie bei dem Weisen, so dieses bei der spielenden Jugend mit der Wahrheit und Reinheit bestehen kann, wenn sonst die Erziehung sorgt, was freilich in dem angeführten Buche nicht so geschiebt, daß jenes zu billigen wäre. Vgl. das Lob der Schauspiele in pädagogischer Hinsicht bei Montaigne, Gesch. d. Erz. II. S. 405. und 496. Anm.

denklich ist es, kleinere oder größere Kinder in Gesellschaften mitzunehmen, wo sie sich als die geringsten Personen betrachten und geniren lernen müssen; obwohl nur auf Stunden. Aber ihren Gipfel erreicht jene Sünde gegen die Natur und die Bildung, wenn man die Jugend glauben macht, in ihr ginge den älteren ein neues Wissen und Denken, eine neue Offenbarung, eine neue Kraftzeit auf; lächerlich und zugleich betrübt ist diese Thorheit, wo der Vater oder die Mutter in ihrem Kleinen ein Wunderkind sehen wollen. Ja, dein Kind ist eine neue Offenbarung der göttlichen Liebe, wenn du seine Fehler ins Auge fassest, und es zur Bescheidenheit und Liebe erziehst.

Das zweite Jahrsiebend.

Die Erziehung des Knaben und des Mädchen.

Die bisherige Behandlung für jedes Geschlecht wird im Allgemeinen fortgesetzt. So auch die Gewöhnung in Nahrung *), Kleidung u. s. w. Besonders ist jetzt auch auf Stärkung der Brust, innere und äußere, zu sehen. Das letztere ist bei Mädchen eine um so wichtigere Rücksicht geworden, weil die jetzige Generation darin vernachlässigt ist.

Für die physische Erziehung fügen wir nur Folgendes hinzu. Die Zähne bedürfen, so wie vom Anfange, so bei ihrem Wechsel, und fortwährend viel Aufmerk-

*) Das beste Regime in der täglichen Kost für die frühere und spätere Periode findet man von D. Friedländer a. a. O. angegeben, z. B. S. 110. Das beste Getränk die ganze Jugendzeit hindurch ist und bleibt reines Wasser aus dem Quelle. Das hitzige kann nur als Arznei vorkommen, Branntwein hemmt sogar den Wachsthum.

ſamkeit, da ſie in jener erſten Periode nicht ſelten Krankheiten mit ſich führen, im ganzen Leben aber bekanntlich viel zu ſchaffen machen. Wie wenige Menſchen bleiben von Zahnſchmerzen verſchont! Gewiß aber läßt ſich durch eine gute diätetiſche Behandlung der Zähne von frühem an vielem vorbeugen. Ob die vegetabiliſche Nahrung den Ausbruch derſelben befördere? wie manche meinten; ob die animaliſche ſie mehr angreife? ob das rauhe, ſchwarze Brod die Urſache ſey, warum in manchen Gegenden die Landleute wegen ihrer ſchönen und dauerhaften Perlenreihe im Munde ſo beneidenswerth ſind? Gewiß iſt, daß die Nahrungsmittel großen Einfluß auf ſie haben, daß ein tägliches Reinigen derſelben nöthig ſey, daß man aber am beſten bei dem einfachſten Mittel, reinem Waſſer, bleibe, allenfalls auch die Kinder gewöhne nach Tiſche noch eine Brodkruſte zu kauen. Dabei wahre man die Kinder, daß ſie nicht Heißes und Kaltes ſchnell nach einander an die Zähne bringen, weil das dem Schmelze derſelben ſchadet.

In dem ſiebenten Jahre geht, wie früher bemerkt, eine Veränderung im Organiſmus vor, die ſich beſonders in dem Knochenſyſteme zeigt; rhachitiſche Kinder werden dann oft geſund oder verſchlimmern ſich. Auch Drüſenübel treten manchmal mit dieſer Periode ein, und pflegen ſich am Ende derſelben entweder zu verlieren oder zu andern Uebeln zu verſchlimmern. Alles dieſes muß die Aufmerkſamkeit auf die Kinder ſchärfen, um die gehörige Lebensordnung mit ihnen zu beobachten, oder allenfalls den Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Speiſen ſind in dieſer Kriſis von bedeutendem Einfluſſe. Auch verſchone man da die Kinder mit ſtärkerer Anſtrengung am Körper und Geiſte, geſtatte ihnen mehr Ruhe, und breche ihnen nicht am Schlafe ab, ſollte er auch über die gewöhnliche Zeit von 9 — 10 Stunden dauern.

Von jetzt an giebt es auch ernſtlichere Spiele für die Kinder, welche dann gut ſind, wenn ſie Bewegung

und Nachdenken auf eine gefällige, dem reinen Sinne und den gewandten Gliedern zuträgliche Weise vereinigen *). Die gymnastischen Uebungen, z. B. im Laufen, geben solchen Spielen mehr Interesse; wir möchten auch Kindertänze dahin ziehen **).

Vor und während der Krisis in dieser Periode erscheint in dem Knaben, und nur etwa in gemäßigterer Form, etwas Ungefälliges, weßhalb man im gemeinen Leben die Zeit die Flegeljahre zu nennen pflegt. Die Entwickelung bringt da einen gereizten, oft unbehaglichen Zustand mit sich; der Knabe weiß nicht recht, was er treiben soll, denn es treibt etwas Unbestimmtes in ihm, und so geräth er in allerlei Unarten, meist Ungeberdigkeiten, die sonst wohl nicht einmal in seiner Natur liegen, und dann auch leicht wieder verschwinden. Nun verliert sich aber auch das Liebliche und Naive der Kindheit, es tritt mehr Reflexion, Blödigkeit und auf der andern Seite Dreistigkeit ein, der Knabe zieht, wie man so gewöhnlich sagt, die Kinderschuhe aus, ohne noch den Verstand zu besitzen, um nicht mehr als Kind zu leben. Da giebt es also etwas in seiner Natur, das äußerlich und innerlich gegen einander treibt, und ihn auf eine Zeit lang unharmonisch macht, oft bis zu den widrigsten Dissonanzen. Die Eltern sehen mit Wehmuth oder Aerger auf ihn: sie haben ihr liebenswürdiges Kind verloren, und dafür ein unliebliches erhalten. Das dauert

---

*) Die Lehrer der Gymnastik, Mercurialis, noch mehr aber Gutsmuths, und eigens in einem Werke Vieth, Vers. einer Encyklopädie der Leibesübungen, lehren hierzu Treffliches.

**) Die Levana unterscheidet Kindertänze von Kinderbällen I. Cap. 4. und zieht erstere mit Recht vor, weil der Tanz der Tanzkunst der Natur nach vorausgeht, und in dem Kinde noch die Freude ganz mit Leib und Seele tanzt. Ueber das müssen wir die Kinderbälle als ein zu frühes Repräsentiren verwerfen. Die Bewegung im Kreise ist dem Kinde natürlicher als dem Erwachsenen.

kürzer oder länger, manchmal Jahre lang, wenn man den Knaben so gehen läßt. Er bedarf jetzt mehr als je der festen Hand, die ihn durch diese Krisis mit einer gewissen Ruhe und Schonung, um nicht seinen gereizten Zustand zu verdoppeln, aber mit Ernste und Bestimmtheit leiten soll. Ganz besonders muß da die Schulthätigkeit helfen. Dann pflegt die Gährung bald vorüber zu gehen und einen guten Wein zu geben.

Am Ende dieser Periode, mit dem Eintreten der Pubertät, wiederholt sich leicht diese Krisis, in schwächerem oder stärkerem Grade, je nachdem sie sich vorher gut oder schlecht verlaufen hat. Die Erziehung hat also bei den erstern die Hauptsache zu thun, und auch hier beruht der gute Ausgang auf dem, was sie früher und im Ganzen gethan. Uebrigens wirke man alsdann mehr im Stillen durch Sicherung gegen üble Eindrücke und durch unmerklichen Einfluß. Man mache in diesen Uebergangszeiten, wo besonders die Knaben der herben Frucht gleichen, ehe sie reift, nur keine Forderungen von Liebeswärme an sie; man sey auch nicht zu besorgt, wenn sich da Symptome von Kälte, Neckſucht *), sogar von Schadenfreude einfinden; das ist meist vorübergehend, doch darum nicht zu billigen. Ueberhaupt geschieht nur dann auch in solchen schwierigen Zeiten und Erscheinungen das Rechte, wenn die Erziehung im Ganzen die rechte ist, und aus dem richtigen Principe ihren festen Gang verfolgt. Nie mache sie einen Sprung; ohne eine Lücke zu lassen sey immer die folgende Bildung durch die vorhergehende vorbereitet. Nichts werde auch übertrieben, sondern genau werde in dem Entwickelungsgange der Natur fortgefahren. Wo nun die Natur Ruhepuncte setzt, da halte auch das Antreiben etwas inne, z. B. wenn ein Wachsthumsknote bricht, und die

*) „Der neckende Halbjüngling wird ein liebender Jüngling.“ Lev.

Kraft zum körperlichen Treiben stark in Anspruch genommen wird. Ein krankhafter Zustand macht dann oft junge Leute an Leib und Seele schwach; insbesondere aber erst im 3ten Jahrsiebend *). Würde auch in solchen Perioden eben nichts weiter geführt, und das Eingesammelte nur erhalten und vor Verderben verwahrt, so ist damit doch nichts in der Erziehung verloren, und bald hernach gehen die Fortschritte desto besser.

Auf ähnliche Art verhält es sich mit kranken Kindern Sind sie anhaltend siech, so leidet alles darunter, Frohsinn, Folgsamkeit, Fleiß, und dafür finden sich eine Menge Unarten ein, gegen welche man nicht einmal hart ankämpfen darf. Der Erzieher kann da nur, gleich dem Schiffer bei widrigem Winde, laviren. Indessen läßt sich doch vieles thun, wenn sich Schonung mit Festigkeit vereinigt, und beides durch Einsicht in den Charakter des Kindes, um ihm auch nicht zu viel nachzugeben, geleitet, und durch Gewandtheit, um immer gute Erregungsmittel aufzufinden, ausgeführt wird. Es ist merkwürdig, was die Erfahrung hierin lehrt, daß solche Verschuldungen der Natur auch bald wieder durch die Natur gut gemacht werden. Nie sah ich bedeutende Unarten durch Krankheiten allein entstehen, und die da etwa entstanden waren, verloren sich bei dem genesenen Kinde bald wieder, wenn die Erziehung überall das Ihrige that. Sie sind wenigstens lange nicht so schlimm und so bleibend, als die in dem gesunden Zustande sich erzeugen.

---

*) Die Franz. Aerzte nehmen mit Recht maladies, fiebres de croissance an; was D. Friedländer a. a. O. S. 80. darüber sagt, sollten Eltern sich bekannt machen.

Wie von dem zweiten Jahrsiebende an die 24 Stunden naturgemäß einzutheilen seyen, mag folgende tabellarische Uebersicht im Allgemeinen angeben:

Für Kinder von	Zum Schlafen	Zum Spielen, Essen, Ruhen, Bewegen	Zum Lernen
7 Jahren	10 Stunden	12 Stunden	2 St.
8—9 „	9 „	8—10 „	4—6 „
10—12 „	8—9 „	7—8 „	7—8 „
13—15 „	8 „	6 „	10 „
16—20 „	8 „	4—6 „	10—12 „

Indessen soll das mehr als Hinweisung auf die Mittellinie wie als feste Regel gelten, denn Zeit und Umstände, Anlagen, Wachsthum, Entwickelungsperioden, u. dgl. nöthigen bald hier, bald da von derselben abzugehen.

So läßt sich auch über Beispiele und Aufmunterungen nur im Allgemeinen die Regel angeben und auf Folgendes hinweisen.

Während der ganzen Jugendzeit sind die umgebenden Menschen gleichsam das Klima, oder auch Sonnenschein und Gewölk für die heranwachsende Pflanze. Der Nachahmungstrieb bedarf der guten Beispiele *); aber nur dann dringen diese in das junge Leben ein, wenn sie mit Liebe aufgenommen werden, und das werden sie nur dann, wenn sie mit einem freundlichen Lichte entgegen leuchten. Sonst wirken sie eher abstoßend, und es giebt kein sicheres Mittel, um auch das beste zu vergiften, als wenn man dem jungen Menschen solche zum Muster vorstellt, vielleicht gar ihn selbst damit verkleinernd, die statt Nacheifer nur Eifersucht, Neid und Widerwillen aufregen. Umgekehrt wirken aber auch böse Exempel abschreckend, z. B. ein Laster an Eltern bemerkt. Darum kann man ohne Gefahr auch mit Kindern davon reden, z. B. in der Geschichte, nur vermeide man das Grelle. Ja,

*) Locke setzt in das Beispiel ein Hauptbildungsmittel; auch Horatius (Sat. I. 4.) rühmt es dankbar von seinem Vater.

der Jugend darf man nicht die Kunde von dem Bösen unter den Menschen vorenthalten, wenn man sie nicht in viel größere Gefahr stürzen will. Denn sie soll für eine Welt erzogen werden, worin Gutes und Böses unter einander sich herumtreibt, hätte sie nun da alles für paradiesisch gehalten, und träte so in die rauhe Wirklichkeit ein, so wäre sie schlimmer berathen als die Stubenpflanze, die man hinaus in den Winter brächte. Nur werde diese Kunde nie übertrieben, sondern sie wache immer dem Glauben an das Gute nach, und ziehe die Begeisterung für das Ideal immer etwas zur Besonnenheit zurück. Das ist allerdings sehr schwer, und es hilft kein Laviren, wie es die Erziehungslehrer anrathen*, die Klippen hindurch. Aber es giebt doch einen Weg und nur einen sicheren, und der ist zugleich einfach, und Eins mit der ganzen Erziehung, es ist der, den das Evangelium lehrt, indem es die Gesinnungen der Menschenfreundlichkeit zugleich mit strengem Verabscheuen alles Sündhaften einflößt, auch will, daß man die Jugend mit guten Beispielen umgebe, und zugleich gegen das Böse in der Welt verwarne, folglich auch gegen die Täuschungen einer falschen Meinung von den Menschen verwahre. Man würde sie nur hintergehen, wenn man sie nichts von dem Bösen unter den Menschen wollte hören lassen, und

---

*) Die Levana hat das fast so wenig getroffen, als der Emile, und als Campe u. A. lehren, so trefflich sie auch (III. 589 fgg.) warnt, der Jugend nicht ihre Ideale zu zertrümmern, oder gar ihnen Teufelsbilder aufzustellen, und so gute Regeln sie giebt. Es ist hier, so wie in dem Cap. 3. von der Bildung zur Liebe gerade das Wesen der christlichen Erziehung was fehlt, und weßhalb auch dieses den prakt. Erzieher nicht befriedigen wird. Es ist da immer natürlicher ein Liebestrieb angenommen, der wie die Rose wächst und blüht, aber in des Menschen Herzen nicht, es sey denn, daß es geistiger und göttlicher entstehe. Hier gerade ist die Probe der wahren Bildung; die griechische — oder indische — vermag das nicht.

sie vielleicht in der Folge nur desto mehr feindselig machen *).

Eben so lösen sich die Fragen über Belohnung, Lob, Prämien, u. dgl., wo die Pädagogen vieles wollen, und mehreres nicht wollen, und in ihrem Verfahren nur schwanken. Da hilft es zu nichts, wenn man bald von dem Loben etwas abmarken, bald in dem Pflichtpredigen etwas nachlassen will: das Rechte trifft nur der Vater oder die Mutter oder der Führer, welche die christliche Menschenachtung auch gegen ihr Kind im Herzen tragen, sich ganz in sein besseres Gefühl versetzen können, und also den Beifall und das Lob, da, wo es das Herz fordert, nicht versagen, aber auch gewiß nicht durch ein Wörtchen der Eitelkeit fröhnen. Da giebt es sich von selbst, daß der junge Mensch in seiner Arbeit, in der Zufriedenheit derer, die ihm werth sind, und in dem Beifalle Gottes seine wahre Belohnung findet.

So entscheiden wir auch kurz die Frage, ob junge Leute Tagebücher halten sollen? damit, daß es dem einen gut, dem andern nicht gut sey, je nachdem die Reflexion auf sich selbst dabei ins Spiel kommt.

Die beiden Geschlechter verlangen von jetzt an eine Verschiedenheit der Erziehung, welche fast durch alles hindurch geht. Was den Knaben betrifft, so haben wir kaum etwas zu dem Allgemeinen hinzuzusetzen, denn das

---

*) Was die Dichter Shakespear und Young poetisch sagen, daß die Bekanntschaft mit der Welt den Menschen zu einem Teufel oder Engel machen könne, enthält doch die alltägliche Wahrheit, daß die Erziehung es versieht, wenn sie nicht durch die rechte Einführung des jungen Menschen in die Welt ihn gegen das Unheil schützt, das erste — und zu der Glückseligkeit vorbereitet, das letztere zu werden.

Besondere folgt von selbst daraus *). Bei ihm wird jetzt schulmäßiges Lernen, mit körperlicher Anstrengung wechselnd, die Hauptsache. Seine Vergnügungen sind im früheren Alter der Art wie Schmetterlingsjagden, Herumspringen mit andern Knaben, später Fußreisen, muthige Unternehmungen, muntere Gesellschaft von seines Gleichen; sorge man nur, daß er gute Spielgenossen finde, und bilde übrigens seine Gesinnung für das Edle. Diese Sorgfalt begleite ihn bis in das Jünglingsalter und halte schlechte Gesellschaft von ihm entfernt. Jenen Trieb, den älteren jungen Leuten es nachzuthun, der z. B. manchen zu frühzeitig zur Tabakspfeife bringt, wird man für das Bessere gewinnen, wenn von frühem an seine Erziehung im Ganzen und fortwährend das Rechte thut; außerdem ist er mehr den Gefahren mancher Verirrung Preiß gegeben, oder blos seinem Schutzgeiste befohlen.

Mehr müssen wir das Besondere der Töchtererziehung bemerken. Und hier müssen wir vor allem einen unseligen Fehler rügen, der in unserm Zeitalter seine traurigen Folgen immer zu vermehren und doch nicht genugsam erkannt zu werden scheint. Ehedem war das Mädchen im häuslichen Leben vielleicht zu viel vergraben und vergessen, jetzt ist es schon früh hervorgehoben zu einer vielseitigen Bildung, und die Aufmerksamkeit wird auf das drei- bis vierjährige Töchterchen schon so im ganzen Hause und von den Besuchenden in Anspruch genommen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn das siebenjährige schon von allen, und zuerst bemerkt seyn will, das vierzehnjährige selbst die Ansprüche einer Dame zu machen versucht, und endlich die Hausfrau sich als die Hauptperson des Hauses fühlen muß, wenn sie nicht wie an einem langsamen Gifte sich innerlich verzehren,

*) Wir verweisen zugleich auf die trefflichen Worte des Anselmus gegen die klösterliche Zucht, Gesch. d. Erz. II. S. 174.

vielleicht ihre ganze Umgebung vergiften soll. Wir reden hier allerdings zunächst von den sogenannten gebildeten Ständen, aber das Uebel scheint schon bis in die niederen um sich zu greifen *).

Bedenke man doch, was weibliche Bildung ist, wie hoch sie, wenn sie die wahre ist, das Wesen erhebt, das ohne sie theils eigner Schwäche, theils den Stürmen des Lebens erliegt. Wir erinnern hier nur an das, was in der vorigen Abtheilung darüber gesagt worden. Das Mädchen lerne vom Frühesten an darin froh seyn, wenn es den Seinigen durch reine, stille, wohlgeordnete Thätigkeit Liebe beweisen, durch Gefälligkeit, Nachsinnen, Verstand, ihren Wünschen zuvorkommen kann, ihre Freude sey sein Leben. Das ist in Kurzem die Aufgabe. Was die Erziehung weiter zu thun habe, betrachten wir näher.

Das Mädchen bedarf vornehmlich der mütterlichen Hand, damit seine zartere Natur gehörig geschont, in ihrer Reinheit nicht gestört, und in ihrer weiblichen Richtung nicht irre gemacht werde. Sein Sinn und Gefühl soll unangetastet bleiben, wie die Rosenknospe, um sich schön aus dem reinen Innern zu entfalten, und wie die keusche Mimose schon vor der leisesten Berührung sich zurückziehen. Nur mütterliche Milde versteht das. Dem Manne ist es nicht möglich, das strengere Wesen des Bestimmenwollens ganz abzulegen, und wenn er es thut,

*) Die Gemälde weiblicher Erziehung von Karoline Rudolphi 2 Bde, 2te Aufl. 1815, (mit einer Vorrede vom Schreiber dieses) enthalten schöne Schilderungen und treffliche Winke, besonders um den weiblichen Zartsinn zu bilden; aber sie sind nicht ganz frei von jenem Fehler, welcher schon dem kleinen Mädchen das Gefühl einflößt, als sey es die Hauptperson. — Was J. P. Richter in der Levana mit Liebe über die weibliche Erziehung sagt, enthält noch anderes Treffliche, aber ist ebenfalls nicht frei von einem Idealisiren, das nur schöne Seelen vor sich hat, aber nicht die Wirklichkeit so kennt, daß er praktisch genug lehre.

wie man oft bei Vätern sieht, die ihre Töchter allein zu erziehen haben, so wissen sie selten das Rechte zu treffen, und thun dann vielleicht gar nichts*). Daß der Sinn des Weibes so häufig geirrt, oder seine Reinheit und Wahrheit verloren hat, kommt größtentheils von solchem allzuvielen Einmischen her; man unterrichtet und behandelt das Mädchen gewöhnlich wie den Knaben, und kennt oder schont die Weiblichkeit zu wenig. Das Mädchen bleibe demnach immer und hauptsächlich unter mütterlicher Führung. Diese sollte denn auch auf seine Gesundheit und Körperstärke mehr bedacht seyn, als gewöhnlich, und die Aerzte sollten Rath geben, damit statt der schwächlichen Frauen mit angegriffenen Nerven künftige Kindermütter erzogen würden, und die Mütter sollten lieber blühende als geputzte Töchter zeigen.

Die Unterhaltungen, womit man das kleine Mädchen beschäftigt, sowohl in der Lehre, als im Spiele, müssen alle den sanfteren Charakter haben. Es wird sich leicht durch stilles Anschauen der Blumen oder auch der Menschen vergnügen; es wird zwar auch gern hüpfen und fröhlich mit den Kleinen herumlaufen, und dazu soll man es auch erwecken, aber auch hier muß man es nicht in das Knabenhafte gerathen lassen. Was dem Knaben noch wohl ansteht, wäre vielleicht bei dem Mädchen schon Wildheit. Es wird daher auch größere Sorgfalt in der Wahl der Gespielen nöthig seyn, und überhaupt wird es nur wenigere bedürfen, da es sonst zu leicht in das äußerliche Herumtreiben geräth und an Innigkeit ver-

*) „Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern die erste und wichtigste, weil sie unvermischt und so lange dauern kann, daß die Hand der Tochter aus der mütterlichen unmittelbar in die mit Eheringen gleitet.“ Lev. „Es giebt keinen höheren Triumph des Mutterherzens, als ihre Tochter in Lilienreinheit aufblühen sehen.“ Karol. Rud. Nur vergesse man nicht die Kraft, die sie für das Leben bedarf; auch ihre Unschuld bedarf des festen Willens, womit sie ruhig und sicher steht.

liert, vielleicht die Ursache, warum es so viele herzlose Weiber und Koketten giebt. Das Gärtchen draußen und das Puppenschränkchen im Zimmer giebt dem Mädchen stundenlange Unterhaltung und Uebung. Man versorge es also allerdings mit der Puppe und was dazu gehört, aber man gebe ihm ja nicht mehr, als es zu bewahren und zu gebrauchen weiß, damit es räthlich mit seinen Sachen umgehen lerne, und sich zur Haushältigkeit gewöhne. Auch wird es erwünscht seyn, wenn es eine oder ein Paar Gespielinnen hat, mit welchen es täglich zusammen ist, und kleine dramatische Unterhaltungen ersinnt. Dabei gebe man ihm seine bestimmte Zeit zum Stricken, Anhören, Erzählen, welche freilich im Anfange kurz, aber bald bis zu Stunden ausgedehnt ist, und lasse es hierauf immer wieder kleine Bestellungen u. dgl. ausrichten, damit ihm durchaus Ordnung und häusliche, stille Geschäftigkeit zur Natur werde *). Auch ist es mehr als der Knabe für das Zusammenseyn mit Erwachsenen geeignet; nur sollen sie nicht zu viel auf es hinsehen, um es zu loben, und überhaupt es nicht gewöhnen, daß es bemerkt seyn will. Uebrigens lasse man sich durch den häuslichen Fleiß des Mädchens nicht verleiten, es zu viel in der Stube zu halten, und ihm die Erheiterung und Bewegung in der freien Luft zu versagen. Recht früh mag man es in die Blumenwelt einführen **).

---

*) Goldene Worte sind es in Göthe, Herm. und Doroth. (7ter Ges.) welche von dieser edlen Jungfrau gesprochen, und die von Müttern und Töchtern auswendig gelernt werden sollten:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung.
— — — — — — —
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Geben und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre“ ꝛc.

**) Die interessante Vergleichung alles dessen, was von alten Zeiten her über Erziehung der Töchter gesagt worden, bei den Grie-

Bei dem 7jährigen Mädchen muß schon der Sinn für häusliche Beschäftigung entschieden seyn. Von jetzt an lerne es in dem häuslichen Leben selbst alle die Thätigkeiten, die darin vorkommen; es fange an in der Küche, im Garten, im Nähzimmer, in der Kinderstube ꝛc. seine Lust zu finden, um in allem diesem recht eingeübt zu werden. Die Sinnenübungen werden wie bei dem Knaben fortgesetzt, und es kommt nun auch zu den Büchern, denn diese sind einmal das Bedürfniß unserer Kultur: Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Erdkunde, Geschichte ꝛc. wird nach und nach auch sein Unterricht, so auch eine französische Sprache jetzt schon. Nur schone man die fleißige Kleine um so mehr mit Anstrengung der Art, da sie ohnehin gern zu viel darüber hinsitzt. Wie manches Mädchen hat sich ungesund gelesen, ungesund an Leib und Seele! wie manches verlor seine Gesundheit an dem Spinnrade, da es sich in dem vielen schon selbstgesponnenen Garne gefiel! Daher möge man es zu körperlicher freier Bewegung, selbst zu mancher gymnastischen, und so zu angemessenen Tanzübungen immer wieder auffordern, auch zu dem

---

chen, bei Sirach, bei Vincent v. Beauv. (welches in dem Gesch. d. Erz. II. S. 213. angeführten Werke, mit einem Auszuge aus Hieron. nachzulesen ist, vgl. II. S. 296., Luis Vives, Fenelon u. a. bis auf J. P. Richter, Moritz Arndt und Karoline Rudolphi geschrieben worden, vereinigt sich darin, daß die Jungfräulichkeit rein gehalten und schön ausgebildet werde: aber die Mittel sind meist zu engsinnig, und ohne die rechte Kenntniß der Weiblichkeit angegeben. Das klösterliche Einschränken seit Hieron. ist bei Vinc. v. B. zum Hauptmittel empfohlen, bei Fenelon gemildert, in der Levana zwar bestritten mit dem besseren Mittel freier Häuslichkeit, aber auch allzu idealer Gefühligkeit, und mit sehr getrübten Blicken in die weibliche Natur, die in Arndts Psychidion eben so zart, aber viel wahrer und nur zu allgemein aufgefaßt ist; und selbst Karol. R. idealisirt mehr das Mädchen zur Blume, als sie die Kraft für das wirkliche Leben stählt; sie giebt Gemälde weiblicher Erziehung, die schön sind, und gewiß auch belehrend, und die besten Mittel nicht übersehen lassen.

fröhlichen Spiele mit andern Mädchen. Recht gut ist es, wenn es einige kleine Freundinnen hat, mit welchen es seltenere Besuche unterhält, um desto weniger das Zartgefühl in der Achtung geliebter Personen abzustumpfen, wie so leicht durch den alltäglichen Umgang geschieht. Im Ganzen kann man nicht genug dafür sorgen, daß über dem Lernen und Anhalten ja nicht der liebliche Frohsinn verloren gehe; es ist schön, wenn man das Mädchen überall im Hause herumsingen hört; schön ist sein munteres Wesen und erheitert oft das ganze Haus; ist ihm die Gabe lieblicher, unschuldiger Scherze verliehen, so erhalte sie ihm der Himmel auch für ihren künftigen Kreis.

Die Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Sittsamkeit, so wie alle andere weibliche Tugenden, werden zwar von selbst in dem Mädchen erscheinen, wenn es nicht in der Kindheit schon verdorben worden, allein sie müssen doch alles Ernstes gehegt und gepflegt werden, und gerade in dem Alter nach 7 Jahren ist es, wo sie leicht verkümmern, weil dann ein gereizter Zustand für die geselligen Verhältnisse eintritt, wodurch die kindliche Unbefangenheit leidet. Also bedarf es doch auch im Alter des Spiels etwas mehr positiver Behandlung, nämlich einer solchen, wodurch ihm von außen die innere gute Natur durch Festhalten an den guten Gewohnheiten gesichert wird. Dieses verlangt die Weiblichkeit allerdings, wie man an ihrer Heilighaltung der Sitte bemerkt. Es ist schwer, hierin das Mittel zu treffen, damit nicht auf der einen Seite die schöne Naivetät verscheucht werde, und auf der andern Seite nicht die nunmehr in dem zweiten Triebe begriffene Natur sich selbst überlassen verwildere*).

*) Auch in den Vorschriften der Levana finden wir das nicht immer getroffen. Sehr zu billigen ist die: „Das Mädchen treibe statt der träumerischen einseitigen Dreifingerarbeiten die vielseitigen Geschäfte des Hauswesens, welche das Träumen und Selbstverlie-

Nur ein zartes mütterliches Gemüth, das, ſelbſt a
Eitelkeit und Egoiſmus frei, mit reinem Blicke in d
Seele des Kindes ſchaut, verſteht auch hier durch d
leiſen Tact des kindlichen zu erwecken. Umgang mit
hen Geſpielen, und noch mehr öffentliches Auftreten
Mädchens, z. B. im Konzerte, würde geradezu d
Zwecke zuwider wirken; ſelbſt die Mädchenſchule hat
halb leicht ihre Nachtheile. Man denke nur daran,
leicht der reine Sinn durch fade Geſchwätzigkeit,
durch nichtſchonende Behandlung, oder durch Wohlg
len am Figuriren und Repräſentiren verloren geht;
man ſehe nur auf die vielen Beiſpiele von weibl
Leerheit, Eitelkeit und Koketterie, ob ſie nicht aus
Vernachläſſigung während der jetzigen Periode ſch
nugſam erklärbar ſind. Kurz, das Mädchen bedarf
Schonung, die ihm das Gefühl von körperlicher H
haltung ſeiner Perſon hervorhebt und ſchärft.

Aber darum ſoll es nicht zu einer hinfälligen Ei
pflanze oder Zierblume erzogen werden. Auch das M
chen hat ſeine Lebensbahn zu gehen, die oft genug
nig iſt, und wo es rauhe Luft muß ertragen kön
und doch im Hauſe ſein milderndes und wärmendes L
ſoll leuchten laſſen*). Dazu gehört hohe Selbſtverläu
nung, und dazu hilft eine chriſtliche Erziehung am ſich

---

ren jede Minute durch neue Aufgaben und Fragen aufhalten, v
der Kochkunſt an bis zur Gärtnerei, in den ſpäteren Jahren v
der Statthalterſchaft über die Bedienten (Mägde) an, bis z
Rechenkammer des Hauſes.“ Wie aber damit beſtehen ſoll, daß
viel ſchreibe, viel leſe, auch Engliſche Werke, und ſonſt eine
männliche Schule mache, ohne jenen Hausſinn und ohne die Rein
tät zu verlieren — das ſetzt in Verlegenheit.

*) Gerade keine Spartanerinnen, aber auch keine zierlich
Athenerinnen, auch keine in Schönheitskünſten erfahrne Iſraelitin
nen (Geſch. d. Erz. S. 361.), u. dgl., ſondern geſunde, fromm
geſchäftige, gebildete, heitre Mädchen, welche den Hausgenoſſen d
Leben erleichtern, Hinderniſſe wegräumen, u. dgl.

ſten. Daher iſt ſeine Schule für das Leben das elterliche Haus mit ſeinen Freuden, und vielleicht noch öfter mit ſeinen Leiden; daher iſt es ein vortreffliches Mittel, ſeine ſanfteren Gefühle zu entwickeln und in ſeine ſchönen Thätigkeiten einzuführen. Eine der ſchönſten iſt die Beſchäftigung mit kleineren Kindern, beſonders Geſchwiſtern, und ſo der Mutter zur Hülfe *).

Der Ton des Hauſes und der ganzen Behandlung iſt für Knaben und Mädchen derſelbe natürliche, ernſte und freundliche Familienton, wenn die Erziehung gut gedeihen ſoll. Daher ſollen auch Hauslehrer in denſelben eintreten. Nichts Affectirtes, nichts Steifes, nichts Pedantiſches, ſondern überall freie Herzlichkeit, bis auf das unbefangene und gegenſeitige Du, auch mitunter kleine Scherze ohne Tändeleien und Liebkoſungen, guter Humor mit Ernſte und Feſtigkeit in allem, was der Erzieher fordern muß, das verlangt die Natur des Kindes und der Eltern. Dann wird auch nichts von den Ziereréien vorkommen, womit man die beiden Geſchlechter äußerlich von einander trennt, aber innerlich deſto nachtheiliger in der Einbildungskraft annähert. Die Natur hat in unſerer beſſeren Cultur ſie zum freiſittlichen Umgange beſtimmt, und dazu gehört das Zuſammenſeyn nicht nur der Geſchwiſter, ſondern auch der Geſpielen von beiderlei Geſchlechte, welches bei übrigens guter Aufſicht unbedenklich iſt, und in der Regel eine günſtigere Erfahrung für ſich hat, als ängſtliches Zurückhalten.

Aber in allem ſollen Eltern, Erzieher und umgebende

---

*) Sehr gut ſchlägt die Levana als Bildungsmittel für die ältere Tochter vor, daß ſie die jüngeren erziehen helfe; „nur bleibt dieſe geiſtigſte Erwerbſchule dem jüngſten Kinde verſchloſſen.“ Daher wohl die Erfahrung, daß dieſe meiſt mehr verwöhnt ſind, als die älteren; man ſollte alſo auf einen Erſatz ſinnen. — „Liebe Mutter, wolle nicht an der Empfindſamkeit deiner jüngſten Tochter ſchwelgen ꝛc.“ — „wecke und pflege doch vor allem in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eignes Geſchlecht.“

Personen in der heiligen Gegenwart Gottes vor den Kindern leben, und diese selbst in derselben zu leben gewöhnen. In diesem Alter kann das zur Gewöhnung für die ganze Lebenszeit werden. Und was wäre wünschenswürdiger? Wenn der Allgegenwärtige in dem Herzen des Kindes wohnt, so befindet es sich schon auf dem Pfade der Weisheit.

Das dritte Jahrsiebend.

Erziehung des Jünglings und der Jungfrau.

Von dem Physischen ist nicht Noth hier noch weiter zu reden. Die rechte Lebensordnung ist mit allen guten Gewohnheiten nunmehr zur Natur, und wie wir bereits bei der Bildung dieses Alters sahen, mit der sittlichen Freiheit Eins geworden. Diese wird jetzt übrigens durch den Unterricht zugleich geleitet. Nur Weniges haben wir da noch besonders anzugeben *).

1) Der Jüngling muß eben dadurch erzogen werden, daß man ihn selbst das Gute erwählen und das Böse meiden läßt **). Dieses wird auch alsdann

---

*) Seelenblicke mit wichtigen Rathschlägen und wahrhaft erbaulichen Ermahnungen, besonders um die Herzen dieses Alters gegen Böses zu wahren, giebt J. M. Sailer, über Erz. an Erz. in einem eignen Cap. auch an die Mütter gerichtet.

**) Selbst in dem mönchischen Mittelalter wurde das erkannt. Vincent v. Beauvais (Hand- und Lehrb. übers. v. Schlosser, s. Gesch. d. Erz. II. S. 213 fgg.) sagt: „Wenn der Knabe nach seinen Kinderjahren ins Jünglingsalter tritt, so hat er auch dann, weil sich dieses Alter eben so leicht dem Bösen zuwendet, den Zügel der Zucht nöthig; doch mit dem Unterschiede, daß er sich diesen Zügel nicht blos von Lehrern und Aufsehern anlegen lasse, sondern ihn sich selbst nach und nach anpasse, wie er mehr und mehr zum Vernunftgebrauche gelangt. — — Das Jüng-

zu erwarten seyn, wenn er bis dahin nach obigen Angaben vorbereitet worden, und immer noch geleitet wird. Auf der einen Seite muß die Vernunft durch seine wissenschaftliche Bildung in ihm zur herrschenden Thätigkeit, auf der andern Seite sein Herz durch die edlen Gefühle erhoben werden. Der zutrauliche Umgang mit den Eltern, die Geschwisterliebe, dabei auch die Zärtlichkeit gegen die Kleineren, dann vornehmlich Freundschaft — auch wohl Liebe — lasse sie in dem Jünglinge heran blühen. Dann tritt er bewaffnet in das Leben, und weihet sich dann Gott und der Menschheit. Die Leitung, deren er dabei immer noch bedarf, bestehe nicht nur in der Lenkung durch vernünftige Vorstellungen, sondern auch in Verwahrung gegen bösen Einfluß. Einer gewissen Strenge kann der Jüngling jetzt noch nicht ganz entbehren. Er muß z. B. schlechte Gesellschaft gar nicht wollen, und bei jeder Gelegenheit muß er den festen Entschluß haben, sich nicht hinreißen zu lassen. Mitunter bricht er vielleicht noch seine Vorsätze, und auch der beste Jüngling überschreitet leicht im Tanzen, in dem Trinken mit froher Gesellschaft das Maß, und wir wollen es nicht hoffen, aber es geschieht doch auch zuweilen, geräth ans Spiel, oder sonst in Zerstreuungen, und verliert die Lust am Arbeiten! Hier bedarf er des Mentors, der ihm mächtig zur Seite steht, und ihn er-

---

lingsalter ist zu dreierlei Arten von Abweichungen geneigt — zur Heftigkeit oder dem Jähzorne — zur ungeregelten Liebe — zur völligen Schlaffheit der Lüste ꝛc. in üppigen Vergnügungen. — — In diesem Alter muß man einen rüstigen Kampf mit den Lastern beginnen, welche, so lange sie noch nicht an stete Siege gewöhnt sind, leichter besiegt werden. — — Des Jünglings Sünde ist schwerer als die des Knaben, weil er einen freien Gebrauch seiner Vernunft hat und des Gebots und Verbots empfänglich ist — — wenn er in jenem Kampfe unterlegen ist, so ist Reue das Rettungsmittel. Gegen jene drei Hauptfehler muß man der Jugend anbilden Demuth, Keuschheit, Ernst.“

forderlichen Falls nicht schont. Nein, auch der 18jährige Jüngling darf noch nicht so geradehin völlige Freiheit haben, es muß immer noch eine Strenge über ihm walten. So müssen z. B. in jeder guten Schulanstalt gegen Jünglinge unerbittliche Gesetze gegen Karten- und Würfelspiele und gegen gewisse Arten von Zusammenkünften statt finden. Am besten ist es freilich, wenn er sich seinem Führer vertrauend selbst übergiebt, wie das der edle und charakterfeste Jüngling thun wird: aber hierauf ist doch nicht ganz zu rechnen; der Führer muß also mit einem gewissen Ansehen, das er sich nie vergeben darf, dem entgegen kommen, der zur Selbstbeherrschung noch nicht ganz gereift ist. Ein Andrer wird also in manchen Fällen noch die Stelle seines Genius ernstlich vertreten müssen. Die große Schwierigkeit, welche so die Behandlung des Jünglings hat, löset sich nur dadurch, daß derselbe vorher richtig und naturgemäß behandelt worden ist, und daß alles hierzu zusammengreife. Wir verweisen hierbei auf das, was oben über die Bildung zur Begeisterung für das Ideal gesagt worden.

Mit dem Eintritte in das Jünglingsalter verlangt die höhere Natur eine Art Weihe, weßhalb wir fast überall bei den Völkern etwas der Art finden *): aber welches Wehrhaftmachen ist würdiger als der christliche Gebrauch der kirchlichen Einsegnung? Auch in dieser Hinsicht sey sie Confirmation, Bestätigung der Taufweihe zur Wiedergeburt. Sie werde also auch nicht früher vollzogen, als der Jüngling von dem Ideale der edelsten Menschheit ergriffen wird; aber auch nicht später, damit die Stunde für die wichtigste Saat nicht ungenutzt vorüberziehe.

Wahrheiten ausdenken, Rechenschaft von seinen Handlungen wenigstens sich selbst geben, überlegsam seyn, das

*) Gesch. d. Erz. S. 206; die ἐφηβία S. 358; die Liberalia S. 454. II. S. 105. 135 fgg.

alles mag uns an ihm erfreuen, und wir sollen ihn dazu anhalten, selbst so, daß wir ihm z. B. Zweifel erregen, wenn wir sehen, er nimmt allzu lebhaft etwas für wahr an: aber auch hier gehe man nicht über die Linie, und ehre zugleich das jugendliche Herz, das mit Liebe etwas ergreift.

Sein Herz glühe für das Gute, Wahre und Schöne. Die Erziehung hat hiernach zu sorgen, daß sein sittliches Gefühl, mit ihm selbst erwachsen, durch Lehre und Leben geübt, in allen Tugenden des Jugendalters entfaltet, erstarke. Die ganze Umgebung, das Beispiel, der Lehrunterricht und vornehmlich die Bildung in der Religion, wirken im Ganzen dazu, aber das zurechtweisende oder aufmunternde, und selbst das strenge Wort darf doch auch nicht fehlen. Zur Wahrheit führt zwar unmittelbar die Wissenschaft, aber der Durst nach ihr muß auch stets erregt werden. Der Geschmack muß als der Schönheitssinn gegen alles, was ihn verdirbt, geschützt werden. Man dulde also durchaus keine Fratzen; man zerreiße den Augenblick das Papier, wo man etwas Schlechtes der Art findet; und man sey unerbittlich in der Correctur ihres Schreibens, Zeichnens ꝛc., ja selbst Ordnung in ihrem Anzuge, gute Haltung des Körpers und Reinlichkeit fordre man streng. Nicht zu jenem gezirkelten Wesen soll das führen, das allerdings dem männlichen Geschlechte am wenigsten ziemt, und der nette Jüngling, wenn er auch nahe an dem gezierten, eitlen, modischen Gecken zu stehen scheint, soll sich nicht ins Kleinliche verlieren. Darum soll er sich nicht gerade so von der äußerlichen Reinlichkeit abhängig machen, wie man es von dem Mädchen verlangen muß, und nicht seine Bestimmung darüber im mindesten vernachlässigen. Genug, der Sinn für das Anständige, Schöne und Würdevolle soll in ihm herrschend werden. Die Geschmacksbildung muß dabei ihren stufenweisen Gang gehen; auch hier darf man nicht voreilige Früchte hervortreiben wollen, sonst

lernt der junge Mensch kritisiren, ehe er lieben lernt; er wird ein faber Schwätzer, der über Kunstsachen in Phrasen wie die Tagesblätter zu reden weiß. Nein, er lerne vorerst gesund und natürlich empfinden; dann wird er seiner Zeit, so wie sich sein Sinn in der Natur und bei fortgehender Kunstbildung mehr erschließt, sein gesundes Urtheil haben, das man von dem 18jährigen Jünglinge noch kaum erwarten darf. Denn er befindet sich noch viel zu sehr im gereizten Zustande, als daß er es haben könnte; man befördere also keinen Dünkel in ihm, der ihm sein Schönstes, seine Bescheidenheit, raubt.

Und alsdann, wann der Jüngling das Wahre mit dem Guten, und das Gute mit dem Schönen in seine Seele aufnimmt, wird ihm seine höchste Idee in ihrer Herrlichkeit aufgehen. Er findet in der Andacht selige Stunden, er will mit seinem Freunde zum Göttlichen hinanstreben, er will zur Beglückung der Menschheit sich weihen, er will einen Himmel auf Erden sehen, und die besseren Zeiten herbeiführen. Fängt er an zu schwärmen, so bedarf er nicht nur des besonnenen Freundes, sondern auch seines guten Genius, der ihn zum bescheidnen Achten auf die Zurechtweisung der älteren Lehrer anhält *). Nur gehe die Geistes- und Herzensbildung im Ganzen ihren festen Schritt fort, nur dann kann sich das Höchste der Menschheit in dem Jünglinge herausbilden, so mächtig es irgend in ihm treibt.

Unser Zeitalter ist der Erziehung des Jünglings höchst ungünstig **). Man überläßt ihn zu früh sich

---

*) Dieser Agathodämon fehlte zu sehr der Generation, in welcher unsere begeisterten Jünglinge sich zum politischen Umschaffen hinreißen ließen, und so mancher für seinen Dünkel und Uebermuth büßen mußte, aber auch mancher edlere Jüngling für seine Unbesonnenheit. Wie es ganz anders im freien Sparta einst war, sagt uns die Gesch. d. Erz. S. 282 fg.

**) Die Erziehung des Philanthropinismus hat den schlimmen Anfang hierzu gemacht; und wie der übrigens an trefflichen Er-

ſelbſt, eine ganz naturwidrige Emancipation. Dieſes Grundübel geht durch alle Stände hindurch. In den höheren und da, wo viel gebildet wird, iſt alles darauf angelegt, ihm mehr Prätenſion als Beſcheidenheit, mehr Egoiſmus als Liebe, mehr Phantaſterei als Wahrheitsdurſt, und mehr Götzendienſt des Zeitgeiſtes als Gottesfurcht einzuflößen; und die Erſcheinung eines großherzigen Jünglings läßt man da kaum gelten. In den niederen Ständen iſt es noch ſchlimmer. Nichts hält da die Lehrjungen und Handwerksgeſellen und andere Geſellen in der Stadt, nichts die Bauerburſche in den Dörfern von Rohheiten, Ausſchweifungen faſt aller Art, von faſt gänzlicher Verwilderung zurück, wenn es nicht mancher edlen Familie gelingt, und wenn ſich nicht ſchon ein vorzüglicher Charakter in dem jungen Menſchen befeſtigt hat.

Die Polizei thut da ſelten hinlänglichen Einhalt, und es fragt ſich, ob ſie nach unſern Lebensverhältniſſen viel thun kann, die Schulen thun auch wenig genug, und die Väter, wenn ſie auch zu den verſtändigen gehören, ſind kaum im Stande etwas auszurichten, da das elterliche Anſehen von dem Zeitgeiſte ſo ſehr entkräftet worden, und der Strom auch ſo manche der Gebildeteren und Beſſeren dahin reißt. Und wo kommt noch frommen Müttern die Kirche zu Hülfe, wenn der Knabe confirmirt, und der, wenn auch laxen, Schulzucht nun gänzlich

---

ziehungsgrundſätzen ſo reiche Roman von Göthe, Wilh. Meiſt. Lehrjahre, ſeinen Helden in ſpäteren Jünglingsjahren noch ſeinem Lebensſpiele hingiebt, beweiſet eine noch ſchlechtere Tendenz des Zeitalters, als Tom Jones von Fielding, und wie ſehr verſchieden von der Anſtrengung im Alterthume, wo Virgilius den Jüngling lobt: multum tulit fecitque puer, sudavit et alsit. Man höre daher von einem der neueſten Dichter, Byron (Child Har. Pilgr. c. 3.), der warnend ruft:

And thus untaught in youth my heart to tame,
My springs of life were poisson'd.

entlassen ist? So ist denn gerade das Alter, welches innerlich den stärksten Tugendkampf bedarf, nicht nur hülflos hinaus in die Welt geschickt, sondern auch den furchtbarsten Seelengefahren Preiß gegeben; nicht viel besser, als wenn das neugeborne Kind in die Wildniß, wo reißende Thiere sind, ausgesetzt wird. Wenn nicht besser für die Zucht der Jugend in dem Alter von 14 bis 18 oder 20 Jahren in Stadt und Land, in und außer den Schulen, im häuslichen und öffentlichen Leben gesorgt wird, so haben wir uns kein Heil von der Erziehung in einem cultivirten Volke zu versprechen. Ja, das Unheil wächst fürchterlich mit der Cultur. Das beweisen alle Nachrichten, besonders aus größeren Städten, und das beweisen noch immer — unsere Universitäten *). Ein anderes Uebel ist die gewöhnlich so unrichtig geleitete Wahl des Standes, oder der Lebensbestimmung, zu welcher sich der Jüngling mit ganzer Seele, wie zu einer Braut, und mit der edelsten Besonnenheit, wie zum heiligen Zwecke seines Strebens, wenden sollte. Wie sehr bedarf er da des leitenden Genius! Man hüte ihn also vor aller voreiligen Bestimmung. Es ist oft eine unglückliche Vorbedeutung, wenn man fragt: „Was willst du werden?" Die dictatorischen Entscheidungen: — „Ich habe den Knaben zum Kaufmanne bestimmt;" „er soll ein Oekonom, ein Handwerker, ein Künstler, ein Geist-

*) Das harte Wort Luthers über die Universitäten, Gesch. d. Erz. II. S. 304, mag unsere Zeit so weich aussprechen als sie will, wahr bleibt es in dem Grunde; nicht die Freiheit des Studirenden ist zu tadeln, sondern die Einrichtung wird immer dringenderes Bedürfniß, daß bei dem Andrange auch vieler ungesitteter Jünglinge — und wird nicht oft auf Schulen das Verderben erzeugt? — der Licenz gewehrt, und der künftige Religionslehrer, Rechtsmann, Arzt ꝛc. gegen ein Verderben geschützt werde, worin so viele physisch und moralisch zu Grunde gehen, und Gesundheit, Rechtschaffenheit, Achtung des Heiligen, und sich selbst verlieren. Solche Einrichtung ist nicht unmöglich, und zu einer standhaften Verbesserung des Volkes nothwendig.

licher werden;" — „er muß Jura ſtudiren, dabei kommt heutiges Tags noch allein etwas heraus!" u. dgl. iſt nicht einmal ſo unglücklich als jene. Denn die Eltern haben doch gewöhnlich noch eine erwogene Rückſicht, vielleicht auch ein dunkles Gefühl von dem inneren Berufe ihres Sohnes, aber dieſer hat gar nichts, was ihn richtig leitet, ehe ſich die Ideen in ihm entwickelt haben, und ehe er die Stände auch kennt. Er wird alſo kindiſch wählen in Sachen des Mannes. Er wird wählen nach dem Kleide, nach dem Geſichte, nach dem Pferde, u. dgl., wie er ſeinen Mann erblickt, oder nach der Stimmung, in welcher er von den Geſchäften des Standes hörte u. ſ. w., er wird wählen wie das unmündige Kind, vor das man allerlei glänzende Sachen unter den gebräuchlichen, und Gift neben dem geſunden Getränke hinſtellt. Daher ſollte man den Jüngling ſelbſt überzeugen, daß er noch nicht wählen kann; und Erfahrungen giebt es genug, daß dieſe Ueberzeugung bei einer ordentlichen Behandlung leicht erfolgt. Aber man lerne von ſeiner frühen Jugend auf die Idee, die mit ihm geboren iſt, ſelbſt erſt recht kennen; man thue alles, daß ſie nicht durch etwas Fremdartiges verdrängt werde, ſondern ſich ſo kräftig und rein wie möglich entwickele, und endlich leite man ihn zu dem Bewußtſeyn und zu den Einſichten, daß man ſich gar nicht einmal mit ihm darüber zu berathen braucht, ja daß es gar nicht einmal zur Wahl mit ihm kommt, ſondern daß er beſtimmt iſt, und ſich beſtimmt, ſich zu dem, was er werden ſoll, von Gott erwählt fühlt *). Doch wir verweiſen in allem dieſem auf das, was oben über die Bildung zum Ideale gezeigt worden. Die Erziehung des Jünglings erfordert

*) Cicero, Off. I. 31. Id enim maxime quemque decet, quod est cujusque maxime suum. Suum igitur quisque noscat ingenium, acremque se bonorum et vitiorum suorum judicem praebeat. — — Ad quas igitur res aptissimi erimus, in iis potissimum elaborabimus.

übrigens nur ein allmähliges Freilassen, begleitende, meist stille Aufsicht und ganz besonders Sicherung gegen schlechte Gesellschaft, dafür aber finde er seinen würdigen Freund.

2) Das Mädchen vom 13ten Lebensjahre an. Nie bedarf das Heiligthum mehr der Sicherung, als wenn das Mädchen sich zur Jungfrau entwickelt. Ein stilles Fest der Weihe; entfernt seyen böse Worte, entfernt sey schlechte Gesellschaft! die mütterliche Freundin sey die Priesterin. Sie sey öfter um das Mädchen, sie verdoppele die Zutraulichkeit, sie rufe ihm alles Gute und Erheiternde hervor, sie unterhalte sich fromm und fröhlich mit der Tochter, sie lasse ihr Herz wärmer für die reine Menschheit und für das Göttliche glühen; und glücklich wird die heilige Weihe vollbracht werden, wenn die vorhergehenden Jahre gute Vorbereitung waren. Jetzt gehe das Mädchen mit neuerweckter Freude an die häuslichen Geschäfte, es strenge sich mehr an, sowohl in den weiblichen Geschicklichkeiten, als in der Verstandesbildung, es werde allmählig in die geselligen Verhältnisse eingeführt, und es lerne sich auch mehr an das Widrige und Harte unter den Menschen gewöhnen. Vorher konnte es darin noch mehr geschont werden, jetzt hat es aber auch mehr Stärke gewonnen, womit es die rauheren Begegnungen und Lebensstürme ertragen kann. Denn das Weib besitzt gerade in seinem reinen Gefühle eine allbesiegende Kraft und Würde. Die Erziehung wird dabei nur zu sorgen haben, daß es nichts Seelenverderbliches erfahre und daß Glaube, Hoffnung und Liebe nicht verloren gehen. Von jetzt an besonders sind religiöse und andere Unterhaltungen, auch mit dem Vater, erwünscht.

Auf diese Weise entwickelt sich der weibliche Sinn rein und natürlich; das Mädchen gelangt zu dem klaren Bewußtseyn von seiner Bestimmung.

Welches nun auch sein Schicksal seyn werde, so lerne es irgend etwas, wodurch es auch, wenn es un-

verheirathet bliebe, ein nützliches und würdiges Bestehen finden möge. Ueberhaupt erhalte es eine seinen Verhältnissen angemessene Bildung. Wir verweisen hier ebenfalls auf die vorige Abtheilung, und geben nur noch einzelne Winke. Man halte z. B. das gemüthvolle Mädchen nicht zurück, Gedichte zu machen, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, herzliche Briefe zu schreiben: man lasse dieses alles aber nur die freieste Gabe seines Herzens seyn, und verhüte, daß es nicht im mindesten gegen seine innere Wahrheit dazu aufgeregt werde. Zeichnen und Musik sollte jedes in den gebildeteren Ständen wenigstens einigermaßen lernen; denn gerade diese schönen Künste entwickeln seine innere Wahrheit und sein Gemüth; auch dienen sie den andern weiblichen Geschicklichkeiten. Eben darum werde aber keine Repräsentation geduldet; im gewöhnlichen Falle nur unter Freunden möge das Mädchen singen oder das Instrument spielen, und keineswegs um des Beifalls willen, sondern um die Gesellschaft zu vergnügen, oder vielmehr um sein Gemüth gesellig auszusprechen. Sollte es sich irgend einmal öffentlich hören lassen, so versichere man sich vorerst, ob es über alle Gefallsucht dabei erhaben sey, ob es die Kunst um der Kunst willen liebe, und ob es gern der Gesellschaft dieses Opfer bringe. Das Weib ist nicht dazu geboren, um sich öffentlich zur Schau zu stellen, und das fühlt das edle natürliche Mädchen so sehr, daß es eher zu Grunde geht, als sich dem Volke vorzeigen läßt, und wäre es auch als Göttin der Unschuld. Welche Jungfrau mag eine Schauspielerin werden, welcher Vater mag seine Tochter auf dem Theater sehen wollen! Es läßt sich zwar ein Grad von Seelenhoheit auch bei dem weiblichen Geschlechte denken, welche die Schaubühne ohne Verlust der inneren Wahrheit zu betreten erlaubt, und durch die Erhaltung der weiblichen Würde wahrhaft adelt: aber bewahret Eure Töchter, es ist große Gefahr dabei. Ihr meint auch bei dem gemeinen

Tanze sey Gefahr? Wohl ist auch da einige, aber k
das Mädchen diese Kunst nur recht und von würd
Lehrern, lernt sie das Schöne darin erkennen, nicht a
ein Mittel toller Lustigkeit oder der Gefallsucht fin
und sorgt die ganze Bildung dafür, daß es das Edl
Sittsame liebe: so habt Ihr bei Eurer begleitenden
sicht nicht mehr zu befürchten, als wegen der Put
bei einer Gewöhnung an anständige Kleidung. So
wird allerdings die treue Mutter zu besorgen haben,
sie ihre heranwachsende Tochter nicht *allein* an
öffentlichen Ort gehen läßt, denn das edelfühlende M
chen würde von selbst eine solche Unschicklichkeit, bei
lem Zutrauen zu sich selbst, nicht einmal ertragen.
ist sogar oft in unsern geselligen Verhältnissen nöth
daß das Mädchen sich schön kleiden lerne, und daß
Bälle u. dergl. anständige Lustbarkeiten besuche, theils
mit es nicht darin eine ihm verschlossene Seligkeit v
muthe, theils damit es auch in diese schwereren Verhä
nisse allmählig eingeführt werde, seine Würde darin
haupten lerne, und die Genugthuung erhalte, daß
diese auch an solchen Orten behaupten kann. Kurz,
muß über alle diese Weltlichkeiten hinauskommen,
seinen edleren Sinn darin bewähren; und dieses *geschie*
wenn nur im Ganzen die Erziehung zum Guten zusa
menstimmt.

Indem nun so die Jungfrau das Ideal ihrer N
tur fühlt und in vielseitiger Bildung ihre schöne Natür
lichkeit entfaltet, so steht sie immer lieblicher da in
Sanftheit und Anmuth, und sie gewinnt zugleich etwas
Ehrfurchtgebietendes, das ihrer Jungfräulichkeit den all
gemeinen Schutz als einem Heiligthume sichert. Es
zieht sie auf würdige Weise an, und denjenigen jungen
Mann am stärksten, dem gerade dieses Gemüth zu seiner
eigenen Vollendung zu suchen bestimmt ist, also, ohne
es zu wissen, gerade den rechten Mann an. Dieses kann
freilich nur da, wo sie nur in mehrere Bekanntschaften

kommt, der Fall seyn, indessen muß man der Vorsehung alles das überlassen, und sie muß ruhig und heiter die höhere Fügung abwarten. Aber sie kann nur den würdigen Mann in ihrer Nähe ertragen. Durch einen wahrhaft himmlischen Zug findet sie sich alsdann zu dem rechten hingezogen, wenn er ihrer Individualität entspricht und sie versteht, der nicht nur ihrem Herzen, sondern auch ihrem Geiste zusagt, und in welchem sie ihre Ideen vollendeter erblickt. Hierbei sehen wir auch, wie es Weiber geben kann, die gerade nicht unglücklich sind, wenn sie nicht heirathen, weil sie doch ihren Beruf finden und lieben. So giebt es manche edle und glückliche Thereſe und Natalie, auch wenn sie im ledigen Stande bleibt. Die Seltene freilich, die ganz vorzüglich ihr liebendes Gemüth aufschließt, würde unglücklicher seyn, wenn sie nicht den Gatten fände, und gerade sie wird ihn, wenn sie gemüthvoll gebildet ist, durch das Schicksal und die Seltenheit solcher Männer, die ein tiefes weibliches Gemüth verstehen, am wenigsten finden, und so muß nun vollends eine frühreife Mignon zu Grunde gehen: indessen entschädigt sie ihr Herz vielleicht dadurch, daß sie im Kreise mehrerer Menschen ein liebevolles Daseyn genießt, und ihre schöne Seele auf mancherlei Art schicklich und wohlthätig aussprechen kann. Der Jüngling wird hinaufgezogen durch die Idee in seinem Denken, der gebildete liebt die Kunst oder die Wissenschaft: die Jungfrau wird zum Höheren gezogen durch das Ideal ihres Herzens, die gebildete liebt den zum Höheren hinstrebenden Mann, und nur dem Würdigen giebt sie Herz und Hand.

Bei allem diesem bedarf indessen jede Jungfrau, und wäre ihr Charakter aufs beste gebildet, noch eines gewissen Schutzes, z. B. daß sie nie mit einem jungen Manne, seltene Fälle ausgenommen, allein sey. Denn es ist sträfliche Vermessenheit, dem menschlichen Herzen und der jugendlichen Schwäche zu viel zu vertrauen.

Die Mutter, die Freundin, die väterliche Lehre sollte ihr Gefolge in gefährlichen Stunden seyn.

Obgleich die Erziehung der männlichen Jugend hauptsächlich durch Männer und die der weiblichen durch Frauen geschehen soll, so müssen doch eigentlich zu jeder beide Geschlechter sich verbinden. Der Knabe bedarf der mütterlichen Milde, damit nicht sein Gefühl verhärte; er bedarf weiterhin immer einiges Umganges mit Personen weiblichen Geschlechts, mit jüngeren sowohl als erwachsenen, so wie er dieses in Familien findet, weil er sonst zu leicht in Rohheiten sich verliert, ohne den Sinn für die feineren Empfindungen der Humanität zu entwickeln. Der Jüngling würde ohne solchen Einfluß rauh und roh werden. Da er nämlich schon weniger als der Knabe die positive Behandlung verträgt, und da sein Führer hauptsächlich durch Belehrung auf ihn wirken muß, so würde zu besorgen seyn, daß sein Gemüth nicht so viel Herzlichkeit gewönne, oder daß er seine Empfindungen nicht so gut äußern lerne, ja, daß er eine schlechte Richtung nehme, und in die Ausschweifungen des Ehrgeizes oder der Wollust gerathe. Denn in dem Umgange mit edlen Frauenzimmern erscheint dem Jünglinge die Tugend von der liebenswürdigsten Seite, und er wird am ersten gefällig und bescheiden, auch wirkt nichts stärker gegen wollüstige Regungen als gerade solcher Umgang; selbst Wüstlinge sind dadurch gebessert worden. Ist nun der unschuldige Jüngling so glücklich, solchen Umgang zu finden, so wird dieser nicht nur seinen Sitten das gefällige Aeußere geben, sondern auch sein Inneres für das Edle desto mehr begeistern. In manchen Lagen, wo sein Herz sich vertraulich aufschließen muß, ist ihm sogar eine verständige mütterliche Freundin zu wünschen. — Nicht gerade in der Art, aber doch in ähnlicher, bedarf das Mädchen von frühem an zu seiner

Erziehung der Mitwirkung eines Mannes, damit es nicht verweichliche, und damit es, so weit es sich mit seiner Weiblichkeit verträgt, Energie annehme; besonders aber wird es bei einem Lehrer in der Regel besser lernen, als bei einer Lehrerin. Im menschlichen Leben befinden sich, wenigstens nach unserer europäischen Kultur — und will es die Humanität wohl anders? — beide Geschlechter zusammen, also muß auch die Jungfrau an den Umgang mit Mannspersonen gewöhnt seyn, soll sie aber dieses, so durfte man sie als Mädchen nicht davon zurückhalten. Sie wird, bei übrigens guter Erziehung, alsdann desto weniger von der Außenseite eines leeren oder unwürdigen Jünglings sich täuschen lassen; überhaupt wird sie das Edle der Menschheit in allen seinen Formen alsdann desto mehr anerkennen, und das gehört doch wohl zur vollendeten Bildung. Auch ist es wohl zu beachten, daß der Geist der Jungfrau sich höher und schöner erhebt, wenn ihr durch einen geistvollen Mann das ausgesprochen wird, was sie dunkel ahndete. Das ist für sie der Weg zum höheren Wissen und Leben. Wie viel könnte hierin der Vater seiner Tochter seyn! — Wir erkennen also in der Natureinrichtung, welche beiden Eltern das Kind übergab, die Winke der Weisheit, daß zwar zunächst mit der männlichen Jugend das männliche Geschlecht, mit der weiblichen das weibliche sich bildend beschäftige, aber bei jeder doch beide Geschlechter zur vollendeten Erziehung zusammen wirken. In jenem wird die Kraft leicht unbändig hinaustreiben, wenn nicht die sanftere sie zurückzieht: und in diesem verliert sie sich leicht in sich selbst, wenn sie nicht durch die stärkere erweckt und gehoben wird.

Auch in dem ganzen Gange der Erziehung läßt sich die Verschiedenheit derselben bei der männlichen und weiblichen Jugend bemerken. Der Knabe wird für das öffentliche Leben gebildet, das Mädchen für das häusliche. Er muß in die Welt, das Mädchen bleibt

zu Hause. Aber indem der Knabe vielleicht früh das elterliche Haus verläßt, so muß man sorgen, daß er sich nicht verliere, und darum komme er auch außer dem elterlichen Hause in eine Familie, wo er wie zu Hause sey. Das Mädchen, damit es sich nicht versitze, komme ebenfalls in andere Familien, worin es einheimischer sey, und die Häuslichkeit von mehreren Seiten kennen lernt. Gut ist es, wenn befreundete Eltern in der Stadt und auf dem Lande sich gegenseitig ihre Töchter auf eine Zeitlang übergeben; und ganz nach Wunsche ist es, wenn eine Freundschaft zwischen diesen Mädchen sich bildet, während sie auf dem Lande ihre Blumenkränze flechten, oder ihre Gewächse begießen, oder in der Stadt an ihrem Nähtahmen sitzen, und ihre Bekannten besuchen. Die Theilnahme an der Erziehung der kleineren Kinder *), wir wiederholen es hier, ist für die heranwachsende Tochter des Hauses sehr wünschenswerth. Aber übersehen dürfen wir nicht jenen wichtigen Beruf des weiblichen Herzens, die Krankenpflege.

Das Mädchen, welchem eine vollendete Bildung zugedacht ist, muß auch weiter in der Welt kommen, um die Menschen weiter kennen zu lernen, und sich in alle Verhältnisse würdig zu finden **). Allerdings muß dieses stufenweise geschehen, so daß bei jedem Schritte ihre Tugend gesichert bleibe, und gerade jetzt dieses Schrittes bedürfe, um sich weiter zu entfalten und zu stärken, bis sie in den schwierigsten Fällen des häuslichen und öffentlichen Lebens mit weiblicher Würde und Anmuth erscheine. Die gebildete Jungfrau wird so in einer armse-

---

*) „Wo ist ein schöneres Leben für das weibliche Herz als unter Kindern? Spreche mir da keins von Opfern ꝛc. — Es giebt für ein solches reines Herz keine schönere Bedeutung, als ein Kind, das wir zu erziehen haben.“ Karol. Rud. Gem. w. Erz.

**) Wir verweisen hier über Erziehung einer Prinzessin an die Levana II. Cap. 5.

ligen Landhaushaltung wie an dem glänzenden Hofe Lebensgeschicklichkeit gewinnen. Und so hat das Mädchen auch seine höhere Schule. Von den kleinsten häuslichen Geschäften an bis dahin, daß ihm die Mutter die Küche, oder den Garten, oder den Weißzeugschrank u. dgl. anvertraut, und von der Stille des elterlichen Hauses bis zum geräuschvollen Leben in einem größeren Kreise.

Uebersicht.

Die Erziehung ist in allem diesem Vielerlei doch ein einfaches Ganzes vom Anfange bis zum Ende. Sie beginnt mit der Geburt des Kindes und endigt mit der Reife des jungen Menschen, wo er denn selbstständig und vernünftig seine Bildung durch das Leben hindurch fortsetzt. Zuerst ist sie fast blos physische, zuletzt fast blos geistige, im ganzen Verlaufe immer psychische Behandlung.

Die drei ersten Lebensjahre sind, anerkannt, die wichtigsten in der Erziehung *). Da wird das Kind zum gesunden Leben gewöhnt, und gewinnt sein Gemüth.

Von dieser Zeit an vertheilt sie sich mehr in das Einzelne der Bildung, und mit dem beendigten siebenten Lebensjahre noch mehr, indem sie da sich mehr in den Unterricht verzweigt.

---

*) So urtheilt auch Platon, Gesch. d. Erz. S. 401. — „Die Früchte rechter Erziehung der ersten drei Jahre — ein höheres Triennium als das akademische — könnt ihr nicht unter dem Säen ernten; und ihr werdet oft gar nicht begreifen, warum nach so vielem Thun noch so viel zu thun verbleibe; aber nach einigen Jahren wird euch der hervorkeimende Reichthum überraschen und belohnen.“ Levana.

Von dem funfzehnten Lebensjahre an wird sie meist Unterricht, und erhält also die Einfachheit der ersten Kinderjahre, wie sie dort im Physischen war, so jetzt im Geistigen.

Mit etwa achtzehn Jahren tritt der junge Mensch ganz in das Verhältniß des erwachsenen, aber noch durch elterliche und belehrende Leitung sich zur Reife vollendenden Jünglings; die Jungfrau etwa mit sechzehn Jahren.

Zu keiner Zeit ist die Erziehung blos negativ, wenigstens ist die Gewöhnung das Positive, aber in den ersten drei Jahren und im dritten Jahrsiebend erscheint sie mehr von dieser Seite, in den zwischenliegenden Jahren mehr von der positiven; dort soll die reine (edle) Natur und dann die reine (edle) Freiheit hervorstreben, in der mittleren Zeit soll diese letztere aus der ersteren entwickelt und vorgebildet werden. Immer aber ist stetiger Uebergang, bis ans Ziel Gewöhnung, vom Anfang an Tugend.

Die Zeit der Erziehung ist die Jugend; mit ihr ist der dritte Theil der Morgenzeit am Lebenstage verflossen *). Aber nur die Minderzahl der Gebornen erreicht das Ziel, das die Natur dem Menschen gesetzt hat.

---

*) Zu den bereits in der Gesch. d. Erz. a. m. O. angegebenen meist trübsinnigen Lebensansichten fügen wir noch folgende. In einem Homiliarium aus dem 9ten Jahrh. (I. G. ab Eckhart Comment. de reb. Franc. t. 2. App.) werden 5 Weltalter mit den 5 Zeiten des Menschenlebens verglichen; sie heißen im Altdeutschen Wila; die erste die fria (die Frühe) mit der chindiska (Kindheit); die 2te, der mittimorgan mit der jugente; die 3te, der mittetac, mit der tugent, d. i. die mittilschaft des menschlichen Alters, in dem er am stärksten ist; die 4te, die nona, mit dem Alter; die 5te, der abant mit dem bibit olter (Greisenalter). — Auch Shakespear hat eine schauspielerische, vielleicht ältere, Vergleichung der Lebensperioden mit 7 Acten (As you like it. A. II. Sc. 7.): die Welt eine Bühne, die Menschen die Spieler, die ihre Rollen aufführen; zuerst das Kind, welches schreit

Während des ersten Zahnens stirbt, nach Einigen, der 20ste Theil, d. i. 5 Kinder von 100. Nun vermindert sich von Jahr zu Jahr die Sterblichkeit, ohne daß das Umzahnen viel darin zu bewirken scheint. Am wenigsten sterben Mädchen gegen das 11te Jahr, und Knaben gegen das 15te; so in nördlichen Ländern. Nun nimmt die Sterblichkeit wieder etwas zu, und verstärkt sich gegen das 21te Jahr. Zwischen 6 und 11 Jahren sterben auf 1000 Kinder 150 mehr, als zwischen 11 und 16 Jahren, also wird gegen das 3te Jahrsiebend die Todesgefahr größer, wie gegen das 2te; die Entwickelung der Mannbarkeit ist also ebenso, wie die erste Zahnentwickelung eine gefährlichere Periode.

Wenn in Frankreich Duvillard beobachtet hat, daß von den Gebornen zwischen dem 5ten und 4ten Theile schon im ersten Lebensjahre stirbt *), und wenn man die Sterblichkeit bis zu dem 11. Jahre hinzunimmt, so könnte leicht das übrigens sehr unsichere Verhältniß herauskommen, daß nur 2 Drittheile das 2te Lebensjahr zurücklegen, und das 10te gar nur die Hälfte. Ob das nun so auf der ganzen Erdkugel statt finde? Gewiß ist es, daß sich in der Sterblichkeit der Kinder nach Zeiten, Nationen, Behandlungsweisen vieles ändert, und gewiß ist es auch, zur Freude der jetzigen cultivirtesten Völker, daß sich Mittel gefunden haben, welche diese Sterblichkeit sehr vermindern. Schon die bessere Behandlung der Säuglinge gab, wie wir oben sahen, ein erfreuliches Re-

---

und geifert, 2tens der Schulknabe, weinend und unwillig, mit seinem Sacke, wie eine Schnecke zur Schule schleichend, 3tens der seufzende Liebhaber, 4tens der fluchende Soldat, 5tens der wohlgenährte Richter, 6tens der eingeschrumpfte Alte mit der Brille und in Pantoffeln, 7tens der kindische Greis, dem Zähne, Sinne und alles fehlt.

*) Die Listen zu Berlin v. J. 1826 gaben das Verhältniß, daß beinahe der 4te Theil der Gebornen im 1ten Lebensjahre schon gestorben war.

sultat, aber bei weitem das wichtigste die Impfung der Schutzpocken.

Vorher starb an den Blattern vielleicht der 7te Theil der davon befallenen Kinder, und, da höchst wenige davon befreit blieben, wenigstens der 8te Theil der Gebornen bis zum 15ten Lebensjahre. Jetzt ist diese Sterblichkeitsursache in mehreren der cultivirtesten Länder fast ganz ausgetilgt, und in unseren Gegenden fängt diese bessere Periode mit dem 19ten Jahrhunderte an. Die mit jedem Jahre zunehmende Zahl der Schuljugend beweiset für den Erfolg augenscheinlich. Wir sehen in einer Schule, die vor 10 Jahren etwa 100 Schüler zählte, nunmehr, und zwar bei übrigens nur wenig gestiegener Bevölkerung, gegen 180 bis 200 Schulkinder. Eine Beobachtung Duvillards liefert das Ergebniß von Besançon, daß, als die Impfung noch nicht einmal allgemein war, schon blos die Zahl der unter 7 Jahren gestorbenen Kinder sich um etwa den 4ten Theil vermindert hatte.

Würden nun noch andere heilsame Fortschritte in den Sicherungsmitteln und in der gesunden Kinderpflege gemacht, was doch zu hoffen steht, und würden diese Verbesserungen Volkssitte werden, so ist eine große Verminderung der Sterblichkeit unter den Kindern zu erwarten, und wenn man bis jetzt ein schulfähiges auf etwa 6 Seelen rechnen kann, so möchte bald auf 5 eins zu rechnen seyn. Das führt zu manchen weiteren Aussichten.

Zunächst möchten da die Sterbelisten in den Jahren nach der Jugend stärker werden, da nicht vorauszusetzen ist, daß alle die, welche während derselben gerettet sind, Lebenskraft genug besitzen, um alt zu werden. Aber eine ganz andere weitere Folge könnte entstehen. Die Fortschritte in der physischen Behandlung entdecken gewiß noch manches, wodurch das Naturell, die Individualität, die Entwickelung bis ins Alter hin, besser ge-

leitet und gesichert wird, und sie geben eine Gewöhnung, welche nicht anders als zur Gesundheit und Verlängerung des Lebens dienen kann.

Uebersehen wir aber nicht die Schattenseite! Mehr wie eine zeigt sich. 1) Es drohen Krankheiten aus fremden Ländern, und erzeugen sich neue; und so wird das Sterben und Geborenwerden immer wieder in das alte Verhältniß zurückkehren. Indessen auch dagegen lassen sich Vorkehrungen erwarten *). — 2) Unsere Länder werden bald mehr als China übervölkert werden, und wohin wird das führen? Dahin, was die Vorsehung für ihr Menschengeschlecht zum Besten bereitet, wenn es ihr nur vernünftig folgt. Verbesserungen der Landescultur und der Gewerbe, einfachere Lebensweise, und vor allem Reinheit in der Gesinnung und Gesittung werden vieles erleichtern, und manches wirklich machen, was jetzt unmöglich scheint. — 3) Aber nun die höchst traurige Erfahrung der neuesten Zeit: mit der Civilisation nehmen die Laster und Verbrechen zu, und zwar vornehmlich bei der Jugend! Es ist wahr; aber das ist nur die Strafe der Länder, welche das einzige Sicherungs- und zugleich höchste Bildungsmittel der Menschheit vernachlässigen, das Christenthum **). Der Unglaube stürzt unvermeidlich Städte und Völker in den Abgrund; nur der Glaube an das Evangelium rettet aus dem Verderben und macht selig. Diese göttliche Wahrheit wird sich ewig

---

*) Die Beispiele großer Städte ꝛc. bestätigen diese Erwartung; man s. Friedländer a. a. O. S. 130 fg., wo auch auf die Gesundheitspolizei im Bauen u. dgl. aufmerksam gemacht wird, wie schon Vitruvius viel Werth auf die Sitte legte, den Boden für das Gebäude zu untersuchen, und wie die Nordamerikaner ihre Städte der Sanität gemäß anlegen. „Die Pest von Marseille im Anfange des letzten Jahrh. hat die Aufmerksamkeit der medicin. Polizei erregt, welche so eng mit den Fortschritten der physischen Erziehung verbunden ist.“

**) Vgl. Gesch. d. Erz. S. 537. und II. S. 508 fg.

bewähren. Wenn in einem Lande wirklich der 6te Theil der Bevölkerung seine guten Schulen besucht, und wenn es dabei mit der Kirche wohl steht und der Christenglaube in den Herzen lebt, dann wird die Vermehrung der Menschen und ihrer Cultur nicht eine Zunahme des Bösen, sondern des Guten, der inneren und äußeren Glückseligkeit seyn.

Und das ist das Ziel der christlichen Erziehung. Auf ihrem Wege werden sich, wir möchten fast sagen, neue Kräfte entwickeln. Schon sieht man ein, wie ein Kind durch naturgemäße Behandlung über seine gemeine Natur erhoben werden kann, wie andere Nahrungsmittel, Thätigkeiten, Umgebungen ꝛc. Vieles in ihm umändern, wie es sich fast zu allem, so auch zur rechten Lebensweise in jedem Klima und in jeder Lage gewöhnen läßt. So ist es auch mit ganzen Völkern, wie die Culturgeschichte lehrt *). Welche wundersame Veränderungen bewirkten da der Pflug und die Gabe der Ceres! welche schon die Viehzucht, welche die humanisirtere Speise, Kleidung, Wohnung! welche die Gewerbe und der Handel! welche die Wissenschaften, die Künste! welche das geordnete häusliche und bürgerliche Leben! Und welche heitere Aussicht eröffnet nicht die christliche Religion zur Erziehung im Großen!

---

*) Familien und Nationen ändern nach Perioden selbst manche Grundzüge; wie nun, wenn man die Mittel kennt, sie zu verbessern, und die Ursachen, wodurch sie schlimmer geworden, z. B. den Branntwein, wegzuschaffen? Was waren einst die Peruaner und Mexikaner? was die Babylonier und Inder? was die Aegypter und Aethiopier? u. s. w., und was könnte in der heißen, was in der kalten, was in der gemäßigten Zone ein Volk werden, das die rechte Bildung in sich entwickelte? und was könnten durch solche Völker die verschiedenen Erdzonen selbst werden? Diese Fragen führen weiter. Erklärt sich vielleicht auch hierbei die diätetische Ordnung der alten Aegypter und das problematische Volk der Makrobier? Gesch. d. Erz. S. 129. Vgl. Dict. des sc. med. t. XI. p. 211.

Nicht blos im Großen, ſondern auch im Kleinen; denn es iſt Ein Organiſmus. Das Kind wird durch ſeine Familie, Nation, Zeit, Weltlage erzogen, und wird wieder ein mehr oder minder einwirkendes Glied des Ganzen. So iſt die Erziehung des Einzelnen von der Volkserziehung unzertrennlich, wie die Geſetzgeber des Alterthums wohl wußten, und ſo vollendet ſich der Begriff der Erziehung in den, welchen wir vom Anfange vorausnahmen: ſie iſt die durch ihre Individuen hindurch ſich entwickelnde Menſchheit.

Daher iſt die Vorſehung die höchſte erziehende Hand, und nur von ihr geleitet kann ihr der Menſch die ſeinige leihen, und das Rechte thun; und daher iſt ſie auch bei dem einzelnen Zöglinge unendlich mehr als ein Regelwerk; daher erwächſt aber auch die Erziehungsidee einer, freilich noch aus unabſehbarer Ferne leuchtenden, Vollendung entgegen. Wir können aber eben darum vorerſt nicht der Regeln entbehren, und ſo laſſen wir noch eine Reihe derſelben, gleichſam zur Probe, daß man damit nicht fertig würde, hier folgen.

1) Die Erziehung fängt an mit Gewöhnung, und zwar als Pflege, hierzu kommt dann die Zucht, dann die Lehre, und ſo bildet ſie im Ganzen den Charakter.

2) Sie ſtärkt die Kraft im Gleichgewichte der Empfänglichkeit und Feſtigkeit, im Fühlen, Denken, Wollen, zur Harmonie der Tugend.

3) Sie macht jeden Tag der Jugend zur Ausſaat- und Erntezeit zugleich; und wo ſie die Gegenwart der Zukunft aufopfert, da führt ſie auch alsbald den Erſatz in der Luſt an der Anſtrengung herbei; ſo macht ſie die Kindheit bis zur Reife der ſchönen Lebenszeit froh.

4) Sie bildet die körperlichen und geiſtigen Kräfte zugleich für die Entwickelung der Vernunft, dem Alter gemäß.

5) Vom Anfange an faßt ſie das Gute, aber auch das Böſe des Kindes ſcharf und unbefangen in das Auge,

um es zu sehen, wie es wirklich ist, und sein Ideal zu erschauen, wie es werden kann und soll.

6) Und sie sichert sich gegen jede Täuschung, sowohl der Vorliebe als der Ungunst, indem sie dem Egoismus des Kindes in der Wurzel nachspürt, und dessen Eigenthümlichkeit, nach Geschlecht, Naturelle, Individualität, schon in dem Aufkeimen der Unarten zu entkräften und jeden bösen Eindruck abzuwehren sucht *).

7) Sie macht ihren Plan so, daß er sich mit dem Kinde selbst immer bestimmter entwickelt, und befolgt ihn liebevoll, naturgemäß, und stetig bis zum Ziele.

8) Sie verlangt zwei Kräfte, wodurch sie wirkt, die väterliche und die mütterliche; fehlt die eine in Person, so muß die andere Person sie noch zu der ihrigen besitzen **).

9) Wenig Worte, viel Kraft; das Lob selten, der Tadel aufrichtend; es rede möglichst die Sache, aus dem Leben in das Herz.

10) Jedem Alter was ihm zukommt; dem Kinde die treueste Sorgfalt, nicht aber die Gewöhnung, sich als Hauptperson anzusehen, und die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich zu ziehen; es soll seine Pfleger nicht für seine Diener halten, sondern ihnen dienen lernen, nicht zu dem Wahne verleitet werden, als seyen die Erwachsenen um seinetwillen da, sondern die heilige Bestimmung fühlen, sie zu ehren, insbesondere die Eltern, welche deßhalb vor den Augen des Kindes sich gegensei-

---

*) „Wer Unreines in seiner Jugend aufgefaßt — — und es auch nach seiner Art veredelt hat, — an dem wird es sich rächen.“ Göthe Meist. Lehrj. I. S. 308, wo man auch einfach wahre Gedanken lieset, wie nothwendig eben darum frühe Bildung sey, damit keine Eindrücke entstehen, die man sich abgewöhnen müsse.

**) Die Strenge mit der Milde; Ares und Aphrodite, die Erzeuger der Harmonie in der Mythologie der Griechen.

tig und den andern Perſonen umher ihre Achtung bezeugen müſſen.

11) Das Kind lebt noch mehr in der Außenwelt, und ſo werde es behandelt, ohne zu früh auf ſich ſelbſt reflectiren zu lernen, indem man ſeinen Bedürfniſſen zuvorkommt, aber die Erziehung führt doch zur Selbſterkenntniß, Selbſtthätigkeit und rechter Freiheit.

12) Die ſpielende Thätigkeit führt ſie allmählig in ernſte über, ohne die Kraft zu überſpannen oder erſchlaffen zu laſſen, und ſo bildet ſie durch Unterricht.

13) Sie iſt freundlich, aber auch ernſt, und giebt ſelbſt im Strafen Beweiſe ächter Liebe *).

14) Sie behandelt jedes Geſchlecht nach ſeiner Beſtimmung.

15) Sie geht von dem Allgemeinen immer mehr und mehr zu dem Beſonderen über, wie es die Verhältniſſe nach Stand u. ſ. w. erfordern.

16) Gute Geſellſchaft iſt in jeder Hinſicht für die Jugend wichtig; Perſonen, die ungeſittet oder ſchwachſinnig oder ſonſt gemüthskrank ſind, halte man von Kindern entfernt.

17) Auch um ältere und gebildetere Menſchen zu ſeyn, ſollen die jungen Leute gewöhnt werden, und zwar ſo, daß ſie lernen, ſich nach ihnen fügend und doch un-

---

*) Der Jugend die Strenge der Zucht verſagen, wo ſie Noth thut, iſt liebloſe Weichlichkeit und unverſtändiger Egoiſmus der Eltern (Sprchw. 13, 24.) — „Eine ſtrenge Diſciplin in der Jugend, welche dem jungen Menſchen Entbehrungen und Kampf auflegt, hat die größten Männer gebildet, welche oft leichter über die Pyrenäen und Alpen ſchritten als Andere, denen in der Jugend nur auf weichen Flaumen gebettet wurde, einen geebneten Spaziergang zurücklegten.“ Dieſterweg, über Erziehung. — „Wird das Animaliſche im Menſchenkinde nicht in Zucht genommen, ſo wird ein Wildling, ein Wilder, ein Wildfang daraus.“ Sailer, üb. Erz. an Erz.

gezwungen, sich in solcher Gesellschaft zu befinden; also auch in die äußeren Formen der Gesitteten sollen sie sich hineinleben, daß sie ihnen wie die Sprache natürlich seyen *), das Conventionelle nicht achten ist Rohheit oder Hochmuth und verdient selbst keine Achtung.

18) Die gewonnene Kraft werde immer die Knospe einer neuen; sie werde nie wieder verloren, das Gute, das bereits aufgeblüht ist, verstärke den Trieb und die Hoffnung für die weiteren Jugendjahre und die ganze Lebenszeit.

19) Die künftige Lage des jungen Menschen werde in seiner Bildung wohl beachtet.

20) Alles, was die Erziehung thut, stehe im Zusammenhange und Einklange; und so sey die Liebe selbst die Bildnerin, und wer irgend erzieht, ziehe auch als Vorbild an. Doch genug der Regeln! Sie würden ins Unendliche gehen, wenn man alles bestimmen wollte, und würden dann nur um so weniger helfen. Wir verweisen nur an das, was Locke darüber sagt, und zugleich an die Regeln von ihm, von Rousseau, Basedow, u. A. Lieber lassen wir noch einige kurze, kaum etwas idealisirte, Beispiele und Winke folgen **); auch einige der

---

*) Also nicht wie Mamsell La Regle hofmeistert: „Fein gerade! Brust heraus! Schultern zurück! Bauch herein! hübsch Füße auswärts!“

Bürger.

**) Möchten nur die Väter und Mütter, — und die letzteren besonders — so über ihre Kinder denken und sinnen, wie sie es oft über die nichtigen Dinge thun, welche Freuden könnten sie sich da pflanzen! Wenn die Mutter nur z. B. die schönen Aeußerungen ihres Kindes aufzeichnete, so sammlete sie sich damit die lieblichsten Blumen; und hat nicht jedes, wenn es nur einigermaßen erweckt wird, seine Naturpoesie? — Die Levana hat einige aufgezeichnet: „Ein 2jähriges Mädchen personificirte z. B. der Stock hat sich zum Fenster hinausgeworfen — das Wasser kriecht im Glase

künstlichen Veranstaltungen: 1) Friedrich, als Kind schon folgsam, ließ sich gern von seiner Mutter etwas aufgeben, das auch schwer war, und nun freuet er sich, daß er bei dem Vater lernen und mit ihm schon weite Spaziergänge machen darf. Jetzt fängt er an sich zu fühlen. Er macht leise Versuche, die Mutter zu commandiren: sie aber sieht ihn ernst an, und giebt ihm mit ein Paar Worten etwas zu befolgen auf; da eilt er, fast erröthend, richtet es aus, und kommt mit glänzendem Angesichte zurück; nun macht er keine Versuche des Gebietens mehr. Als 5jähriger Knabe kam er einmal ganz außer sich nach Hause. Er hatte gesehen, wie ein Vater seinen kleinen Sohn unter Fluchen und Schimpfen geschlagen, und dieser noch dabei ein trotziges Heulen

---

hinunter — die Thür will hinausgehen — da wohnt sein Haus — die Lichter sind zu Bette gegangen und haben sich zugedeckt.“ Und die Erziehungsgemälde v. Karoline Rud., z. B. „Mutter, Mutter! die Blume thut den Mund auf und trinkt — dann lief sie als wollte sie mit einer jeden reden — Mutter, liebe Mutter, wie schön sind die Blumen aufgeblüht! — Bald fiel der Blick der Kleinen auf den Himmel, und sah den gewaltigen Bogen. O Mutter! sieh ein großes buntes Thor am Himmel, Seraphinchen dahin will!“ — Ein Vater hörte seinem 4jährigen Mädchen zu, unbemerkt, wie es mit den Frühlingsblumen auf einem Hügel sprach: „ihr seht mich an — ihr habt so blaue Augen — ich habe euch gar lieb!“ und wie es ein anderes mal eine Gruppe Waldblumen betrachtete: „sieh, Vater, das sind ja Püppchen; die gucken da heraus, die wollen mit mir spielen!“ — Ein anderes Mädchen von demselben Alter hörte ein Vater, wie es Abends unter den Sternenhimmel herauslief, und zum Vater im Himmel hinaufsprach, und kindlich schön betete. Eine Freundin führte einen 3jährigen Knaben an einem Sommermorgen spazieren; er blieb vor einem wilden Rosenbusche stehen, sah ihn entzückt an, und sagte: „diese Rose breche ich dir ab, diese der Mutter ꝛc., dann schenke ich mich dir auch — dann kommst du in den Himmel, da reiche ich dir die Rose hinauf an die Sterne — da reichst du herab und ziehst mich zu dir herein —“ und so entwickelte sich die Poesie aus sich selbst fort, indem man den Knaben gehen ließ, und ihm nur ein freundliches Wort dazwischen sagte.

und Schreien erhoben hatte. So was war ihm noch nie vor Augen oder in die Gedanken gekommen. Die Mutter sagt ihm über solches Unglück einiges, daß er in Thränen ausbricht, ihr um den Hals fällt, und Gott für seine guten Eltern dankt. Bald darauf ruft sie ihn von einem Spiele ab, und trägt ihm etwas auf: er macht eine verdrießliche Miene, sie sagt ihm ein Wort, das er in jenem Dankgefühle selbst ausgesprochen, und setzt ernst hinzu: „Du wirst das thun.“ Er geht langsam, aber mit jedem Schritte verliert sich sein Unmuth, und er richtet es fröhlich aus. Er sammelte gern Insecten, und ließ sich darüber belehren; als 7jähriger Knabe besaß er schon ziemliche Kenntnisse in der Naturkunde, und sein Vater, der ihn manches selbst entdecken ließ, hat so seinen Eifer nun auch für andere Lehrgegenstände erweckt. Mitunter erwachte eine poetische Regung in ihm; so begrüßte er seine jüngere Schwester an ihrem Geburtstage mit den Worten:

„Schwester in den jungen Jahren,
Sind wir jungen Bäumchen gleich,
Und wenn Eltern uns bewahren,
Werden wir an Früchten reich.“

Als 12jähriger Knabe unternahm er einmal von freien Stücken einen Weg in Wind und Wetter und einsam, um seinen Eltern etwas zu besorgen, das ihnen in einer dringenden Angelegenheit aushalf; und bei seiner Rückkunft überraschte er sie damit. Als 14jähriger gab er seinen Geschwistern eine eigene schöne Idee zur Geburtstagsfeier des Vaters an, die er mit einer guten Schularbeit noch erhöhete.

Um jene Zeit erhielt er die Erlaubniß, eine Fußreise einige Meilen weit zu einem Freunde allein zu machen. Vor Tage ist er schon auf dem Wege. Es war an einem schönen Maimorgen; die Sonne geht auf; welch ein Anblick für den angehenden Jüngling! Er fühlt etwas Wunderbares, setzt sich auf einer einsamen Wald-

wiese nieder, nimmt seine Schreibtafel, es gelingt ihm, seine Empfindungen über Gott und die Natur und seine Lieben in ein Gedicht zu bringen. Fröhlich verfolgt er weiter seinen Weg, und überrascht die befreundete Familie bei dem Frühstücke. Die Seinigen unterließen aber auch nicht, ihm bei Gelegenheit Achtung und Liebe zu beweisen. Als 20jähriger Jüngling bezog er die Universität. Da wurde er nicht etwa mit Ermahnungen und ängstlichen Besorgnissen überladen, sondern sein Vater nahm ihn in einer feierlichen Stunde allein, und machte ihn noch ganz mit allen häuslichen Verhältnissen bekannt, und unter vertraulichen Herzensergießungen versicherte er ihm seine hohe Vaterfreude in seinen Hoffnungen zu ihm. Die Mutter entläßt ihn unter Freudenthränen von ihrem mütterlichen Herzen. Da ist mächtig der Gedanke in seiner Seele: „ja, ihr theuren Eltern, ihr sollt euch an mir nicht geirrt haben; Gott wird es geben, daß es mir gelinge!“ Dieser Gedanke ist sein schützender Begleiter, der ihn nie verläßt, und so kommt er als ein herrlich ausgebildeter junger Mann ins elterliche Haus wieder zurück. Aber er findet seinen Vater schwach, und auch nicht lange hat er die Freude, ihn zu unterstützen, denn der Vater stirbt. Der Sohn wird der Versorger der Familie.

2) Wilhelm befand sich in seinen früheren Jahren in einem Dorfe, das tief in einem romantischen Gebirgsthale lag. Hier kletterte er auf Felsen, bestieg die Höhen, schauete durch die Zweige nach fernen Gegenden, oder saß in dem Schatten der Eiche über dem rauschenden Waldbache, und las Geßners Idyllen; oder er machte Anlagen in dem Garten; oder in den Winterabenden las er Campe's Robinson vor, während die Eltern und kleinen Geschwister in häuslichem Frieden zusammen saßen; oder er versuchte sich im Zeichnen; dann wanderte er mit dem Vater durch den tiefen Schnee, oder fand eine Schlittenfahrt u. dergl. Stiller, ernster

und froher Sinn, trauliches und heimisches Gefühl, und kräftiger Unternehmungsgeist mit unzerstreutem Fleiße erfolgte aus dieser Art zu leben in seinem Charakter. Bald aber erfuhr er häusliche Leiden in Krankheiten und anderer Noth der Seinigen. Dieses machte ihn oft sehr traurig, aber sein Entschluß entschied sich desto fester den Seinigen alles zu thun, und ein tüchtiger Mann zu werden. Nachher wurde sein Leben wieder freundlicher. Er kam in ein gutes Haus in der Fremde, wo er sich Anfangs zwar in einer gezwungenen Lage fühlte, und auch wohl mit verheimlichten Thränen nach Hause zurücksehnte, aber sein Trieb zur Bildung besiegte das Heimweh, und er fügte nun zu seiner Treue eine gewisse Feinheit des Lebens; und indessen gewann er immer noch unter manchem Seufzer seinen heiligen Ernst. Seine Eltern ließen ihn gern zu Zeiten, obwohl nicht zu oft, nach Hause zurückkommen, damit sich hier die guten Jugendeindrücke erneuerten. Hier besuchte er seine geheiligten Plätze, und feierte im Kreise der Seinigen alljährlich das Fest seiner kindlichen Unschuld und Liebe. Als bei seinem ersten Besuche seine Eltern etwas von einem fremdartigen Wesen an ihm bemerkten, womit er den roheren Schulton affectirte, so hörten sie das in den ersten Tagen mit einem gewissen Lächeln an, dann brachten sie ihn wieder ganz in den alten Familienton zurück, und nun wußten sie manches von affectirten jungen Leuten zu erzählen; sie führten ihn ferner zu einigen ihrer gebildeten Freunde. Da war er bald wieder ganz der bescheidene, natürliche, liebenswürdige Wilhelm, und er sah nun selbst auf seinen Modeton mit Lächeln herab. Auf einer solchen Heimreise in den Schulferien wurde er als 16jähriger Jüngling von einem Menschen unversehens angefaßt, der an ihm den ersten Versuch machen wollte. Wilhelm wendet sich rasch um, hat Gegenwart des Geistes, und macht den jungen Mann so muthlos, daß dieser selbst ihm als seinem Retter dankt, der ihn davor

bewahrt, ein Straßenräuber zu werden. Seine ſpäteren Jugendjahre führten ihn in den Krieg und auf Reiſen. Da ſammelte er Bilder von lachenden Fluren, von düſteren Thälern, von mächtigen Gebirgen und von mancherlei edlen Charakteren, die er mitten in dem Weltverderben überall fand und liebte.

3) Karl ſoll nach dem Wunſche ſeines Lehrers eine Geneſungsfeier ſeiner Mutter, welche gefährlich krank geweſen iſt, veranſtalten, und dabei ſeine Empfindungen auf irgend eine Art darlegen. Der Lehrer ſagt ihm nun nicht, daß er eine Rede, oder ein Gedicht machen, daß er mit ſeinen Geſchwiſtern ein ſchönes Plätzchen, etwa im Walde, auserſehen und zubereiten ſolle u. dgl.: er ſagt ihm überhaupt nicht, daß eine Feierlichkeit anzuſtellen ſey; ſondern er weiß ſeine Aufmerkſamkeit ſo dahin zu lenken, daß in ihm der Gedanke von ſelbſt entſteht. Und auch das hat er nicht einmal nöthig. Denn wirklich kommt ihm Karl mit dem Gedanken entgegen, da er überall gewöhnt iſt, ſelbſt auf etwas zu ſinnen, und er ein ſchön gebildetes kindliches Herz hat. Er theilt dem Lehrer ſeinen Plan mit, und beſpricht ihn mit ihm und ſeinen Geſchwiſtern. Er hat ſchon längſt an einem kleinen Gedichte gearbeitet, auch darauf gedacht, mit ſeiner Flöte, begleitet von der Guitarre ſeiner Schweſter, ein kleines Concert zu geben. Auch die Geſchwiſter ſind durch ihn erregt worden, obgleich die Schweſter auch ſchon an ſo etwas gedacht hatte. Nun wird raſch an das Werk Hand angelegt, und es kommt vortrefflich, noch über die Wünſche des Lehrers, zu Stande. Die Mutter wird mit einem Geneſungsfeſte überraſcht, welches als das eigene Werk ihres 13jährigen Sohnes und ihrer jüngeren Kinder, zugleich als das Bildungsfeſt derſelben ſie himmliſch erfreut.

4) Ein Mädchen zeigt die Erſcheinungen der lebhaften Natur. Der Vater nimmt es oft auf ſeine Arme, um mit ihm zu ſpringen, und es zur lebhaften Bewe-

gung anzuregen, doch nur so viel, als seine Lustigkeit bewies, daß es seiner Natur nicht zu stark war. Wird es nicht an Ausbildung seines Naturells auf diesem Wege gewinnen? „Wenn es noch ein Knabe wäre!“ wendet jemand ein, — „mit dem Knaben muß man rauher umgehen, um ihn zur kräftigen Thätigkeit zu erwecken; das Mädchen sollte man zum sanfteren Sinne zurückziehen; da wäre ein ruhiges Herumtragen, Hindeuten auf Gegenstände, und freundliches Vorsprechen viel besser.“ Ein anderer Freund glaubt, man müsse ein Gegengewicht bei dem Knaben sowohl als bei dem Mädchen auf die andere Wagschale der Kraft legen, damit die Natur nicht zu stark nach Einer Seite hin vordringe; denn die innere Harmonie sey doch das Hauptziel; also möge man sich vielmehr jene Kinder lebhafter Art ruhig zu beschäftigen, und sie ja nicht zu größerer Lebhaftigkeit aufzufordern bemühen. „Ob man damit etwas ausrichten werde,“ erinnert ein dritter, „ist die Frage. Denn die Unterhaltung, welche die Natur will, wird auch nur allein das Kind befriedigen, und ihr gemäß, nicht zuwider, soll man es behandeln.“ Aber man könnte doch leicht die Natur in ihrer Haupttendenz überspannen und übertreiben. Man hat also dabei folgende Rücksichten zu nehmen: Nicht über das Bedürfniß hinaus darf die Kraft in ihrer Richtung erregt, sie darf nicht überreizt, und nicht zur ungelegenen Zeit ins Spiel gesetzt werden. Die andern Richtungen darf man nicht verwahrlosen; darin liegt der Fehler. Das Kind von lebhafter Art werde ja recht sorgfältig in seinen ruhigen Momenten bemerkt, um alsdann seinem stilleren Sinne so viel möglich Nahrung zu geben. Dann unterhalte es die Mutter oder der Vater mit ruhigfreundlicher Miene, mit sanftem Vorsprechen, mit Hinweisen auf Gegenstände, die seinem Auge lieb sind. Läßt es sich, unmittelbar nach den Aeußerungen seiner Lebhaftigkeit, zu dieser stillen Unterhaltung bringen, so ist es desto besser. Der Grundsatz des Gegengewichts

bleibt immer mißlich; denn z. B. das ruhigere Kind ſo viel möglich zur Lebhaftigkeit auffodern, ohne es zu überreizen, und alſo ſeine Kräfte aufzureiben, ſcheint kaum möglich zu ſeyn.

5) Ein Knabe zeigt die Erſcheinungen der empfindlichen Gemüthsart. Seine Mutter achtet weniger auf ſein Schreien, befriedigt nicht ſogleich ſeine Bedürfniſſe, giebt ſeinem Sinne weniger Stoff. Sie will ihn dadurch abhärten. Wird ſie ihren Zweck erreichen? Wird ſie nicht vielmehr ihn erbittern? d. h. wird ſie nicht ſeine Kraft gewöhnen, nur widrig erregt zu werden? wird ſie alſo nicht gerade die bösartige Empfindlichkeit in ihm hervorbringen?

6) Eine andre Mutter behandelt ihr empfindliches Mädchen deſto ſanfter, um es bei der Innigkeit zu erhalten. Sie behandelt es durchaus freundlich, um dieſe natürliche Eigenſchaft ſeiner Kraft recht zu erheben. Denn ſo aſſociirt ſich wo möglich jede Erregung mit Freundlichkeit, und die Stimmung wird für das ganze Leben liebend und heiter. Und hat ſie nicht recht, daß ſolche Naturen, die ganz beſonders zur Sanftheit und Zartheit beſtimmt ſind, durch dieſe frühe Behandlung am erſten zu ihrem Ziele gelangen?

7) Ein Knabe verräth mehr Feſtigkeit als leiſe Erregbarkeit. Seine Mutter ſucht deſto öfter dem kalten hingewandten Blicke mit Freundlichkeit zu begegnen; ſie hält ihm oft etwas Helles und glänzende Farben vor, ſie trägt ihn munter herum u. dergl. m. Aber ſie macht ſich das zum Ziele, daß er einſt mit Stärke im Ertragen deſſen, was das menſchliche Leben mit ſich bringt, ausdaure; denn das iſt das Ziel ſeiner Natur. Sie hütet ſich darum wohl, auf ſeine unangenehmen Empfindungen ihn aufmerkſam zu machen, welches etwa durch die Miene des Bedauerns oder durch ängſtliches Zurufen geſchähe.

8) Eine gebildete Wärterin verſuchte eine Art von Unterricht ſchon mit dem Wochenkinde, z. B. Uebung des

Armes, vornehmlich des rechten. Sie sah das Kind in der Dämmerung, oder sonst bei schwachem Lichte, nachdem bei hellerem seine Augen genugsam geübt sind, freundlich an, oder ließ es selbst auf einen Gegenstand, der es reizte, hinsehen, und lenkte seine Aufmerksamkeit darauf; so suchte sie die Sehkraft auch für schwächere Reize zu gewöhnen. — Blumen von lebhaften Farben, oder andre Gegenstände der Art zeigte sie dem Kinde bald neben einander, bald einzeln, und nannte dann auch wohl die Farbe; so hatte sie nachmals das Kind in lebhafter Anschauung, wenn sie genannt wurde. Auch ließ sie das Kind Klänge von verschiedener Art vernehmen, nur nicht zu starke, wenn sie dem Ohre nahe waren, um so seinen Gehörsinn zur scharfen Unterscheidung zu erwecken. Dann vernahm es auch wieder sanften Gesang. Die Wiegengesänge sollten lieblich das Musikalische des Gehörs erwecken und den höheren Sinn mit dem Beginnen der Aufmerksamkeit anregen. Sie sprach zu dem Kinde immer in einem liebreichen, nie in einem unfreundlichen Tone, um es zum Gleichartigen zu stimmen. Die articulirten Worte sprach sie rein und richtig aus. Alle dergleichen Lectionen ertheilte sie nur zu der Zeit, wenn es sich in seiner Behaglichkeit befand und nicht ermüdet war, z. B. des Morgens nach seinem Erwachen, oder wenn es vergnügt auf ihrem Schooße lag.

9) Eine gefühlvolle Mütter saß an einem heiteren Sommertage in der Laube, der Säugling lag an ihrer Brust, sie sang und sprach ihm kosend vor. Der Vater trat hinzu und rief dem Kinde mit seinem Namen, das Kind ließ die Brust fahren, und wandte sich nach dem Vater, und in den Blicken begegnete sich Freundlichkeit und freudiges Lächeln. Gleichsam in scherzhafter Laune wandte sich das Kind wieder nach der Brust, und sog mit holder Miene wieder den süßen Nahrungssaft. Da rief ihm der Vater zu: „die Mutter!“ und es sah wieder freundlich nach der bekannten Stimme hin; die Mut-

ter sagte hierauf sanft: „der liebe Vater!“ und da wandte sich der Säugling nach dem Angesichte der Mutter hin. Seine Augen schwammen. Laue Lüfte wehten überhin. Ein Zweig bewegte sich vor den Augen des Kindes, es faßte ihn mit ernstem Blicke auf, und ließ ihn nicht fahren. Die Eltern riefen ihm mit seinem Namen, und nun sieht es wieder hold nach der Mutter. Jetzt umarmen sich Vater und Mutter und drücken sanft den Säugling an ihre Wangen. — Wie vermischt sich in diesen seligen Momenten alles umher, um Ein unendliches Gefühl in seiner Seele anzulegen! Laßt ihn nachmals einen Zweig sich bewegen sehen, laßt ihn die milden Lüfte athmen, laßt ihn den Namen Vater oder Mutter hören, oder seinen eigenen, laßt ihn den Duft der Gartenblumen aufnehmen, und ein Paradies wird ihm aufgehen, er wird sich vereinigt fühlen mit der Natur und mit Gott, und was aus dieser seligen Vergangenheit nachtönt, zieht ihn zur Unendlichkeit hin.

10) „In meiner frühesten Kindheit nahm mich mein trefflicher Vater oft auf seine Arme, hüllte mich in seinen Schlafrock, ging mit mir hinaus im Dunkeln in den Garten, zeigte mir den heraufsteigenden Mond, und das kindliche Herz fühlte nur Freude und ahndete nichts von Furcht. So ging er zur andern Zeit, wenns dunkel ward, mit mir in den Zimmern und Gängen des Hauses umher und sang mir vor. Auch forderte er von meiner Mutter, wenn sie mich schlafen legte, und mir mein kurzes Abendgebet vorgesprochen und mich geküßt, daß sie sogleich von mir ging, und das Licht mit hinwegnahm. Dann durfte keine Magd und niemand in mein Schlafzimmer. Rief ich dann: Mutter, oder Vater, küss' mich noch einmal! so kamen sie und befriedigten das kleine Herz. Hierbei aber blieb es, ich durfte dann nicht mehr rufen, schlief auch meistens gleich ein, und erwachte vor Morgens sieben Uhr nicht wieder. So ging es bis ins 3te, vielleicht 4te Jahr. Da kam unter den Kindern,

die mit meinem älteren Bruder spielten, auch ein junger Vetter, der eine besondere Freude hatte, mich zu necken. Der erzählte mir, wenn wir im Halbdunkel spielten, allerlei schauerliche Dinge, und begleitete seine Erzählung mit solchen Tönen und Bewegungen, daß ich in eine entsetzliche Angst gerieth. — — Meinen herrlichen Vater hatte ich verloren. Niemand arbeitete der Furcht bei mir entgegen: sie nahm bald so überhand, daß ich keiner Freude mehr fähig war. Oft wünschte ich mir den Tod, weil mir ein Leben voll steter Angst unleidlich schien. — — Aber noch bis in mein 17tes, 18tes Jahr hatte ich mit den Resten dieser Eindrücke zu kämpfen, die erst spät völlig verlöschten."

Karoline Rudolphi Erziehungsgem. I.

Seit Rousseau's Emile hat man viel von veranstalteten Situationen in der Erziehung gesprochen. Wir lassen einige aus diesem Buche hier folgen.

„Ich hatte einige Wochen lang die Aufsicht über ein Kind übernommen, das nicht allein seinen Willen zu haben, sondern auch über den Willen Andrer zu herrschen gewöhnt war, und also auf die wunderlichsten Capricen gerieth. Es wollte gleich am ersten Tage so was an mir versuchen, und mich nöthigen, um Mitternacht aufzustehen. Ich liege eben in meinem besten Schlafe, da springt das Bürschchen aus seinem Bette, wirft sein Nachtkleidchen um, und ruft mich auf. Ich stehe wirklich auf, und zünde ein Licht an, gerade das hatte er gewollt. Nach einer Viertelstunde kommt ihm wieder der Schlaf, und vergnügt darüber, daß es ihm so gelungen, legt er sich wieder zu Bette. Zwei Tage nachher wird das Stückchen wiederholt, es geht wieder so gut, ich lasse nicht das mindeste von Ungeduld blicken. Er legt sich wieder, und küßt mich; „gut," sage ich, „lieber Kleiner, aber nun komme mir nicht wieder so." Das Wort

regt ihn auf, um gleich die andere Nacht zu versuchen, ob ich mich getraute, ihm nicht zu Dienste zu seyn. Er kommt um dieselbe Zeit wieder, und ruft mich wieder auf: ich frage, was er wolle? er sagt, er könne nicht schlafen; ich: desto schlimmer! und damit schwieg ich still. Nun bat er, ich möge ein Licht anzünden; ich: „warum das?" und nichts weiter. Diese lakonische Sprache machte ihn verlegen. Er tappte herum, suchte das Feuerzeug, that als schlüge er an, schlug aber immer nur auf seine Finger, und ich hätte fast laut gelacht. Wie er merkte, daß das nicht ging, brachte er mir Stahl und Stein an mein Bette, ich aber sagte, ich hätte etwas anders zu thun, und legte mich auf die andere Seite. Jetzt fing er an, wie toll im Zimmer herum zu laufen, schrie, sang, lärmte, stieß sich selbst an Tisch und Stühlen, doch mit Sorgfalt, um sich nicht wehe zu thun, schrie jedoch darüber unmäßig, um mich in Noth wegen seiner zu versetzen. Allein, das alles half nichts; er meinte ich würde ihm vorpredigen, oder gar in Zorn gerathen — von allem dem nichts, ich blieb bei kaltem Blute, und das war ihm unerträglich. Desto hartnäckiger fuhr er fort, um doch meine Geduld zu besiegen, er lärmte noch ärger, bis mir es endlich kochte. Aber ich besann mich, da ich bald fühlte, ein unzeitiges Aufbrausen würde alles verderben, und stehe auf, suche nach dem Feuerzeuge, finde es nicht, fordre es dann von ihm, er giebt mirs wie im Triumphe, ich schlage ein Licht an, nehme den kleinen Burschen bei der Hand, führe ihn ganz ruhig in ein nahes Cabinet, worin die Fensterladen zugemacht waren, und sich nichts Zerbrechliches befand, gehe zurück, lasse ihn allein ohne Licht, schnappe das Schloß hinter mir ab, ohne ein Wort gesagt zu haben, und lege mich wieder in mein Bette. Da gab es nun erst ein Lärmen und Toben! Das hatte ich erwartet, und ließ mich es nicht anfechten. Endlich wird es still, er hatte sich zur Ruhe gegeben, und so

war ich auch beruhigt. Frühmorgens gehe ich in das Cabinet, da finde ich meinen kleinen Starrkopf im Sessel im tiefen Schlafe, der ihm nach allen den Arbeiten wohl nöthig seyn mochte.

Aber damit war die Sache nicht zu Ende. Die Mutter hatte gehört, daß ihr kleiner Liebling zwei Drittheile der Nacht außer Bette zugebracht. Das war nun ein Unheil! Da war kein anderer Gedanke, als das Kind hätte nun seinen Tod geholt. Der Bursche merkte sich das, konnte nun Rache üben, und stellte sich krank, ohne zu überlegen, daß ihm das die Sache eben nicht gut machen werde. Man ruft den Arzt. Der war aber, zum Leidwesen der Mutter, arg genug, um ihre Angst zu vermehren, und sie so etwas zum Besten zu haben; mir aber flüsterte er ins Ohr: „Lassen Sie mich nur machen, der Junge soll sobald nicht wieder Lust bekommen, krank zu seyn, verlassen Sie sich darauf, davon wird er geheilt;“ und nun schrieb er ihm eine Diät vor, wobei er das Zimmer hüten mußte, und eine Arznei, die ihm eben nicht lieblich einzunehmen war. Wirklich that es mir wehe, die arme Mutter so von Allen, außer mir, herumgeführt zu sehen, dafür aber, daß ich offen gegen sie war, bekam sie auf mich einen Zahn. Sie machte mir die bittersten Vorwürfe, und sagte, wie ihr Sohn von zarter Natur, wie er der einzige Erbe seiner Familie sey, wie man ihn erhalten müsse, was es auch koste, und wie sie nimmermehr zugeben würde, daß man ihm entgegen sey ꝛc. Ich dachte: die Mutter, wie das Kind, und sagte ganz kalt: „ich weiß nicht, wie man einen Erben erzieht, und — ich will es auch nicht lernen“ ꝛc. — Da der Knabe sah, daß er mit allem dem nichts gewann, ergriff er endlich die bessere Partei: er schlief und befand sich wohl. Dieser kleine Tyrann hatte bisher seine armen Hofmeister mit seinen Launen unglaublich geplagt und sich unterwürfig gemacht. Nun wollte er den Tag über, gleichsam zur Rache wi-

gen der ruhigen Nacht, ſeine Herrſchaft über mich ausüben. Ich bewies mich gefällig, bis es galt, ſeinen Eigenſinn zu brechen. Dazu mußte etwas veranſtaltet werden, damit er ſein Unrecht fühle, und nichts war leichter. Kinder denken nur an die Gegenwart, ich aber ſah auf das, was erfolgen werde. So verſchaffte ich ihm eine angenehme Unterhaltung im Hauſe, und wie er ſo recht nach Herzensluſt darin begriffen war, ſchlug ich ihm einen Spaziergang vor. Wer nicht wollte und mich abfertigte, war er, wer nach mehrerem vergeblichen Andringen nachgab, das war ich. Er hielt das für Unterwerfung, aber nun kam die Reihe an mich. Als ihm den andern Tag die Zeit lang wurde — ich hatte nämlich dafür geſorgt, und mich in Beſchäftigung vertieft. Er kommt, will mich losreißen, ich ſoll mit ihm ſpazieren gehen. Ich ſchlage es ab, er dringt darauf; „nein," ſage ich, „geſtern hatteſt du deinen Willen, heute habe ich meinen, das habe ich von dir gelernt; ich will nicht ausgehen." — „Ah, ſo gehe ich allein aus!" ruft mir der Kleine entgegen; ich: „nun, wie es beliebt!" Damit wende ich mich zu meiner Arbeit, er kleidet ſich an, doch nicht ohne einige Unruhe, weil er ſieht, daß ich das geſchehen laſſe, und es doch nicht auch thue. Jetzt iſt er fertig, kommt zu mir, ſagt ſein Adieu, ich erwiedre es, er ſpricht von gewaltigen Zügen, die er vorhabe, als gehe es bis ans Ende der Welt; ſo meint er mich zu ängſtigen. Ohne mich zu ſtören, wünſche ich ihm Glück auf die Reiſe. Das macht ihn noch mehr verlegen, indeß führt er ſein Vornehmen fort, und befiehlt dem Bedienten, ihm zu folgen. Der hatte ſchon ſeine Ordres; er antwortet, daß er keine Zeit habe, er habe etwas für mich zu thun, und mir müſſe er eher gehorchen als ihm. Da ſtand nun der junge Herr: ihn allein ausgehen laſſen! ihn, die Hauptperſon, ihn, der meinte, Himmel und Erde ſeyen um ihn in Noth! Das war zu arg! So mitunter kommt ihm ein Gefühl ſeiner

Schwäche, eine Besorgniß, er könne sich verirren unter fremde Leute, er fürchtet allerlei Gefahren, aber er beharrt doch bei seinem Willen, und so steigt er langsam und bange die Treppe hinab, auf die Straße hinaus, da wird es ihm schon leichter, und am Ende tröstet er sich damit, ich müsse doch für alles stehen.

So hatte ich alles erwartet, und darauf schon alles veranstaltet, und das mit Einwilligung des Vaters. Kaum ist er einige Schritte gegangen, so ruft es rechts und links: „da geht der junge Herr so allein! dem kann etwas Uebels begegnen, wir wollen ihn lieber herein rufen.“ — „Ei ja doch,“ wird entgegnet, „um den geben Sie sich keine Mühe, das wird so ein böses Bübchen seyn, das man aus des Vaters Hause gejagt hat, weil es nicht hat gut thun wollen, solche Vögel nimmt man nicht auf — den lassen Sie nur laufen.“ — „Nun, meinethalben, aber es wäre mir doch leid, wenn ihm etwas zustieße.“ Das muß er hören, geht dann weiter, da sind Gassenbuben seines Alters, die necken und spotten ihn; sein Verdruß nimmt mit jedem Schritte zu. Da sieht er sich endlich allein, ohne Beschützer, dem Gespötte der Leute Preiß gegeben, und muß leider erfahren, daß sein Achselband und galonirtes Röckchen ihm bei keinem Menschen etwas helfen. Einer meiner Freunde, den er aber nicht kannte, ist ihm von weitem gefolgt; jetzt geht er auf ihn zu und spielt seine Rolle trefflich, nimmt sich übrigens wohl in Acht, ihn nicht zu sehr in Schrecken zu setzen — kurz, er macht ihn so geschmeidig wie ein Ohrwürmchen, und bringt ihn nach Verlauf von einer halben Stunde zurück. Beschämt tritt er ins Haus, und zu allem Leidwesen muß ihm gerade sein Vater auf der Treppe begegnen. Da mußte er denn Rede stehen und beichten; er hätte sich lieber hundert Fuß tief unter die Erde gewünscht. Der Vater sagte ihm nichts, als ganz trocken: „wenn du ein andermal wieder allein ausgehen willst, so steht es bei dir, weil ich aber keinen

Gaſſenbuben in meinem Hauſe haben will, ſo hüte dich, es dann wieder zu betreten. Ich empfing ihn hierauf, ohne ihm etwas zu verweiſen, aber auch ohne ihn auszulachen, nur etwas ernſt, damit er nicht das Spiel, das man mit ihm getrieben, argwöhne, und ließ mich auch nicht bewegen, mit ihm ſpazieren zu gehen. Den andern Tag giengen wir zuſammen, und ich hatte die Freude zu bemerken, wie er gleichſam triumphirend an meiner Seite die Leute anſah, die ſich den Tag vorher über ihn aufgehalten hatten; und von jetzt an drohte er nicht wieder, ohne mich auszugehen. Durch dieſe und ähnliche Mittel brachte ichs in der kurzen Zeit, als ich bei ihm war, dahin, daß er alles that, was ich wollte, ohne ihm zu gebieten oder zu verbieten, zu moraliſiren und ihn mit unnützen Lehren zu betäuben."

Dieſe Situationsgeſchichte in dem Emile hat ein gewiſſes pädagogiſches Anſehen zu dergleichen Nachahmungen erhalten. Könnte ſie auch ſo in der Wirklichkeit veranſtaltet werden, — denn das Erdichtete ſieht überall hervor — ſo würde mit dergleichen wenig oder nichts gewonnen. Das Höchſte wäre, daß man eine einzelne üble Gewohnheit abgewöhnte, von einer einzelnen Verbildung entbildete, wie der Bandagiſt eine Verkrüppelung heilt; das wäre allerdings viel, und oft erwünſcht. Aber auch das iſt ſehr zu bezweifeln, denn dergleichen pſychiſche Künſteleien wirken nur auf heute und morgen, auf den Grund gehen ſie nicht, und bald bricht das Uebel wieder aus, vielleicht ärger als vorher. Denn der junge Menſch hatte ſich nur aus Zwang gefügt, etwas heucheln gelernt, oder Ingrimm in ſich verſchloſſen, und ſo würde es bei obigem Knaben natürlich ſeyn, daß er ſeinen feſten Sinn zu einem noch bösartigeren Charakter verdrehte. Dafür hätte ſich bei einer geraden ungekünſtelten, feſten Behandlung etwas ganz anderes, vielleicht ein edelkräftiger Charakter, entwickeln laſſen. Die wahre Erziehung iſt durchaus wahr und einfach. Daß Rouſ-

seau hier seinem Grundsatze so ungetreu geworden, ist eben aus diesem Grundsatze begreiflich. Er zieht nämlich die sogenannte negative Erziehung vor, diese aber kann im Praktischen keinen Schritt thun, ohne positiv werden, und es fehlt für diese Princip, Plan und Gränze, und da er eigentlich unter dem Negativen das Naturgemäße versteht, so fehlt auch dafür der deutliche Begriff und die klare Unterscheidung dessen, wohin die niedere Natur treibt, und was die höhere fordert. Da kommt er denn in Widersprüche mit sich selbst, und das ganze Erziehungsgeschäft wird eine eigene theatralische Uebung für vornehme Leute. Für das junge Herrchen muß das ganze Haus da, die Eltern müssen ihm, nur auf versteckte Weise, zu Dienste seyn, und alles ist Unnatur und Unwahrheit. Wie ganz anders bei den Alten! Solche Künsteleien konnten einem da kaum einfallen. Nein, wir wollen naturgemäß und nach Gottes Gesetz erziehen, da bedarf es dessen nicht. Das Kind erwachse in seinem wahren Verhältniß unter Eltern und Gebietern. Es ist es in armen Hütten eben so gut möglich, als in reichen Häusern, für welche doch der Emile eigentlich allein geschrieben zu seyn scheint, wenigstens in welchen allein dergleichen anwendbar seyn könnte.

Noch einige solcher Veranstaltungen könnten wir aus diesem jetzt freilich weniger gelesenen Buche anführen, um dasselbe zu beweisen, so z. B. was R. selbst von sich erzählt, wie er als Knabe auf dem Lande bei Nacht die Bibel aus der Kirche holen mußte *). Er spricht hierauf von der Gewöhnung ohne Furcht im Finstern zu seyn, schlägt Spiele dazu vor, warnt aber selbst gegen das Ueberfallen der Kinder zur Nachtzeit,

*) Verf. dieses hat einst einen ähnlichen Versuch gemacht, der sehr glücklich ablief; er war der Furchtlosigkeit des 8jährigen Knaben gewiß, dennoch hätte er nie wieder so etwas wagen mögen.

womit man, statt ihnen den Schrecken abzugewöhnen, denselben vielmehr verstärkt, u. dergl. m. Doch jene andere künstliche Veranstaltung, die man noch oft rühmen hört, dürfen wir nicht übergehen.

§

„Emile nimmt Besitz von einem Gartenbeete, indem er es mit Hülfe seines Führers umgräbt und Bohnen in dasselbe steckt. Er begießt sie täglich, sie kommen heraus, welche Freude! Diese wird noch größer, da ich ihm sage: „das gehört dir zu," und ihn bemerken lasse, wie er da durch seine Zeit und Arbeit etwas von seinem Ich verwandt habe, das in dieser Erde stecke, wie sein Arm etwa unter andern, mit denen er sich verschlungen. Eines Tages eilt er wieder mit der Gießkanne zu seinem Ländchen, — aber ach! alle Bohnen sind herausgewühlt, alles ist umgegraben! „Wer hat das gethan? Wer hat mich um meine Bohnen gebracht, meine Arbeit zerstört?" Emile jammert; er fühlt zum ersten male, was es heißt, eine Ungerechtigkeit erleiden. Der Gärtner wird gerufen. Dieser sagt alsbald, er selbst habe das gethan, und weit entfernt sich zu entschuldigen, beklagt er sich noch dazu, daß ihm sein Land, in das er Melonenkerne gepflanzt habe, seine ganze Mühe, sein Aufwand zu Grunde gerichtet worden." Da giebt es nun ein weiteres Nachdenken. Man muß erst ein Recht auf den Grund und Boden haben, ehe man Hand anlegen darf, und so wird denn der Begriff von Eigenthume in die Seele des Kindes recht lebendig gepflanzt. Ob wahrhaft gründlich? ob ganz richtig? möchten wir bezweifeln. Aber das hängt zusammen mit R. Grundsätzen von Gesellschaftsvertrage und dem Culturübel.

Um auch von einem unserer neuesten Erziehungslehrer einen solchen Versuchsvorschlag anzureihen, stehen hier folgende aus der Levana.

„Ich gehe mit meinem neunjährigen Paul in einem

dicken Walde spazieren. Plötzlich fallen drei geschwärzte und gewaffnete Kerle hervor, und uns an, weil ich mit ihnen Tages vorher gegen eine kleine Diebs-Prämie den Ueberfall abgekartet habe. Wir beide sind nur mit Stöcken gerüstet, die Räuberhorde aber mit Stechgewehre und einer blindgeladenen Pistole. Hier gilt nun nichts, als Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit. Einer sich gegen Drei — Paul ist für nichts zu rechnen, ob ich ihm gleich zurufe, einzuhauen — aber dadurch, daß ich dem einen Schnapphahne die abgedrückte Pistole seitwärts schlage, damit sie mich verfehlt (sah denn der geängstete Paul so scharf auf das Einzelne?), dem andern mit dem Stocke den Degen aus der Hand legire, den ich dann selber aufhebe, um damit auf den dritten loszudringen, dadurch, hoff' ich, soll das Gauner-Gesindel geworfen und in die Flucht gejagt werden von einem einzigen, rechten Manne und dessen Föderativ-Sohne. Wir setzen dem zerstreuten Heere noch ein wenig nach, kehren aber, da es ein lebendiges Lauf-Feuer ist, bald um; und ich lasse unter fortwährendem Gespötte über die feindliche Marschsäule — — nun meinen Verbündeten selber schließen, wie viel bloße Tapferkeit gegen Ueberzahl ausrichte, besonders gegen Spitzbuben, welche nach allen Erfahrungen selten Muth besitzen. Allerdings sind solche Spiele schon ihrer Unwahrheit wegen bedenklich; auch könnten sie nur durch Wiederholung den Nachtheil verwischen, welchen immer ein nachher auch in Nichts aufgelöstes Erschrekken ausdrückt. — Wohl bedächtlich setzt aber der Verf. hinzu: „Recht viele Erzählungen von siegendem Muthe sind vielleicht bessere Stärkmittel."

Aber wozu alle dergleichen Künsteleien? Es bedarf deren nicht; das Leben bringt selbst die Lagen, welche man für das Kind nur benutzen möge.

Was heißt nun erziehen? Die Welt im grauen Alterthume erzog, und ſo geſchah es fort und fort, und wir erziehen noch. Iſt damit etwas geworden, und wird damit etwas für die Menſchheit? Haben wir uns der Fortſchritte zum Beſſeren zu erfreuen?

Wir zögern nicht zu antworten mit einem offenen Ja. Die Geſchichte legt uns viel Treffliches in alter Zeit vor. Die Jugenderziehung, wie ſie z. B. bei den Griechen eingerichtet war, und wie ſie von ihren Weiſen gelehrt worden, zeigt uns viel Treffliches, und wir müſſen ſogar beklagen, manches hierin verloren zu haben. Aber darum darf unſere Zeit doch den Vergleich nicht ſcheuen. Denn auch das Herrlichſte, was die alte zum Ziel der Erziehung aufſtellt, die Seelenharmonie und Selbſtbeherrſchung im Einklange mit dem Volksleben wird durch die Idee der chriſtlichen, welche das alles in ſich ſchließt, aber vervollſtändigt, läutert, verklärt, unendlich übertroffen *). Wir dürfen nur nicht, wie es theilweiſe leider zu viel geſchehen iſt, und immer geſchieht, jenes Gute in der Jugendbildung verſchwinden laſſen, ſondern auch hierin die Alten als unſere Lehrer fortwährend vernehmen.

Man pflegt eine Menge Regeln, Handgriffe, Beobachtungen als Fortſchritte der Erziehungskunſt zu rüh-

---

*) „Das Chriſtenthum lehrt die beſte, die ewig ſichere und wahre Erziehung. Sie iſt ganz einfach. Das Kind ſoll chriſtlich erzogen werden, heißt: Eltern und Erzieher ſollen nicht ihr, ſondern Gottes Bild in die Seele des Kindes pflanzen, und darin wieder zu erneuern ſuchen; — — nicht ihren Idealmenſchen hineinkünſteln. Dadurch erſchweren ſie die harmoniſche Entwickelung von Innen aus, und verderben den ſchönen, den Kinderſeelen natürlichen Wahrheitsſinn noch obendrein oft für das ganze Leben. Dieſem Unheile ſteuert die chriſtliche Erziehung rein und durchaus.“

Horſt, Sloua.

men, worin sich denn besonders die neueste Zeit auszeichne. Wohl! Aber so seyen es denn nicht Thäteleien, abgerissene Blätter, die nur an ihrem Baume grünen, aber ohne ihn, und wären es auch Lorbeerzweige, bald genug hinwelken; und dann ruft jener Päan nur neue Klagelieder heraus, welche die letzte Stimme behalten, forttönen und vielleicht mit Spotte über das ganze Erziehungsstreben schließen. Vereinigt aber jene einzelnen Vortheile zu einem Ganzen, dann wird etwas daraus. Dieser Zuruf an uns ist selbst ein Fortschritt. Wir haben ihn schon in unserer Jugend vernommen, und hierauf die Erziehungssysteme, die es im strengeren Sinne seyn wollten, aus tiefgehender Philosophie erwachsen sehen; wir sahen sie aber auch wieder vergehen, weil sie nicht in das Leben einzubringen vermochten.

Da begann denn die im Stillen der edleren Natur hier und da fortwirkende Kraft auch in der Lehre hervorzuleuchten, und man fing an deutlicher zu erkennen, wie keine Bildung ohne Liebe sey. Und so gewann unser Zeitalter den Gedanken, daß das Erziehen zwar eine Wissenschaft verlange, aber zugleich eine Kunst sey, die ein Talent voraussetze, und auch ihren Genius habe, und dieser könne kein anderer seyn als die Liebe. Gewiß ist dieses eine hohe Wahrheit, und das Zeitalter möge sich freuen, welches zur lebendigen Erkenntniß derselben gelangt ist. Noch aber ist sie damit nicht tief und belebend genug erkannt. Denn der Geist dieser Liebe muß auch in seinem Lichte erscheinen, und die erziehende Thätigkeit mit dem Lebenshauche kräftigen, der alles Einzelne zum rechten Ganzen vereinigt. Dann wird jedes Blatt am edlen Baume grünen, jede Knospe zur glücklichen Stunde sprossen, jede Blüthe sich schön und fruchtreich erschließen.

Wo finden wir diesen Geist der einzigen, wahren

Erziehung? Wenn der Philosoph Kant bemerkte: „Eltern erziehen gemeiniglich ihre Kinder nur so, daß sie in die gegenwärtige Welt, sey sie auch noch so verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand der Menschheit dadurch hervorgebracht werde;" so führt das unmittelbar zu der Forderung an die Eltern, daß sie ihre Fehlerhaftigkeit und das Bedürfniß eigener Besserung ernstlich einsehen. Ja, wären einmal die Mütter recht Mütter, die Väter recht Väter, die erziehenden Personen alle edle Menschen, die Lehren alle vernünftig, die Sitten durchaus rein, das häusliche Leben und das öffentliche in bester Ordnung und Segensfülle — welches herrliche Menschengeschlecht würde uns dann in unsern Kindern, welches noch herrlichere in unsern Kindeskindern heranblühen, und welche himmlische Nachwelt würde in der Menschheit heraufgehen! Weil es aber mit dem Jetzt nicht so ist, so können wir auch das Kommende nicht so erwarten. „Wie niederschlagend!" — Das wäre es, wenn wir nicht eine höhere Ermuthigung hätten, und allerdings eitel genug zeigt sich das ganze Thun und Treiben im Erziehungsgeschäfte für diejenigen, die sie nicht haben und nicht im Reiche Gottes wirken.

Die Menschheit bedarf der Heilsanstalt, und sie ist da, und wir brauchen nicht erst zu sinnen, wie wir sie durch und für die Erziehung beachten, und könnten das auch nicht, und die ganze Weisheit der alten und neuen Denker, und alle Bildungsvereine, die großartigen wie die pedantischen, vermöchten es nicht. Aber eintreten sollen wir in die von Gott gestiftete Heilsanstalt, wenn wir uns selbst, unsere Kinder, die Nachwelt bilden wollen. Im Reiche Gottes geht auch nichts verloren, und da ist die Arbeit auch der bekümmerten Mutter und des sorgenvollen Vaters nicht vergeblich, wenn sie durch den Geist, der in diesem Reiche regiert, geleitet wird. Die

göttlichste von allen Künsten ist das Bilden nach dem Ebenbilde Gottes oder das Erziehen in dem christlichen Geiste.

Achtung und Liebe eurem Kinde! es ist Gottes Kind. Achtung und Liebe jedem Kinde! auch dem armen und verlassenen! auch ihm werde eine gute Erziehung zu Theil! Fürsorge der Erwachsenen für die Jugend zu ihrer Bildung, nicht zur Ueberhebung, zu Hause, in der Schule, überall! lasset euer Licht ihr leuchten! umgebt sie mit edler Sitte, mit anziehendem Beispiele! Das Kind sey Kind, Knaben und Mädchen seyen, was ihr Alter verlangt, der Jüngling wie die Jungfrau sey bescheiden heranstrebend; von dem ersten Tage des Auflebens an durch das ganze Jugendalter hindurch rufe die erziehende Sorgfalt das Ebenbild Gottes hervor! Wie die Außenwelt in die Sinne des Kindes einströmt, so wachse aus dem Grunde der Seele der Bildungstrieb ihr entgegen! wie sich im weiteren Spiele der hervortreibenden Kraft die Eindrücke vielfach gestalten, erzeugen, befruchten, erstarke die innerlich bildende Kraft zum Geistesleben in Körperstärke! wie die umgebende Welt die Jugendblüthe aufruft und bewegt, schaue der erstarkte Mensch zu seinem Ideale hinauf, und bilde sich selbst aus, gottgefällig und der Welt wohlthätig! das ist der Verlauf der Erziehung. Sie führe jeden zu seiner Bestimmung, auch im kleinen Kreise, auch in niederem Stande, wie Gott es fügt. Auch ungekannt und äußerlich beengt kann dein Kind im Reiche Gottes groß und innerlich reich werden. Trachtet also nicht nach hohen Dingen für eure Söhne und Töchter, sondern haltet sie ihrer Lage gemäß eher zu den niedrigen, aber lasset sie darin nicht selbst niedrig werden, sondern lehret sie auch mit wenigem zufrieden, im Kleinen groß, im Seelenadel erhöht werden! Fasset vom frühesten an in euren Kindern den bösen Feind in die Augen, und lasset ihn nicht im mindesten aufkommen! Es ist der

Egoismus, der im Knaben gern zum Stolze, im Mädchen gern zur Eitelkeit erwächst *). Wachet für sie, ihre ganze Jugendzeit hindurch, lehret aber selbst, wie Christus seine Jünger, euer Kind, jetzt noch eines der Kleinsten in seinem Reiche, wachen und beten! Und so sey jede seiner Lebensstunden von dem dämmernden Morgen an in der Gegenwart des Ewigen geheiligt, und wie die Stunde vorübergezogen bleibe ihr Licht wie ein Engel in der Seele, so begleite eine lichte Schaar dasselbe bis in seinen vollen Tag, und durch sein ganzes Erdenleben bis jenseits hinauf.

Das will der Geist, welcher in Wahrheit erzieht, und also für Zeit und Ewigkeit. Wollen wir es denn anders? Wollt ihr denn nur für die Zeit erziehen? Für die gegenwärtige? Für eine zukünftige? Dann erreicht ihr vielleicht dieses oder jenes nahe gesteckte Ziel, öfter aber verfehlt ihr auch das, und dann habt ihr alles verfehlt. Das eben ist die Trauer so vieler Eltern und Erzieher **).

---

*) Und so ist es eine unglückselige Eitelkeit der Mütter, wenn sie (wie eine Deborah in dem Vicar von Wakefield) die Eitelkeit ihrer Töchter, und eine noch unglückseligere, wenn sie den Stolz der Söhne ernähren. Hätte eine Cornelia, so preißwürdig auch übrigens diese Römische Matrone war (Gesch. d. Erz. S. 452.), nicht ihre Knaben als ihren Juwelenschmuck vorgezeigt, und hätte sie dafür die Frömmigkeit gehabt, lieber die Tochter des Scipio als die Mutter der Gracchen zu heißen, so wäre sie in diesen ihren Söhnen eine heilbringende Patriotin geworden, und in ihnen wäre nicht das Unheil Roms heraufgerufen worden. Das fing mit eben dieser Cornelia an.

**) Und — der Familien, da sie doch nicht einmal ein Mittel dabei finden, ihre zeitlichen Güter bis über das 3te Glied hinaus zu vererben. Ja, ist es nicht die Trauer der Völker, der Reiche, der Welt in ihrer ganzen nichtigen Herrlichkeit? Wo anders als im Göttlichen wird das bleibende Heil auch der Erziehung verheißen?

Möge man sich also das Bild der christlichen Erziehung ausmalen, wenn auch begeistert wie durch einen Blick auf ein Meisterbild einer heiligen Familie: es ist keine Poesie, sondern Lebenswahrheit, wenn man nur wollte, Lebenswahrheit, die zur alltäglichen werden kann.

Wollt ihr sie in eurem Hause sehen? Nun wartet und pflegt und erzieht nur eure Kinder nach jenem Geiste, da werdet ihr sie bald erfahren, und vielleicht wird eure Erwartung noch übertroffen. Wird dann so eine Familie das Beispiel für die andern, erwacht so der schönste Wetteifer, — statt jenes unheilbringenden im heutigen Luxus — dann bildet sich in eurem kleineren oder größeren Kreise eine Sitte, gleich einem Garten, worin eure Kinder aufblühen, und aus welchem Para-

---

Wir möchten hierbei noch den Blick auf einige Bilder der alten Welt werfen, während wir ihn gern auf eine bessere Zukunft richten. Dort erwuchs der Sohn der Thetis bei einem Cheiron mit Lyra und Bogen: er bringt den Untergang jener blühenden Stadt und findet da den seinigen. Ein Scipio muß die welthandelnde Stadt Karthago in Schutt umstürzen: er weint bei diesem Anblicke, er denkt an den Wechsel der Dinge, der auch seiner Roma bevorstehe (wie er selbst seinem Lehrer Polybius sagte, s. dessen Reliqu. 39, 3.), er trauert über das Schicksal der Menschen, der Städte, der Völker, der Reiche — „wie einst auch Ilium, die wohlgebaute Stadt, wie die größten Mächte alter Zeit, der Assyrer, Meder, Perser, wie die in neuer Zeit über alle aufglänzende der Makedonier — wie alle, alle dieses Schicksal erfuhren, und er bricht, war es absichtlich oder unwillkürlich, in die Verse Homers aus (Il. 6, 448 fg.):

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst, und das Volk des waffenkundigen Priams."

So im Großen, so im Kleinen! Also erzieht zum Höheren der Menschheit das Volk und das Kind! Und dazu ist uns der rechte Quell eröffnet.

dieſe ſie nicht vertrieben werden, müßten ſie auch im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen, und die Nachwelt wird in eurem hinterlaſſenen Segen euch danken. Denn das geht weiter und weiter in größere Kreiſe, und ſo erwächſt aus der chriſtlichen Familienerziehung die wahre National- und Volkserziehung, und die höher ſteigende Bildung der Menſchenwelt.

Wir gaben überall Winke, wie z. B. die einfache Lebensweiſe, die naturgemäße Gewöhnung des Kindes in Speiſe und Trank, die Uebung der Sinne und Körperkraft, die ſittliche und überhaupt die geiſtige Bildung durch die einzelnen jungen Leute hindurch in das ganze heranwachſende Geſchlecht bildend einfließt, und es iſt leicht einzuſehen, wie ſich auf dieſem Wege nicht nur der Familienſchlag, ſondern auch die Nation ſelbſt veredeln müſſe. Allerdings iſt die Erziehung, wir meinen die wahre, auch nach den Nationen verſchieden, ſelbſt nach den Europäiſchen gebildeteſten, wenn ſie ſich gleich gegenſeitig ihre Cultur mittheilen, und die Deutſchen und andere Germaniſche Völker müſſen dieſes und jenes in der Behandlung der Jugend anders haben, als z. B. die Franzoſen und Engländer; ja die Stammverwandten ſelbſt haben mit Recht ihre Eigenthümlichkeit, ſo gut, wie ſie jedem einzelnen Kinde in der Erziehung zuerkannt wird. Aber der Geiſt der wahren Erziehung iſt derſelbe, die Geſetze ſind dieſelben, die Hauptregeln dieſelben, das Ziel der Menſchheit daſſelbe. Das Einzelweſen und das Ganze ſeines Volkes ſteht in einem lebendigen Organiſmus, dieſen eben ſoll jener Geiſt verſtehen und bilden. Darin waren die Geſetzgeber des Alterthums groß, ſie einigten die Erziehung ihres Volkes mit der jedes Kindes; uns aber iſt das Größere geworden, das die jedes Kindes mit der unſeres Volkes und mit der der ganzen Menſchheit innigſt vereint, und

den glücklichsten Erfolg, wenn auch erst in langsamer Sternenbahn, verheißt. Das zu erlernen ist die Aufgabe unserer Erziehungslehre. Hierzu müssen wir uns denn auch ihren Hauptzweig bekannt machen, den Unterricht der Jugend.

Nachwort.

Mit demselben Gefühle schließen wir dieses System der Erziehung, wie wir uns die Grundsätze derselben in ihrem Zusammenhange zu nennen erlaubten, mit welchem wir die Geschichte der Erziehung beendigten. Das Streben, das durch Versuche und Erfahrungen hindurchgegangen, um die Menschheit von Geschlechte zu Geschlechte durch die Jugendbildung ihrem Ziele näher zu führen, begleitet uns auch bei dem Nachdenken darüber, wie so etwas von uns am besten geschehen möge, und bei den Vorschriften, die wir hierzu ertheilen. Aber wie vor uns, so ist es heute: die Idee der Erziehung soll sich fortwährend entwickeln, und fortbildend immer in das Leben eingehen. Wer hierin wirkt, möge sich also durch ein unverdrossenes Studium das aneignen, was die Historie und die Theorie bis jetzt an die Hand geben; beseelt ihn dann Liebe zur hochwichtigen Sache, so wird er auch einsehen, daß der Buchstabe wenig hilft, wenn der belebende Geist fehlt. Der Verfasser fühlt also, wie viel da noch zu thun und zu lehren ist, und so gewiß er in der Ueberzeugung lehrt, daß er den rechten Weg vorgezeichnet habe, ebenso sieht er auch, daß noch vieles zu lehren sey, weiß, daß noch vieles zu berichtigen seyn wird, und möchte nur jede Abirrung, zu welcher er etwa, obwohl unbewußt, verleiten könnte, wenigstens durch

diese Erinnerung verhüten *). Darum bittet er denn die Eltern, Erzieher und Lehrer, so wie er sie als seine

*) Wir führen bei dieser Gelegenheit noch etwas an, das in die Geschichte der Erziehung, jedoch auch hierher, gehört, aus zwei Englischen Classikern, der eine noch vor Lockes Werke, der andere nachher (Gesch. d. Erz. II. S. 407.) Der erste ist der berühmte Dichter des Verlornen Paradieses, der zweite der berühmte Verf. des Dorfpred. von Wakefield. Jener, Milton, schrieb gegen das J. 1650 a small tractate of education to Mr. Hartlib, worin er auf wenigen Blättern hauptsächlich eine bessere Wahl und Behandlung der Lehrgegenstände empfiehlt. Es waren damals die großen Bewegungen seit Cromwell, und er erwartet die Rettung seines Vaterlandes hauptsächlich von einer verbesserten Erziehung. Dabei bekennt er: „es ist nicht meine Liebhaberei nachzuforschen, was manche moderne Janua's und Didaktica's (das geht wohl auf die Jan. reser. und Nova Did. Comenii, vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 397.), und mehr als ich je lesen werde, projectirt haben ꝛc. — ich will mittheilen, wozu mich die Nachforschungen in religiöser und politischer Erkenntniß gebracht haben. Das Endziel alles Lernens ist, den Ruin (ruins) unserer ersten Eltern zu repariren, indem man die rechte Erkenntniß Gottes wieder gewinnt, und hierbei Gott lieben, ihm nachahmen und ähnlich zu werden lernt ꝛc.“ Dieser Gedanke, der seine Erläuterung durch Miltons relig. Grundsätze erhält, steht übrigens dort im Zusammenhange nicht so engsinnig da, als er so einzeln erscheinen mag. — Der andere Schriftst. Oliver Goldsmith schrieb ebenfalls eine nur kleine Abhandl. on the education of youth (S. Essays etc. 1821. p. 21 fgg.), worin er sagt: da wenige Gegenstände so wichtig für die Gesellschaft sind, so ist auch über wenige häufiger geschrieben worden. Indessen ist es etwas befremdend, daß dieses fast von allen nur in declamatorischer Weise geschehen. Sie haben sich über den Nutzen, den die Erziehung für das Individuum und für die Gesellschaft hat, weitläuftig ausgelassen, und in das Lob einer Sache verbreitet, das doch niemand so keck ist, nur in Frage zu stellen. Statt daß jeder seinem eignen und sonderbaren (whimsical) Systeme sich nur hingiebt, hätten sie besser gethan, wenn sie mehr mit Wissenschaft und Beobachtung klar und einfach gelehrt hätten. In dieser Sache ist schon der kleinste Irrthum von den gefährlichsten Folgen, und wer darüber schreibt, bedenke, daß man sich schon bei der kleinsten Abirrung von dem rechten Wege an dem heranwachsenden Geschlechte vergreife.“

Leſer denkt, daß ſie alles Einzelne durch das Ganze erklären, und ſich überhaupt den Geiſt der wahren Erziehung aneignen. Zu dieſem hinzuweiſen war unſer Zweck, und iſt es auch im folgenden Bande. Man wird hierbei manchen Grund finden, warum in dem erſten mehreres vorkommt, das in Nebenſachen unſerer Geſchichte abzuſchweifen ſchien, und wird auch lieber Wiederholungen als Auslaſſungen nachſehen. Der Verf. hat daher in dem Syſteme, ſo wie weiterhin im Unterrichte der Erziehung, häufig auf die beiden Theile der Geſchichte hingewieſen, mit I. und II. bezeichnet, bei dem erſten Th. öfters ohne ausdrücklich I. hinzuſetzen — weil er es für dienlich hält, die citirten Stellen dabei nachzuleſen.

Verbeſſerungen.

Seite 4 Zeile 7 in d. Anm. ſtatt wieder, lies wider.
— 6 — 12 v. u. iſt vor den Abſatz zu ſetzen 2)
— 9 — 14 v. u. fehlt hinter verwerf und S. 17 Z. 6 v. u. hinter Kopf das Zeichen ‹
— 17 — 6 v. u. in d. Anm. ſt. Gaert l. Geert.
— 18 — 6 ſt. ihnen l. ihm.
— 22 — 8 v. u. in d. Anm. ſt. Schulverlaufe l. Jahrel.
— 33 — 9 ſt. Phil= l. phil=
— 39 — 3 ſt. anorganiſchen l. anorgiſchen.
— — — 8 ſt. Zoolyten l. Zoolithen.
— 41 — 4 v. u. wie auch
— 45 — 3 iſt ſt. des; ein, zu ſetzen.
— 51 — 1 ſt. worauf l. hierauf.
— 53 — 1 u. 2 ſt. jene als — — dieſe als — — lies dieſe als — — jene als.
— 56 — 9 ſt. Embrio l. Embryo.
— 64 — 4 fällt das , hinter Menſchen weg.
— 70 — 19 iſt ein , hinter Gehirn zu ſetzen.
— 80 — 3 v. u. in d. Anm. iſt hinter ſey ein “ zu ſetzen.
— 82 — 6 v. u. iſt hinter Allgemeinen ein : zu ſetzen.
— 84 — 19 iſt hinter ($\frac{+97}{7}$) ein , zu ſetzen.
— 89 — 8 v. u. fehlt hinter Muſkeln das „
— 101 — 5 in d. Anm. ſt. denn l. den.
— 118 — 15 iſt vor Einſehen der Art wegzuſtreichen das.
— 122 unterſte Z. iſt vor Blutumlauf zu ſetzen Veränderter.
— 212 — 14 iſt vor Thätigkeitstrieb zu ſetzen den.
— 221 — 15 iſt hinzuzuſetzen und umgekehrt ꝛc.
— 247 — 18 ſt. in den l. in dem.
— 250 — 11 ſt. welche — — verloren gehen, l. welche er — — verliert.
— 251 — 3 v. u. ſt. und frei l. ſondern frei.
— 266 — 6 in d. Anm. ſt. Schnurhaare l. Schnurrhaare.
— 277 — 2 iſt das zweite von wegzuſtreichen.
— 285 — 10 fällt hinter mehr das als weg.

Seite 286 Zeile 12 ſt. ein l. im.
— 290 — 5 v. u. ſt. Qualität l. Quantität.
— 325 — 11 fällt ihm weg.
— 326 — 5 v. u. ſt. in l. im.
— 336 — 4 v. u. ſt. das l. dem.
— 341 — 10 und 17 ſt. über l. unter.
— 345 — 4 v. u. ſt. Barks l. Banks.
— 371 — 7 ſt. gleich viel l. gleichviel.
— 386 — 10 v. u. ſt. vereinigte l. vereinigt.
— 391 — 14 v. u. fällt hinter Grundtugenden das , weg.
— 409 — 5 v. u. ſt. Innige l. innige.
— 442 — 6 v. u. iſt nach Das zu ſetzen Verbieten.
— — — 4 v. u. iſt hinter Rohheit ein ; zu ſetzen.
— 466 — 1 in der Anm. ſt. ein l. kein.
— 486 — 10 u. 11 in d. Anm. das " hinter Menſchenbildung zu ſetzen, und hinter ein wegzuſtreichen.
— 501 — 5 v. u. ſt. hates l. hat es.
— 523 — 13 v. u. ſt. welchen l. welchem.
— 541 — 8 v. u. ſt. ſicheres l. ſichreres.
— 568 — 3 v. u. ſt. der Morgenzeit am iſt zu ſetzen —, die Morgenzeit, am.
— — — 5 v. u. in d. Anm. ſt. olter l. alter.

Ein bedeutendes Verſehen iſt, daß S. 536 die Hauptüberſchrift fehlt Zweiter Abſchnitt und S. 552 ebenſo Dritter Abſchnitt; daraus iſt denn weiter das Unrichtige im Columnentitel entſtanden: Erſter Abſchnitt, wo es heißen ſollte: Zweiter Abſchnitt v. S. 536—552 und Dritter Abſchnitt v. S. 552—566; auch iſt von S. 537 an Kinderjahre immer wegzuſtreichen, und von S. 568 an alles auf dem Columnentitel außer Ueberſicht.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 038 458 907

Digitized by Google

Digitized by Google